

Neue litterarische blätter


Dei
Sub Numine
Viget

opl A. Jans ad. Herff

3. Jahrgang. Berlin, den 1. Oktober 1894. Nr. 1.

Neue litterarische Blätter

Zeitschrift

für

Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von Franziskus Hähnel. — Herausgegeben von Heinrich Stümcke.

Verlag von Eduard Rentzel, Berlin W. 57, Yorkstrasse 48.

Die „Neuen litterarischen Blätter" erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem deutschen litterar. Gesellschaft", deren Organ die „N. l. Bl." sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G." durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Litterarische Herzenssachen.

Unter den Zuschriften, die mir in Folge der in meiner Broschüre „Litterarische Sünden und Herzenssachen" gegebenen Anregung aus litteraturfreundlichen Laienkreisen zugesandt wurden, befanden sich einige, die mir eine gewisse Schwarzseherei zum Vorwurf machten und meinten, es sei um unsere litterarischen Zustände nicht so schlimm bestellt, wie ich und andere Kollegen konstatieren zu müssen glauben. Wie gerne würden wir diesen Vorwurf als berechtigt anerkennen, wenn uns die Thatsachen widerlegen wollten; aber wer es wirklich gut meint mit unserer Litteratur, darf heute keine Vogelstrauss-Politik treiben oder sich optimistisch an einzelne erfreuliche Thatsachen, die unsere Befürchtungen Lügen zu strafen scheinen, anklammern. Das ewige ceterum censeo ist leider auch heute noch die Klage, dass das litterarische Interesse in weiteren Volksschichten noch viel zu lau oder gar nicht vorhanden ist oder was noch schlimmer, nicht auf die richtige förderliche Weise sich äussert und befriedigt wird. Auf der Versammlung der Deutschen Buchhändler war allgemeine Klage, dass selbst früher stets gangbare Werke wie die Konversationslexika nur mässigen, kaum die Kosten deckenden Absatz finden, von Belletristik und Zeitschriften ganz zu schweigen. Ich habe in meiner eben erwähnten Broschüre die Symptome dieser Unlust aufzuspüren gesucht und u. a. die zu teuren Bücherpreise, die Überschwemmung des Büchermarkts mit minderwertigen Sachen, die kritiklose Bevorzugung einzelner Modegötzen hervorgehoben. In richtiger Erkenntnis der Sachlage haben die „Neuen litterarischen Blätter" nach Kräften diese Fehler zu vermeiden und zu einem für jeden erschwinglichen Preise eine abwechslungsreiche und lediglich nach litterarischen Gesichtspunkten gewählte Kost zu bieten gesucht. Sie werden in grösserem Umfang und vernünftigen fortschrittlichen Ansprüchen der kommenden Zeit in Kunst und Leben stets Rechnung tragend diesem Programm treu bleiben und stets bestrebt sein, die kleine Gemeinde wahrer Kunstfreunde, einerlei welchen Alters, Standes und Geschlechtes, zu erweitern und zu kräftigen. Die eben begründete „Allgemeine deutsche litterarische Gesellschaft", über die der Leser an anderer Stelle dieses Blattes Näheres findet, ist ein verheissungsvoller Anfang. Sie ist kein litterarischer Reformverein, der sich ein unfruchtbares Detailprogramm aufbürdet und sich brüstet, dass allein in seinen Kreisen das wahre Heil und Verständnis für unsere Litteratur zu finden sei, aber wir glauben wohl, dass die Gesellschaft durch Aneinanderschluss der gleichgesinnten Litteraturfreunde ein Faktor im geistigen Leben der Nation werden und ganz von selbst in gesundem reformatorischen Sinne, der in diesem Blatt stets eine Rednertribüne finden soll, wirken wird. Was ich am Schluss meiner Broschüre sagte, gilt auch heute noch: Im ganzen Reich

der Feder giebt es zu bessern, Veraltetes und Sündhaftes zu beseitigen und Neues mit Wagemut anzufassen. Und nur eins wird wirklich helfen, wenn nämlich die Zukunft und die Grösse unserer Litteratur Geniessenden wie Produzierenden wirkliche Herzenssache wird und alle zerstörend und aufbauend gemeinsam wirken.



(Nachdruck verboten.)

Alberta von Puttkamer.

Eine psychologische Studie von **Carl Busse**.

Dem deutschen Jdealtypus des Weibes entsprechen sie herzlich wenig, die paar Frauen der Weltlitteratur. Sie singen keine Wiegenlieder und flechten keine Rosenkränze; sie haben kein stilles Gretchengesicht, und der schöne Vergleich des Weibes mit dem schwanken Epheu, der nach einem Stamm und einer Stütze sucht, ist auch rein gar nicht auf sie anzuwenden. Denn es sind stolze eigenmächtige Naturen, diese paar Frauen, und ihr Dichten ist ein ewiges Ringen, ein Aufschrei, ein trotziges Sich-Auflehnen gegen irgend etwas. Und alle fast schreiben mit zuckendem Herzen, alle fast haben empört zu Gott geschrieen. Es ist etwas Sprödes in ihnen und etwas Hartes, ein starker männlicher Zug. Deshalb sind viele unvermählt geblieben; deshalb ist die Ehe der andern meist unglücklich. Ich will hier garnicht von den grossen Ausländern reden, nicht von der Staël, nicht von G. Sand, nicht von Charlotte Leffler, der Elliot und der Negri, auch nicht von unsern Schriftstellerinnen à la Bertha von Suttner, nur auf die Dichterinnen möchte ich hinweisen, auf die Droste und Ada Christen, auf die delle Grazie und Maria Janitschek. Alberta von Puttkamer reiht sich ihnen an. Auch in ihren Augen brennt das grosse Leuchten selbstherrlicher Seelen, und ein herber Zug um ihre Lippen erzählt von Kämpfen und unerfüllten Träumen . . .

I.

Sie muss gleich ein ernstes Kind gewesen sein, mit tiefen, fragenden Blicken. Die hellsten Stunden verträumt sie über Büchern; während ihr Schwesterlein mit offenen Sinnen ins Dasein strebt und es jubelnd geniesst, sinnt und grübelt sie stundenlang. Und was liest sie? Die alten Mären und Geschichten, die nordischen Sagen, die Edda. Ihr Apfelbaum im Garten wird ihr zur Weltenesche Yggdrasil, und den Midgardwurm glaubt sie oft nächtens zu sehen. So füllt sich ihr Köpfchen mit Bildern übermenschlicher Gestalten, heidnischer Könige, gewaltiger Recken. Und so gilt auch ihre Sehnsucht etwas unendlich Grossem, Starkem und Ragendem. Wie sagt sie doch einmal? „Nach Unmöglichem im Überschwange fasst' ich oft in schnellem Jugenddrange.“ Es ist ein Übermaass von Kraft und Sehnsucht in ihrer jungen Seele, und das will sich bethätigen; ihre Begeisterung will ein Ziel haben. Sie wächst heran, und mit jedem neuen Tag sucht sie von neuem nach diesem Ziele, nach etwas, das hoch emporragt über den Alltag und die Kleinlichkeit ihrer Umgebung . . etwas, wie die geliebten Gestalten der Sage.

Und endlich findet sie dieses Ziel, dem ihr Herz mit all seiner grenzenlosen Sehnsucht, seiner naiven Vertrauensseligkeit, seinem Überschwung von Begeisterung zujauchzt. Und weil sich ihre Sehnsucht in einem Manne verkörpert, liebt sie auch wild und glühend. Und wer ist dieser Mann? Nun Einer, der wirklich über allen andern steht: ein nordischer Fürstensohn, der neben seiner geschlossenen Krone noch die eines grossen Denkers, einer bedeutenden Persönlichkeit trägt, — eine elementare Byron-Natur, Faust, Ahasver, Hamlet in Einem. Das ist für sie bezeichnend; vielleicht liebt sie in ihm erst das Allüberragende, die Macht, die Rang und Reichtum ihm geben, die starke Jugendkraft, das Geniale und Gewaltige seines Wesens. Die schlechtesten jungen Mädchen sind es sicher nicht, die von Königssöhnen träumen; und sie hatte ja Tag und Nacht ihre Recken und Helden im Kopf. Deshalb erscheint er ihr auch „wie ein Held aus früheren Sagen, der fragelos und ohne Kämpfen siegt,“ wie ein Recke mit erzner Brust und Stirn; deshalb nennt sie ihn den „Prinzen aus der Märchenwelt“, den „Jupiter mit dem Zickzackbündel der blitzeschleudernden Kraft“, den „Herrliebsten“. Grenzenlos wie ihre Sehnsucht ist ihre Liebe. Nichts will sie dem Geschick schenken, nicht einen Augenblick des Glücks, alle Schranken sprengen, leben und sterben mit ihm. So krystallisiert sich alles, was ihr Herz an grossen Empfindungen hat, um das Bild des Einen.

Aber auch ihrer Liebe folgt Leid. Der Fürstensohn verlässt sie. Warum? Es ist hier eine Lücke in ihren Dichtungen, die selbst die schärfste psychologische Analyse nicht ausfüllen kann; es muss ein Ereignis eingetreten sein, das einen dichterischen Ausdruck nicht gefunden hat, das aber Voraussetzung ist, wenn sie davon spricht, dass sie „dem Wunsche nicht frei“ war. Sie hat den nordischen Fürstensohn geliebt, — Fesseln hielten sie. Und da ging er in die weite Welt hinaus. Sie klagt über Verrat, weil sie vielleicht — und das wäre nur echt menschlich — den Grund der Trennung in ihm, dem Verlorenen, statt in den Verhältnissen sucht. Da bricht eine Welt in ihr zusammen. Und nicht nur ihre grosse Liebe muss verbluten, nein, auch ihr Glaube, ihr Vertrauen wird getäuscht. Denn sie hat ja in dem Prinzen aus der Märchenwelt die Personifizierung alles Grossen, Reckenhaften, Königlichen bewundert. Er konnte von ihr gehen und doch der Idealmensch bleiben. Aber er zerschlägt sein eignes Bild, wird im Wälschland ein gewöhnlicher Schlemmer; er, der Gaben hat, um eine Welt zu beglücken, bringt in weichlichem Liebesge-

dämmer seine Tage hin. Und das empfindet sie wild-schmerzlich; etwas Schwereres giebt es kaum für sie. Sie empört sich dagegen wie in einem ihrer späteren Gedichte Diogenes gegen die Corinther, die zu „Königen und Heroen bestimmt“ und statt dessen „ihrer Lüste Knechte“ seien.

Der verlorene Fürstensohn war der Einzige, der ihrem Traum- und Idealbild, den Recken der Sage, nahe kam. Deshalb liebte sie ihn ja. Als auch er sie nun enttäuscht, verzweifelt sie an der Gegenwart. Die alten Helden sind tot; vergeblich bleibt ihr Sehnen und Suchen danach in der Gegenwart, und deshalb flüchtet sie sich aus der Enge des Alltags und der Kleinlichkeit dieser neuen Zeit in die Vergangenheit, zu den Urbildern ihrer Ideale, zu den grossen, aus vorzeitlichen Dämmern herüberragenden Persönlichkeiten. In ihrem ersten Versbuch „Dichtungen“ stand ihr der Geliebte noch zu nahe, glaubte sie noch an ihn und damit auch an die Gegenwart. Deshalb kommt die Vergangenheit verhältnismässig wenig zu ihrem Recht. Wer besitzt, braucht nicht zu suchen. In ihrem zweiten Buche aber, den „Akkorden und Gesängen“, hat sie den Blick schon rückwärts gewandt, haucht ihre von der Mitwelt abgestossne Sehnsucht den grossen Toten der Vorzeit Leben ein. Es sind die Cäsarennaturen, die Schrankenlosen und Überschwänglichen, zu denen die Enttäuschte flieht, die Übermenschlichen und „Unmöglichen“, deren „Blick Gewalt ist und deren Willen That“. Da steigen Cleopatra, Cäsar Borgia, Nero, Tullia vor uns auf, die Imperatornaturen, die sich schrankenlos ausleben, die von einer kolossalen Grösse sind, die in Blut waten und deren Handbewegung Tod oder Leben giebt; da sind ferner Roland, Siegfried, Hannibal, Cäsar, die Allbezwinger, die mächtigen Recken, die Tapfersten der Tapfern; da ist Dädalus, der mordet, weil die Erde für einen gleich bedeutenden Menschen nicht Raum hat, der sich emporschwingt zur Sonne; du ist Jesus, der für eine Idee stirbt und die Welt erobert; da sind Brunhild und Gudrun, die dämonische, überweibliche und die grenzenlos liebende; da sind von den Hohenzollern der grosse Kurfürst, das flammende Siegergenie, der alte Fritz, und — am bezeichnendsten — der geniale Prinz Louis Ferdinand. Diese Namen sprechen gewiss eine beredte Sprache. Und als Alberta von Puttkamer sich auf dramatisches Gebiet wagte, fand sie keinen modernen Stoff, sondern dichtet einen „Kaiser Otto III.“, versenkt sich in diese geniale, weltumspannende Jünglingsnatur.

Die Liebe und Leidenschaft nun, die ihr eignes Herz durchglutete, teilt sie auch ihren Gestalten mit. Aus Liebe thun und wagen sie das Äusserste; aus Liebe lässt sich Gudrun, die Königstochter, zu den schimpflichsten Arbeiten herab; aus Liebe zu ihr wird König Hartmut Sklave, kommt Herwig übers Meer gefahren; aus Liebe stiehlt der Zigeuner; aus Liebe folgt ihm das Mädchen in den Kerker; Liebe macht für die „Lebensmüden“ den Tod zur höchsten Lust; aus Liebe durchbrechen Francesco und Paolo, durchbricht die junge Edelfrau in „Karneval“, durchbricht Clia in „Nocturno“, Sigilgaïta in dem gleichnamigen Gedicht alle Schranken; aus Liebe stürzt Tullia ihren Vater; aus Liebe verrät Dahut („Untergang von Is“) ihre Heimat, aus Liebe weint sich eine Dirne die Augen blind, und von zwei heissherzigen Kindern heisst es: „um Liebe sind sie hinausgeirrt“.

Diese Liebe ist auch immer, gemäss ihrer eignen, unglücklich. Die Frauen sind nicht frei, sie sind gebunden oder versprochen: Sigilgaïta, die das Weib Robert Guiscards ist und einen von Griechenland herübergekommenen Künstler liebt; Clia, die sich einem aus ferner Heimat zu ihr strebenden Ritter hingiebt; die junge Edelfrau, Dahut, Francesca. Und wie der junge Fürstensohn aus weitem Norden, stammen auch die Geliebten dieser Frauen aus fernen Landen.

Die Dichterin glaubt sich ferner, wie ich sagte, verraten. Den Verrat behandelt sie deshalb für ihr Leben gern. Sie spricht von Cäsar, der von Brutus; von Roland, der von Ganelon; von Christus, der von Judas; von Siegfried, der von Hagen; von Baldur, der von Hödur und Loki verraten wird. Wenn sie den März nennt, so setzt sie hinzu: es ist die Zeit, wo Cäsar und Christus verrathen wurden. Und so erwacht sie hundertmal aus ihren Träumen durch den Hahnenschrei, bei dem Petrus einst Christum verläugnete. —

Wir haben gesehen, dass die Enttäuschung, die ihr die Gegenwart bereitete, sie in die Vergangenheit führt. Das war ihr wilder Schmerz, dass sie sich nicht so ausleben konnte, wie ihr grosses und reiches Herz es verlangte. In Himmel und Hölle wäre sie dem Grossen, Herrlichen, Erträumten gefolgt, aber er kommt nicht, oder als er kommt, geht er bald wieder von ihr und betrügt ihren Glauben. Der Tag und die Wirklichkeit verneinen also ihre Sehnsucht, lassen sie unerfüllt. Deshalb hasst sie diese Wirklichkeit, die für ihren grossen Geist viel zu klein ist, in der sie Pygmäen findet und nicht Recken. Deshalb hasst sie auch die Kunst der Wirklichkeit, die von Frankreich gepredigt wird, hasst sie die modernen Realisten. Man wird auch vergebens in ihren Büchern ein begeistertes Wort über die Dichter des Details, des Zarten und Feinen suchen; sie nennt weder Uhland noch Eichendorff, weder Chamisso noch Storm, von den anderen garnicht zu reden. Nur von Geibel spricht sie. Und was sagt sie von ihm? „Kein Kräutlein war in uns verwandtes Blühn“. Und sie hat Recht damit. Geibel war vom Stamm der Olympier, sie ist vom Stamm der Promethiden. Leucht mir voran, Prometheus — beginnt ihr erstes Gedichtbuch. Deshalb sind es auch die genialen Himmelstürmer unter den Dichtern, denen sie zujauchzt: Byron, Tasso; und daneben die grossen Weltumspanner: Dante, Goethe, Shakespeare. Bezeichnend ist es, dass sie letzteren den Dichter

des „Hamlet" und des — „Timon" nennt. Und weshalb sucht sie sich grade dieses angefochtenste, alle Formen sprengende Werk des grossen Briten aus? Nun, der Timon ist ja die Tragödie der getäuschten Vertrauensseligkeit und der daraus erwachsenden Menschenfeindschaft, d. h. sie sieht darin wie in einem Riesenspiegel ihre eigne Entwicklung.

Denn die Menschenfeindschaft liegt Alberta von Puttkamer in der That nicht fern. Auch ihre Vertrauensseligkeit ward ja getäuscht; ihre Vorliebe für Über- und Herrenmenschen bedingt auch Verachtung oder gar Hass der Alltagsgeschöpfe. Das Genie ist der Feind der Masse, der Feind der „kompakten Majorität"; in diesem Sinne ist sie bei ihrer aristokratischen Persönlichkeit ein Volksfeind wie Ibsens Doktor Stockmann. Sie ist zu gross, um nicht die für Heerdenmenschen berechneten Schranken zu durchstossen, und so steckt eigentlich ein starker anarchistischer Zug in ihr, so drollig das von der Gemahlin eines hohen Beamten auch klingen mag — der grosse anarchistische Zug machtvoller, eigenwilliger Persönlichkeiten. Deshalb steht sie abseits and einsam. Für die Einsamen hat sie auch eine starke Zuneigung. Und so windet sie die Gloriole um das Haupt eines einsam sterbenden Dichters, der abseits vom Wege ging und die Mode nicht mitmachte, and so nimmt das Wörtchen „abseits" in ihren Büchern einen bevorzugten Platz ein.

Aber die Einsiedler sind selten glücklich. Sie versuchen alle wieder „Genosse" zu werden. Auch Alberta von Puttkamer sucht die Brücke, die Tag und Traum, die Welt und Geist verbinden. Sie muss sich dazu mit der eignen Seele abfinden; da die Welt nicht zu ihr kommt, kommt sie zur Welt; da sie die Menschen nicht ändern kann, ändert sie sich. Die Vernunft gebietet ihr, das, was sich doch nicht erfüllen kann, zu opfern, sich zu bescheiden, sich dem Ganzen einzufügen. Die Philosophie wird das Medium, das ihr dazu verhilft, Innen- und Aussenwelt in möglichster Harmonie zu verbinden. Und es ist eine mächtige Entwicklung, die sie durchmacht: vom Aristokratismus, der ja auch ein Anarchismus ist, zum Demokratismus; vom herrlichen Heidentum zum blassen Christentum. Sie, die den Kriegsgott einst „herrlich" nannte, die von den alten Recken schwärmte und den siegenden Starken, sie beugt das stolze Haupt demütig der Religion der Schwachen und ihrem blassen Gotte Jesus Christ. Vielleicht weil die erlittnen Enttäuschungen Mut und Vertrauen und ihre Selbstherrlichkeit gebrochen hatten und auch sie jetzt gleich dem Christentum das Leben verneinte; vielleicht weil sie einen Himmel haben musste, um die Erde verschmerzen and doch einst auf Erfüllung ihrer Träume und ihrer Sehnsucht hoffen zu können; vielleicht weil die grosse wundertiefe Liebesidee sie umstrickte. Ich glaube, die Entwicklung hat der Kopf angebahnt; sie war eine Notwendigkeit, aber eine grausame. Das arme Herz war wohl sehr müde und blutete . . .

Jetzt ist es eine reife, milde Weisheit, die Alberta von Puttkamer eignet. Sie hat ihr zuckendes Herz zur Ruhe philosophiert. Und ihr ganzer Pessimismus ist nichts als der schrankenlose Lebensdrang, der in der Enge der Gegenwart keine Befriedigung und Befreiung fand und der gewaltsam zurückgedämmt hinter den Riegeln liegt, die ihr die Philosophie schmieden musste. Wie die Nichterfüllung der Poesie Ada Christen's einen grellen, disharmonischen, düstren, der Poesie Maria Janitschek's einen hysterischen Anstrich gab, so gab sie der Dichtung Alberta von Puttkamers einen philosophischen Charakter.

II.

Es sind also drei Phasen, die ich in dem Entwicklungsgange der Dichterin zu erkennen glaube, I. die Zeit ihres Glaubens an die Erfüllung ihrer Träume in unserer Gegenwart, und das ist gleichzeitig die Zeit ihrer Liebe. Die dichterische Widerspiegelung dessen ist ihr erstes Versbuch: die 1885 erschienenen „Dichtungen". II. die Zeit der Enttäuschungen, des Grollens mit der Mitwelt, des Rückwendens in die Vergangenheit. Dichterische Widerspieglung: die 1890 erschienenen „Akkorde und Gesänge". III. die Zeit philosophischer Läuterung, der Hingabe des Persönlichen an das Allgemeine". Der dichterische Niederschlag: die 1894 erschienenen „Offenbarungen".

Ihr letztes Buch ist also in der Weltanschauung gewiss das reifste. Aber ich läugne, dass es das dichterisch bedeutendste ist. Mir erscheinen die beiden ersten Versbücher glutvoller. Es ist ja auch klar: in den „Dichtungen" sowohl wie in den „Akkorden" hatte ihre Begeisterung und Sehnsucht einen festen Körper; hier den Geliebten, den nordischen Fürstensohn; dort die grossen Gestalten der Vergangenheit. In den „Offenbarungen" dagegen tritt an die Stelle des Konkreten ein Abstraktes: die Idee des Schönen; an Stelle des Persönlichen das Allgemeine; an Stelle des Bildes der Gedanke. Statt der Helden und Könige, die vor uns handeln, müssen wir uns jetzt mit Philosophen begnügen, die vor uns sprechen. Siegfried, Nero, Cleopatra werden von ihren Antipoden Jesus, Plato, Sokrates abgelöst.

Ich habe schon gesagt, dass diese letzte Phase ihrer Entwicklung mir fast wie eine Selbstvernichtung erscheint. Es ist, als ob ich einen Baum sähe, dem die Krone geknickt ist; einen wilden Schwan, dem die stolzen Schwingen gestutzt sind. Er gleitet ruhig auf stillen Parkgewässern, aber er fliegt nicht mehr trompetend im Frühlingssturm über die Lande. Alberta von Puttkamer ist stiller geworden, sie hat ihre Natur korrigiert. Denn Nero steht ihr eigentlich näher als Christus; Brunhild ist ihr verwandter als Kriemhild. Deshalb ist sie auch am grössten, wenn sie Bilder der Pracht zeichnet. Dann frappiert sie oft durch eine geniale Weise der Anschauung; sie braucht hier ja nur ihrer Natur zu folgen. Das Christentum aber tritt die Natur und besonders ihre Natur

mit Füssen. Doch diese korrigierte Natur, das gewaltsame Zurückdämmen des Lebensdranges rächt sich, und das Überwundene, das am Tage hinter doppelten Riegeln Gehaltene, das Unausgelebte quält sie im Traum der Nacht. Sie erzählt von einem zarten Weibe, das in Fesseln, in einem Kreis wilder Genossen, auf einer einsamen Insel lebt und tagsüber ruhe- und glücklos dahingeht. Aber manchmal, in süssen Mondscheinnächten, kommt auf schlanker Gondel ein wunderschöner Ritter mit blitzender Rüstung angefahren, und der wunderschöne Ritter pocht an ihre Thür, dass sie klingend aufspringt, und dann hängt das Weib in tiefer Seligkeit an seinem Munde, dann wird „eine Spanne Paradies aus langer Erdenpein befreit“, bis der Hahnenschrei ertönt und der wunderschöne Ritter verschwindet. Diese Frau ist Alberta von Puttkamer selbst. Tagsüber einsam, vielleicht in Fesseln selbstauferlegter Anschauungen; nachts aber kommt der wunderschöne Ritter, ihre Jugendsehnsucht, ihr Traum von grossen Königen, und das, was sie selber begraben hat, pocht an ihre Herzenspforte, dass auch diese klingend aufspringt und dann, meine ich, wird auch hier „eine Spanne Paradies“ befreit. Oder aber sie schildert die weissen Gestalten im Elsass, die vertriebenen Germanengötter, die des Nachts durch die Gaue schweben, thränenden Auges forschend, ob irgend einer noch an sie denkt. So nahen auch ihr, der abtrünnigen Tochter, nachts die alten Götter ihrer früheren Träume. Wie zuckende Flammen taucht ungelebtes Leben vor ihr auf; das will sich zum Licht emporringen aus jenen Tiefen, in die sie es verbannt hat und quält sie, das tastet wie jene Nixe in Gottfried Kellers Gedicht mit ersticktem Jammer an der harten Eisdecke hin, die sich darüber geschlossen hat. Und dann erwacht sie oft mit jähem Schrei. So sind ihre schönsten Gedichte auch aus Nacht und Traum, wenn die alten Götter wieder zu ihr zurückkehren . . .

Der Beweise, wie sehr ihre eigenste und innerste Natur sie nach dem Grossen, Gewaltigen, Königlichen drängt, sind aber noch mehr. Wenn man ihre Bilder und Vergleiche betrachtet, erstaunt man über den kleinen, eng begrenzten Anschauungskreis, in dem sie sich bewegen. Und was für ein Kreis ist das? Beantworten wir die Frage durch Beispiele: sie spricht von Granitblöcken, die sich wie eine Königstreppe senken, von einem Funken Mondlicht, der im Haar des Weibes liegt wie ein verblichener Kronenschmuck, von Gebirgen, die Wälder als Kronen tragen, von Knospengold, das wie Kronen glänzt, von der Sonne, die sich wie Kronengeschmeide um Siegerstirnen hängt, von Cypressenlaub, das sich wie schicksalsdunkle Kronen hebt, von Eiskrystallen, die sich wie eine Krone in Gudruns Haar hängen, vom Mondengold, das einen Kronenreif um die Mädchenstirn schmiegt etc. Wenn sie ihrem geliebten Rhein, der Sonne, dem Abendlicht, einem Menschen das herrlichste nachsagen will, nennt sie alle „königlich“; von beschneiten Felsen spricht sie als von „hermelinverhangnen Thronen“, und Försters Töchterlein lässt sie „königliche“ Träume träumen. Diese Beispiele mögen genügen; sie lassen sich nicht nur verdoppeln, sondern verfünffachen.

Ihre Sehnsucht nach den Höhen des Lebens, nach Macht und Grösse, nach Krone und Purpur zeigt sich auch noch in andern Zügen. Gold und besonders ein starkes, brennendes, blutiges Rot sind ihre Lieblingsfarben. Die Sonne scheint ihr blutig, sie spricht von ihrem blutenden Strahl, von blutroten Fackeln, vom blutigen Schein der Lampe, vom blutigen Rot am Altare, von blutigen Wolken; das herbstliche Laub sieht wie Blutstropfen aus; der Fackelschein umrieselt wie Blut die Gestalten; ein Rubinenschein leuchtet wie fliessend Blut und die Sonne zeichnet blutige Male. Ja, sie lässt sogar die Finsternis wie Blut verrieseln und die Abenddämmerung als dunkles Bluten durch die Luft gehn. Sie begeistert sich für Siegen und Schlachten; sie nennt, wie gesagt, den Kriegsgott „herrlich“. Ihr Lieblingsmonat ist der März, der Monat des Verrats und der Frühlingsstürme. Ihre Lieblingsworte sind „stolz“ und „gross“; daneben noch, im letzten Buch am häufigsten, „fein“. Ihre Lieblingsdüfte sind schwül und berauschend. Sie liebt wie Jacobsen die Hyacinthen am meisten und die Narzissen.

Es ist klar, dass diese eigenherrliche Persönlichkeit bei ihrer Verachtung der alltäglichen Wirklichkeit auch ganz nach Belieben mit dieser schaltet. Das Aussen muss sich nach ihrem Innen richten; nicht die Natur durchdringt sie, sondern sie durchdringt die Natur und teilt allem ihre Seele mit. Wenn sie glücklich ist, freut sich auch draussen alles; wenn sie weint, weint die Natur mit. Bei der jähen Erkenntnis ihrer Unseligkeit wird die Mondnacht plötzlich fahl, bei der Vorstellung einer „Verlorenen“ muss der Sturm draussen „jammern“, bei dem Abschied vom Geliebten „weinen“ die Winde; in der Hochzeitsstimmung singen ihr die Möven „Brautlieder“ und giebt der Mond die Brautfackel ab, während er über Golgatha wie mit schmerzensblasser Hand gleitet und die Winde dazu „schluchzen“. Um das Christusbild „weinen“ Vogelchöre, um den toten Kaiser „weinen“ Winde; als Moses stirbt, stirbt auch die Sonne, als Christus gefangen wird, geht ein zorniger Lenzdonner über Palästina; als die Römer besiegt werden, „brüllt“ der Trasimener See vor Schmerz; wenn ihr Geliebter geht, steht die Welt in Thränen und legt sich das Morgengrau wie Totenblumen in ihr Haar; wenn er kommt, da girren und flüstern und lachen die wilden Tauben. So lebt sie nicht mit der Natur, sondern die Natur muss mit ihr leben; sie korrigiert sie, wie sie sich korrigiert hat. So sieht sie ferner eine Landschaft in verschiedner Stimmung ganz verschieden, so schreibt sie eine „tragische“, eine „lyrische“, eine „dramatische“, eine „heroische“ Landschaft; so symbolisiert sie unbekümmert um die Wirklichkeit und lässt

z. B., als der Jesusknabe mit seiner Mutter durch goldne Frühlingsfelder wandert, die Cedern im „herben“ Wind plötzlich dastehn „wie zum Kreuz gerichtet“.

Wie das Aussen also Leben und Farbe durch das Innen erhält, versucht sie auch Äusseres an Innerem klar zu machen. Sie stellt deshalb die Vergleiche geradezu auf den Kopf und erläutert Konkretes an Abstraktem. Die Sehnsucht fliegt nicht wie ein Wandervogel, sondern ein Wandervogel fliegt wie die Sehnsucht, ein Blick glüht nicht wie ein Wächterlicht vom Münster, sondern das Wächterlicht wie ein Blick. Ebenso: die nächtigen Blüten duften wie keusche Leidenschaft, eine wilde Taube lässt sich auf einer Mädchenschulter nieder wie ein blasser Trost; ein zarter Stern bricht durch die Wolken wie Hoffnung; das goldne Morgenlicht rinnt wie ein Strom ewiger Liebe.

So ist die ganze äussere Welt für sie nur ein Reflex der inneren, und auf ihr Naturempfinden lässt sich das feine Wort des Decadencephilosophen Amiel anwenden: un paysage est un état d'âme!

III.

Wer oft Gelegenheit hatte, Urteile von Frauen über Kunstwerke zu hören, der wird finden, dass es eine rein ästhetische Anschauungsweise für das Weib nicht giebt. Es drängen sich immer moralische und andere Tendenzen dazwischen. Ähnlich steht es auch mit den weiblichen Dichtern. Ihre Poesie ist, um die Nietzsche'sche Zweiteilung anzuwenden, niemals eine apollinische, sondern immer eine dionysische. Alle sich daraus ergebenden Folgerungen sind zutreffend. Selbst den grössten weiblichen Dichtertalenten fehlt der künstlerische Zug d. h. eine bis auf den letzten Punkt vollendete Form; allen fehlt im letzten Grunde die Naivität, allen deshalb die Begabung für das einfache sangbare Lied, für die reine, für die „lyrische Lyrik“.

Daran anschliessend drängt sich dem Betrachter noch eine andere Thatsache auf, die zuerst ein nicht geringes Erstaunen hervorrufen dürfte, nämlich die: dass von allen Dichterinnen nicht eine einzige auch nur annähernd das Weibliche im Weibe, das tiefste und zarteste Empfinden ihres eignen Geschlechtes in der Art bannen konnte, wie es Goethe, Uhland, Chamisso, Eichendorff, Storm, Geibel etc. etc. vermochten. Der Einwand, dass eben diese Dichter über eine entsprechend grössere Begabung verfügten, ist nicht stichhaltig. Die Droste überragt an rein dichterischer Begabung Geibel z. B. bei weitem. Es liegt hier nicht an der mehr oder minder grossen Bedeutung, sondern an der Art des Talentes.

Alberta von Puttkamer macht hier keine Ausnahme. Auch sie ist keine apollinische Natur. Sie ruft bei Beginn ihrer Dichterlaufbahn nicht Apell, sondern Prometheus an. Sie will auch nicht nur rein ästhetisch, sondern auch moralisch wirken. Deshalb das immer häufiger zum Vorschein kommende moralische Schwänzchen, das sie ihren Gedichten anhängt. Je weiter sie sich von dem Heidenthum entfernt, je mehr sie an die Stelle des Starken das Gute setzt, je mehr sie von der bittren Medizin des Christentums, die sie von ihren Träumen heilen soll, schluckt — desto unkünstlerischer wird sie, desto häufiger werden die Moralpredigten. Ich habe die Frauen im Allgemeinen im Verdacht, dass sie eigentlich den grossen Goethe nicht recht verstehen oder besser: seine Bedeutung in etwas ganz anderem sehen, als worin sie besteht. Dafür begeistern sie sich alle für Schiller, den Nietzsche so beissend den „Moraltrompeter von Säckingen“ nennt, der im Gegensatz zu Goethe eine dionysische Natur ist. Auch Alberta von Puttkamer verteidigt ihn und zwar grade in ihrem letzten Buche gegen den grossen Vorwurf, dass er zu abstrakt sei. Ein charakteristischer Zug! Dabei hat der Liebling der deutschen Jugend und der deutschen Frauen in seinem ganzen Leben kein Weib schaffen, kein weibliches Empfinden schöpferisch bannen können!

Ich sprach ferner von dem Mangel an Naivität der dionysischen Dichter. Schiller besass keine Spur davon; Alberta von Puttkamer lässt sie auch vermissen. Das zeigt sich an mancherlei Kleinigkeiten: sie kritisiert, sie setzt einzelne Worte in Anführungsstriche und bezeichnet sie allein dadurch als ungelesen, sie braucht Namen, die selbst dem gebildeten Menschen Kopfzerbrechen machen, die kein Konversationslexikon nennt. Ich wette, von hundert feingebildeten Menschen wissen neunzig nicht was Nagoya ist. Wer die Eddu und die alten Sagen nicht ebenso gut im Kopfe hat wie sie, kommt überhaupt manchmal nicht mit. Einen Mangel an dichterischer Naivität beweist ferner der Gebrauch exotischer Formen: der Siciliane, der Terzine, des Sonettes, beweist die Anwendung „freier Rhythmen“. Echt dionysisch sind auch die Übertreibungen. Wie Schiller gern alles ins Extrem hochschraubt, ins Übermenschliche, so auch Alberta von Puttkamer. Wir haben ja gesehn, was für Gestalten sie bevorzugt. Aber auch übertreibende Worte wendet sie an, so mit besonderer Vorliebe: „fürchterlich“, daneben „furchtbar, entsetzlich, ungeheuer, grässlich, unerhört“ etc. etc.

Dionysische Dichter sind nie Künstler. Ihre Form ist nie ganz volleudet, nie harmonisch durchgebildet; sie ist ungleich. Neben grossen Höhen liegen grosse Tiefen; neben den schönsten und vollsten Ähren wiegen sich taube. Die Form des apollinischen Künstlers ist in jedem Teile von gleichwertiger Vollendung; sie ist wie ein Edelmetall, das keine fremden und schlechten Bestandteile in sich duldet. Ungleich ist auch die Formengebung Alberta von Putkamers. Sie braucht harte Worte, rauhe Zusammensetzungen, wie Tagrot, Vollhaar, Todangst, Sieggott, Siegzug, Siegpreis, Siegweg, lebfroh. Sie wendet mit Vorliebe die männlichen Reime an. Dadurch bekommt ihre Dichtung etwas Hartes, Sprödes, Unmelodisches.

Man merkt hier und da ein Ringen mit der Form.

Dieses Harte und Rauhe, dieses Fehlen der Melodie bedingt das Fehlen des einfachen rein lyrischen, sangbaren Liedes. Und in der That: man wird kein Lied in den drei Gedichtbüchern finden; höchstens zeigen sich Versuche und Spuren und zwar, was psychologisch erklärlich ist, gerade da, wo sie am naivsten, am persönlichsten empfindet, wo sie liebt. Aber selbst hier sind es mehr Liebesgedichte als Liebeslieder, die sie giebt.

Und nun kommen wir auf psychologischem Wege zu einer Beurteilung ihres Könnens. Sie wird da notwendiger Weise ihr Bestes und Bedeutendstes geben, wo sich ihre eigne Natur mit der ihrer Helden deckt, sie wird wie jeder dionysische Dichter — die sich ja immer selbst geben — dort am grössten sein, wo sie schrankenlose Leidenschaft, Herrschergestalten, Übermenschen zeichnet. Deshalb stehn mir ihre ersten Bücher näher, als das letzte, ihre Bilder näher als ihre Ideendichtung. Nicht, wo sie zarte seelische Empfindungen einfach und lyrisch ausdrücken soll, sondern wo sie schildern und gestalten kann, ist sie die grosse Dichterin. Es ist eine geniale Art der Anschauung, die sie dann besitzt; mit zwei Zeilen giebt sie ein Bild. So wenn sie von Siegfried sagt:

„Sein Auge ist wildvogelhell,
In Lebensröten lacht sein Mund ...“

oder wenn sie schildert:

„Goldsohlig lief vom nahen Fliederbusch
Nur ein verirrtes Sonnenlicht vorüber, —
Es war sehr still — und manchmal war mirs fast,
Als kläng' mein Herzschlag wie von fern herüber ...“

Und noch mehr in ihrem Elemente ist sie, wenn sie die Pracht der Königsschlösser schildern kann:

„Nun dunkelt auf die dritte Mitternacht.
Im Königsschlosse schlafen Lust und Klänge.
Ein Rosenduft durchirrt die Hallen sacht —
Das Mondlicht funkelt durch die Marmorgänge.
Die Tafeln tragen noch das Goldgerät,
Purpurne Kissen liegen rings zerwühlt,
Und welke Veilchen, wie vom Wind verweht..“

Deshalb gehören die Bilder aus Geschichte und Sage, die Bilder der Könige und Recken zu dem Besten, was sie geschaffen, und daneben die rein schildernden Gedichte wie: „Nordischer Frühling“, „Dorfstille“, „Im Frühling“, „Im Herbst“, „In Tönen“, „Begegnung im Mai“ etc. etc. Dort hat sie Wucht, dort Plastik. —

Wir stehen am Ende. Wohl blieb noch vieles ungesagt, aber in den Hauptzügen dürfte das Bild der Dichterin festgehalten sein. Es ist ein grosses und reiches Talent, das uns darin entgegentritt — neben der Droste und der Christen wohl das auf dem Gebiete der Versdichtung bedeutendste. Und es kann und wird noch höheres leisten, wenn es nicht von einer der ursprünglichen Natur zuwiderlaufenden Entwicklung niedergedrückt wird, wenn es Mut und Kraft findet, sich dichterisch ganz auszuleben.

Aber Alberta von Puttkamer ist auch eine der interessantesten Erscheinungen im deutschen Dichterwald. Eine poetisch hochbegabte Frau ist überhaupt immer interessant für den Psychologen. Zwar: die Ansicht von der dichterischen Unproduktivität des Weibes wird sie nicht erschüttern. Wer tiefer zu sehen gewohnt ist, wird vielleicht nur in dieser Ansicht bestärkt. Denn es ist nicht das Weibliche im Weibe, das Originales und künstlerisch Bedeutendes schafft ...



Aus „Laskaris“ III. Teil.

Erster Gesang.

Von **Arthur Pfungst** (Frankfurt am Main).

Es tönt durch die Jahrtausende so bang
Der Dichter Lied vom Menschenloos auf Erden,
Wir lauschen dem ergreifenden Gesang
Und fragen, will uns keine Rettung werden?
„O wiche doch das Leid“ fleht unser Herz,
„Wie köstlich wär' die Welt“ — verlor'nes Streben!
Beweinenswert ist wohl der Menschen Schmerz,
Beweinenswerter doch der Menschen Leben!
Weh uns! wir zieh'n gefesselt durch die Zeiten
Am Gängelbande von Notwendigkeiten.

Wir sind und wissen nichts von uns — vergebens
Blickt unser Auge nach dem Himmelszelt,
Zu suchen dort den Sinn des Menschenlebens.
Wir fragen bang: woher stammt diese Welt,
Die unheildrohend uns entgegenstarrt,
Die uns befiehlt zu werden und zu gehn,
Die voll Geduld auf unser Kommen harrt,
Und die uns tötet, wenn sie uns gesehn?
Rief sie ans Licht uns aus den Ewigkeiten,
Um uns ein ew'ges Grab hier zu bereiten?

Wir sehn des Lebens Strom, doch seine Quellen
Kein Erdenpilger zu ergründen wagt,
Denn ach! kein Licht darf unsern Pfad erhellen!
Kein Lebender ruft durch die Nacht: „es tagt!“
Doch Alle harren kühn im Dunkel aus,
Beglückt, weil auf die Zukunft sie vertrauen,
Sie zimmern sich ein stolzes Erdenhaus
Und wissen nicht, dass sie auf Gräbern bauen,
— Sie ziehen durch die Nacht auf stein'gen Wegen
Mit ungebeugtem Trotz dem Glück entgegen.

Denn ach! zu jedem Menschenherzen spricht
Ein tiefes Hoffen und betäubt die Sorgen;
Wir trügen ja die Not des Lebens nicht,
Versprächen wir uns nicht ein bess'res „morgen“.
Und ob auch heut' die Welt im Eis erstarrt,
Ob Winterstürme unser Haupt umtosen,

— Die Seele ungebeugt des Frühlings harrt,
Der auf die Fluren zaubert holde Rosen.
Dort in der Ferne lockt ein heller Schimmer
– Weh uns! die Zukunft bleibt die Zukunft immer.

* * *

Nach bitterm Kampf, nach unglücksel'gen Stunden
Voll finst'rer Qualen und voll tiefer Reue,
Vernarbten endlich des Vertrieb'nen Wunden;
Zum Wanderstab griff Laskaris aufs Neue.
Wohl toste durch sein Herz so wild nicht mehr
Wie einst, die Sehnsucht nach dem Glück des Lebens,
Wohl drückte die Erinnerung ihn schwer,
Dass er so lang gesucht sein Glück vergebens
— Doch endlich schwiegen seine wilden Klagen,
Noch einmal wollte er zu kämpfen wagen.

Seit jener Nacht, da Irene ihn entrissen
Den Kerkermauern an der Elbe Strand,
War Laskaris in Leid und Kümmernissen
Mit Weib und Kind geflohn von Land zu Land.
Er fürchtete die Fürsten und ihr Hassen,
Denn Alle gierten nach der Panacee,
Um sorglos in der Zeiten Not zu prassen,
Verschont von ird'schem Leid und ird'schem Weh.
Und angstvoll hielt er sich in Gram und Sorgen
Bei guten Menschen vor der Welt verborgen.

Doch in der Einsamkeit floh ihn der Frieden;
Gedanken kamen, die aufs Neu' erzählten
Von höchster Lust, von süssem Glück hienieden,
Die seine Phantasie mit Bildern quälten,
Wie sie der Knabe tief erregt gesehn
In jungen Jahren auf den blauen Wogen;
Nicht konnte seine Seele widerstehn
Dem alten Sang, der ihn so oft betrogen,
Dem stolzen Lied von Glanz und Pracht auf Erden.
— Dem Schicksal trotzend wollt' er glücklich werden.

Er dachte oft an die Gewitternacht,
Als still Irene seinen Worten lauschte,
Und er ihr Seligkeit verhiess und Macht,
Als sie sein wilder Liebesschwur berauschte. —
Er dachte an ihr mitleidvolles Lieben
Und schaute klagend ihren tiefen Gram:
Sie war in allem Weh so gut geblieben,
Ob unbarmherzig auch das Leben nahm
Das Einz'ge ihr, was sehnend sie begehrte,
— Ein stilles Glück auf heimatlicher Erde.

Was er verheissen einst mit stolzem Wort
Heut' galt es endlich kühn es zu vollbringen;
Rings um ihn her floss ja das Leben fort,
Das Leben, wo so Vieles zu erringen!
Er sah im Kampf sich in dem Traum der Nacht
Und hörte rühmend preisen seinen Namen,
Er zog als Sieger aus der blut'gen Schlacht; —
Doch wenn der Sonne erste Strahlen kamen,
Da brannten heisser seine alten Wunden,
Der holde Traum der Nacht war jäh entschwunden.

Er wollte nicht im Dunkel untergehn,
Gleich einem Baum, der tief im Wald verkümmert;
Er wollte stehen in des Windes Wehn,
Der Eiche gleich, die nur der Sturm zertrümmert.
Er sah verzweiflungsvoll die Tage fliehn,
Die Zeit, die unersetzliche, zerrinnen,
Ihm war, als käme wieder über ihn
Die alte Kraft, als könnt' er neu beginnen,
Er wollte vorwärts gehn mit kühnen Schritten,
Das Leid vergessen, das sein Herz erlitten.

Da wiederum zu ihm die Kunde drang
Von jenem jungen Helden fern im Norden,
Der siegreich alle Länder niederzwang,
Der über alle Feinde Herr geworden.
Und es berückte ihn des Helden Bild,
Das man in deutschen Landen sah voll Grauen,
Und es erfasste ihn die Sehnsucht wild,
Den kühnen Herrscher und sein Heer zu schauen,
Mit ihm den Polenkönig zu vernichten,
An seinem Heldentum sich aufzurichten.

Und diese Hoffnung nahm ihn ganz gefangen
Und grub sich tief in seine Seele ein,
Er fühlte sich durchbebt von süssem Bangen,
Und jauchzte laut: „er wird mein Retter sein".
Des Schwedenkönigs Bild umschwebte ihn,
Das Licht, vor dem so viele Sterne sanken,
Sein wunderbarer Ruhm belebte ihn
Und scheuchte alle finsteren Gedanken;
Sie flohn wie Wolken vor dem Wirbelwind,
— Und Laskaris brach auf mit Weib und Kind.

* * *

Die See war leicht bewegt und sicher zog
Das Schiff nach Norden seine feuchte Bahn;
An manchem Eiland es vorüberflog
Still glitt es in der Dunkelheit hinan.
Die Luft war kühl, doch noch ein leiser Hauch
Von Sommerglut durchzitterte die Nacht,
Gleich wie erwärmend durch die Seele auch
Vergang'nes leise streicht, wenn neu erwacht
In trüben, kalten, unheilvollen Stunden
Erinn'rung an ein Glück, das wir empfunden.

Auf dem Verdeck steht Laskaris, es streicht
Der Wind still kosend durch sein Lockenhaar,
Und auf dem Meer wird ihm das Herz so leicht,
Er denkt der Zeit, wo er noch fröhlich war.
Er sieht die Sterne hoch am Himmel stehn
Und fragt: was ist der Menschen Erdenwallen?
Was ist der Wesen Werden und Vergehn?
Da sieht er einen Stern zur Erde fallen,
Der niemals mehr die ird'sche Nacht erhellt.
Erschüttert denkt er der versunk'nen Welt.

Es zittert eine wundersame Klage
Durch seine Brust, er seufzt: Vergänglichkeit!
Wie furchtbar schwinden unsre Lebenstage,
Versunk'ne Welten und verklung'ne Zeit.
Ihm war, als spräche laut das Schicksal wehe,
Weh über Alles, was sich sehnt zu sein!
Als rief' es jauchzend: was da ist, vergehe,
Denn Alles, was zu leben wagt, ist mein.
— Und Laskaris sah sinnend in die Ferne
Und dachte still an seines Lebens Sterne.

Er dacht' der Mutter in dem fernen Land,
Mit schmerzensreichem, innigem Verlangen,
Er dachte an Larnakas blum'gen Strand,
Wo ihm zuerst die Wogen Lieder sangen,
Er dachte tiefbewegt an Philaleth,
Den Einz'gen, der gesehn des Lebens Tiefen; —
Da fühlte Laskaris sich neu umweht
Von Träumen, die in seiner Seele schliefen;
Er sah sie schattenhaft vorübergleiten:
Versunk'ne Welten und verklung'ne Zeiten.

Es stieg vor seinem geist'gen Aug' empor
Das Bild von Rhodos, und im dunkeln Walde
Sah in der Ferne er des Klosters Thor,
Und plötzlich dachte er der blum'gen Halde
Am kühlen Bach, wo er einst Charis fand,
Die er so heiss geliebt, die er verlassen.
Ein Seufzer schwer sich seiner Brust entwand,
Ihm war, als müsse er das Eiland hassen,
Wo seine holden Träume einst zerschellten —
Verklung'ne Zeiten und versunk'ne Welten!

Er dacht' der Insel, wo die Winde tosen,
Und sah des Greises müdes Bild voll Gram,
Er dachte an den Tod, den mitleidlosen,
Der ihm den einz'gen Freund auf Erden nahm,
Er dachte an das Weh, das er empfunden,
Da er auf Philaleth gelauscht mit Bangen,
Da schmerzten ihn aufs Neu' die alten Wunden,
Er hob die Hände klagend voll Verlangen
Zum Himmelszelt, zu nie erschauten Weiten
„ — Versunk'ne Welten und verklung'ne Zeiten".

Er sah die Elbe jetzt, ein Eisgefild',
Um Dresdens Thürme gold'nen Sonnenschein,
Es kam der Frühling lind und süss und mild,
Und warme Liebe zog ins Herz ihm ein;
Doch geisterhaft das Goldhaus stieg empor,
Und trug sein Denken weit hinweg von hinnen;
Er dachte an das Glück, das er verlor,
Die Herrlichste auf Erden zu gewinnen —
‚O Augen, die mir einst die Nacht erhellten!
Verklung'ne Zeiten und versunk'ne Welten!"

„Weh' uns" spricht Laskaris, „mit jedem Tage
Versinkt ja eine Welt vor unser'm Blick,
Der Abendschatten birgt die Todesklage,
Vorbei — vorbei ruft höhnend das Geschick.
Wir wissen ach! dass unser Werk vergebens,
Dass Todesengel unsre Hände küssen,
Und dennoch schaffen sehnend wir zeitlebens
— Ist's weil wir wollen, ist es, weil wir müssen?
Gedanken weicht! ich schleudre euch zurück!
Vor euch erbleicht, das ich ersehn', das Glück."

Er reckte sich empor in wilder Hast:
‚Ich hab's gewagt und will es wieder wagen,
Ich fühl' mich stark, ich trage stolz die Last,
Ich wag's, die grosse Lebensschlacht zu schlagen!
Das Leben selbst ist ja des Lebens Preis,
Und höchste Lust ist ja der Lohn des Strebens,
Drum auf! es tobt der Kampf um's Glück
wohl heiss,
Allein der Sieger siegt doch nicht vergebens!
Wen auf die stolzen Höhn sein Genius trug,
Ward ihm auf Erden denn nicht Lohn genug?"
Getröstet schaute er empor und nah
Und näher kam das Schiff dem fels'gen Strand,
Da rief er laut, als er die Küste sah:
„Sei mir gegrüsst, mein neues Heimatland".



Zolas Lourdes.

Von Heinrich Stümcke, Berlin.

Als Jacques Lantier, der wahnsinnige Locomotivheizer, in dem die menschliche Bestie zum furchtbaren Durchbruch gekommen, im verzweifelten Eifersuchtskampfe mit dem Heizer von der dahinrasenden Maschine gefallen, braust diese weiter, „ohne Führer im Dunkel der Nacht, wie eine blinde und taube, vom Tode selbst losgelassene Bestie, bepackt mit diesem Kanonenfutter, diesen von Müdigkeit dumm gewordenen, trunkenen, singenden Soldaten". In ergreifenden Pinselstrichen malt der unerbittliche Zola dies grausige Nachtstück, ein Finale, das symbolisch das blind seinem Unglück entgegenrasende Frankreich von 1870 schildert. Und wieder ists ein unheimlicher von Fanatischen und Elenden gefüllter Eisenbahnzug, mit dessen Schilderung sein jüngstes Werk Lourdes beginnt. Würde auf der Maschine, die die gläubigen Massen aus allen Provinzen Frankreichs in das gebenedeite Pyrenäenstädtchen führt, eine ähnliche Katastrophe eintreten wie auf der Locomotive, die der erblich belastete Sohn des trunksüchtigen Dachdeckers Coupeau nach der Rheingrenze, à Berlin! steuert: wie das chair à canon würden im führerlos dahinrasenden Zuge die Wallfahrer ihre Litaneien weiter singen und verzückt den Worten der Priester lauschend ins Ungewisse im Vertrauen auf Maria, zu der sie wallfahren, sich fortführen lassen. Ein elend Häuflein ist es, das nicht viel zu verlieren hat. Der ganze Zug voll fader Dünste von aneinander gepferchten Menschenleibern und qualmenden Weihrauchkerzen, ein wanderndes Spital. Und bleiche Schwestern und hagere Priester, die über dieser Schaar von Krüppeln und Armen wachen, das Zeichen zum Beginn der Litaneien geben und dem sterbenden Krüppel, der nur einen Rosenkranz und 2 Sous sein eigen nennt, während der 5 Minuten Aufenthalt auf einer Station die letzte Ölung reichen. Mit Staunen sah das Alles der Dichter der Rougon-Macquart, der mit nur Notizbuch und Bleistift um Documents humains zu sammeln, neugierig in den Pilgerzug gestiegen war. In zwanzig dicken Bänden hatte er eine ganze weitverzweigte Familie viele Generationen hindurch unter den verschiedensten Lebensbedingungen zu zeichnen versucht, hatte den feinen Fäden nachgespürt, die Individuum an Individuum in der Reihenfolge der Geschlechter aneinander fesseln; in die Branntweinschenke und ins Bergwerk, in die Priesterzelle und ins Boudoir der käuflichen Liebe war er gestiegen, in das Getümmel der

Markthallen, der Kaufläden und Börsensäle war er getaucht, um seine Helden und Heldinnen in ihrem Milieu wahrheitsgetreu abzuschildern; vor dem kaltblütigen, brutal-gesunden Vivisector lagen die Seelen klar wie ein offenes Buch; er hatte sie in ihren wahnsinnigen Neigungen, in Hass, Gier und Liebe nackt vor uns hingestellt, mochten sie im „Germinal“ sich im Streik vor dem Hungertod schützen, in l'Argent um Millionen oder im Boudoir der schönen Goldfliege Nana um Liebe markten, sich in der dunstigen Kneipe zum „l'Assommoir“ an Branntwein, in „la bête humaine“ an weissen blutberieselten Weibernacken oder in „au bonheur des dames“, an der glitzernden Warenpracht des Riesenmagazins berauschen. Die Religion hatte bei allen Mitgliedern der Familie Rougon-Maquart nur eine geringe Rolle gespielt; für Zola und seine Personen galt Schillers Satz fast unbeschränkt, dass das Weltgetriebe durch Hunger und Liebe sich erhält. Der knochige, energische Priester, der in „la conquête de Plassans“ die Gemüter der widerstrebenden Stadt erobert, ist mehr Diplomat als Fanatiker, und Vertreter jener selbstbewussten Würde, die Roms Kirche auch ihrem letzten Diener verleiht. Der andere Mouret, der den Priesterrock genommen (in „la faute de l'abbé Mouret“) ist ein brünstiger Mystiker, der in der Madonna das Weib anbetet und als ein moderner Priester von Eleusis das grosse Mysterium des Liebesfestes der ganzen Natur uneingedenk seines Gelübdes mitfeiert. Auch die eigentümliche Mischung religiöser Schwärmerei und jungfräulicher erwachender Liebessehnsucht, die der Roman le rêve aushaucht, beweist, dass der grosse Theoretiker von Medan den religiösen Wahnsinn frei von allen Beigaben damals noch nicht erkannte oder zeichnen konnte. Aber als er die Feder nach der Vollendung des 20. Bandes seines modernen Riesenepos in Prosa für einen Augenblick niederlegte und seine Blicke nach neuem Stoff umherschweifen liess, da musste dem geübten unermüdlichen Beobachter auffallen, dass trotz Bayle & Voltaire, Taine & Comte eine Bewegung immer mächtiger in dem Land des heitern Scepticismus und naivfrechen Atheismus ihre Wellen schlug, dass die Eisenbahnzüge, die die Pilger mit dem Peterspfennig gen Rom und die hülfesuchenden Armen und Elenden zum Pyrenäenheiligtum führen, Menschen enthielten, auf deren Triebe und Leidenschaften die Formel aus den Rougon-Macquart nicht passte, deren Fanatismus ein anderer ist als die Schwärmerei der jungfräulichen Angélique in le rêve und des liebedürstenden Pfarrers im Paradieshain an der Loire. Und der grosse Sceptiker stieg mit Notizbuch und Bleistift bewaffnet aus dem Zug und wanderte neugierig und bedächtig zu dem Heiligtum, wo dem Hirtenmädchen Bernadette Soubirous einst die heilige Jungfrau erschienen, und das der neunte Pius auf dem Stuhle Petri mit stiller Duldung anerkannt hatte. Der grosse Beobachter und Menschenkenner, der auf die Unfehlbarkeit seiner Formeln und seiner naturalistisch-exacten Methode schwört, wie die Lourdesgläubigen auf ihr Dogma, der grosse Zweifler, dem das befreiende göttliche Lachen fremd ist, findet zwischen den Buden- und Wirtshäusern wo eine üppige Fremdenindustrie ins Kraut geschossen ist, an der Stelle, wo sich Krüppel und kinderlose Frauen, getäuschte Bräute und unheilbar Sieche um die Tropfen des wundertätigen Wassers streiten, wo wunderbar Geheilte wie der Mann am Teiche Bethesda, den Christi Hand berührt, ihre Krücken fortwerfen und die Madonna verzückt preisend, plötzlich wandeln, überall findet er überreichlich Gelegenheit zum Kopfschütteln und zu staunenden Notizen in das dickleibige Sammelbuch. Der Schüler Claude Bernards glaubt an keine übernatürlichen Heilungen, nicht an Lourdeswasser und nicht an Marienthaler. Das von Priestern redigierte Journal mit den wunderbaren Krankenberichten, ist Zola höchstens als Beitrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit ein menschliches Dokument. Er versteht diese Bittenden und Entsagenden nicht und sympathisiert nicht mit den beiden, die er in den Mittelpunkt seiner Handlung gestellt hat, dem jungfräulichen Weibe, das sich für immer der Gottesmutter angelobt und Pierre, dem Zweifler, der seinen Unglauben nicht zu bekennen wagt. Vielleicht werden manche Leser und nicht nur frommgläubige Katholiken, die Partien des Buches überschlagen, wo der Dichter von Medan kritisch mäkelnd über Entstehung und Heilswirkungen der wundertätigen Pyrenäenstadt berichtet. Dass Lourdes ein Kulturpanorama ersten Ranges entrollt, werden auch die Gegner nicht leugnen können. Breit, episch flutet der Strom der Erzählung dahin. Der Mann, der in der Schilderung der Pariser Markthallen und Riesenbazars seine vielgepriesene u. verlästerte Methode exakter Kleinmalerei geschult, weiss die verwirrende Fülle der Einzelbeobachtungen uns sinnfällig zu schildern. Der Grossmeister des Naturalismus erspart uns kein unangenehmes Detail des Elends, der Krankenathmosphäre, des Ausbruchs religiösen Wahnsinns und ekler pseudofrommer geschäftlicher Habgier. Aber der Dichter der Nana, der so lange der Schrecken der Gouvernanten, Landpfarrer und Väter mit lesehungrigen Töchtern gewesen, dem selbst „une page d'amour“ und der Traum der holden Angelika nur zu bedingter Reputation verholfen, hat wie in seinem grossen Kriegsroman la débacle gezeigt, dass der Vorwurf, er ziehe das Unsittliche in seinen Schilderungen an den Haaren herbei, unberechtigt war. Zola wird dem religiösen Wahnsinn, dem er in Lourdes sozusagen in künstlicher Reinkultur von Ärzten im Priestergewand gezüchtet, begegnet war, an den Ufern der Seine und in der Siebenhügelstadt in 2 weiteren Romanen nachspüren. Mag der Pontifex auch dem kühnen Zweifler, der als unermüdlicher Sammler in das allerheiligste des Vatikan dringen will, grollend die Thore schliessen und urbi et orbi im Sendschreiben die geniale Schmähschrift in römischen Sinne verdammen: Die Akademie

von Paris wird ohne unsterbliche Schande nicht lange mehr dem bescheiden-stolz sein Recht fordernden Poeten das ersehnte Fauteuil im Palais der 40 Unsterblichen verweigern dürfen.



Wunderschein!

Du fragst: „warum des Märchens Zauber
Den Reiz der Wirklichkeit besiegt —?"
Die Antwort hat mein Herz gefunden:
Weil drauf der Schein des Wunders liegt!

Ein Wunderglanz, der goldig-lockend
Die erste Liebe uns verklärt,
Und jene tötlich-süsse Blüte,
Die letzte Liebe uns beschert!

Ein Glorienschein des ewig Schönen,
Den nur erträumtes Glück gewährt,
Und unsre Seelen mit Chimären,
Dem „Märchenbrod der Thoren" nährt!

Drum Heil! dem idealen Schwärmer,
Der nur in Traumeslanden lebt —
Um seine bleiche Dichterstirne
Der Schein des Wunders bleibend webt!

Hainfeld. Graf Emerich von Stadion.

Gebroch'ne Blumen.

An Wilhelm Emanuel Backhaus.

Du sprachst zu mir: „Warum denn Blumen brechen,
Glüh'n schöner, duftender sie nicht am Stengel?
Was müssen grausam wir ihr Leben kürzen?"
Ich seh' Dich an und durch die Augen rinnt
Und um die Lippen mir ein Lächeln, Thor!
So bist Du nur ein Mann der „Nützlichkeiten"?
„Zweckmässig" ist's, die Blume bleibt am Stengel,
Im Heimatboden, in der Schwestern Schar
Und blüht sich aus und stirbt und bildet Samen
Und zeugt ein neu' Geschlecht von Blumenkindern,
Die alle friedevoll am Stengel treiben
Und wachsen, still vergnügt und Samen bilden . . . . .
. . . Hast Du von Kampf, von Leidenschaft gehört,
Die manches Leben, ach, das beste kürzte
Zu jähem Tod — in einen Augenblick
Die Summe aller Erdenwonnen drängend —
Und alles Erdenwirkens, Kampf und Sieg?
. . . . . . So ist's der Blume, die der Liebe Hand
Vom Stengel reisst — jäh blüht sie auf und duftet
So süss und schwer und voll — und stirbt im Glücke.
Und in der Schönheit . . . . . . doch die andern züchtig,
Der Sonne und des Regens ehrbar harrend,
Verblüh'n wie ungepflückte Menschenblumen
Ganz mählig nur ein leeres Leben hin!

Höckendorf. Hermine von Preuschen.

Tod im Herbst.

Atropos, bist du des Wartens satt?
Tiefer bräunt sich schon am Baum das Blatt,
Reifer hängt und schwillt die Frucht am Zweig,
Leiser Wind streut sie auf Beet und Steig.

Parze, deine Stirne finstert sich.
Wars der Wind, der sacht vorüber strich,
Wars der Wurm? Es raschelt durch das Laub
Ein geborstner Apfel in den Staub.

Strenge Göttin, kennst du kein Gebot
Holden Mitleids? Hundertfarbig loht
Wald und Flur, ein zweiter Frühlingsbrand.
Du, gelassen, hebst die Greisenhand.

Was die Schwester fein und sorglich spann,
Liebevoll es zu erhalten sann,
Deiner Scheere fällts zum Raub. Ein Schnitt,
Tausend Fäden zittern bange mit.

Hamburg 1894 Gustav Falke.

Frage.

Nun hab' ich Dich, mein Lieb, begraben;
Ans Sterben denk' ich immerzu.
Was kann der Tod noch Schmerzen haben,
Geh ich denselben Pfad wie Du?

Berlin. Ludwig Jacobowsky.

Nachtstimmungen.

I. Friede.

Den silberblauen Lichtstrom giesst der Mond
In breiten Wogen auf die stille Heide.
Die ernste Nacht, die stolz und schweigsam thront,
Schmückt sich verschwenderisch mit Sterngeschmeide.

Ruhvolle Nacht! Des Friedens holdes Bild,
Wo Erd und Himmel stumme Grüsse tauschen!
Friedvolle Nacht! Nun kann das scheue Wild
Furchtlosen Schrittes durch die Büsche rauschen.

Im Nest die Lerche träumt vom Wolkenlied,
Der Wurm am Halm vom Wühlen in der Erde,
Der Aar, wie sonnenwärts er Kreise zieht,
Der Fuchs im Loch von einer Gänseherde . . .

II. Unfriede.

Im dichten Strauchwerk, wo der Nebel braut
Am Saum des Waldsees, scheint's nicht recht geheuer,
Bisweilen lispelt ein gedämpfter Laut,
Und einmal blitzt es wie ein irrend Feuer.

Und plötzlich birgt der Mond sein Angesicht,
Verstohlen äugelt er durch Wolkenschleier,
Da kracht ein Schuss — und jäh zusammen bricht
Ein zartes Reh im grünen Schilf am Weiher.

Berlin. Max Hoffmann.

Opfer im Walde.

I.

(Aus den „Liedern vom Zugersee“.)

Entzündet von junger Frevlerhand,
Da glimmt eine Tanne im Walde.
Es knistert und duftet der heimliche Brand,
Wie Weihrauch ruhts auf der Halde.

Ein bläuliches Wölklein, ein Harztropfen quillt —
Die Thränen des Tannbaumes funkeln.
O duftige Stille, o liebliches Bild —
Ein einsames Opfer im Dunkeln!

II.

Herbst.

Schon streut der Sommer letzte Blumensalven,
Die Aster bebt, die Georgine träumt.
Die Rosen schlafen. Rings von weissen Malven
Ist das verlassne Blumenbeet umsäumt.
Ich fühle mit dir Sommer! Denn Dein Sterben,
Mein Leben ist es, tief in Bild und Traum,
Die letzten Blumen und mein letztes Werben
Und leise raschelt Blatt um Blatt vom Baum.

Zürich. Maurice von Stern.

Thanatos.

Zwischen Tag und Nacht war es die Wende,
Da die Schatten schon bekrönt ein Stern;
Und zum Herbst betäubt lag das Gelände
Vor mir, wie in Duft entrückt, und fern.

Noch nicht wintertot, — doch schwer in Schlummer,
Krank und welkend um zerbroch'nes Glück. —
Wie in mir der namenlose Kummer,
Der sich in's Vergessen sehnt zurück . . .

Und es trat der Wind an meine Pforte,
Und er that sie auf . . Kam wer herein?
Wie ein feiner Ruf, wie Koseworte
Tönt es, — und die Nacht besiegt ein Schein.

Und der Schein wuchs auf zu grossem Glanze,
Eines Jünglings herrliche Gestalt,
Bleich die Stirn umreift vom Lotoskranze,
Trat daher mit süsser Allgewalt.

„Du hast mich in solcher Angst gerufen,
„Deine Seele weint — Da strebst zu mir —
„Sanft geleit' ich Dich hinauf die Stufen,
„Wo da lischt der Leidenschaften Gier.

„Sieh, zu Andern kommt der dürre Reiter,
„Der mit Sensen mäht, und blicklos starrt;
„Aber ich bin milderer Geleiter,
„Der zum Sternenfluge Deiner harrt.

„Die da lebenlang um Schönheit werben,
„Und als Lebensfrucht nur pflückten Leid,
„Denen bringe ich in sanftem Sterben
„Des Vergessens grosse Seligkeit!

Und da rief ich: „Ja, mich brach das Leiden;
„Ich bin todesreif und lebenswund;
„Nimm mich, Thanatos! Doch vor dem Scheiden
„Flieg' noch einmal durch das Erdenrund,

„Wo der Liebste mit gewalt'gen Ketten
„An ein trübes Loos gefesselt ist,
„Lass mich einmal noch die Stirne betten
„An sein Herz zu kurzer, süsser Frist!

Thanatos fasst' mich mit kühlen Händen —
Unter unsern Sohlen wich das Land,
Bis mein Herz, noch licht von Liebesbränden,
Seines fremden Hauses Schwelle fand.

Der Geliebte aber bebend schaute
Auf das flücht'ge wunderliche Paar;
„Bist Du's, Heissgeliebte, Herzvertraute?
„Doch, wer ist der Knab' im goldnen Haar?

„Sag' mein Lieb, mit wem strebst Du in Weiten?
„Sag', welch schöner Jüngling raubt Dich mir?
„Schnell vergassest Du die Seligkeiten,
„Die Du mir am Herzen lebtest hier . . .

„Ach, ich wusst' es, wenn ich kaum gegangen,
„Würde jüng're Liebe fesseln Dich.
„Starb zu mir so bald Dein Heimverlangen?
„Treulose Frau, verriet'st Du mich?

Doch ich rief: „Ich musste ja nur sterben,
„Zweifler, weil ich Dich geliebt zu heiss.
„Losgetrennt von Dir musst ich verderben,
„Wie die Flamme, die verloht im Eis.

„Diesen Jüngling*) hat ein Gott der Griechen
„Mir aus seinem Schönheitsreich gesandt,
„Dass er sanft aus dieser fürchterlichen
„Qual mich leite ins verlor'ne Land.

„Du, das Leben, durftest mich nicht retten“
Also sagtest Du — „mein brechend Herz
„Muss ich nun in sein Umarmen betten,
„Und die wehe Glut erstarrt zu Erz . . .

„Küsse mich noch einmal, und dann lebe
„Mit dem Kuss der Sehnsucht, die da stirbt —
„Oder — auf zu mir, zu Sternen strebe,
„Wo mein Geist nun ewig um Dich wirbt!

„Dir entfremden konnt' mich kein Lebend'ger
„Konnte Nichts, was noch das Glück mir bot,
„Der Gewalt'ge nur, der Weltenbänd'ger,
„Thanatos, der Einzige, der Tod!!

Strassburg. Alberta von Puttkamer.

*) Die Griechen dachten sich den Tod als schönen Jüngling.

Wind und Neugier.

Der Abend kam. Ein wolkiger trüber
Dunstschleier hüllte den Himmel ein,
Vom See blies kalt der Wind herüber —
Wir sassen in dämmeriger Laube allein,
So gut es sich zu zweien sitzt.
Was konnt geschehen?
Vor Windeswehen

Und Neugier waren wir gut beschützt.
Merke dir, Kind
Neugier und Wind
Dringt durch die feinsten Ritzen!

So sassen wir — das Wort verstammte —
Heiss Mund auf Mund und Hand in Hand.
Je mehr die Dämmerung uns vermummte
Hat uns die Wonne übermannt,
Vor Wind und Neugier klug versteckt.
Da hast du, bleicher
Missgünstiger Schleicher,
Du hast du, Mond, uns lächelnd entdeckt.
Merke dir, Kind,
Mondlicht und Wind
Dringt durch die feinsten Ritzen!

Du wirst es doch nicht weiter sagen,
Mond, dass sich unser Herz verlor? —
Da zog er über Kopf und Kragen
Diskret den Wolkenschleier vor.
Ob er uns doch verraten hat?
Was hilft die Frage?
Am andern Tage
Wusst unsere Liebe die ganze Stadt.
Merk es dir, Kind:
Liebende sind
Nie vor Verrat zu schützen!

Berlin. **Richard Zoozmann.**

Totenührchen.

Krank im stillen Kämmerlein
Liegt das Kind darnieder —
Mütterchen beim Lampenschein
Singt ihm Schlummerlieder —
Horch! — Da tickt es — leise nur —
Tick — Tack — Tick — Tack —
In der Wand wie eine Uhr.

Mutter, Mutter! hörest du
Nicht das Ührchen gehen?
Ach! es lässt mir keine Ruh' —
Will nicht stille stehen —
Mutter! Mutter! hör' doch nur:
Tick — Tack — Tick — Tack —
Weh! — es ist die Totenuhr! —

„Schlafe, schlafe liebes Kind!
Dich neckt Fieberträumen —
An die Fenster pocht der Wind
Und die Wasser schäumen,
Eilen murmelnd durch die Flur —“
Tick — Tack — Tick — Tack —
„Willst du schweigen, dumme Uhr!“

Doch die Uhr geht ihren Gang
Und tickt ihre Weise —
Mutterherz, wie wirds dir bang! —
Und da betest leise.
Schlafe Kindlein, schlafe nur:
Tick — Tack — Tick — Tack —
Deine Stunden zählt die Uhr.

Mutters Liebling schlummert ein —
Ach! für lange — lange! —
Und ein Engel schwebt herein,
Küsst ihn auf die Wange —
Und er lächelt selig nur —
Tick! Tack! — — — —
Stille standen Herz und Uhr.

Cöthen (Anhalt.) **A. Billing.**

Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

Biographische Skizzen.

Herausgegeben von **Franziskus Hahnel.**

I. Alberta von Puttkamer.

Die hochbegabte Dichterin, deren eigenartige dichterische Individualität in dem grösseren Essay dieser Nummer eine eingehende psychologische Würdigung erfährt, wurde am 5. Mai 1849 zu Gross-Glogau in Schlesien geboren. Sie verheiratete sich mit Maximilian von Puttkamer, der damals Landrichter zu Fraustadt in Posen war. 1871 wurde ihr Gemahl als Rat bei dem Apellationsgerichte nach Colmar berufen, 1877 bei diesem Gerichtshofe Generalauditeur und 1879 Mitglied des neugebildeten Ministeriums der Justiz für Elsass-Lothringen und später Unterstaatssekretär in Strassburg. Hier weilt die Dichterin noch gegenwärtig, soeben von einer längeren Krankheit genesen. Das in der heutigen Nummer enthaltene Gedicht „Thanatos“, das unseren Lesern eine treffliche Illustration zu dem Busseschen Aufsatze sein wird, ist seit langer Zeit das erste Kind ihrer Muse. 1883 veröffentlichte Alberta von Puttkamer das Schauspiel „Otto III.“, 1885 die „Dichtungen“, 1889 die Gedichtsammlung „Akkorde und Gesänge“ und vor Kurzem die als „Offenbarungen“ betitelten Dichtungen (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf., Stuttgart.)

Im Abendfrieden.

Ein Herbstidyll von **Erich Bardewiek, Bremen**

Sie sass in der vom wilden Wein umrankten Laube des kleinen Tagelöhnerhäuschens und sah sinnend auf die weissen und blauen Astern des zierlichen Blumengärtchens hinaus, das jenes Stückchen Gemüseland dahinten vom strohgedeckten Hause trennte.

Es war ihr Lieblingsplätzchen.

Es sass sich so behaglich in dem alten knarrenden Rohrstuhle, der ihr nun schon so manches lange Jahr zum Ruhesitz gedient.

Es war ein fast uraltes Mütterchen, — noch ein Jahr, dann war das Hundert voll.

Wenn sie's erlebte . . .

Timmermanns Mutter hiess sie im ganzen Dorfe. Jeder liebte sie, und sie kannte alle; kannte die Kinder, kannte die Eltern und die ganz Alten mit den weissen, wackeligen Köpfen. Sie hatte alle überlebt.

Man sah's kaum, dass sie so uralt war.

Wohl war ihr Haar weiss wie Schnee, wohl durchzogen Runzeln, tiefe, tiefe das Antlitz kreuz und quer, wohl stand im welken Munde nur noch ein Zahn, ein einziger dunkelbrauner Zahn in der rechten Backenseite, und wenn sie sprach, so war's fast, als wenn ein Murmeltiercben seine unverständlichen Laute hören liess, und nur wenige verstanden, was sie sprach. Aber die Augen, die Augen!

Timmermanns Mutter sprach mit den Augen. Sie waren noch so klar und fest, nichts greisenhaft Gebrochenes darin.

Wenn sie die altersmüden Lider öffnete, dann sahen sie wie zwei Sterne hervor, ringsum ein sanft rötliches Leuchten. Sie erzählten, wie schön sie einst waren. Es waren Sterne, die noch einmal aufleuchten in ihrem schönsten Glanze, ehe sie erlöschen — auf immer.

Nun sass sie am schönen, sonnigen Septembertage dort und träumte. Die Knochenhände hielt sie gefaltet auf dem Schoosse. Ein buntes Shawltuch umhüllte die Schultern, und vom schneeigen Haar liess die weisse, von blauem Bande durchzogene Mütze nur einen lockigen Kranz frei. Auf das Häubchen war Timmermanns Mutter stolz; die selige Frau Pastor hatte es ihr eigenhändig gemacht.

Die Blätter des wilden Weins spielten in allen Farben; grün, rot und golden umrahmten sie die kleine Laube. Die goldflutende Herbstabendsonne warf ihre Strahlen auf die Astern und das Weinlaub und wärmte die Hände der Alten.

Auch ihre Augen strahlten. Ein Abglanz der Sonne spielte darin und leuchtete daraus wieder. Weisse Sommerfäden hingen am Eingang der Laube; „Marienfädchen," wie aus Geld gesponnen, leicht vom Zephir bewegt.

Hinten im Gemüsegärtchen sah Timmermanns Mutter fleissige Leute; es waren Greise, gebräunte Männer voll Kraft, Frauen in blühender Gesundheit und munter schwatzende Bübchen und Mägdlein. Die Greise waren ihre Kinder, die andern Enkel und — Urenkel. Wie Timmermann's Mutter einst als junges, frisches, rotwangiges Mädchen auf dem Gutshofe gedient hatte, so auch alle die andern, die dort jetzt fleissig des kleinen Feldes Ertrag hoben.

Sie lächelte in den goldenen Sonnenschein hinaus.

Es war, als ob die Runzeln im Antlitz noch einmal verschwinden wollten, die Hände schlossen sich fester und fester, leise bebten die Lippen:

„Vater unser, der du bist im Himmel . . ."

Fast ein Jahrhundert zog an ihrem Geiste vorüber, Jahr um Jahr, wie die goldenen Sonnenfäden, die über die Astern flogen. Das Jahrhundert ihres Lebens.

„Geheiligt werde dein Name . . ."

Reich war's gewesen an Arbeit, schwerer Arbeit. Aber die Arbeit war wie das Glück, das zum Leben gehört; Zufriedenheit war allezeit der Sonnenschein ihres langen Lebens gewesen. Nun waren's achtzig Jahre, als das Glück selbst bei ihr eintrat, es war, als sie ihren Gerd freite. Was war's für ein Bursch damals, kraftstolz und kernfrisch wie keiner im ganzen Dorfe. Zum Tanze hatte er sie geschwungen und ihre Lippen hatte er gepresst im wilden Kusse, so heiss, so innig. Das war die Liebe, die Seligkeit. Und unendlicher Friede ruhte wie ein stiller Segen auf ihrer Hütte.

„Dein Reich komme . . ."

Dann hatten sie beide zusammengewirkt viele Jahre, Hand in Hand. Sie kamen in Ansehen bei ihrer Herrschaft. Er ward Grossknecht, und sie erhielten dies Häuschen. Drinnen aber gabs die lieben, lustigen Blondköpfe zu warten, sieben an der Zahl, und alle waren pausbackig und rotwangig. Da hiess es, die Kraft verdoppeln, — oft war Schmalhans Küchenmeister im trauten Heim.

„Unser täglich Brot gieb uns heute . . ."

Und sie wurden grösser, die Lieben und gingen den Eltern mit zur Hand. Doch dann kamen die sorgenvollen Tage und die schwarzen, trüben Trauernächte. Timmermanns Mutter musste hinaus auf den Friedhof mit ihrem Gerd und vier der Gottesgaben betten zur ewigen Ruh. Dann kamen die Missjahre. Ihr Gerd, der's mit Kraft und Fleiss zu Eigenem gebracht, musste wieder dienen um kargen, harten Lohn. Er war ein wilder, harter Mann geworden, — und doch so gut, so gut. Kein unfreundlich Wort hatte er ihr je gesagt, wenn auch auf der braunen Eisenstirn ihm finstere Schatten lagerten. Aber eines Tages brachte man ihn heim, leblos auf der Bahre. Es hatten sich zwei erhoben gegen einander und Gerd war . . . . Die Falten, die Zeitrunen im Antlitz des alten Mütterchens, zogen sich zusammen; der Glanz in ihren Augen flimmerte.

„Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern . . ."

Doch drei der Blondköpfchen wurden gross und gut; nur der Heinz war so wild dabei wie der Vater. Auch so ein Eisenkopf und Felsenherz. Hinaus hatte er wollen ins Leben, kämpfen und ringen, nicht an der Scholle kleben, wie die andern all. Dann kam das tolle Sturmjahr. Heinz war in der Hauptstadt dabei. Der selige Kantor hatte es ihr aus der Zeitung vorgelesen, es war, als der wilde Wein anfing Knospen zu treiben. Oben auf der Barrikade hatte der Heinz gestanden und gerufen: „Es lebe die Freiheit!"

„Und führe uns nicht in Versuchung . . ."

Dann kam die Trauerkunde; der wilde, gute Heinz, ihr Liebling hatte seine glühende Seele ausgehaucht. Man brachte ihr die letzten Liebesgrüsse. Ihre Lippen bebten, als sie im Geiste jene Zeit vorüberstreichen sah, und die Knochenhände zitterten. Das war eine böse Zeit auch im Dorfe gewesen.

„Sondern erlöse uns von dem Übel . . ."

Dort im Gemüsegarten waren die beiden

letzten. Aus den Blondköpfchen waren Weissköpfe geworden. Der eine ging seinen Weg still allein, er war ein Sinnierer, der andere aber, — dort, das alte Mütterchen ward seines Lebens Sonnenschein und die beiden kraftvollen Gestalten waren seine Söhne. Man sah's ihnen an, sie hatten dem Vaterlande gedient in Treue und Begeisterung. Schleswig-Holstein, meerumschlungen! Die Heldentage bei Düppel! Friedevoll spielten die Abendsonnenstrahlen im weissen Haar der Alten, und um die zusammengepressten Lippen legten sich die Falten zu einem leichten, stolzen Lächeln.

Da kam es getrippelt, und an die harten, zermürbten, verschlungenen Hände legte sich schmeichelnd ein kleines Blondköpfchen und sah mit den blauen Äuglein in ihre schwimmenden Augensterne.

„Omamutter, da, da, — auf deinem Kopf, da fliegen lange, weisse Haare! Liebe Omamutter da!"

Wie war das Leben so reich an Glück und Sonnenschein gewesen, Wettersturm und Wolkenflor hielten davor nicht Stand. Der Urenkel jüngster war auch so ein Stück Sonnenschein. Timmermanns Mutter lehnte ihr Haupt zurück. Ganz leicht, der alte Rohrstuhl knarrte nicht einmal dabei.

„Denn dein ist das Reich und die Herrlichkeit in — Ewigkeit . . ."

Das Blondköpfchen sah nicht, wie „Omamutter" langsam die Augen schloss, — ganz sacht. Die dunkelrote Abendsonnenglut hüllte die Laube ein. Die glühenden Sommerfäden spannen sich um die weissgoldene Haube wie zarte, weiche Schleier. Von der Laube fiel ein goldrotes Blatt auf die verschlungenen, dürren, weissen, — kalten Finger.

Vom Felde herüber kam ein letzter Sichelklang.

„A — — men."

Über den Blondkopf strich ein Sommerfädchen. Die kleinen Händchen griffen danach. Jauchzend rief es: „Omamutter, sieh, sieh."

Timmermanns Mutter sah's nicht mehr, und vom Dorfe her klangen die Aveglocken friedevoll in die traulich stille Laube.



Eingesandte Neuerscheinungen.

Alberta von Puttkamer, Offenbarungen. Dichtungen, Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger.

Rudolf Goette, Lieder und Gesänge. Wachwitz-Dresden 1894, Max Geissler's Verlag.

Rudolf Bunge, Camoëns. Ein Dichterleben. Roman in Versen. Leipzig 1894, Verlag von Abel & Müller.

Otto Julius Bierbaum, Nemt Frouwe disen Kranz. Ausgewählte Gedichte. Mit Bildschmuck nach Zeichnungen von Prof. Stuck and Hans Thoma und einer Ätzung nach einer Radierung von Albrecht Dürer. Berlin SW. 1894, Verlag von Gustav Schuhr. Preis Mk. 2.

Adolf Wilhelm Ernst, Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Lieferung 1. Hamburg 1894, Verlag von Konrad Kloss. Preis 40 Pfg.

Konrad Telmann, Auf eigener Scholle. Roman. 2 Bd. Dresden und Leipzig 1894. Verlag von Carl Reissner.

Karl Schneidt, Das Urteil der Welt. Schauspiel in 4 Akten. Berlin W. 1894, Karl Schneidts Selbstverlag.

Richard Voss, Daniel Danieli. Schauspiel in 4 Aufz. Univers.-Bibl. Nr. 3184. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Heinrich Teweeles, Die Gesellschafterin. Lustspiel in einem Aufzuge. Universal-Bibl. Nr. 3213. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Telesfor Szafranski, Carla's Onkel. Schwank in einem Aufzuge. Univ.-Bibl. Nr. 3206. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Hanns von Gumppenberg, Die Minnekönigin. Komödie in einem Aufzuge. Universal-Bibl. Nr. 3198. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Jgnatz Franz Castelli, Die Schwäbin. Lustspiel in einem Aufzuge. Univ.-Bibl. Nr. 3229. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Oscar Walther, Das Schloss am Meer. Original-Schauspiel in 5 Aufzügen. Universal-Bibl. Nr. 3238. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

H. Schobert, Moderne Ehen. Roman in 3 Bd. Berlin 1894, Verlag von Otto Janke.

L. Westkirch, Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengrösse. Roman. Berlin 1894, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Preis geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—

Hanns von Gumppenberg, Alles und Nichts. Dichtung in 3 Abteilg. und 12 Bildern. Baumert & Ronge, Grossenhain. 1894.

Joh. Dulmchen. Kopf und Herz. Roman. 2. Aufl. R. Friese, Leipzig.

Dr. E. Reich, Grillparzers Dramen. E. Pierson, Dresden.



Litterarische Rundschau.

Die Verlagsbuchhandlung C. G. Naumann in Leipzig veranstaltet eine Gesammtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's. Die Redaktion derselben ist den Herren Dr. Fritz Koegel und Dr. Eduard von der Hellen übertragen.

Otto Gildemeister wird zu Weihnachten den Nachlass Karl Werders, der ausschliesslich aus Gedichten besteht, herausgegeben. Karl Werder war zu seinen Lebzeiten nicht zu bewegen, die Gedichte zu veröffentlichen.

Für die Hans Sachs-Feier am 6. November wird am Münchner Hoftheater **Martin Greifs** neuestes Drama „Hans Sachs“ zur Aufführung kommen. Am 6. Novbr. d. J. sind 500 Jahre seit der Geburt des berühmten Meistersängers verflossen.

Am 16. September wurde in Bremen die „Allgemeine deutsche litterarische Gesellschaft“ begründet, die es sich zur Aufgabe setzt, das litterarische Interesse in den weitesten Volkskreisen wecken und fördern zu helfen. Die bekannten Litteraturhistoriker Prof. Dr. B. Litzmann in Bonn und Prof. Dr. Franz Muncker in München sprachen in längeren Schreiben ihre Anerkennung über die Bestrebungen der Gesellschaft aus und erklärten sich gern bereit, in den Ehrenvorstand der Gesellschaft einzutreten, ebenso Prof. J. Kürschner und Otto v. Leixner. Der geschäftsführende Vorstand setzte sich zusammen aus Franziskus Hähnel, Dr. jur. E. Kliemke, Wilhelm Becker, Johann Beyer, Max Dittrich, Dr. jur. J. Jacobi, Frau Pauline Hoffmann von Wangenheim, Frau Lina Morgenstern. Zum offiziellen Organ wurden die „N. l. Bl.“ erwählt. Die „Allgemeine deutsche litterarische Gesellschaft“ konnte mit ca. 500 Mitgliedern in ihr erstes Geschäftsjahr am 1. Oktober eintreten.

Verein für freies Schrifttum. Unter diesem Namen ward am 10. Juni ein Verein begründet, der am 1. Oktober ds. Js. in sein erstes Geschäftsjahr eintritt und für unsere gegenwärtige Litteratur von grösster Bedeutung werden dürfte. Unsere begabtesten Dichter hatten fast nie völlig unabhängig in ihrem künstlerischen Schaffen ihren eigenen Weg nehmen dürfen, sie wurden meistens beeinflusst von althergebrachten Überlieferungen und ängstlichen Rücksichtnahmen auf den Teil des Publikums, der wahrhaft künstlerische Schöpfungen nicht zu würdigen verstand. Der „Verein für freies Schrifttum“ will begabten Dichtern dazu Gelegenheit geben. Zugleich will der Verein denjenigen Schriftstellern, die ihre Werke durch ihn verlegen lassen, eine sichere materielle Stütze bieten. Jede angenommene Arbeit wird sofort honoriert und zwar nach Sätzen, die bisher nicht üblich waren. Ausserdem erhalten die Autoren eine Tantième, die mit dem wachsenden Umsatz der Bücher steigt. Die buchhändlerischen Geschäfte des „Vereins für freies Schrifttum“ werden durch eine „**Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht**“ wahrgenommen, die als „**Verlagsanstalt des Vereins für freies Schrifttum**“ gerichtlich **eingetragen** ist. Der Geschäftsanteil dazu beträgt 300 Mark für jeden Teilnehmer. Bereits haben zahlreiche Litteraturfreunde ihren Beitritt zu dieser Genossenschaft erklärt.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft des „Vereins für freies Schrifttum“ ist ein Jahresbeitrag von jährlich Mk. 12 (oder vierteljährlich Mk. 3) festgesetzt. Hierfür werden den Mitgliedern jährlich 8 Bände (von durchschnittlich 250 bis 400 Seiten) postfrei zugesandt. Für den ersten Jahrgang sind bisher erworben worden: „Die Bildungsmüden“, Ein Gegenwartsroman von **Oskar Mysing**, „Die Aktien des Glücks“, satirischer Roman von **Adalbert von Hanstein**, „Die Jagd nach der wahren Liebe“, Roman von **Karl Bleibtreu**, „Viagtras' junge Leiden“, Humoristischer Roman von Jules Vallès (Aus dem Französischen von Karl Schneidt), „In purpurner Finsternis“, Roman von **M. G. Conrad**, „Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer“, Ein komischer Roman von **Otto Julius Bierbaum**, „Die Rose von Hildesheim“, Ein historischer Künstlerroman von **Konrad Alberti**, und „Stranden und Landen“, Ein Hamburger Roman von **Gustav Falke**.

Nähere Mitteilungen durch die Geschäftsstelle Berlin W., Gleditschstrasse 35.

Ludwig Fuldas „Talisman“ wird demnächst in Paris in einer Übersetzung des Barons Grivot de Grancourt in Paris in Scene gehen.

Die Originalpartitur von Richard Wagner's „**Tannhäuser**“ wurde in Frankfurt a. M. für 10,000 Mark an den Dresdener Autographen-Händler Bertling verkauft.

In Frankfurt a. M. starb am 20. September der greise Geheime Sanitätsrat **Hoffmann-Donner**, der Verfasser des unsterblichen Struwelpeter, der Millionen von Kindern aller Kulturnationen die ersten „litterarischen“ Eindrücke vermittelt hat.

Unser geschätzter Mitarbeiter Dr. **Oscar Mysing** hat einen neuen Band seines grossen Romancyclus vollendet, der demnächst bei Janke in Berlin erscheint.

Von **Maupassant's Werken** soll demnächst eine Gesammtausgabe erscheinen; sein fast vollendetes letztes Werk „Angèle“ wird demnächst in einer Pariser Revue publiziert werden. Für die bedauerlicherweise eine Zeitlang ins Stocken geratene Sammlung zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Meister hat ein Anonymus dieser Tage 5000 Franken gespendet.

Unter der Redaktion Dr. Paul Kühns in Leipzig erschien im Verlage von O. Schmidt-Leipzig am 5. Oktober als offizielles Organ der Allgem. Deutschen Bühnengesellschaft eine neue Zeitschrift für dramatische Kunst und Litteratur, „Deutsche Dramaturgie“ betitelt, die nach dem vorläufigen Programm und den Mitarbeitern — u. a. Prof. E. Schmidt, Prof. Bulthaupt, Prof. Max Koch, Prof. Litzmann, Dr. Georg Brandes, Dr. Frenzel, Dr. Henzen, Dr. Schlenther, Dr. E. Reich — zu urteilen viel Gutes und Interessantes bringen wird.

Die Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft hielt am 7. Oktober in ihren neuen Klubräumen in Berlin, Kronenstrasse 61, ihre vierte Hauptversammlung ab.

Dr. med. Norbert Grabowsky in Nürnberg beabsichtigt, unter dem Titel „aus der Zeitlichkeit für die Ewigkeit" eine Anthologie deutscher Lyrik seit Goethe über jenseitiges Leben herauszugeben und bittet gedruckte und ungedruckte Beiträge an den Verlag Th. Thomas in Leipzig, Thalstr. 13, einzusenden. Allen Einsendern wird Grabowsky in seinem halbjährlich erscheinenden litterarisch-wissenschaftlichen Jahrbuch unter Namensaufführung über den Empfang quittieren.

Max Halbe, der Dichter der „Jugend", arbeitet an einem historischen Roman, der ums Jahr 1000 spielt.

Wolfgang Kirchbach hat soeben ein Kulturdrama unter dem Titel „Des Sonnenreiches Untergang" vollendet, das demnächst im Verlage von E. Pierson in Dresden erscheinen wird.



Litterarische Zeitungsschau.

Dr. L. Strohl. Weder Bacon noch Shakespeare. Das zwanzigste Jahrhundert. 4 Jahrgg. Heft 12. Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin.

Verfasser sucht nachzuweisen, dass weder der Stratforder Schauspieler und Theaterdirektor Shakespeare, noch der Lordkanzler Francis Bacon die Dramen des sogen. William Shakespeare verfasst haben, sondern der Londoner Seifensieder Shakspere!

Adolf Höllerl. Die oberbayrische Dialektdichtung und ihre vornehmsten Repräsentanten. Internationale Litteraturzeitung. Verlag von C. F. Müller in Leipzig. Nr. 24 und 25.

Die oberbayrische Dialektdichtung wird an Kobell und Karl Stieler eingehend analysiert and durch trefflich gewählte Beläge illustriert.

Heinrich Stümcke. Bacon oder Shakespeare. Die Gegenwart. Bd. XLVI, Nr. 34. Berlin.

Giebt in Anlass von Edwin Bormanns „Shakespeare-Geheimnis" eine ausführliche kritische Geschichte der Baconfragen, bekämpft Bormanns Auffassung, dass Bacon unter dem Pseudonym William Shakespeare in den Dramen parabolisch-dramatische Naturwissenschaft gelehrt, und will den Lordkanzler nur als Anreger und ev. Herausgeber der Folio-Ausgabe der Shakespeare-Dramen von 1623 gelten lassen.



Beurteilungen.

Arthur Pfungst, Neue Gedichte. Leipzig 1894. Verlag von Wilhelm Friedrich. Preis brosch. Mk. 2, eleg. geb. Mk. 3.

„Ich singe nicht durchlebt von heil'gem Schauer,
Ich singe nicht von Lebenslust berauscht,
Mein Lied ist Klage und mein Lied ist Trauer,
Ich frage nicht, wer meinen Worten lauscht.

— — — — — — — — — — — —

Ich singe, weil ich seh die Welt verderben,
Weil ich das Grosse kranken seh an Kleinheit,
Ich singe, weil ich seh das Edle sterben,
Erdrückt von übermächtiger Gemeinheit."

Mit diesen Worten spricht Arthur Pfungst auch in seinen gesammelten „Neuen Gedichten" die Grundstimmung seiner Muse aus. Sie ist ernst, so ernst wie unsere ganze Zeit. „Was ist der Zweck des Lebens, in dessen Mahlstrom hilflos wir zerschellen?" Das ist die bange Frage, die er an die Menschheit richtet, die er als echter Gegenwartspoet in „ihrer Jagd nach den Gütern und Schätzen des Lebens" beobachtet, und wenig erhebend sind die Antworten, die ihm diese Beobachtung aufzwingt: „Ich bin ein Fremdling auf der Welt gewesen." „Wir werden nie gerecht durchs Leben gehn!" Die Erkenntnis aber, dass „das Leben solch' eine Schlacht ist, wo Alle blutig ringen", zwingt ihm doch den heissen Sehnsuchtswunsch auf die Lippen, „den Rasenden ein Friedenslied zu singen" und den Herzensruf:

„Nicht mehr will ich Schlachten schlagen,
Will vergessen und verzeih'n,
Zu den Menschen will ich sagen:
„Lasst uns endlich Menschen sein."

Ja, Menschen lasst uns sein, sucht nicht das Glück bei den Sternen, sucht es in der Nähe, „suchst du das Glück, dann such bei deinesgleichen."

Wahrlich, Arthur Pfungst ist ein Mahner, dem jeder Freund echter, tiefernster Poesie gern lauscht. Sein Pessimismus hat nichts mit dem Weltschmerz des Verfallzeitlertums gemein, er ist der Ausfluss einer edlen Dichterseele, die liebevoll sich in das grosse Rätsel des Menschendaseins versenkt hat, die erkannt hat, dass, wenn auch heut die Zeit noch nicht da ist, wo die Sonne siegt und das Eis schmilzt, das Eis der Ichsucht, doch jene neue Zeit kommen muss und mit ihr der Menschheitsfriede. Deshalb ruft er, alle trüben Nachtgedanken verscheuchend, aus:

„Düst're Nachtgespenster, weicht von hinnen!
Sprecht mir nicht von Welken und Vergeh'n,
Lasst die Menschheit neu ihr Werk beginnen,
Lasst auf neues Glück sie sinnen,
— Lasst sie in die Sonne sehn!"

Ist das nicht ein echter Prophetenruf, eine Mahnung an Deutschlands Sänger in allen Gauen, wie sie treffender nicht sein kann? „Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein!“ Wohlauf ihr Sänger, entlockt der Harfe jene Klänge, die uns daran erinnern, dass „nur durch das Morgenthor des Schönen der Weg in der Erkenntnis Land“ führt, o, lasst uns in die Sonne sehen!

Es sind ernste und erhebende Stunden zugleich, die man den „Neuen Gedichten“ des Laskarissängers verdanken wird; kraftvoll und klangvoll schmeicheln sich seine Verse in Ohr und Herz ein. Mögen sie viele ernste Leser finden.

Bremen. Franziska Hahnel.

Konrad Telmann, Schattenpflanzen. Novellen. Dresden und Leipzig 1894, Verlag von Carl Reissner.

Schattenpflanzen sind jene Menschenkinder, die unbeachtet von der gleichgültigen Menge, ein reiches Innenleben ängstlich verbergend, entsagungsvoll ihre Lebenswege gehen. Solche Schattenpflanzen sind „Manfred und Thessa“ in der ersten grösseren Novelle, die zugleich der ganzen Sammlung den Namen gab, sind Hilmar und Dora in der Novelle „Die Blätter fallen“, und auch Mr. Harrison in „Noch einmal“, der mit der fixen Hoffnung die Welt durchstreift, die verstorbene Geliebte in einem andern Wesen nochmals verkörpert zu sehen, Frau von Werningen in „Spätsommer“ und die alte, mit einem Meistergriffel entworfene Baronin von Buckow in der letzten Novelle „Für die Heimat“ gehören zu ihnen. Diese Charaktere zu ergründen, sie psychologisch wahr zu schildern und uns menschlich nahe zu bringen, vermag nur ein echter Dichter. Es liegt ein hoher ethischer Wert in diesen Novellen, wie überhaupt in den meisten Prosadichtungen Telmanns, der als Erzähler nur wenige Rivalen hat. Geh nicht lieblos vorüber an den Menschen, deren Eigenart dich abstösst, oder die du nicht verstehst, vor allen nicht an jenen Menschen, denen der Sonnenschein des Lebens nur karg zugemessen war. Und willst du ihnen zum Glücke und Frieden verhelfen, reisse nicht plötzlich die Schranken nieder, die ihnen die strahlende Sonne verhüllten; die Pflanzen, die im Schatten blühen, vergehen, wenn allzuschnell und allzuhell der Sonne Glut sie trifft. Telmann hat seine Gestalten, wie man es bei ihm gewohnt ist, mit grosser Liebe gezeichnet, Zug um Zug, mit echtem Künstlergriffel und warmem Künstlerherzen. Diese Novellensammlung wird dem bekannten Dichter manchen neuen Freund zuführen, der in der Lektüre etwas anderes als nur Unterhaltung sucht.

Hamburg. Georg von Berry.

Ludwig Ganghofer, Edelweisskönig. Eine Hochlands-Geschichte. Mit Illustrationen von Hugo Engl. 2. Aufl. Stuttgart 1894. Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Mit seinem neuesten Werke hat Ganghofer wiederum seine Meisterschaft bewiesen, die Bewohner und die Natur des deutsch-österreichischen Hochlandes dem Leser packend vorzuführen. Gestalten, wie der kraftvolle und treue Fichtenbauer Jörg und wie der Jäger Gerdi, der seine Emmerenz sich teuer erkaufen muss, wie das liebliche Alpenkind Veverl vermag so nur ein echtes sinniges und dabei tiefes Dichtergemüt zu schildern. Der Roman ist spannend von der ersten bis zur letzten Seite, nirgends findet sich eine Verzeichnung in den Charakteren. Dazu ist es ein poesiedurchhauchtes Werk von hoher sittlicher Bedeutung. Ohne die Poesie der Alpensagen zu zerstören, zeigt Ganghofer an dem mit feinem Humor gezeichneten Veverl, wie die Welt der Träume, wie ein tief wurzelnder Aberglaube brechen muss, wenn „der irdische Tag mit seinem hellen, lachenden Himmel“ hereinscheinen soll. Wahrlich, ein echtes Volksbuch im besten Sinne des Wortes; die künstlerische Ausstattung, die der Verlag dem prächtigen Buche gab, macht es zu einem hervorragenden Geschenkwerke.

Hamburg. Georg von Berry.

Dr. Emil Reich, Ibsens Dramen. E. Piersons Verlag, Dresden.

Die Zeiten, in denen Paul Lindau sich beklagen konnte, dass an der Berliner Hochschule kein einziges Kolleg über neuere deutsche Litteraturgeschichte gelesen würde, scheinen glücklich vorüber zu sein. Mag auch Scherers unbedachter Ausspruch, dass mit Goethes Tod die deutsche Litteratur eigentlich abgeschlossen sei, nicht mit Unrecht Anlass zu den heftigsten Angriffen gegeben haben; von dem Augenblick an, wo der österreichische Litterarhistoriker den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Litteratur an der Berliner Universität bestiegen, regte sich frisches Leben und Kollegs über die klassische Periode und Romantik wurden hier wie anderwärts gang und gäbe. Erfreulicherweise haben sich unter den Männern der jungen Generation, die sich die akademische Lehrtätigkeit zum Beruf erwählt, nun auch einige gefunden, die kein Bedenken trugen, bedeutsame Erscheinungen der Tageslitteratur vom curulischen Sessel zu würdigen. Dessoir, der die geistige Erbschaft des alten Werder in seinen dramaturgischen Vorlesungen übernommen, hat auch Hauptmann und Sudermann besprochen; vor einigen Jahren sass ich in einem Kolleg des tapferen Münchener Privatdocenten Schmidkunz, in dem das kühnste Buch Friedr. Nietzsche's, „Jenseits von Gut und Böse“, interpretiert wurde. Franz Muncker hat ein Kolleg über deutsche Litteratur seit 1840 angekündigt, während Berthold Litzmann die Resultate seiner Vorlesungen über das deutsche Drama der Gegenwart erst jüngst dem grossen Publikum zugänglich gemacht hat. Diesen Männern hat sich Emil Reich mit einem

Kolleg über Ibsens Dramen zugesellt, das jetzt in Buchform vorliegt. Der junge Wiener Privatdocent nimmt dem grossen Norweger gegenüber eine andere Stellung ein, als beispielsweise der zeitige Rektor der Berliner Alma mater, der einem akademischen litterarischen Verein die Erlaubnis zur Aufführung eines Ibsenschen Dramas rundweg verweigerte mit der Motivirung, „Ibsen sei ihm unsympathisch“. Reich sieht mit Recht in Ibsen eine der Persönlichkeiten, in deren Werken die sozialen und künstlerischen Ideen, die unser Zeitalter bewegen, ihren grossartigsten und prägnantesten Ausdruck gefunden haben, aber er ist kein blinder Panegyriker, der in der Kunst des Norwegers das alleinige Heil erblickt; er sucht die Stellen zu ermitteln, wo man ansetzen muss, um über Ibsen hinaus zu kommen, wo seine Weltanschauung und Technik mangelhaft und unklar ist und der Verbesserung bedarf. In der richtigen Erkenntnis, dass die Zeit dafür noch nicht gekommen, hat er es nicht versucht, ein monumentales dickleibiges Werk mit umfangreichem Citaten- und Notenapparat und biographischen Exkursen zu schaffen. Dennoch glauben wir sagen zu dürfen, dass in der sorgfältigen Analyse der meisten Dramen, in der Untersuchung ihrer gegenseitigen Beziehungen man nicht leicht über Reichs Arbeit hinauskommen dürfte. Wir glauben auch, dass gerade bei Ibsen die Taine-Zolasche Methode, das peinliche Prüfen und übermässige Betonen des Miliens nicht wesentlich neues zu Tage fördern kann. Spezifisch Norwegisches steckt wirklich herzlich wenig in seinen Dramen und z. B. Rettungen der nordischen Dramenwelt, als gäbe es dort lauter Noras, Hedda Gabler und Hilden, wirken nur komisch.

Am meisten fesseln natürlich die Betrachtungen der Gesellschaftsdramen das Interesse des Lesers. Mustergültig und überzeugend sind die Erörterungen über das Puppenheim, die Gespenster und Wildente. Alle Parallelstellen, ähnliche Gedanken- und Redewendungen und Situationen weiss Reich mit grosser Gewandheit herbeizuziehen und das allmähliche Entstehen und Reifen der Ideen unseres viel angefochtenen Dichters zu erklären und zu begründen. Sehr überzeugend und ansprechend sind auch Reichs Ausführungen über Hedda Gabler, die er nicht als unbefriedigtes und bemitleidenswertes Opfer, sondern als den Typus der verdorbenen höheren Tochter und Weltdame, voll Fehlern wie ein Charitéegaul, auffasst. Dem „Baumeister Solness“ steht auch Reich tastend und ziemlich unsicher gegenüber. Der Ansicht, es sei Ibsens Beichte, wie ich unter dem frischen Eindruck der Leipziger Aufführung s. Z. niederschrieb und werin mich Hardens wenige Tage später erschienener geistreicher Aufsatz noch bestärkte, kann er sich nicht aus ganzem Herzen anschliessen; er nennt nur das Stück die „Tragödie der Unbefriedigung“; dagegen verwirft er mit Recht den spiritistisch-hypnotischen Erklärungshumbug und betont, dass 3 mit einander nicht in Einklung gebrachte Motive das Stück beherrschen.

So dankenswert Reichs Ausblicke und Rückblick endlich auch sind, so scheint er uns hier doch Ibsen nicht gerecht geworden zu sein. Allzu dürftig sind seine Bemerkungen über die Technik des nordischen Meisters ausgefallen; darüber wird einmal ein besonderes Buch geschrieben werden müssen. Von Polemik gegen andere Ibsenforscher hält sich der Verfasser frei; einigermaassen ernst zu nehmende und von litterarischen Gesichtspunkten aus geschriebene Angriffe liegen mit Ausnahme der Nordauschen und Schmittschen Pamphlete ja auch kaum vor, und diese sind schon genügend von anderen abgefertigt worden. Dass sich manchmal Breiten und Wiederholungen finden, erklärt sich aus dem Umstande, dass es Vorlesungen sind und der mündliche Vortrag zu grösserer Ausführlichkeit und kurzem Zusammenfassen der Gedankenreihen erfahrungsgemäss verlockt.

Reichs Stil ist gewandt und flüssig und sein Ton durchaus nicht nur für akademisch Gebildete berechnet. Wir können die Lektüre allen Freunden und Feinden Ibsens nur warm empfehlen.

Berlin. Heinrich Stümcke.

Julius Hart, Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. Band I. (Hausschatz des Wissens, Abteilung X.) Berlin W., Pauli's Nachf. (H. Jeresch) 1894. 847 Seiten.

Von diesem hochbedeutsamen litterarhistorischem Werke erschien bisher der erste Band, der die Naturvölker und die alte Kultur des Orients, Hellas und Rom, die ersten Jahrhunderte des Christentums, den neuen Orient und das Mittelalter umfasst. Julius Hart hat die gründlichsten Studien zu seinem Werke gemacht und bietet die Resultate seiner Forschungen in einer ebenso volkstümlichen wie peetischen und gründlichen Darstellung. Von besonderem Werte sind in diesem Bande die vielfachen, ineinandergreifenden Besprechungen der Dichtung zur Kultur eines Volkes. Zahlreiche Faksimiles, besonders aus der Pariser Nationalbibliothek, Tafel in Schwarz- und Farbendruck, gegen 1000 Abbildungen im Texte, sowie vortrefflich gewählte Proben in den besten Übersetzungen (z. B. von Julius Hart selbst) erhöhen den Wert des Werkes, das in jeder Bibliothek eines deutschen Litteraturfreundes zu finden sein sollte, umsomehr da es trotz der vorzüglichen Ausstattung zu einem billigen Preise geboten wird. Ich werde ausführlich auf diese vorzügliche Litteraturgeschichte zurückkommen, wenn auch der zweite Band derselben erschienen sein wird.

Bremen. Erich Bardewisk.

Otto von Leixner, Laien-Predigten für das deutsche Haus. Ungehultene Reden eines Ungehaltenen. Berlin 1894, Verlag von Schall & Grund (Geschäftsleitung des Vereins der Bücherfreunde). Preis Mk. 4, geb. Mk. 4,75.

Der Mann, der in diesem Buche in sechs Reden an die deutschen Männer und in sechs weiteren an die Frauen und Mädchen sich wendet, hat ein Recht darauf, „ungehalten“ zu sein und Predigten zu „halten“. Reiche Lebenserfahrung, umfassende, tiefgründige Bildung, ein tiefer Ernst ehrlichster Überzeugung, eine echtdeutsche Liebe zu seinem Volke, Kraft und Schönheit der Sprache befähigen ihn zum Moralprediger in unserer ernsten Zeit. Dabei wird seine Darstellung nie langweilig, sie bleibt immer ungemein anziehend und wird belebt durch einen urfrischen Humor. Otto von Leixner richtet an der Schwelle des Jahrhunderts seine Augen auf die trübe Gegenwart und erinnert mahnend an die ernsten Pflichten, die Männer und Frauen der kommenden Zeit gegenüber haben, vor allem deutsche Männer und deutsche Frauen. Die alles vernichtende Ichsucht, die ein Wirken des Einzelnen zum Ganzen unmöglich macht, zu besiegen, mit Kraft und Begeisterung an den deutschen Gedanken festzuhalten, darin gipfeln Otto von Leixners ernste Gedankenreihen. Die Laien-Predigten verdienten ein echt deutsches Familienbuch zu werden, sie würden in unserer Zeit viel Gutes stiften.

Bramsa. **Erich Bardewisk.**

Kopf und Herz, Roman von Theodor Duimchen. 2. Aufl. Leipzig 1894. Rob. Friese, Sep.-Cto.

Das Buch entstammt der Feder eines vermutlich viel gereisten, gewiss begabten Menschen, dessen Wiege jedoch die Musen ferngestanden. Dichter ist er nicht. Im ersten Teil sucht er seinem Werk durch eine interessante Gegend — Madrid — ein Relief zu geben. Erstaunlich ist indes sein Geschick, das spanische Lokalkolorit, überhaupt den südlichen Stimmungszauber zu vermeiden. Selbst die Schilderung des Stiergefechts entbehrt der rechten Lebendigkeit und Farbe. Dem zweiten Teil fehlt die Scenerie und deshalb greift Verfasser zu einem neuen Mittel Interesse zu erwecken — ein Hochstapler tritt auf. Es folgt eine Verwicklung, die man liest, etwa wie eine sensationelle Gerichtsverhandlung. Las Palmas heisst die interessante Persönlichkeit. Nachdem er seine in der Havana erworbenen Reichtümer verloren, sucht er nach einem reichen Schwiegersohn. Seine Tochter Donna Manuela macht ihm jedoch einen Strich durch die Rechnung, da sie einen deutschen Referendar — Dichter liebt. Ihm zu Liebe weist sie den Herzog von Medina ab, lässt jedoch den Geliebten sitzen, angeblich um nicht von ihm sitzen gelassen zu werden, in Wirklichkeit aber, weil sie den Speculationen ihres Vaters etwas näher getreten war. In Wiesbaden treffen wir sie wieder. Der Referendar-Dichter ist indess Assessor-Dichter geworden. Seine Oswald Steinnatur tritt noch deutlicher hervor. Seine Hoffnungen auf die zufällig Wiedergefundene, in der auch die alte Liebe neu erwacht, realisieren sich erst, nachdem sie zum zweiten Mal auf und davon gegangen ist, diesmal ohne den Vater, der einen jungen Lieutenant zur Heirat mit ihr zwingen wollte. Er bediente sich hierzu eines auf Entstellung beruhenden Documents, das die Familie des Lieutenants unmöglich machen kann. Manuela vernichtet es voll Ekel vor ihrem Vater, verlässt ihn und wird von dem Assessor eingeholt. Der Lieutenant heiratet die Tochter eines Freundes seines Vaters, die er schon aufgegeben hatte, um durch die Heirat Manuelas das Dokument einzulösen.

Wenn wir von den in die Handlung eingeflochtenen langatmigen Diskussionen über die soziale Frage, in denen sich der Assessor-Dichter gefällt, absehen, kann das Buch immerhin als Unterhaltungslektüre für minder anspruchsvolle Leser nur empfohlen werden.

Frankfurt a. M. **Oscar Schmitz**

Vom Fels zum Meer, Halbmonatsschrift. 14. Jahrgang. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Herausgeber: Wilhelm Spemann. Verantw. Redakteur: Paul Dobert. Preis des Heftes 75 Pfg.; 26 Hefte bilden einen Jahrgang.

Wer es unternehmen wollte, eine Geschichte der deutschen Familienblätter vornehmen Stils der letzten Jahrzehnte zu schreiben, der würde als Beispiel einer gesunden Entwicklung keine bessere Zeitschrift wählen können, als die allbekannte „Vom Fels zum Meer“. Von den trauten Grossoktav-Monatsheften mit den einfachen, aber künstlerisch sorgfältigen Holzschnitten bis zu dem vorliegenden ersten Halbmonatshefte in Quartformat mit einem Bilderschmuck, der zugleich zeigt, welche ungeahnten Fortschritte die Illustrationstechnik in den letzten beiden Jahrzehnten gemacht hat, liegt eine ganze Geschichte modernen Kunstlebens. „Modern und vornehm“, das soll jetzt die Parole der Familienzeitschrift unter der neuen Führung des kundigen Paul Dobert sein. Das erste Heft, das soeben erschien, wirkt geradezu berückend, und ich habe nichts mehr bedauert, als dass es unmöglich ist, in jeder deutschen Familie diese Zeitschrift zu sehen. Drei grosse Kunstbeilagen enthält das Heft: W. Zehme's Höhere Töchter in einer farbensatten Aquarellfaksimile-Reproduktion, Hans Dahls, Das Urteil des Paris und E. Blair Leightons Eine Frage, und ausserdem zahlreiche Portraits (Ernst Curtius, Rosa Poppe, Carl Scheidemantel) und Illustrationen, wie sie sorgfältiger und künstlerisch ausgeführter bisher noch keine Familienzeitschrift geboten hat. Und die Autoren? Ich hebe nur die kulturhistorische Plauderei „Treu dem guten alten Brauch“ von R. von Seidlitz, das prächtige Kriegsidyll „Sedan“ von A. v. Roberts, Gustav Klitschers liebevolle Studie über Ernst Curtius und den Anfang des Romans „Ein Schlagwort der Zeit“ von Fedor von Zobeltitz hervor. Die Lyrik ist nur durch einen Beitrag, durch

das hübsche Stimmungsbild „Sommernachmittag“ von Julius Sturm vertreten, der Dichtergreis ist immer jung geblieben. Aber einer Zeitschrift wie „Vom Fels zum Meer“ sollte es nicht schwer fallen, in jedem Hefte zwei oder drei der hervorragendsten Perlen neuzeitlicher Lyrik bieten zu können. In der deutschen Familie ist die Poesie leider noch immer das Aschenputtel. Nun, vielleicht hilft „Vom Fels zum Meer“ mit, dass es besser wird. Es eignet sich vortrefflich zum Prinzen, die holdselige Maid auf den Thron zu setzen. Für Graphologen und Autogrammliebhaber enthält das vorliegende erste Heft einen vielseitigen, sehr interessanten Brief Richard Wagners in Faksimile-Reproduktion als besondere Beilage. Der Zeitschrift ein herzliches Glückauf und ein frohes Willkommen in tausend und abertausend deutschen Familien.

Bremen — Franziskus Hähnel.

Max Jahn, Ideale und Skeptizismen. Gedichte. Verlag von Wilh. Friedrich, Leipzig. 1894.

Max Jahn offenbart sich in diesem Buche als ein philosophischer, selbstherrlicher Geist voll symbolischer Tiefe, voll himmelstürmender Phantasie nnd grühlerischer, zersetzender Melancholie. Er scheut sich nicht, von den dunklen Geheimnissen seines Innern die letzten zarten Schleier zu reissen. Er zeigt uns mit leidenschaftlicher, trotziger Geberde seine nackte Seele. Max Jahn ist auch ein Dichter, nicht nur ein Denker und Psychologe. Er besitzt ein starkes and eigenartiges Talent. Er ist ein „Finder wilder fremder Märe“. Er schmiedet und formt die Sprache wie man glühendes Eisen zu haarscharfen, blitzblanken Schwertern schmiedet. Seine Verse and Bilder stehen vor uns wie Broncefiguren and eherne Reliefs. Alle diese Vorzüge vereinigen ff. z. T. herrliche Gedichte: „Der Wanderer“, „Stimmen der Hölle“, „Trochäen“, „Bann und Lösung“, „Frage!“ (aber der Reim „Klage“ auf „Sprache“ wäre wohl zu vermeiden gewesen!) „Das Land der Sehnsucht“ Muscheln (nach Paul Verlaine) „Fluch beladen“ „Heautontimoroumenos“.

Habe ich so genügend dem Talente Jahns meine Anerkennung ausgesprochen — jene zehn vollendeten Gedichte gehen mir reichliche Veranlassung dazu —, so muss ich nun zu des Dichters eignen Nutz und Frommen noch Vieles rügen. Die meisten der Gedichte Jahns leiden an zu grosser Unklarheit. Der Dichter muss vor allem den Zusammenhang wahren. Alle schönen Einzelheiten nützen einem Gedichte nichts, wenn es nicht als Ganzes ein Bild, eine Stimmung vor die Seele des Lesers zaubert! — Jahn ist auch oft geradezu lächerlich trivial und banal: Im ersten Gedichte (dem schlechtesten der Sammlung) sagen z. B. die Erdgeister:

„Wir sind deine Meister.
Wer Weib geboren ist,
Ein Geisterknecht,
So heisst er.“

Ähnliche und schlimmere Stellen finden sich in „drei Sonnetten“ (S. 13.) Mit seltener Hartnäckigkeit gebraucht der Dichter sehr oft hässliche und prosaische Wortverbindungen z. B. So — wie. („So Kind wie Mann und Weib“). Statt des Relativums setzt er das scheussliche „so“. Das Weglassen des Artikels ist sehr unschön und dilettantenhaft. Formen wie: „O Seele mein!“

„Herze“ „alleine“ (Jahn bildet sogar einmal „Nachtigalle!!) „bekehret“ „schwehet“ sind schon zu oft gerügt worden!! Bei Jahn finden sie sich noch dutzendweise! Mag Jahn sich auch vor unsinnigen Wortbildungen hüten („gierdevell“?!) Und dann der Titel des Buches: Ideale und Skeptizismen, der klingt doch zu banausisch!

Wir haben noch viel von Jahns starkem und eigenartigem Talente zu erwarten; aber der Dichter muss erst sich meistern und durchweg künstlerisch empfinden und formen gelernt haben.

Berlin. — Hans Benzmann.

Carl Pitlik, Sonnenschein und Wetterwolken. Verlag von E. Mareis, Linz. 1894.

M. v. Haugwitz, Gedichte. E. Pierson's Verlag. 1894.

A. Theiss, Saitenklänge, Dichtungen. dito.

Drei Dilettantenmachwerke von reinstem Wasser! Für diese Thatsache ist jedes „Gedicht“ in den drei Sammlungen beweiskräftig (resp. jede der noch von C. Pitlik zugegebenen „Novellen“). Den Verfassern wird man das allerdings nie beweisen können. Sie werden weiter „dichten“; aber ihre „Gedichte“ werden verwehn wie Spreu, die der Wind zerstreut...

NB. In M. v. Haugwitz's Sammlung sind einige passable Strophen, einige originelle Wendungen. Das Übrige ist aber dafür noch schlimmer als alles von A. Theiss und C. Pitlik „Gedichtete“. Der Teil „Humoristisches“ z. B. ist das geschmackloseste, was je auf diesem Gebiete geloistet worden ist.

Berlin. — Hans Benzmann.

Elisabeth Bobertag, Aus meiner Dichtermappe. Poetische Erzählungen und Lieder. 2. Auflage. Berlin 1894, Verlag von Eduard Rentzel. Preis elegant gebunden Mk. 3,—.

Ein eigenartiges Talent offenbart Elisabeth Bobertag, nicht gross und sich oft anlehnend an Schiller und das Epigonentum, aber doch nicht unangenehm. Unter ihren epischen Gedichten sind recht erfreuliche Leistungen und manche eignen sich sehr gut zum Vortrage,

wie z. B. Althäa. Die Epik überwiegt überhaupt in dem Buche, das ein eigentliches Lied nicht enthält. Auch unter den lyrischen und vermischten Gedichten sind recht ansprechende, es seien nur „Noch nicht zu Bett“, „Mittagsglocken“ und „die Hände der Mutter“ genannt; von letzterem möge die Schlussstrophe zur Charakterisierung hier eine Stelle finden:

„Und wenn ein Leiden kommt, wenn das Versenken
In bittren Gram die Seele mir bewegt,
Dann will ich an die treuen Hände denken,
Die segnend oft sich auf mein Haupt gelegt!“

Ausserordentlich mangelhaft hat die Verfasserin korrigiert; hoffentlich behandelt sie in einer etwaigen 3. Auflage in dieser Beziehung ihre Musenkinder etwas besser.

Bremen. Erich Hardswick.

Max Brehna, Zu spät und andere Novellen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

„Einige Stunden später fanden wir Lolo in ihrem Zimmer wieder. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch. Ein Sonnenstrahl, der erste, der es seit langen Tagen wagte, sich durch das dichte Grau der Dezemberwolken durchzudrängen, stahl sich an dem indischen Store, der das Fenster verhüllte, vorbei, in das Zimmer hinein . . . der Sonnenstrahl musste neugierig sein; denn er sah der Schreiberin über die Schultern in den offenen Brief hinein und las: „Mein teurer Freund!“ . . . . . folgt der ganze Brief mit dem Schlusse: denn ich liebe Sie! „Der Sonnenstrahl wollte wohl nicht indiskret sein, er huschte hier leise, wie er gekommen, zum Fenster hinaus . . .“

Aus diesem Pröbchen wolle man ersehen, dass der Verfasser recht viel Befähigung besitzt — nämlich zu dem hohen Berufe eines Reporters. Schablonenhaft wie der Stil ist auch die Zeichnung der Gestalten. Die Novellen erinnern übrigens recht oft an die „letzten Tagesneuigkeiten“ der Zeitungen. Da ist ein Expresszug, der im Schneesturme entgleist, da ist ein Kind, welches die dem Geliebten der Mutter gehörenden Handschuhknöpfe verschluckt und an welchem in Gegenwart und mit Hilfe der sündhaften Mutter der Luftröhrenschnitt vorgenommen wird, da ist eine irrsinnige, russische Gräfin, die sich den Fuss verstaucht und in den Arzt verliebt u. s. w.

„Mein Buch sei Dein, erste und einzige Liebe meines Lebens,“ hat der Verfasser (oder die Verfasserin?) seinen Novellen als Widmung vorgesetzt. „Die erste und einzige Liebe“ möge ihre Freude an dem Buche haben. Unbegreiflich bleibt aber, warum der Verfasser diese so stilvolle Liebesgabe durch Drucklegung und Weiterverbreitung entweiht hat. —

Horn, Nieder-Österreich. Hanns Weber.

Franz Wolff, Novellen. Leipzig, Verlag von Oswald Mutze. 1894.

Die vortrefflichste der in diesem Bändchen gesammelten Novellen ist „Ein Talent“. Richard Bogner, in welchem sein liebevoller, aber eitler und unverständiger Vater ein ausserordentliches dichterisches Talent entdeckt zu haben glaubt, geht im Elend zu Grunde, weil er stolz auf Fähigkeiten, die er nicht besass, versäumt hatte, sein Leben auf Arbeit zu gründen. Die Novelle „Das Modell“, welche von Josef Lewinsky im Jahre 1885 im Verein der Litteraturfreunde in Wien mit grossem Beifalle zur Vorlesung gebracht wurde, schildert das Leid und Glück der Liebe, die ein italienisches Landmädchen und einen deutschen Maler verbindet. Die Skizze „Ein Frauenherz“ ist voll herbstlicher Schwermut. Ein alterndes Mädchen sorgt mit mütterlicher Liebe für den verwaisten Sohn des einzigen Mannes, den sie geliebt und der eine Andere geheiratet hatte.

Was uns an Franz Wolff, der sich übrigens schon durch seine 1893 erschienenen „Welken Blätter“ den Ruf eines trefflichen Novellisten erworben, besonders erfreut, ist die Frische und Natürlichkeit der von ihm gezeichneten Gestalten, die einfache und zwanglose Entwicklung der Handlung, die dichterische Schlichtheit und Anmut der Sprache. Wir möchten das Büchlein mit seinen drei einfachen aber ergreifenden Novellen auf das Beste anempfehlen.

Horn, Nieder-Österreich. Hanns Weber.

Ernst Rosmer, Madonna, Novellen. Berlin, S. Fischer. 1894.

Diese Novellen hat ein echt modernes Weib geschrieben. Das bedeutet nun für viele soviel als: überspannt. O, die Weisen! Und wie würden sie aufjubeln, wenn sie die ersten beiden Stücke in Rosmers Buch gelesen hätten! Na, seht, ist's nicht so, wie wir gesagt haben? Überspannt das erste, überspannt das zweite. Diese Urschl, diese Madonna, die nicht mehr heiratet, weil sie ein Mann angeschaut hat, wie — nun wie eben die meisten Männer junge Frauen anschauen. Ist das nicht überspannt? — Nach Ihrem Begriff, Herr Philister. Es steht aber auch geschrieben: Wer nur ein Weib ansieht, sie zu besitzen, der hat sie schon besessen. Allerdings giebt es wenig Weiber, welche die Schmach fühlen, die ihnen ein solcher Blick anthut. Wehe aber derjenigen, die sie fühlt! Sie kann nie mehr glücklich werden, sie ist geschändet im Geiste. Und fühlen kann das nur das moderne Weib, mit seinem von der Cultur bis zur äussersten Sensibilität gesteigerten Empfindungsleben; fühlen kann das nur das reine Weib, die Madonna.

Ja, ja, mein lieber Philister, ich glaub' es dir, dass du auch den Ossi im „Corriger l'amour“ für überspannt hältst! Und doch ist er nur das männliche Seitenstück zur Madonna, der

reine Mann. Natürlich verkennst du auch überhaupt die ganze Novelle und meinst, das sei etwas zum Kitzeln und es ist doch nur die nackte Darstellung einer Frauenseele, aber von so eindringlicher Schärfe der Beobachtung, wie sie wieder nur eine Frau und zwar die moderne Frau, die zu schauen, zu beobachten gelernt hat, zu geben vermag. Ja, mein lieber Philister, ich stehe nicht im geringsten an, diese Tagebuchnovelle eine Meisterleistung moderner Erzählungskunst zu nennen. Besseres bekommt man selten zu lesen.

Und nun mit einem Salto über die beiden sehr schönen und seelenvollen Novellen „Platonisch“ und „In der Mauernstrasse zu „Milestpan.“ Gelt, Freund Philister, das kannst du halt auch wieder nicht begreifen, dass eine Frau, die durch ein voreiliges Wort gebunden ist, sich an einen Mann hinzugeben, den sie nicht aus vollster Seele liebt, lieber den Tod wählt, als dass sie ihr Herz, das nur ihrer Kunst, nur ihrem „gnädigen Herrn“, Beethoven gehört, langsam in einem Joch, das seine beste Kraft bricht, verbluten sieht. Und doch ist diese Figur mitten aus dem Leben gegriffen. Wie viele und wahrlich nicht die schlechtesten haben lieber den Tod gesucht, als dass sie ihre Ideale aufgegeben hätten. Mich dünkt, wir erleben das noch immer. Das geradebrechte Deutsch der Griechin ist in dieser Novelle vorzüglich gegeben.

Damit wäre ich zu Ende und will nur noch der felsenfesten Überzeugung Ausdruck geben, dass die moderne deutsche Litteratur in der Dichterin, die unter dem Pseudonym Ernst Rosmer steckt, eine der besten Novellistinnen besitzt, eine Dichterkraft von ausgesprochenster, interessantester Individualität.

Wieselburg a. d. Erlaf N.-Ö. Karl Bienenstein.

Max Dreyer, „Drei“, Drama in drei Akten. Berlin 94, S. Fischer's Verlag.

Ein höchst interessantes Drama, doch scheint mir der Stoff mehr für einen Roman geeignet. Er ist vielleicht zu innerlich für ein Bühnenstück. Seine Ausgestaltung erfordert viel Seelenmalerei und psychologische Entwicklung. Zu wirksamen Theaterscenen giebt er wenig Veranlassung, und wo der Verfasser, wie im letzten Akte, solche schafft, geschieht es auf Kosten der Psychologie, lässt er grosse seelische Prozesse sich in so beschleunigtem Tempo abspielen, dass sie unwahrscheinlich werden.

An dieser Klippe wird Max Dreyers Schauspiel, das vom Berliner Lessingtheater zur Aufführung angenommen ist, vielleicht scheitern, und das wäre schade. Denn es ist jedenfalls ein Werk, das mit künstlerischem Ernst geschrieben, in der Komposition straff und im Dialog manchmal geradezu meisterhaft ist. Wenn der Dichter den biederen, etwas dummen Bollert erscheinen und sagen lässt: „Hm! Sonderbar! Mit uns lässt sich doch jedenfalls leben! Mit meiner Frau vor allen! Na, wir drängen uns natürlich nicht auf — . . . . . .“ dann sieht man bei der Lektüre den etwas beleibten, wohlhabenden, gutmütigen Kaffeehändler leibhaftig vor sich stehn.

Im ersten Akte befindet sich ein Wortwitz. Der Verfasser bezeichnet die Unterhaltung von Kaffeehändlern als „Kaffeeklatsch“. Ich sage ausdrücklich der Verfasser, denn der Witz ergiebt sich nicht logisch aus den Gesprächen, sondern ist einem der Handelnden nur in den Mund gelegt, er ist somit nicht nur schlecht, sondern auch unwahr. Herr Dreyer hat aber solche „Ausschmückungen“ nicht nötig. Er begiebt sich damit nur in die Gesellschaft der Possenschreiber. Lubliner, Kadelburg und Schönthan, welche leider mit ihren Schwänken unsere ersten Bühnen beherrschen und auch hie und da noch für Dichter gehalten werden.

Berlin. Georg Fernandes.

O. Ewald, Glück. Aphorismen der Welt-Litteratur. Verlag der Vossischen Buchhandlung (Strikker) in Berlin.

Ein wahrhaft reizendes Buch zum Verschenken und zum Vorlesen. Die Aphorismen, mehr als tausend, bieten einen Reichtum an Gedanken dar, wie er selten auf dem Büchermarkt dargeboten wurde. Neben den grossen Geistern der antiken Welt nehmen die modernen Autoren einen beachtenswerten Rang ein.

Berlin Fr. Hohenhausen.



Zur gefl. Beachtung!

Die geehrten Abonnenten und Leser werden gebeten, das verspätete Erscheinen dieser Nr. gütigst entschuldigen zu wollen. Durch den Wechsel des Verlags, der Redaktion und Druckerei wurde die Herstellung und Versendung am 1. Oktober leider verzögert. Die folgenden Nummern werden in gewohnter Weise pünktlich am 1. jedes Monats in den Händen der Leser sein.

Redaktion und Verlag der „N. l. Bl.“



Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen; für den Inseratenteil: E. Reatzet, Berlin.
Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. November 1894. Nr. 2.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke.**
Verlag von **Eduard Rentzel, Berlin W. 57,** Yorkstrasse 48.

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4,** Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Hauptmanns „Weber“ im „Deutschen Theater“.

Als vor einigen Jahren der junge Schlesier sich mit einem Schlage den litterarischen Tagesberühmtheiten zugesellte, war Dr. Otto Brahm, der jetzige Direktor des „Deutschen Theaters“, Herausgeber der papiernen und Vorstand der wirklichen „freien Bühne“, die den naturalistischen Stürmern und Drängern einen erwünschten Tummelplatz bot. So war denn auch wohl nicht allein die Direktionsmüdigkeit l'Arronges, sondern vornehmlich der Wunsch seines Nachfolgers, das vielumstrittne Weberdrama Hauptmanns selber herauszubringen, der Grund, dass trotz der Freigabe von Seiten der Polizei die „Weber“ erst unter dem neuen Kurse im „Deutschen Theater“ als langerwartete Novität erschienen.

Wie diese Aufführung das einst so vornehme Haus an der Schumannstrasse zum Schauplatz desselben unlitterarischen und beklagenswerten Tumultes gemacht hat, der andere Berliner Bühnen bei Gelegenheit der letzten Premièren von Voss, Halbe und Sudermann heimsuchte, ist heute allgemein bekannt, zumal sich aus Anlass der Weber-Aufführung eine Zeitungsfehde von seltener Heftigkeit entsponnen hat. Und in der That ist das Stück wohl geeignet, die Erörterung von principiellen ästhetischen und kunstpolitischen Fragen anzuregen. Der einfache Thatbestand ist, dass ein obrigkeitlich geächtetes Stück, das bislang nur auf der künstlerisch radikalen „freien Bühne“ und sozialdemokratischen „freien Volksbühne“ in mehr dem Namen als der Sache nach beschränkter Öffentlichkeit in Scene gehen durfte, auf der angesehensten Berliner Privatbühne unter dem lebhaften Beifall eines Publikums gespielt wurde, das mit ganz verschwindenden Ausnahmen der besitzenden Klasse angehört und keinen Grund hat, sich den Leuten auf der Bühne in ihren Klagen und Wünschen anzuschliessen. Und dieser Beifall brach an bestimmten Stellen und so demonstrativ hervor, dass er nicht naiver Kunstbegeisterung, sondern berechnender Absicht entsprungen schien. Selbst die wärmsten Verehrer Hauptmanns wagen nur schüchtern zu behaupten, dass das Stück als Kunstwerk auf diese Weise ausgezeichnet werden sollte. Über den Kunstwert ist der Streit noch in vollem Gange und selbst viele, die sich durch den Fiebertraum des armen Hannele rühren und durch die geniale Lüderlichkeit des Kollegen Crampton belustigen liessen, wollen von den wahnwitzigen Hungerleidern am Webstuhl nichts wissen. Das Armeleute-Elend in seiner nackten Dürftigkeit auf der Bühne mehr oder minder realistisch dargestellt zu sehen, ist für unser Theaterpublikum heute freilich nichts Neues mehr. Auf zartbesaitete Nerven wird keine Rücksicht mehr genommen, und wenn ein bekannter Theaterkritiker tadelt, dass der alte

Baumert nicht das unbekömmliche Hundefleisch coram publico wieder von sich geben dürfe, wie der Dichter es vorgeschrieben, und ein anderer Kollege von der Theaterkritik den schönen Spiegel bei der Zerstörung des Fabrikantensalons nicht verschont wissen will, wie auf der Bühne geschah, so mögen eher thatsächliche Unmöglichkeit und praktische Rücksichten als ästhetische Bedenken die Direktion und Regie des „Deutschen Theaters" von dieser äussersten Konzession an den Naturalismus auf der Bühne abgehalten haben. Was die einen zum Beifall reizt und die andern verstimmt, ist vielmehr die drohende und begehrliche Sprache, das sozialistische Pathos und der erschütternd echte Ausdruck des Elends, die Hauptmanns Webertragödie auszeichnen. Es ist nicht die vormärzliche Luft, die Vorbotin des Sturms, der im „tollen Jahr" 1848 über die Köpfe der Regierenden hinbrauste, wie man nach der Angabe: „Ein Schauspiel aus den 40er Jahren" vermuten könnte. Das Zeitkolorit sah man auf der Bühne des „Deutschen Theaters" peinlich genau festgehalten; an der Wand das Portrait Wilhelms IV., der Schnitt der Röcke ebenso unmodern wie der Helm des Gensdarmen und die Haartracht der Fabrikantenfrau. Die da meinen, der Dichter habe aus gewissen Rücksichten die thatsächliche Unterlage des Stücks 50 Jahre zurückdatiert, etwa um das Peinliche der Vorgänge zu mildern, scheinen mir zu irren, und ganz sicherlich thut es Hauptmann, wenn er aus anderen Rücksichten als den notgedrungenen auf die an den Buchstaben sich haltende Zensur die obigen Angaben als Untertitel gemacht haben sollte. Der Geist, der in den „Webern" revoltiert, ist ein ganz anderer als der in den Freischärlern und Barrikadenkämpfern von anno 1848. Der Ahnherr der Männer, die in der flammenden Poesie und Prosa der Herwegh, Freiligrath und Blum stürmisch ihr und des Volkes Rechte verlangten, ist Marquis Posa, der von König Philipp Gedankenfreiheit fordert; die Erbitterung, die in der rasenden Hungerschaar tobt, haben die Poeten der 40er Jahre nur schüchtern und stets mit anderen nicht vom Hunger hervorgerufenen Motiven verquickt ausgesprochen, und die Vorbilder der Weber- und Armeleutelieder Heines, Freiligraths, Dronkes, Hüffers, Becks sind die Schotten Thomas Hood, E. Elliot und die Meister der französischen Proletarierdichtung Béranger, Dupont und Leroy, die das Lied vom Hemde, vom hartherzigen Fabrikherrn, vom Hungertod in der Gosse und von der unerbittlichen Konkurrenz der Maschinenarbeit zuerst in zündenden Versen gesangen. Die sozialdemokratische Doktrin, die mit Marx alle historischen Begebenheiten auf nationalökonomische Ursachen, in letzter Reihe auf die Magenfrage zurückführen möchte, könnte kein schlechteres Beispiel finden, als den Dresdener Maiaufstand von 48, und kein besseres, als den grossen schlesischen Weberaufstand von 1844. Die Hungerqualen, nicht politische Erwägungen und Wünsche bestimmen diese Leute, die Hauptmann in seinem Massenbilde aufmarschieren lässt. Warum soll die Schilderung des Hungerelends zu politischen Kundgebungen aufreizen? Und man klatschte folgerichtig auch im „Deutschen Theater" nicht deshalb, weil man es den armen Webern gönnte, dass sie sich im Hause ihres reichen Zwingherrn nach Vandalenart einmal gütlich thun, sondern man klammerte sich an einzelne politische Anspielungen und Ausbrüche des Grolls, die auf heutige Verhältnisse zuzutreffen scheinen; man klatschte, weil man einige Häupter der sozialistischen Partei breitspurig im Parkett thronen sah, weil in gewissen Kreisen die Parole ausgegeben war, „heute würde die Partei auf der Bühne einen Haupttriumph feiern". Und noch aus einem andern Grunde. Unserm hauptstädtischen Theaterpublikum fehlt jede Naivetät. Man will nicht allein dankbar die Gaben auf der Bühne geniessen, sondern selber mitspielen, Komödie in der Komödie machen. Da ist dem Publikum wohlmeinend oder spöttisch ein Dutzend Mal wohl ins Gedächtnis gerufen worden, dass ungefähr 100 Jahre früher, ein paar Jährchen vor der grossen Revolution, eine üppige, frivole Hofgesellschaft im Feenschlösschen Trianon die Komödie von der Hochzeit des Figaro in lachendem Behagen spielte, dass man mit Rousseauschen und andern dem Bestehenden gefährlichen Ideen koquettierte. Der Vergleich liegt so nahe und im behaglich prickelnden Gefühl, dass man selber so ein Stückchen moderner roi soleil vorstelle, dass die Füsse derer, die die Bourgeoisie hinaustragen werden, schon vor der Thüre seien, aber wir Gott sei Dank bessere Polizei und Armee haben, als weiland der sechzehnte Ludwig, glauben viele von denen, die heute die Rolle der Versailler Hofgesellschaft vermeintlich oder thatsächlich spielen, im Theater in unschuldigem Sozialismus machen zu dürfen, und ihr Verständniss für die Anspielungen auf der Bühne beweisen zu müssen durch aufdringliches und unmotiviertes Beifallslärmen. Die Gegnerschaft wiederum setzt sich einerseits aus Leuten zusammen, die an solcher Volks- und Kunstfreundlichkeit mit Recht keinen Geschmack finden und andererseits aus erbitterten Gegnern des naturalistischen Dramas und der Hauptmann'schen Armeleutepoesie im besondern. Dazu eine handvoll Leute, die, wie es nachgerade scheint, zwecks berufsmässiger Störung keine Première versäumen, sich go-

schickt über alle Plätze verteilen und einen Heidenspass haben, wenn der Zuschauerraum zur lärmenden Volksversammlung wird und am nächsten Morgen dem Publikum ob seiner Unbotmässigkeit in allen Blättern wieder einmal tüchtig der Kopf gewaschen wird.

Aber auch der Dichter ist in diesem Falle nicht von aller Schuld freizusprechen. Manche Tiraden wären im Interesse des Kunstwerks und des Theaters besser fortgeblieben. Gewiss ist es lächerlich, von der Aufführung der „Weber“ irgend welche Gefahr für unsere gesellschaftlichen und staatlichen Zustände zu befürchten, aber die Erregung, die allein durch die Gerüchte von der Abbestellung der kaiserlichen Loge und Verbot des „deutschen Theaters“ für das Offiziercorps hervorgerufen wird, kann wenigstens den Frieden in Sachen der Kunst empfindlich stören. Als Tendenz- und Radaustück gespielt zu werden, scheint uns Hauptmanns Weberschauspiel zu schade. Mag auch die Frage nach der Möglichkeit und Berechtigung des extremen Realismus auf der Bühne hier besonders stark in den Vordergrund treten, die Verhältnisse im Eulengebirge zu schwarz oder noch nicht schwarz genug gemalt sein, um der Wirklichkeit zu entsprechen; mögen viele die Massenbewegung in Zolas grandiosem „Germinal“ Hauptmanns Schilderungskunst vorziehen: Die Weber bleiben die machtvollste Leistung, die die dramatische Kunst der letzten Jahre hervorgebracht hat, und bilden zugleich eine der besten Aufführungen, die das Haus an der Schumannstrasse unter der alten und neuen Direktion erlebt hat. Es ist hier nicht der Ort, eine ästhetische Betrachtung der Einzelheiten and eine Kritik der schauspielerischen Leistungen vorzunehmen, aber auf die packende Sicherheit in der Charakteristik der einzelnen Personen und auf die jede Einzelheit fein zum Ausdruck bringende naturwahre Kunst der meisten Darsteller des deutschen Theaters dürfen wir auch an dieser Stelle wohl hinweisen. Das Publikum könnte bei gutem Willen manches aus der Aufführung der „Weber“ lernen. Vor allen Dingen hat es Gelegenheit sich jenes Mass besonnener Objektivität anzugewöhnen, ohne dass die Aufführungsmöglichkeit moderner Stücke nachgerade in Frage gestellt wird. Wir lachen heute, wenn wir hören, dass die Aufführung von „Wilhelm Tell“ noch vor kurzem in Russland und lange Jahre auch in Wien verboten war. Wir erregen uns nicht unnötig bei den Brandreden des Mark Anton, Coriolan, oder der Gracchen, die Shakespeare und Wilbrandt zu Roms Pöbel sprechen lassen. Und entgegnet mir einer, dass zwischen dem Ton in diesen Stücken und dem in dem Weberdrama ganz abgesehen von den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen denn doch ein Unterschied besteht, so meine ich, dass ein besonnenes und im Theater nur die Kunst suchendes Publikum es in der Hand hat, auf beabsichtigte und an den Haaren herbeigezogene Schlagworte, politische Anspielungen u. dgl. nicht zu reagieren und damit dem Dichter zu lehren, dass man ihn nicht als Agitator billige Dutzendweisheit verschleissen sehen will. Freilich der Erfolg eines thörichten Machwerkes wie der Caligula unseligen Angedenkens beweist, dass die antike Kostümierung eines modernen Pamphlets nur allzuviel Anziehungskraft auf die breiten Massen ausübt. Bei der Aufführnng von Hauptmanns Drama aus dem Bauernkriege „Florian Geyer“, das leicht Gelegenheit zu ähnlichen Scenen bietet, werden Dichter und Publikum zeigen können, ob sie gelernt haben und lernen wollen.

❦

Propheten.

(Eine Vision.)

Von **Willy Rath**, Berlin.

Tag ist's, heller Spätsommertag.

Ich schlummere an Waldes Rund, aus des Mittags Glut in Schattenruhe geflüchtet. Und was mir die Seele drangvoll belebt, doch von Tages schallendem Lärm verjagt, nur in friedeatmender Nacht mir leise in keuschem heissem Sehnen erklingt, das zieht als holdestes Traumbild nun durch mein Herz.

Die ersten seligen Geschlechter seh' ich, in heiter unverwelklichem Leben. Auf blumigem Rasen, in flüsterndem Haine wandeln sie hin, lächeln l dahin, aus seelentiefen Augen lächelnd, — Hand in Hand.

Süsser Duft durchhaucht, süsser Sang und Klang durchwallt die sonnigen Weiten. Das saftfrische Grün durchgleiten in murmelndem Wellenspiel ruhige Ströme, in frendigen Farben leuchtend, silbern und purpurn und herrlich blau. Und die bunten Barken, die schwanengleich wiegen und wiegen und ziehen, dahin auf krausen Wogen, auch sie tragen frohe lächelnde Menschen, selige Menschen. Ewigen Frieden strahlt die reine Stirn. Ich seh' es, und schaue und schaue, und lächle in heiligem Glück, — im Traum.

„So selig können Menschen sein?“

Weh! Der Gedanke, der erste Gedanke zerstört mir das Bild.

„Ja“, seufzt die Seele aus Tiefen empor, „so selig könnten Menschen sein. So frühlingswonnig könnte sie lachen, die Welt. — Nichts Höheres fehlt, keines Grösseren bedürft' es, zu ewiger Menschenseligkeit, als voller, froher, hoher Menschlichkeit ewig“. — —

Und ich erwache. Die Augen öffn' ich, Thränen im Blick.

Und drunten auf blütenbewuchertem Sumpfe seh' ich die Kinder der Seligen ringen, mordgierig ringen, Brust an Brust, mit Zähneknirschen und keuchender Wut. Und tückische Dolche seh' ich grimmig geschwungen, und Gift der Verläumdung als täglichen Trunk, und Neid und Geiz und Absicht, tigergierige Absicht aus Millionen stierer Augen lauern, — und Tigersprünge dann, und wieder keuchendes Ringen in lautloser Wut, Brust an Brust.

Steil empor aber aus dem blumigen, sumpfigen Thale hebt sich schroff ein harter wettergrauer Fels, — ein Felsenbau, hochgeschichtet Fels auf Fels, moosbedeckt, zeitzerfressen. Und oben auf seiner ragenden Höhe, in sicherer Ferne dem brütenden Sumpf, der täglich und stündlich die Ringenden schlingt, reckt sich in köstlich heiteren Bogen, unter goldenem, goldsäulendrückendem Dach ein prächtiges goldenes Schloss in die Lüfte.

Und drinnen in marmorner Kühle sitzen an reicher, duftend belasteter Tafel zufriedene, schmausende, glückliche Menschen.

Glückliche?

Sie schmausen und reden und lachen laut, und alle Herrlichkeit der Welt ist einzig ihnen zum Genuss.

Und doch:

Sie schmausen und schmausen, und werden nicht satt.
Sie lachen und lachen, und werden nicht froh.
Sie reden und reden, und glauben es nicht.

Und immer enger drängt sich die Runde an der köstlichen Tafel. Dess freuen sie sich und feiern jubelnde Feste.

Aber im endlosen Freudetaumel haben sie *eines* vergessen, verträumt.

Ihre eigenen Väter einst bahnten vom tiefen Thal sich den steinig schmalen Pfad, und mancher Steiger nach ihnen noch wagte den Weg.

Wohl wenigen glückt es von je. Schwindel und Steine, geschleudert von der Höhe, rissen die anderen elend zur Tiefe. Und halb überwachsen von kriechendem Unkraut, sank der Pfad in mählich Vergessen. Und aus der Feste duftschwüler Wolke drang bald kein Blick mehr zu Thale.

Doch auf einsamem Hochsitz seh' ich edle Gestalten, Harfe und Tafel in Händen. In weissen wallenden Gewändern, die Stirn umkränzt, sitzen sie sinnend. Und wenn sie das Antlitz erheben, strahlt aus den Augen das Feuer der Sonne, und wieder taut aus den Augen der milde Tau des Himmels.

Sie aber richten sich hochauf, und mächtig in die Saiten wühlend, singen sie, fest in stolzer Männlichkeit, zitternd in Sehnen, in Mitlust und Mitleid, mächtigen Sang, singen ergreifenden Klangs das höchste Lied, das Bruderlied, das Lied der Liebe.

Aber die Schmausenden hören sie nicht. Ihr Ohr ist taub dem Vollklang des Sanges. Ihr Auge ist blind der Schrift auf den Tafeln, der Schrift an der Wand:

„Tragt ab den Fels!
Trocknet den Sumpf!"

Lächelnd, lauernd schmausen sie weiter.

Da erbebt in der Tiefe der Fels. Bergan in schwarzen, endlosen Schaaren klimmen und stürzen und klimmen keuchend, mit wildem Drohschrei die Söhne des Thals.

Rot funkelt ihr Auge. Wirr flattern die Haare.

Sie klimmen und klimmen mit Wutgeheul, und fordern Anteil mit schwieliger Faust.

Da verstummen in zwiefachem Schmerze die Sänger-Propheten.

Falsche Propheten erheben misstönigen Sang.

Und es schwillt die Wut, und hart und furchtbar blutig aufglüht der Kampf. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nacht wird es, schwarze grauenvolle Nacht. In starrem Grausen berg' ich das Haupt in die moosige Erde — lange, lange. Ich kann nicht weinen.

Und in spätem qualschwerem Schlummer seh' ich ein ander Bild.

Der letzte Tag.

Nacht liegt noch auf den Thälern der Erde, undurchdringlich tiefe, lebenlose Nacht. Und Stille schwebt über den Thälern der Erde, lebenerstarrende, grenzenlose Stille.

Es ist, als halte das All den ewigen Atem an, in unsagbar bangem Erwarten, das erste Mal — das letzte Mal.

Die flügellose Nacht ists vor dem Ende. —

Jetzt, — eine glührote Flamme zerfetzt das niederlastend schwarzgeballte Wolkenmeer.

Und ein einziger Donner durchgrellt die zitternden Lüfte.

Dann rings aufzuckende Blitze, züngelnder Flammenbäche sich überstürzende Meute. Weltdurchdröhnender, allerschütternder Donner dumpf drohend dazwischen. Krachend durchjagt er die Wolkenschlünde, tausendfach wachsend im Widerhall, — höllischer Vielklang himmlischer Mächte!

Der ganze Himmel ein Flammenwolkenmeer.

Die ganze Welt ein Sturm, ein Orkan tiefwühlender Töne.

Und jetzt, von der Erdenthäler finsterem Grunde aufheult zahlloser Massen unendlicher Wehschrei.

Prophetensang verhallt: Zu spät!

Die Wolken bersten. Rauschend in furchtbar gewaltigen Strömen stürzen die Wasser, rauschen, schwellen — endlos. Und aus dem Abgrund schon steigt's langsam gierig hinan. Bach wird Strom, und Strom und See wird brandendes Meer. Es schwinden die Thäler. An Höhen schon leckt es empor, hinabschlingend jammernder Geschlechter letzte Verzweiflung.

Still sinken wenige, finsteres Glühen im Auge, ein bitteres Lächeln auf zuckender Lippe, — stark bis zum Ende.

Und Völker versunken, und Städte und

Schlösser und Dome stürzen im Schwall, flutunterwühlt.

An Felsenklippen angstvoll gekrallt, stöhnen Verzweifelte, die über Bruderleiber so hoch gestiegen, Fluchgebete zum wolkenverschlossenen Himmel empor. In zitternden Armen bergen sie mit letzter Kraft furchtbarer Spannung die freudlos geliebten Schätze. Nicht wollen, nicht können sie lassen das rote Gold, und mit ihm verschlingt sie die wachsende Flut.

In grausiges Schweigen verröchelt der letzte zerrissene Todesschrei. — —

Dumpfer allmählich in Fernen verrollen die hallenden Donner. Der Wasser-Sturz verrauscht.

Und herrlich, über schwarzwogenden Meeren, auf riffigen Eilanden, die einst Alpengipfel waren, wölbt durch die dampfenden Lüfte zu zerreissenden Wolken sich leuchtend empor in sieben Farben ein Thor des Triumphes. Und mit vollem Sang die weite Welt durchtönend, aufsteigen aus höchster Felsen wundersamem Schutz, von den wallenden weissen Gewändern getragen, jene Einsamen und mitschwebend, in kleinem Kreise, wer gläubig von je den Propheten gelauscht und in Liebe gewirkt.

Und lichtwärts auch heben sich alle empor, aus einsamen Gräbern glänzend stiegen, die einst verhöhnt und verlacht, gekreuzigt, vergessen waren. Und sich die Siegerhände reichend, in ernster Verklärung schweben sie selig hinauf. Die Wolken fliehen aus einander. Tief unter ihnen versank der Erde letztes Leid.

Und, alles Sehnen endend, in heiligem Purpurwunderlicht umspült sie in tönenden Wellen der ewige Glanz einer neuen, unendlich schöneren Sonne. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Es war nur ein Traum!“

Schwacher Donner grüsst im Widerhall noch von Bergwand zu Bergwand und verstummt fernab.

Letzte Wolkenfetzen fliehen still und der müde Tag blickt rötlichen Strahles durch der Wipfel köstlich erfrischtes Grün.

Spätsommerabend!

Von hohem Laub löst leise sich ein erstes gelbes Blatt. Langsam schwebt es herab.

Nun fährt noch einmal frischer Abendwind durch die feuchten Kronen. Tropfen perlen, Blätter rauschen, Blätter sinken nieder, und hörbar mahnend klingt's aus Wind und Waldeswehen:

Ehret die Propheten!
Höret die Propheten!
Hört das urheilige Lied der Liebe!



Die Berliner Theatersaison.

I.

Von Otto Plescker-Berlin.

Es war im Jahre des Heils 1782, als im Württembergischen Repertorium für Litteratur ein heute fast völlig unbekannter Aufsatz „Über das gegenwärtige deutsche Theater“ erschien, der keinen geringeren als den dreiundzwanzigjährigen Friedrich Schiller zum Verfasser hatte. In diesem immer noch sehr lesenswerten Essay heisst es unter Anderm: „— — so lange das Schauspiel weniger Schule als Zeitvertreib ist, mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und das grosse Heer unserer Müssiggänger mit dem Schaume der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, — so lang es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet, so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volkes zu sein. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden“. Hätte der grosse Dramatiker heute, nach 112 Jahren, in irgend einer litterarischen Zeitschrift über dasselbe Thema zu schreiben, die Verwilderung des Geschmacks, die Flachheit und Plattheit unseres grossstädtischen Theater-Publikums würde ihn ganz sicher zu noch schärferer Fehde begeistern. Und höchst wahrscheinlich würden auch die Herren Kollegen, die Theaterschriftsteller und die Kritiker, zumal die „maassgebenden“ Mitternachtssonnen der Tagespresse, ein deutlich Wörtlein von dem schwäbischen Draufgänger zu hören bekommen. Aber würde es dadurch besser werden? Die Thatsache, dass wir heute trotz aller Broschüren und Reformvorschläge nicht viel weiter sind als vor 100 Jahren, sollte doch zu denken geben, sollte uns doch endlich darüber belehren, dass die Theaterfrage kein Problem für sich, sondern nur ein Teil der grossen sozialen Frage ist, die uns heute in erster Linie beschäftigt, und dass wir jene nicht lösen können, bevor wir nicht in dieser ein tüchtiges Stück vorwärts geschritten sind. Das gegenwärtige deutsche Theater ist aber, wie idealistischen Gemütern nicht oft genug eingeprägt werden kann, in erster Linie ein geschäftliches Unternehmen und muss es sein, solange es nicht von Seiten des Staates oder der Gesellschaft gegen finanzielle Verwicklungen geschützt, durch reichliche Dotationen gefördert wird. Schade, dass es so ist, aber es ist so, und wir müssen uns einstweilen damit zufrieden geben, wenn die Leiter der Berliner Bühnen trotz wachsender Konkurrenz und trotz der wirtschaftlichen Notlage, die selbstverständlich auch aus den Kassenberichten der Theater ihre vernehmliche Sprache redet, bestrebt sind, ihren Theatern wenigstens den Schein eines Kunstinstituts, einer „moralischen Anstalt“ im Sinne unseres grössten Dramatikers zu bewahren, wenn sie es nicht über den geschäftlichen Maassnahmen und Rücksichten gänzlich vergessen, dass ihr Institut nebenbei auch eine Bildungsstätte für weite Kreise der Nation und eine Heimstätte für die dramatische Produktion unserer Bühnenschriftsteller sein kann und soll. Ein klein wenig besser ist es mit unseren Theaterver-

hältnissen ja ohnedies in den letzten Jahren geworden. Das hat eine freimütige Kritik in Verbindung mit den „Freien Bühnen“ und „Freien Volksbühnen“ doch wenigstens erreicht, dass man nicht mehr vor allem Neuen, Unerprobten so ängstlich zurückschreckt, dass man es mutiger mit neuen Namen und mit neuer Art versucht und durch Herabsetzung der Eintrittspreise, Veranstaltung von Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen und Einrichtung von Abonnements auch dem weniger Bemittelten den Besuch des Theaters mehr und mehr erleichtert.

Wer sich nach vorurteilslosem Studium unserer Theater-Verhältnisse im Allgemeinen und der Berliner im Besondern zu dieser ironischen Resignation durchgerungen hat, konnte dem Beginn der diesjährigen Spielperiode sogar mit einer gewissen freudigen Erwartung entgegensehen. Mit der Eröffnung des neugegründeten Schillertheaters schien sich das langgehegte Ideal eines wahrhaften Volksschauspielhauses zu verwirklichen. Das deutsche Theater hatte in der Person des bekannten Kritikers und Dramaturgen Dr. Otto Brahm, des Begründers und Leiters der „Freien Bühne“, einen Direktor von reicher litterarischer und bühnentechnischer Verbildung erhalten, der eine auserlesene Schar schauspielerischer Mitarbeiter um sich versammelt hatte. Über dem Neuen Theater war unter der Direktion Lautenburg bereits im vergangenen Winter ein helleres Gestirn empergestiegen. Der alte Kulissenheld und Mätzchenmacher Ludwig Barnay hatte sein Berliner Theater an einen moderneren Geist, den Dr. Oskar Blumenthal, abgetreten, und selbst im Königlichen Schauspielhause, wo man allzulange schon mit veralteten Stücken und überlebten Traditionen gewirtschaftet hatte, machte sich ein frischerer Luftzug bemerkbar. Dass keiner der neuen Direktoren schwungvolle Programme, captationes benevolentiae, veröffentlichte, war ein gutes Omen. Der Anfang war denn auch im grossen Ganzen recht befriedigend. Wirkliche Dramatiker wie Hauptmann und Fulda dichteten schwungvolle Prologe, Dramen von zweifellos litterarischem Werte folgten in sorgsamer Einstudierung. Nur das deutsche Theater hatte mit seinem gewagten Versuche, Schillers „Kabale und Liebe“ ausnahmsweise einmal „naturalistisch“ zu geben einen entschiedenen Misserfolg, der die zahlreichen journalistischen Gegner des neuen Bühnenleiters zu einer wenig erquicklichen Brahmhetze ermutigte. Aber die hingebende Liebe seiner Darsteller liess ihn über den Kabalen seiner Neider nicht mutlos werden. Unter dem Zweibühnensystem, das nun acht Berliner Bühnen in den Händen von vier Direktoren vereinigt, schien vor Allem der alte Barnaytempel in der Charlottenstrasse einen erfreulichen Aufschwung zu nehmen. Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld, Sudermanns „Heimat“ mit Nuscha Butze als Magda und „Minna von Barnhelm“ mit der reizendsten Franziska, die man sich wünschen kann, Rosa Retty, — das waren drei Aufführungen, die in der That einen „neuen Kurs“ erkennen liessen. Schade nur, dass er an fast allen Berliner Theatern so bald schon wieder verlassen wurde. Die Herren Direktoren, die ja auf geistigem Gebiete so ein Stück Wirtsberuf in sich tragen, können eben nicht immer ragouts fins und Rehfilet servieren. In ihren Forsten werden, wie es scheint, die Rehe immer seltener, und schliesslich ist so manchem ihrer Gäste, der sich zu Tische setzt, ohne lange das Menu zu besehen, mit einem saftigen „Eisbein mit Sauerkohl“ zum mindesten ebenso gedient. Man ist nicht wählerisch. Sie haben denn auch auf das fein garnierte Hors d'oenvre - ein paar Klassiker, ein Bischen Anzengruber und sehr viel Wildenbruch — mit dem sie ihr diesjähriges Saisen-Menu stimmungsvoll eröffneten, ohne viel Komplimente sogleich eine ganz alltägliche, nicht allzu fette Nudelsuppe folgen lassen, die zwar den litterarischen Feinschmeckern — und es giebt ja noch solche — ein wenig gegen den Strich ging, aber doch auch ihnen den Appetit für die im Hintergrunde auftauchenden entremets nicht ganz verdorben hat. Sehr erklärlich! Zum Ausspielen der grossen Treffer, die der Saison ihr Gepräge geben, war's noch zu früh. Von Klassikern allein kann selbst das Königl. Schauspielhaus nicht leben. Was thut man also? Man schickt - mehr honoris als honoraris causa — inzwischen ein paar litterarische Rekruten, die gegen Ende der Saison, wenn der Geschmack des Publikums wieder kritischer und die Witze der Kritik wieder geschmackvoller geworden sind, ganz mut- und hoffnungslos würden, mit Sturmgepäck ins Vorgelände und stützt sich im Übrigen nach altem Recht und Brauch auf die gut gedrillte Stammmannschaft der Schwankmacher und sogenannten Lustspieldichter, ohne die das mitteleuropäische Geschäftstheater als solches nun einmal nicht bestehen kann.

Von den oben genannten Rekruten ist der ewige Pseudonymus Richard Nordmann, der uns im Lessingtheater mit einem Wiener Volksstück „Gefallene Engel“ entgegentrat, ein Neuling, dem wenigstens die Hauptsache, eigenartige Beobachtung und ein echtes Bühnentemperament, nicht versagt ist. Einige der dem Wiener Volksleben entnommenen Figuren sind auch ganz leidlich charakterisiert, dagegen ist die Komposition so durchaus anfängerhaft, die Handlung so wenig interessant oder, wo sie packen soll, so sehr auf den rein äusserlichen Effekt zugespitzt, dass dem Stücke wohl auch vor einer naiveren Zuschauermenge als es das Premièrenpublikum des Lessingtheaters ist, ein voller, durchschlagender Erfolg nicht beschieden gewesen wäre. Noch schlimmer erging es der ersten Novität des Neuen Theaters, dem vieraktigen Schauspiel „Heimkehr“ von Elsbeth Meyer, in dessen Schlussszenen das in Berliner Erstaufführungen neuerdings immer häufiger vernehmbare Hohngelächter radaulustiger Premièrensportler hineinklang. Etwas Un-

erlebtes, Anempfundenes haftete dem immerhin interessanten Erstlingswerke an und liess es an manchen Stellen wie wertlose Dilettantenarbeit erscheinen, obgleich an vielen andern für jeden, der Kunst und Mache zu unterscheiden weiss, der warme Pulsschlag eines echten, wenn auch noch nicht ausgereiften Talentes deutlich zu vernehmen war. Aber warum verfiel auch die Verfasserin, deren ganze menschliche und künstlerische Eigenart sie auf ganz andere Stoffe hinzuweisen scheint, gerade auf den Gedanken, ein sogenanntes „modernes Drama“ schreiben, mit ihren zarten, zierlichen Händen ein modernes Problem aufgreifen und verarbeiten zu wollen, das zu seiner künstlerischen Ausgestaltung die starke, meisselgewohnte Hand eines Henrik Ibsen erfordert hätte? Den männlichen Dramatikergeist, der zur Bewältigung eines solchen Problems nötig ist, und die damit untrennbar verbundene knappe, stahlharte Gestaltungskraft besitzt Elsbeth Meyer nicht; kein Wunder, dass ihr wohl warm genug konzipiertes, aber zu warm und weichlich, hier und da fast weinerlich komponiertes Heimkehrschauspiel auf jeden Freund und Kenner moderner Dramenkunst wie eine Verwässerung von Ibsens „Nora“ wirken musste. Im Lessingtheater ging man nach dem schwachen Erfolge der „Gefallenen Engel“ nach kurzer Pause, die durch Marie Reisenhofer als Madame Sans-Gêne mit mehr Schönheit als Kunst ausgefüllt wurde, sogleich zu einer altbekannten Firma über, die den deutschen Theatern schon mehr als ein wohlgedrechseltes Stücklein geliefert und in den „Wohlthätern der Menschheit“ ihre Leistungsfähigkeit wohl auf den Höhepunkt geführt hat, zu Felix Philippi. Das neueste Schauspiel dieses fleissigen Bühnenschriftstellers stellte sich als eine immerhin beachtenswerte Leistung dar, die dem Verfasser sogar ein bescheidenes Plätzchen in der Zahl der „litteraturfähigen“ Dramatiker sichern kann. Allerdings ein moderner Bühnendichter par excellence, ein genialer Umwerter und Pfadfinder ist Philippi natürlich auch in diesem Werke nicht geworden, dagegen ist ihm sein hauptsächlichstes Bestreben, sein Publikum mit allen Mitteln einer bewährten Technik unbemerkt seinen Absichten unterzuordnen, mit einem Worte, zu packen, nun endlich nach jahrelangem Ringen geglückt. In der Auswahl der diesem Zwecke dienenden Mittel freilich ist Phillippi dabei nicht viel sorgsamer gewesen als in seinen früheren Stücken. Auch seine „Wohlthäter der Menschheit“ zeigen die bekannten Mängel der Komposition, der Charakteristik, der Sprache. Nur zu oft behält das rein Theatralische über das menschlich Wahre und Natürliche die Oberhand, wird äusserliche Wirkung erzielt auf Kosten der inneren Wahrscheinlichkeit, der psychologischen Konsequenz. Was verschlägt's? Die „Wirkung“ ist erzielt, das Stück wandert über eine Anzahl deutscher Hof- und Stadtbühnen — damit ist der Ehrgeiz Felix Philippis wohl hinlänglich befriedigt.

In Berlin wollte das neue Schauspiel trotz alledem kein rechtes Kassenstück werden. Da nun aber Ziehn oder Nichtziehn die Frage ist, von der das Repertoire der meisten Berliner Bühnen abhängt, musste man wohl oder übel bei noch bewährteren Theaterfirmen seine Zuflucht suchen. Und so kamen die Moser und Misch und der alte Labiche und schliesslich auch Lindau und Sudermann. Das Schillertheater — um mit der jüngsten der Berliner Bühnen zu beginnen, — führte seinem rührend dankbaren Publikum den unverwüstlichen „Veilchenfresser“ vor, ein anderes Mosersches Stücklein, der mit Robert Misch verfasste „harmlose“ Schwank „der sechste Sinn“ feierte, dank der humorvollen Darstellung mit Paula Wirth als fescher Wiener Putzmamsell, im Neuen Theater eine lustige Auferstehung. Mit ihm kam eines der ältesten und daher besten Erzeugnisse der deutsch-französischen Possenlitteratur, „Perrichons Reise“ von Eugen Labiche, in der man das Urbild einer ganzen Reihe neuerer Schwänke erkennen kann, vor denen es jedoch, weil die Mittel der Charakterkomik neben denen der blossen Situationskomik nicht ganz verschmähend, eine wenn auch sehr entfernte Verwandtschaft mit der Komödie höheren Stiles voraus hat. Eine Ausgrabung von einigem theatergeschichtlichen Interesse hat sich das Berliner Theater geleistet, ein Stück, das vor zwanzig Jahren, bei seinem ersten Erscheinen auf den Brettern des Kgl. Schauspielhauses, viel böses Blut gemacht und selbst heute noch manchem „berühmten“ Rezensentlein, das die Stürme des Lebens auf die fruchtlose Sandbank eines Kritikerpostens geschleudert haben, nicht recht in den Kram passt: Lindaus vieraktiges Litteratenlustspiel „Ein Erfolg“. Kurz darauf wagte es das Königl. Schauspielhaus gar mit seinem neuesten Opus, den „Ungeratenen Kindern“. Der Erfolg war überraschend. Beide Stücke wurden von dem „kritischen“ Publikum der Reichshauptstadt mit gutem Behagen, der „Erfolg“ sogar mit einer gewissen verspäteten Begeisterung entgegengenommen, während Hermann Sudermann es erleben musste, dass man seine neueste Bühnendichtung „Die Schmetterlingsschlacht“ unter Höhnen und Zischen zu begraben suchte, trotz O. N.-H.'s und anderer wackerer Schildknappen selbstloser Verteidigung am Morgen nach der Première erbarmungslos zerzauste. Man merkte die Absicht und man wurd verstimmt. Paul Lindau scheint eben immer noch eine grössere Anzahl von beifallslustigen Verehrern zu haben als Hermann Sudermann. Kein Wunder! Ist er doch von Allem, was Sudermann hätte werden können, stets nur die Hälfte gewesen. Er hat es immer sehr klug vermieden, Zeitfragen des privaten und öffentlichen Lebens bei der Wurzel anzupacken, in wirklichen Menschen lebendig werden zu lassen, er kannte das Theater und sein Publikum immer besser als das draussen vorüberrauschende Leben, und an tiefergehenden Problemen, sozialen und psychologischen, ist seine Kunst, besser gesagt, seine Routine daher

immer gescheitert. Statt eines modernen Judendramas gab er uns nichts als ein im Grunde harmloses Sensationsstück („Gräfin Lea"), und statt „Sodoms Ende" nur „Ein Erfolg". So ist es zu erklären, dass ihm der Erfolg zwanzig Jahre lang treu bleiben konnte, während Sudermann, der hier und da wenigstens, wie in den prächtigen Hinterhausszenen seiner „Ehre", im ersten und vierten Akt von „Sodoms Ende" und im dritten der „Heimat" ein ganzer Kerl und ein echter Gegenwartsdramatiker ist, in diesen Tagen erleben musste, dass grosse Partien seines neuesten Bühnenwerkes, und nicht die schlechtesten, unter dem Räuspern und Lachen eines unzufriedenen Publikums um ihre beste Wirkung gebracht wurden. Und doch ist Lindau heute litterarisch genommen ein Mohr, der seine Schuldigkeit gethan, und kein verständiger Theaterbesucher wird noch, wie es lang geschah, sein Talmi für lauteres Dramatikergold halten. In den „Ungeratenen Kindern" sind von dem edleren Metall, das früheren Erzeugnissen der Lindauschen Werkstatt oftmals den schillernden Goldschein verleihen konnte, so wenig Karat enthalten, dass diese neueste Lustspiel-Legierung von der ernsthaften Kritik mit Fug und Recht schon zum alten Eisen geworfen wird. Ein reicher Bankier, dessen Kinder so „ungeraten" sind, kein Geld verschwenden zu wollen, erlebt es schliesslich, dass die Tochter trotz aller väterlichen Bemühungen einen Pastor heiratet und der Sohn gar selber Theologe wird — schon in der Erfindung dieser „Handlung" zeigt sich eine senile Impotenz, die geradezu tragisch wirkte, wenn man es nicht längst schon verlernt hätte, den Bühnendichter Lindau ernst zu nehmen. Aber dass auch seine so oft erprobten Wirkungsmittel, seine geschickten Szenenarrangements, die frische Dialogführung, die zwischen dem französischen Bonmot und dem spreeathenischen Kalauer hin und her pendelnden Witzchen und Scherzchen auf ein gar so spärliches Maass zusammengeschrumpft sind, das sollte doch selbst den verantwortlichen Leitern des Musentempels am Schillerplatz ein wenig zu denken geben. Es scheint beinahe, als sei Paul Lindau für den ihm zugedachten Meininger Gnadenposten wirklich alt genug.

Was nun die Sudermann'sche „Schmetterlingsschlacht" angeht, die einige der Schlachtenbummler mit und ohne Journalistenkarte in so hellen Zorn versetzt hat, so hätte der Dichter der „Ehre" sicherlich auf einen guten und unbestrittenen Erfolg hoffen können, wenn er seinem neuesten Opus erstens nicht seinen klangvollen Namen und zweitens nicht die ganz verfehlte Bezeichnung „Komödie" mit auf den Weg über die Bretter, die im Lessing-Theater die Welt bedeuten sollen, gegeben hätte. Das hätte ihn und uns vor mancher unliebsamen Erörterung bewahrt. Er hätte es wissen müssen, wie hoch das überschwängliche Phrasengeklingel lobhudelnder Freunde, dieses so oft wiederholte Gerede von dem genialen Dichter, dem „Dramatiker der Zukunft" und zum Teil auch seine bisherigen Leistungen die allgemeinen Erwartungen gesteigert hatte. Eine Komödie von Sudermann, sagte sich ein grosser Teil des Publikums, muss etwas ganz Originelles, etwas ganz Hervorragendes sein. Und man war enttäuscht und entrüstet, als man sah, dass diese mit begreiflicher Spannung erwartete Novität weder originell noch hervorragend und am Allerwenigsten eine Komödie ist. Komödie ist eine stolze Bezeichnung, mit der man ein wenig vorsichtiger umgehen sollte, schon deshalb, weil wir Deutschen damit noch heute, trotz Hauptmann und Hartleben, ein unerfülltes Ideal ausdrücken müssen, dem wir in den letzten paar Jahren allerdings ein Stückchen, aber auch nur ein Stückchen, näher gekommen sind. Die wenigen, die Sudermann's Begabung vorurteilslos auf Herz und Nieren geprüft haben, mussten sich darnach von vornherein klar sein, dass er von den erfolggekrönten Dramatikern der letzten Jahre vielleicht der Letzte ist, der uns mit einer modernen Komödie oder auch nur mit einem litterarisch ernst zu nehmenden Lustspiel beglücken könnte. Dazu fehlt ihm sehr vieles, vor allem der Humor. Er hat in seinen epischen wie in seinen dramatischen Werken mehr als einmal bewiesen, dass ihm scharfe Satire, beissender Karrikaturenwitz und dann und wann eine wunderbare Ironie — ich erinnere nur an den Dr. Weisse in „Sodoms Ende" und an einige seiner „zwanglosen Geschichten" — zu Gebote stehen, der goldene, göttliche Humor, der nur bei naiven Talenten zu finden ist, der Geist, aus dem die wahre Komödie geboren wird, ist ihm versagt. So erscheint denn auch die „Schmetterlingsschlacht" als ein vom künstlerischen Standpunkte betrachtet wenig wertvoller Versuch, ein für ein ernstes Schauspiel nicht ausreichendes Motiv, das den Dichter aber doch unzweifelhaft als Dramenstoff angezogen hatte, aus irgend einem unzureichenden Grunde einmal humoristisch zu behandeln, zu einer „Komödie" auszugestalten.

Dass daraus eine Stillosigkeit wurde, die in ihren komischen Partieen frivol und in ihren tragisch angelegten teils sentimental, teils lächerlich erscheint, ist wenig erstaunlich. Es glückt eben nie, wenn ein Dichter und zumal ein Dramatiker einer Schrulle oder einer Eitelkeit zu Liebe die Grenzen seiner Begabung überschreiten will.

Tretzdem wäre der äussere Erfolg des Stückes vielleicht ein bedeutend grösserer geworden, wenn sein Verfasser nicht Sudermann, sondern Müller oder Schulze geheissen hätte; dann hätte man nämlich dem Autor einfach geraten, sich in Zukunft nicht wieder einzureden, zum Komödiendichter berufen zu sein, im Übrigen aber etwas mehr Klarheit in seine Handlung, etwas mehr Wahrheit in seine Motivierung zu bringen und besonders bei der Auswahl seiner Figuren und szenischen Effekte ein bischen mehr Originalität an den Tag zu legen. Es genügt nicht, würde man dem

talentvollen Dramatiker-Aspiranten sagen, eine als Episodenrolle in „Sodoms Ende“ sehr niedlich wirkende Figur wie das „Sonnenscheinchen“ zum Träger eines vieraktigen Stückes zu machen und ihr den Kandidaten Kramer aus demselben Drama in der durchsichtigen Verkleidung eines ideal angelegten Kapitalistensohnes an die Seite zu stellen, die Alma aus der „Ehre“ einfach zu einer Else Hergentheim, verw. Frau Schmidt, sich auswachsen zu lassen und ein paar abgebrauchte Lustspieltypen ältester Prägung darum zu gruppieren; es ist nicht ratsam, das von so und so viel Nachtretern zu Tode gehetzte Motiv vom Vorder- und Hinterhaus noch einmal zu benutzen und ein so oft bearbeitetes Problem wie die Töchterversorgungsfrage zum Angelpunkte einer Komödie zu machen, zumal einer Komödie, die gar keine ist.

Das Alles und noch manches Andere würde man als wohlmeinender Beurteiler unter einem unspornenden Hinweise auf nicht zu verkennende Vorzüge, die aber alle in den Dramen Hermann Sudermanns z. B. viel schöner und zukunftverheissender zu Tage treten, dem unbekannten Bühnendichter sagen müssen. Aber nun ist dieser Talentvolle gar Sudermann selbst — kein Wunder, dass gerade die Leute, die es bisher am besten mit ihm gemeint haben, nicht recht wissen, was sie dazu sagen sollen. Man möchte das Stück vergessen und muss doch immer daran denken, dass dieser selbe Mann auch uns vor kaum fünf Jahren zu so stolzen Hoffnungen ermutigt hat. Aber die guten Freunde, Mangel an Selbstkritik und rauschende Erfolge — die drei haben schon manches starke Talent um seine Zukunft gebracht.

Mit Ludwig Fulda scheint es nicht viel besser gegangen zu sein. Auch sein neuestes Bühnenwerk, ebenfalls heiterer Gattung, zeigt einen bedenklichen Niedergang seines künstlerischen Wollens und Könnens und lässt sich mit wirklichen Lustspielen wie Lessings „Minna von Barnhelm“ oder Freytags „Journalisten“ nicht im Entferntesten vergleichen. Von Ludwig Fulda hätte man nach seinem „Talisman“ wohl erwarten können, dass er uns in seinem nächsten Bühnenwerk, „Die Kameraden“, das kürzlich am Deutschen Theater, gestützt durch eine wahrhaft mustergiltige Darstellung und Inszenierung, mit unbestrittenem Erfolge in Szene ging, wieder einmal ein solches echtes Lustspiel, das sich den beiden eben genannten an die Seite stellen liesse, schenken würde. Aber er hat diese Erwartungen nicht erfüllt. Er hat sich begnügt, ein gutes Theaterstück zu schreiben, wo er uns ein vollendetes Kunstwerk, eine Komödie nach Art der Molièreschen Lustspiele, die er so reizend zu übersetzen wusste, hätte geben können. Eine vortreffliche Tendenz, ein echtes Lustspielmotiv, liegt dem Stück zu Grunde. Eine wirklich treffende, rücksichtslose Persiflage des modernen Werthertums, jener geistes- und gefühlsarmen Blasiertheit, die sich so gern mit philosophischem Flitter, mit unwahrer Melancholie und modernen Entsagungsphrasen interessant machen möchte, wäre eine litterarische That gewesen. Das Dekadenzlerwesen in Litteratur und Leben von einem souveränen Geiste mit der Lauge keckster Satire übergossen — was wäre aus dieser Idee unter den Händen eines genialen Komödiendichters geworden! Ludwig Fulda hat wohl den Mut, aber nicht die Kraft und Grösse dazu gehabt. Die beiden Gestalten, in denen jenes moderne Litteraturgeckentum, das Weltschmerzgefasel, die Selbstbewinselung und Selbstberäucherung, verspottet werden sollte, reichen dazu nicht hin. Wir sehen da nur ein eitles, hysterisches Frauenzimmer, das ihrem Manne davonläuft, weil das Ibsens „Nora“ und Fuldas „Sklavin“ auch gethan haben — das ist aber weder etwas Modernes noch etwas Individuelles. Und wir sehen einen faden Bonvivant, der ausnahmsweise einmal nicht mit forscher Schneidigkeit, sondern mit Schmachtlocken und müden Phrasen um das pikante Weibchen girrt. Hermann Bahr, so eitel und überspannt er ist, braucht sich durch diese Verulkung nicht allzu sehr beleidigt zu fühlen. Diese beiden „modernen Menschen“, die teils ihre Verrücktheit, teils ihre Sinnlichkeit hinter ihrem schlecht gespielten Weltschmerz verstecken wollen, sind keine Individuen, auch keine Typen mehr, sondern verzerrte Karrikaturen, an die kein vernünftiger Mensch mehr glaubt. Man merkt die Absicht, aber man wird nicht verstimmt, und da die als Kontrast verwendeten Figuren, der im wahrsten Sinne des Wortes Luftschlösser bauende Architekt Karsten, seine brave Tochter Gertrud und der gemütvolle Teppichhändler Hildebrand, einem gar so bauernfeldisch hausbacken und alltäglich nüchtern anmuten, nicht einmal recht belustigt. Im Grunde läuft das wirksame Stückchen auf eine Verhimmelung der denkbar flachsten und abgeschmacktesten Philisterbehaglichkeit hinaus, in der man hübsch friedlich beim dampfenden Hammelbraten sitzt und im Geiste „Tempel der Freude“ baut. Dass Stücke mit so „gesunder“ Tendenz den Beifall der kompakten Majorität immer entfesseln, ist ja nicht zu bewundern, seltsam ist es nur, dass es gerade der Verfasser der „Sklavin“ ist, der diesen humoristischen Beitrag zur Ehescheidungsfrage — denn am Schlusse „entsagt“ der verlassene Ehemann prompt zu Gunsten des sittigen Architektentöchterleins — geliefert hat. Die „Sklavin“ hatte ja wenig Erfolg — nun, die warme Aufnahme, die seine „Kameraden“ gefunden haben, sind ein herrlicher Beweis dafür, dass das Publikum reuige Sünder, die mit soviel heiterer Selbstironisierung Busse thun, immer wieder in Gnaden aufnimmt. Die bösen Modernen, selbst Hermann Bahr, den Emanuel Reicher so treulich zu kopiren wusste, werden ihm den Abfall wohl gerne verzeihen. Ob aber auch die Litterarhistoriker der Zukunft dem Dramatiker Fulda, dem Dichter des „Talisman“ seine Bekehrung zum blossen Theaterschriftsteller, die er in diesen „Kameraden“ vollzogen hat, so leicht verzeihen werden? Schwerlich.

Für uns Mitstrebende muss der Rückblick

auf diesen Saisenbeginn, zumal auf diese letzten Sudermann- und Fuldapremièren, wie eine grosse Enttäuschung wirken. Und man könnte die in den letzten Jahren genährte Hoffnung auf einen neuen Aufschwung unserer dramatischen Litteratur getrost begraben, wenn nicht wenigstens einer unter den jüngeren Dramatikern wäre, der sich seine Eigenart und seine schlichte Künstlergrösse allem Parteienzank zum Trotz bis heute bewahrt hat. Gerhard Hauptmann. Die endlich durchgesetzte öffentliche Aufführung seiner „Weber“, mit denen die neue Direktion des deutschen Theaters ihren ersten grossen Erfolg errungen hat, musste selbst seinen erbittersten Gegnern — und der stille Mann hat mehr, als er verdient — beweisen, dass hier eine dichterische Persönlichkeit sprach, die sich von äusseren Erfolgen so leicht nicht berauschen lässt, die klar und bestimmt und frei und einsam ihren Weg geht, unbekümmert um das überschwängliche Lob der Clique, unbekümmert auch um das wüste Geschrei engherziger Kunstfeinde, die als politisches Pamphlet auf den Index setzen möchten, was doch nur reinstem dichterischem Mitleiden mit der Not des Nächsten seine Entstehung und ergreifende Wirkung verdankt.



Schriftstellerische Ökonomie.

Das alte gute Sprichwort: „Gott sorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen“, mag jenseits des grossen Wassers, bei englischen Lords, französischen Panamiten und im Berliner Tiergartenviertel seine Geltung verloren haben, aber die goldnen Äpfel vom Baum der modernen Hesperiden gedeihen in deutschen Litteraturkreisen wenigstens auch heute nicht zu üppig. Selbst der alte Spielhagen hat noch bei keinem Kollegen ein Palais und einen Luxus gesehen, wie bei den Koryphäen des Flügels, der Palette und des Gesangs, und der muss es doch wissen. Und ist wirklich einer der Brüder in Apoll so glücklich, nach Scribes Muster ein Verschen über die Thür der eignen Villa setzen zu dürfen, so macht ihm am Ende der Gerichtsvollzieher seine Aufwartung, wie erst neulich einem bekannten Dramatiker widerfahren. Wer mithin den Schriftstellern Ökonomie im Haushalt predigen wollte, würde gar leicht dem Fluch der Lächerlichkeit anheimfallen; ich meine darum auch nicht die Ökonomie im eignen Haushalt der Schriftsteller, sondern die in den Haushalten ihrer Helden und Heldinnen, wo die satte zahlungsfähige Moral und die unersättliche Unmoral mit 1000-Frankenbillets umgeht wie mit Rechenpfennigen.

Solche Manier war von jeher ein besonderes Kennzeichen des Kolportage- und Gouvernantenromans. Je höher und enger die Mansarde, in der ein Tintenkuli von Verlegers Gnaden seine blutrünstige Phantasie zu entsetzlichen Wagnissen aufpeitscht, desto sicherer wandern seine Helden und Heldinnen nur auf Smyrnateppichen im Glanz der Lustres und deckenhohen Spiegel und schlafen in Atlashimmelbetten. Und selbst der Bösewicht oder die sittlich anrüchige Heldin ist in der Regel ein illegitimer Sprössling oder ein ausgesetztes Kind einer entsetzlich vornehmen und reichen Familie. Auch der vornehme ernst zu nehmende Roman eines Spielhagen und Höfer hat sich von solchen Fehlern nicht freigehalten. Allzu verschwenderisch statten auch z. B. Eckstein, Wachenhusen und Samarow ihre Helden aus. Aber auch die leben noch sparsam im Vergleich zu den Personen in der französischen Romanwelt. Ohnet, Silvestre, Maupassant zum Teil, vor allem die Gyp rechnen eigentlich nur mit Millionen. Der Schauplatz der unzähligen französischen Geschichten ist fast stets derselbe. Das Faubourg St. Germain, einige Klubs und bekannte Schlemmerlokale, der Strand von Trouville und Nizza, ein altes normännisches Schloss, in dessen Wäldern es von Rotröcken und Hundemeuten wimmelt, und wo in den lauschigen verwachsenen Gängen des Parkes rosige lüsterne Mädchen und blasierte junge Frauen zum verbotnen Rendezvous bei Mondenschein schleichen. Der Ton in der französischen Gesellschaft wird thatsächlich von diesem verhältnismässig kleinen Kreise angegeben. Fast ausnahmlos Adel, namentlich der männliche Teil. Der weibliche Teil rekrutiert sich ausserdem aus den Damen der Demimonde und jenen Bourgeoisweibchen, denen die Millionen ihrer Gatten es erlauben, sich mit ersteren verwechseln zu lassen. Da macht man Toilette, viermal täglich, hat mindestens 4 Pferde und 2 Grooms im Stalle, fährt bald im Coupé, bald in der Viktoria, bald im Phaëton durchs Bois de Boulogne und in eigner Mailcoach zum Rennen. Die Roben werden selbstverständlich bei Wörth angefertigt, der Fächer kostet die Kleinigkeit von 15000 Franks; in Trouville hat man natürlich eine eigne Villa, in Etretat ein Jagdschloss, der Herr Gemahl greift einem Dämchen mit einigen hunderttausend Franken unter die Arme, verliert eben so viel im Klub und so weiter mit Grazie in infinitum.

Solche Leute giebt es ohne Zweifel, aber so viel, wie uns die französischen Autoren glauben machen, nicht. Leicht erklärlich ist es, dass ein geistvoller Satiriker, wie der grosse Maupassant, die Extreme lachend herausgreift und uns die kleine Marquise, die am Fenster flirtet und den Vicomte, der für die kleine Fifi vom Ballet das Paradebett weiland Ihrer Majestät Marie Antoinette für 200000 Franks auf der Auktion ersteht, mit Vorliebe zeigt, und wie jeder Satiriker, so auch Daudet, nicht Bilder des realen Lebens, sondern ins Groteske und Abenteuerliche verzerrt vorführt.

Eben darum, weil der ungezogene Liebling der Grazien, der Erbe Rabelais, Guy de Maupassant in den Kreisen zu Hause ist, die er schildert, lassen wir uns gerne in den üppigen

Salons, wo die Amoretten am Plafond kichern und das kokette Wogen der Federfächer schulkhaft-intriguante Frauenköpfchen verbirgt, verweilen und machen ein Stündchen den tollen Wirbel der Pariser haute-saison mit. Anders bei den deutschen Romanciers zweiten und dritten Ranges. Einerseits giebt es in Deutschland keinen Zentralpunkt wie Paris und keine tonangebende Gesellschaft, wie die legitimistischen Adelskreise Frankreichs und einzelne schöngeistige Salons, wo man die Mitglieder der Akademie und die Präfekten kürt, und andrerseits sind die Kreise, die wir in Sodoms Ende z. B. erblicken, bis jetzt glücklicherweise noch nicht tonangebend ausserhalb des Tiergartenviertels. Der gesunde deutsche Bürgerstand ist freilich nicht mehr derselbe, wie ihn Freytag einst in „Soll und Haben“ geschildert, aber die Frauen der Kommerzienräte sind nicht alle Adahs, und nicht alle jungen Maler wie Willy Janicow. Natürlich wird man es keinem Schriftsteller verargen, wenn er ein Sujet gewählt hat wie etwa Daudet im „Nabob“ und nun in brennenden Farben die prassende Üppigkeit und wahnsinnige Verschwendung malt. Dass freilich manchen Finanzkrösus der Gegensatz davon viel besser charakterisiert, zeigt z. B. Zola in l'argent, der Gundermann-Rotschildt auf dem Heimweg von der Börse nur dann für 50 cent. Naschwerk für seine Enkelkinderchen kaufen lässt, wenn er gewonnen hat.

Im Allgemeinen werden die Poeten dem realistischen Prinzip getreuer und den thatsächlichen Verhältnissen entsprechender handeln, wenn sie auch im Leben ihrer Helden und Heldinnen Lessings Rat gelten lassen: Weniger wäre mehr.

Frankfurt a. M. Heinr Stümcke.



Oktoberlied.

Kühl weht's aus Nord; die Nebel steigen;
Die Raben flattern über's Feld,
Und schaurig zieht der ernste Reigen
Des Todes durch die bange Welt.

Nicht zag' ich, wenn die Frist verronnen,
Zu folgen stumm dem Schattenflug.
Doch gern noch einmal aus dem Bronnen
Der Freude tränk' ich einen Zug. —

O komm, du Ferne, komm du Süsse,
Und zaub're mir der Jugend Glück,
Des toten Lenzes Veilchengrüsse,
Des Sommers Rosenduft zurück!

O zögre nicht, bis von den Zweigen
Das letzte Laub im Froste fällt; —
Kühl weht der Wind; die Nebel steigen;
Der Tod zieht mahnend durch die Welt!

Gera. Reinhold Fuchs.

Aus einem Herbste.

Die Flocken fielen federsanft,
Mit weichem Flaume deckten sie
Die müde, müde Erde zu.

Es hing am Baume noch das Laub,
Das fahle, sterbekranke Laub,
Das kranke, kranke Laub.

In meinem Herzen stach ein Schmerz,
Ein tiefer, dunkler, stummer Schmerz,
Ein stummer Schmerz.

Da ging ich in die Nacht hinaus,
Die sternenlose kalte Nacht,
Die kalte Nacht.

Da klang aus kleinem Haus ein Lied,
Ein schüchtern Lied von Kindermund,
Ein Lied von Kindermund.

Und weinend ging ich still nach Haus
Und sang für mich, und sang für mich
Ein leises Kinderlied.

Und ward gesund.

Tegel b. Berlin. Otto Julius Bierbaum.

Wandernde Andacht.

Ein frommes Gemurmel. Viel Augen nass.
Das Kirchlein voll Flüstern und Weben.
Der Chorknab' schlendert das Räucherfass
Und die Weihrauchwolken schweben.

Da dämmert die Heide! Das blühende Rot
Umsummt von schwärmenden Immen.
Ein heiliges Duften von Liebe und Tod —
Und die Wölkchen im Abendrot glimmen.

Und Weihrauch im Kirchlein und Heide im Duft —
Ein Gotteshaus ist unsere Erde!
Ein Ewiges, Heiliges schwebt durch die Luft,
Und es wandert der Andacht Gebärde.

Zürich. Maurice von Stern.

Nachtgang in Aachen.

Zu Aachen steht ein Bronnen,
Der rauscht die ganze Nacht;
Da hab' ich ganz versonnen
In Sehnsucht Dein gedacht.

Der Strahl, der ist gesprungen,
Das Wasser hat geschäumt;
Ist Dir es nicht erklungen,
Dass ich von Dir geträumt?

Die Wasser nie versiegen
Zu Aachen in dem Brenn!
Dürft ich an Dich mich schmiegen,
Du meiner Nächte Sonn?

Still ist's wie in der Wildnis
Zu Aachen in der Nacht,

Bei manchem Sternenbildnis
Hub' ich an Dich gedacht.

Denn Du bist Sonn' und Stern mir,
Du, Du nur ganz allein;
Warum denn bin ich fern Dir,
Und könnte bei Dir sein!

Leb' wohl, Du Aachner Bronnen,
Der Du manch Durst'gen labst,
Ich eil' zu neuen Wonnen,
Die Du, Geliebte, gabst!

Berlin. Alfred Friedmann

Abend in der Heide.

Und wieder ging ich den Waldweg entlang,
Als im Erlenschlage die Drossel sang
Und der Ginster am Wegrand blühte,
Bis die Sonne im Purpurmeer versank,
Und flammende Fluten die Heide trank
Und Erika feuriger glühte

Da blieb ich sinnend am Heidehaus steh'n
Und liess mir vom Nachtwind das Haar zerweh'n
Und liess mich umkosen, umfluten.
Und wie der Mond durch ein Wolkenmeer brach,
Wie silberverschwommen die Heide lag,
Du bannt ich verhaltene Gluten.

Da hab' ich noch einmal des Traums gedacht,
Des Traums, der beseligt und elend macht,
Und der wie ein Lenzhauch zerflogen. - -
Dann vorwärts in wachsendem Schaffensdrang
— Ob der Ginster blüht, ob die Drossel sang - -
In's Leben der Stürme und Wogen. —

Hamm (Westfalen). Uhlmann-Bixterheide.

Steck' Dir ins Haar die blassen Rosen . . .

Steck' Dir ins Haar die blassen Rosen
Und kränze Deine Stirn mit firäu,
In Deiner Lockenflut der losen
Lass rankend meine Blumen blüh'n!

Die blassen Rosen prunken nimmer
Mit roter Glut, mit grellem Schein!
Sie winden sich mit mildem Schimmer
Demütig in Dein Haar hinein!

Gelinde nur und zart ihr Düften,
Es prahlt nicht schwängernd durch die Luft;
Ein Hauch nur in den Abendlüften,
Ein weicher, süsser, schwacher Duft!

Ich schnitt vom Stiel die spitzen Reiser,
Die Dornen ab, sie stechen nicht!
Drück sie an Dich, ein Wunsch, ein leiser,
Mit ihnen Deine Stirn umflicht:

Die Rosen sollen stumm Dir sagen,
Dass meine Wünsche bei Dir sind,
Dess magst Du sie zum Zeichen tragen,
Dass ich Dich liebe, holdes Kind!

München. Wilhelm Weigand.

Poetenbegräbnis.

An stiller Stätte grub man ihn ein,
Ohn' Singen und ohne Sagen,
Ohn' Gruss und Kranz im ärmlichen Schrein
Hat man ihn hinausgetragen.

Eng war sein Heim in einsamer Welt,
Sein Thun nur nächtliches Schreiben.
Er war ein Dichter --- doch ohne Geld, —
„Dann lass er das Dichten auch bleiben".

Und keiner weiss, wie glühte der Kopf,
Wenn's Herz in Flammen gestanden! —
„Er war ein seltsam närrischer Tropf
Und wurde daran zu Schanden." —

Kein Aug' hat geweint, kein Herz geklagt
Ob unverstandenem Streben. - -
Der Pfarrer hat nur ein Wort gesagt
Von einem verfehlten Leben. — —

Hamm (Westfalen). Uhlmann-Bixterheide.

Artistenbeichte.

Man nannte mich ein Musikgenie,
Ich spielte vier Instrumente,
War aus guter Familie, Student der Chemie —
Pro Monat 300 Mark Rente.

Mein Dämon trieb mich ins Variété,
Dort sang sie, zwar war's zum Erbarmen —
Doch ein paar Stunden später, nach dem Souper,
Da fühlt' ich mein Herzblut erwarmen.

Will's offen gestehen, ich liebte sie,
So toll, so heiss, so zerfahren . . . .
Vergass die ganze moderne Magie
In ihren duftenden Haaren.

Drei Monde waren wir liebend vereint,
Dann thut mich mein Vater enterben,
Das nahm sie sich ernstlich zu Herzen, wie's scheint,
Denn ihre Treu ging in Scherben.

Doch ich liebte sie, liebe sie immer noch,
Ich folgte den lustigen Horden
Und bin, als die Not an den Magen mir kroch,
Musikalischer Klown geworden.

Meine Nummer war gut, ich lernte gar bald
Meine Arbeit gut zu verkaufen;
Und meine Liebe — die lernt' ich halt
Mit Absynth hinunterzusaufen.

Zehn Jährchen nun hab' ich als Klown Morvée
Mich durch halb Europa getrieben,
Bin trotz Reklame und „grand succès"
Ein armer Artist geblieben.

Mit manchem verkannten Bürgerweib
Durfte Wahlverwandtschaft ich treiben —
Und nächstens werd' ich — zum Zeitvertreib —
Mal meine Memoiren schreiben!

Berlin. Raimund Eckardt.

Nachdruck verboten.

Ehren.

Eine Fabel von **Max Wundtke, Berlin.**

An einem schönen Sommertage hatte ein Kutschpferd eine fröhliche Gesellschaft aus dem Dunst der Grossstadt in die Umgebung gefahren. Den armen Gaul hatte man mit Blumen und Kränzen reichlich geziert. Apathisch trabte er nun in die Stadt zurück. Einem Hunde imponierte der reiche Blumenschmuck.

„Wie beneidenswert du bist!“ kläffte der ihn an; „so schöner Ehren würdig gehalten zu werden!“

„Ach, seufzte das dürre Pferd; „eine Hand voll Heu wäre mir zehnmal lieber gewesen. Ich hätte dann doch wenigstens meinen nagenden Hunger stillen können!

„Realist!“ knurrte der Hund. „Hast du denn gar keinen Sinn für Ehren, die man dir erweist?“

„O ja“, war die Antwort des Pferdes; „wenn ich satt bin!“

Brot.

Trianon. Im Park zu früher Stunde.
Morgendumpfend lichte Herrlichkeit.
Abgrundtief des Himmels warme Bläue.
Matter Silberglanz des Morgentaus
Auf des weiten Parks hinragenden Wiesen.
Golden zittert es im Schattendunkel.
In das Atmen, Duften, Schweigen, Spriessen
Rollt vom glänzenden Gezweig der Weiden
Nur bisweilen eine Perle Tau,
Auf die seidenglänzend reine Fläche
Eines Wasserlaufs, und Ringe zittern
Um des Nordens weisse Lotoskelche,
Leuchtend aus der braun und blauen Tiefe,
Und Libellen schwanken farbenfunkelnd
Durch die frische, walddduftreine Luft.

Um das Schlösschen surrende Bewegung.
Neger, Zofen, Kammerherren, Junker
Grinsen, scherzen, kokettieren, lachen.
Plötzlich Schweigen: von der Treppe schreitet
Heiter her die schöne Königin,
Prinzen, Kammerherren, tulons renges
Im Gefolge. Wie erwachsne, rosige
Amoretten lächeln keck die Männer,
Und die Damen tänzeln daseinsselig
Zart einher, ein blondend Malvenbeet.
An dem kleinen, hellen Marmortempel
Der Cythere rasch vorüber eilen
Sie auf gelben vielverschlungnen Wegen
In des Parkes goldduchblitzte Tiefen.
Doch aus Scherzen und tiefächter bricht
Eine Stimme nun. Ein Kammerherr
Spricht vom Hungerelend der Provinzen,
Untermischt mit feinsten Huldigungen
Fliesst das leichte Wort ihm von der Lippe.
Meisterlich beherrscht er seinen Stoff,
Wägend den Effekt mit feinster Würde,
Und zuweilen blitzt der Spott Voltaire's
Auf in kleinen, halberstickten Funken.
Eine Welke schwebt der Königin
Auf der Stirn; sie hängt die Unterlippe.
Selbst als lachend schon der laute Schwarm
Sitzt im Dörfchen um den Frühstückstisch —
Kühle, sammetweiche, duftige Milch
Melkt die Königin in Sèvres-Tassen —
Schwindet nicht der Unmut düstrer Schatten
Ihrer Stirn. Die Fürstin hört noch:
„Grauenhaft das Elend. Vagabunden
Auf den Strassen, ganze Heeresschaaren,
Raub und Plünderung. Ungereifte Garben
Schneiden Ausgehungerte. Und ganze
Dörfer schreien jammernd laut nach Brot“. —

Da durchzuckt's das Hirn der Königin.
Höchster Anmut voll meint leicht sie, lächelnd:
„Ach, Herr Graf, wenn wirklich Brot so selten,
Wie Sie sagen, — und ich glaube Ihnen! —
Warum isst das Volk nicht lieber Kuchen?“

Hell klingt übermütiges Gelächter
Durch die wallduftfrische Morgenkühle.

München. **Wilhelm Weigand.**

Homer.

Ein Felsengipfel hebt sich steil und hehr
Aus blauem, flutenden Ägäermeer.
Von luft'ger Höhe schweift das Auge weit
In sonnenhelle, stille Einsamkeit.
Der Ölbaum neigt sein früchteschwer Geäst,
Die wilde Taube baut am Berg ihr Nest,
Und ihm zu Füssen decken zart und bunt
Viel Sommerblumen lichter Ebne Grund.

Den Schönheitszauber tiefer Farbenglut,
Er schaut ihn nicht, der droben sinnend ruht:
Ihm gleicht der Tag mit seiner Sonnenpracht
Für immer sternenloser, tiefer Nacht.
Sein Blick ist tot, sein Augenlid ist schwer —
Ein edler, greiser Sänger ist's — Homer.

Zur Seite ihm, in wallendem Gewand,
Ein hohes Weib. Es leitet seine Hand.
Ein Musenantlitz, ernst, gedankenschwer —
Kalliope — und doch unendlich mehr!
Des Alters Weisheit und der Jugend Kraft
Entstrahlt den Zügen. Jede Leidenschaft
Hat reiner Schönheit Harmonie versöhnt:
Ein vornehm Haupt, von stolzem Helm gekrönt,
Fast männlich streng wölbt sich der edle Mund,
Doch giebt er oft ein rasch Empfinden kund.
Es flammt der Blick und feuchtet sich gerührt:
Athene ist's, die still den Griffel führt.
Sie schreibt es nieder, was des Griechen Geist
In Klarheit schaut, in hohen Worten preist,
Sie lächelt, wenn er ihren Namen nennt
und doch die Mächt'ge, die ihm dient, nicht kennt.
Sie mischt in seinen Sang, ihm unbewusst,
Vom Jugendfeuer ihrer Götterbrust.
Sie giebt der Weisheit tieferen Gehalt,
Sie leiht der Sprache höhere Gewalt.
Sie kennt das Leben — er das Menschenherz,
Sie des Olympos Freude — er den Schmerz:

So schaffen sie vereint, begeist'rungsvoll,
Ein Werk, das Beide überdauern soll.

Längst ist des Dichters Staub im Wind zerstoben,
Was seine Göttin schrieb, blieb aufgehoben.

Dresden. Alice Freiin von Gaudy.

Die Pflicht.

Wenn des Schicksals wilde Woge
Meinen Lebensmut zerbricht,
Reisst aus thatenlosen Sinnen
Mich empor die ernste Pflicht,

Spricht mit klarer, milder Stimme:
„Herz, lebst nicht für dich allein,
Such' die Deinen zu beglücken,
Wirst dann selbst auch glücklich sein!"

Erfurt. Pauline Hoffmann von Wangenheim.



Mama kommt!

Studie von Fritz Stier-Somlo.

Und Ella stand am Fenster des im Winter geschlossenen Balkons and sehnte über den Garten des Hauses hinweg auf die Landstrasse. Jeden Augenblick muss der Schlitten kommen. Von der nächsten Bahnstation bis zum Gute ist es nur eine halbe Stunde und der Zug ist dort schon um drei Uhr angekommen. Jetzt ist es gleich halb vier.

Das schöne braune Auge wird ganz müde, so angestrengt weilt der Blick auf dem schwarzen Punkt in der Ferne. Dieser kommt näher, aber seltsamerweise scheint er sich von der Oberfläche der Erde zu erheben. Und Ella verfolgt ihn; er steigt immer höher. Da kommt er ganz nahe, vergrössert sich — es ist ein Schwarm Raben, die einherfliegen. Sie halten eine Weile Rast vor dem Hause, auf dem schneeverdeckten Rasen, der im Sommer so fröhlich aussieht. In einem fort fallen die Flocken, leise und schüchtern, wie die Sünde schleicht. Man merkt sie erst, wenn alles verdeckt ist, was grün noch und gesund gewesen . . . .

Das kindliche Auge streift wieder hinaus. Aber es sieht nichts. Da verlegt es sich auf das Horchen. Der Schlitten hat ja Glöcklein und ihren Klang kennt sie gut. Da wäre es nun vorteilhaft, das Fenster aufzumachen, blos das innere. Aber Papa hat es verboten und sie will ihn nicht erst wieder ärgern, heute besonders nicht, wo die Mama kommt. Hatte er sie doch heute schon ernstlich gebeten — weiter reicht seine Strenge nie — den kleinen Paul des Gutsverwalters laufen zu lassen. Er wäre zwar ein guter Junge, aber — und da hatte der Papa sich umgedreht und am Fenster geträllert, als wenn er Klavier spielen wollte.

Da kommt der Schlitten endlich! Hurrah, wie der fliegt! Ja, aber sie darf nicht hinunter. Sie würde sich erkälten, sagt der Papa. Und sie wollte nicht krank werden, nein, jetzt erst recht nicht, wo die Mama kommt. Oh, wie lieb ist sie. Ella möchte die Mama küssen, innig küssen, and sie denkt nicht daran, wo sie ist. Inbrünstig heiss drückt sie die Lippen an das Fenster. Oh — ist das kalt! Sie hält es nicht aus vor Ungeduld und reisst das Fenster auf. „Mama! tönt es hinab von den unschuldig süssen Lippen.

Mama zuckt zusammen, doch sieht sie nicht hinauf, nur der Papa winkt und das Fenster schliesst sich.

Ella sieht noch, wie der Papa höflich, fast kalt, jedenfalls traurig und sorgenvoll der Mama aus dem Wagen hilft. Sie hört, wie die Thür des Speisesaales aufgeht. — — Kleiderrauschen — — dann klappt wieder irgend eine Thür. — — Stimmengewirr. — Der Kutscher fährt ab.

Noch immer kommt sie nicht. O, diese Mama! So lange wegzubleiben und dann nicht zu Ella eilen . . . Das Fräulein ist auch unten.

„Ich fürchte mich so allein — — Fräulein! — — Sie kommt nicht — — Hilft sie vielleicht der Mama beim Auskleiden? Nein, dort steht sie ja unten auf der breiten Treppe und ruft dem Kutscher etwas nach."

Das Kind streicht sich das schöne blonde Haar aus der hohen Stirne und schlüpft hinaus. Behutsam öffnet es die Thür des Speisesaales. Alles ruhig. Der Abend ist schon da und der Mond liegt auf dem Fussboden, wie eine Goldader im dunkeln Gestein. Die Möbel sahen düster, in einander verschwommen aus. Hin und wieder knackt das Holz im Kamin.

Rechts sind vier grosse Fenster, aus denen man auf den Garten sieht, leer, alles leer . . .

Nebel scheint sich vor dem Mond zusammenzuziehen . . . . Links ist eine kleine Thür, Ella weiss es. Sie schmunzelt. Das Fräulein kennt diesen Eingang nicht. Welch ein Geheimnis!

Pst! Ganz leise wird da drin gesprochen. Da ist ja der Papa. Sie traut sich nicht hinein. Da schluchzt jemand leise, ganz leise. Papa aber — das sieht sie durch das Schlüsselloch — streichelt Mama das Haar, das herrliche, königliche Haar und ist ernst und milde. Mama liegt knieend vor ihm und sieht ihn fragend an. Er aber zieht sie empor and küsst sie auf die Stirne. Als wenn er etwas verzeihen wollte. Ist denn Mama auch schlimm gewesen? Hat sie vielleicht auch — vielleicht mit einem grossen Paul gespielt? — — —

Sie reisst die Thüre auf und wirft sich zwischen die beiden.

Wie sie aufjauchzt: „Mutterl, Mutterl"! — — dann wieder weint — — „oh, warum bist du so lange weg gewesen? Papa war ja immer so traurig! Guter Papa . . . ."

* * *

Und Ella steht wieder am Fenster. Der kleine Paul ist auf immer fort mit seinem Vater, dem Gutsverwalter — dem grossen Paul.

Der Papa ist nicht mehr traurig, aber ernst und milde. Mama erzählt ihm abends Geschichten, aber dann schickt sie immer das Fräulein hinaus. Nach jeder Erzählung schaut sie dann so merkwürdig lange in die winterliche Öde.

In einem fort fallen die weissen Flocken. Leise und schüchtern. Sie hüllen so manches ein, was krank und faul gewesen ....



Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

Biographische Skizzen.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel**.

II. Petri Kettenfeier Rosegger.

Die deutsche Litteratur hat an echten Volksschriftstellern niemals Überfluss gehabt d. h. an Schriftstellern, die nicht nur das Volk genau kannten, sondern auch für das Volk im weitesten Sinne des Wortes zu schreiben wussten. Dass zu diesen Rosegger in erster Hinsicht gehört, hat er durch seine nun fünfundzwanzigjährige dichterische und schriftstellerische Thätigkeit bewiesen. In dreissig starken Bänden sind seine ausgewählten Schriften jetzt erschienen, die das Beste enthalten, was der steirische Dichter geschaffen hat und die beweisen, dass er mit echten, forschenden Dichteraugen das Volk und die Natur seiner Heimat ergründete und verstand.

In dem kleinen Walddorfe Alpel, etwa drei Stunden vom Pfarrort Krieglach im Mürzthale (Obersteiermark) entfernt, wurde P. K. Rosegger am 31. Juli 1843 als Sohn armer Bauersleute geboren; er war später der Älteste seiner sieben Geschwister. Seine Lebensschicksale hat er zum Teil mit in seine Bücher verflochten, sie sind trotz ihrer Einfachheit von grossem Einflusse auf seine dichterische Thätigkeit gewesen. Schwerlich würde er frühzeitig Schulunterricht erhalten haben, wenn nicht ein etwas revolutionär angehauchter und von seinem Pfarrer vertriebener Lehrer, Michel Patterer, auf die Alp gekommen wäre und von Haus zu Haus ziehend, die Kinder dort unterrichtet hätte. Als Petri Kettenfeier dann eine besondere Begabung verriet, wollten die Eltern ihn zum geistlichen Seminar vorbereiten lassen. Nach langem Nachfragen erklärte sich der Dechant von Birkfeld dazu bereit, doch nur drei Tage hat's Rosegger bei ihm ausgehalten; bei Nacht und Nebel langte er nach langem Wandern im Vaterhause wieder an. Er hatte nun den Entschluss gefasst sich dem Stande seiner Väter zu widmen und Landmann zu werden, da er jedoch die nötige Körperstärke dazu nicht besass, so trat er 1860 bei dem Schneidermeister Jgnatz Orthofer zu Kathrein am Hauenstein in die Lehre. Fast fünf Jahre zog er mit diesem von Haus zu Haus, um in eigenen Wohnungen der Leute die Kleider anzufertigen. Rosegger bezeichnete selbst diese Zeit als eine „Hochschule", weil er hier das Bauernvolk so recht kennen lernte. Schon in Alpel und Krieglach hatte er, angeregt durch eine Dorfgeschichte von August Silberstein in einem Kalender sich im Schreiben solcher Erzählungen versucht, selbst Kalender geschrieben und illustriert, jetzt aber verfasste er, — meist zur Nachtzeit beim Kienspanlicht — zahlreiche Dichtungen, auch dramatische Versuche waren darunter, von denen er seinen Freunden in der kleinen Bauernwirtschaft des alten Haselgrabers in Kathrein vorlas. Durch Lobsprüche veranlasst, sandte Rosegger 1864 einige Gedichte an den damaligen Redakteur der Grazer Tagespost, Dr. A. Svoboda, — jetzt Herausgeber der „Neuen Musikzeitung". Dieser erkannte sofort das Talent des Jünglings, erliess einen warmen Aufruf zur Unterstützung dieses „Naturdichters" und druckte verschiedene Gedichte ab. Unterstützt von dem Grossindustriellen Peter Reininghaus in Graz und dem Buchhändler Giontini in Laibach, wollte Rosegger sich zunächst dem Buchhandel widmen, aber wieder war die Sehnsucht nach der Heimat zu gross; es hielt ihn nicht in der Fremde. Auf Dr. Svobodas Vermittelung trat Rosegger jedoch 1865 in die Grazer Akademie für Handel und Industrie ein, wo er vier Jahre lang, von verschiedenen Seiten freundlich unterstützt, studierte. Als Rosegger 1869 die mit einem Vorworte von Robert Hamerling herausgegebene Gedichtsammlung „Zither und Hackbrett" veröffentlichte, bewilligte ihm der steiermärkische Landesausschuss ein Stipendium auf drei Jahre. Nun konnte Rosegger sich sorgenfrei seinen Studien widmen; er schrieb in seiner Waldheimat jetzt seine ersten Bücher, studierte im Winter an der Universität in Graz und machte weitere Reisen, die ihn 1870 nach Norddeutschland, Holland und der Schweiz und 1872 nach Italien brachten. Bald zeigte sich auch seine grosse schriftstellerische Fruchtbarkeit; innerhalb acht Jahre gab er bei dem ihm persönlich nahestehenden Verlagsbuchhändler Gustav Heckenast in Pest nicht weniger als 14 Bände heraus und ausserdem noch 6 Jahrgänge eines Volkskalenders „das neue Jahr". Als 1872 seine Mutter gestorben war, fühlte er sich, besonders da er damals sehr kränklich war, recht einsam, und er war glücklich, als er in Anna Pichler aus Graz die Lebensgenossin fand, die er ersehnte. 1873 ward sie seine Gattin; sie schenkte ihm nach einem Jahre ein Söhnchen, starb aber zwölf Tage nach der Geburt eines Töchterleins im zweiten Jahre ihrer Ehe. Erst 1879 fand Rosegger in der anmutigen, geistvollen Anna Knaur aus Wien das verlorene Glück wieder. Ein glückliches Familienleben vereint den Dichter mit den Seinen; seitdem im Winter in Graz und im Sommer auf seiner

Besitzung in Krieglach. Seit 1876 gab er bei Leykam in Graz die angesehene beliebte Monatsschrift „Heimgarten" heraus. Roseggers ausgewählte Schriften sind, seitdem von 1880 der Verlagsbuchhändler A. Hartleben in Wien der Vertrieb derselben in die Hand genommen hatte, in drei Pracht-Ausgaben erschienen, in einer illustrierten, in einer Oktav- und einer Miniaturausgabe. Die wichtigsten derselben sind in chronologischer Reihenfolge: Zither und Hackbrett 1869, 3. Aufl. 1884; Tannenherz und Fichtennadeln, in steierischer Mundart 1870, 2. Aufl. 1881; 3 Bände „Das Buch der Novellen" 1872—1886; die Alpler 1872, 4. Aufl. 1886, 2 Bände „Waldheimat" 1873—84; die Schriften des Waldschulmeisters 1875, 13. Aufl. 1892; Volksleben in Steiermark, 2 Bände 1875, 6. Aufl. 1888; Sonderlinge aus dem Volk der Alpen, 3 Bände 1875; Heidepeters Gabriel 1875; Sommer-Feierabende 1880; Winter-Feierabende 1881; Am Wanderstabe 1882; Sonntagsruh 1883; Dorfsünden, Meine Ferien und der Roman „Der Gottsucher" 1883; Neue Waldgeschichten 1884, 6. Aufl. 1892; 2 Bände „Das Geschichtenbuch des Wanderers" 1885; Bergpredigten 1885; Steinsteirisch (Verlesung in steirischer Mundart) 1885; Höhenfeuer, neue Geschichten aus den Alpen 1887; Allerhand Leute 1888; Jakob der Letzte, eine Waldgeschichte aus unseren Tagen 1888, 4. Aufl. 1891; 2 Bände „Der Schelm aus den Alpen 1890, der Roman „Martin der Mann" 1891; Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling 1891; Gedichte 1891; Hoch vom Dachstein 1891; Am Tage des Gerichts, Volksschauspiel 1892; Allerlei Menschliches*) 1893 (2. Aufl.); Gute Kameraden**) 1893, Ernst und heiter usw. 1893; der Roman „Peter Mayer der Wirt an der Mahr 1894***); Spaziergänge in der Heimat 1894****).



Eingesandte Neuerscheinungen.

Max Wagner, Die wilde Rose. Gedichte. Baumert & Rouge, Grossenhain u. Leipzig.

Oscar Panizza, Der deutsche Michel und der römische Papst. Altes und Neues aus dem Kampfe des Deutschtums gegen römisch-wälsche Überlistung und Bevormundung in 666 Thesen und Citaten. Mit einem Begleitwort von M. G. Conrad. Leipzig. W. Friedrich.

Julius Riffert, Vaterland. Schauspiel. Leipzig 1894.

Gustav Portig, Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe. Hamburg, L. Voss. 16 Mk.

*) Siehe N. L. Bl. I. Jahrgang S. 51. **) Siehe N. L. Bl. I. Jahrgang S. 163. ***) Siehe N. L. Bl. II. Jahrgang S. 78. ****) Siehe N. L. Bl. III. Jahrgang S. 46.

Robert Misch, Der Irrweg. Roman. Bibliogr. Bureau. Berlin. 2 Mk. 1895.

Hermann Heiberg, Gesammelte Werke. Lieferung 1. 40 Pfg. W. Friedrich. Leipzig.

Stanislaw Przybyszewski, Vigilien. S. Fischer, Berlin 1895.

Hans von Basedow, Charaktere und Temperamente. Dramaturgische Studien. E. Rentzel, Berlin. 1 Mk.

Friedrich Dukmeyer, Joseph und Arvid. Gedichte. Der Arbeiterkaiser. Pietro Aretino Spurius Curvilius Ruga. Tod dem Verräter! Dramen. E. Rentzel, Berlin.

Gustav Steinbrecht, Ewige Krankheiten. Novelle. E. Rentzel, Berlin. 3 M. brs., 4 M. eleg. geb.

E. de Goncourt, Elisa, (la fille Elisa). Roman einer Verlornen. Autorisierte Übersetzung von W. Lilienthal. E. Eckstein Nachf. Berlin.

Guy de Maupassant, Die Wahnsinnige und andere. Novelle. Deutsch von W. Lilienthal. E. Eckstein Nachf., Berlin 1894.

Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg, L. Voss 1894. 5 Mk.

Prof. Friedrich Zöllner, Beiträge zur deutschen Judenfrage mit akademischen Arabesken als Unterlage zu einer Reform der deutschen Universitäten. Herausgegeben und eingeleitet von Moritz Wirth. Verlag von C. Mutze, Leipzig 1894. 4 Mk.

Karl Bienenstein, Kunst und Volk, die Tagespresse, freie Bühne und Volksbühne. 3 Essays. Verlag von A. Schupp, Neuwied 1894. 60 Pfg.

Emil Roland, Fräulein Kunigunde. Bade-Novelle. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. Verlagsabteilung 1894. 1 Mk.

Graf Leo Tolstoi, Christentum und Vaterlandsliebe. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. 1 Mark.

W. Weigand, Sommer. Neue Gedichte. Hermann Lukaschik, München 1894.

W. Weigand, Der Vater. Drama in einem Akt. ebenda.

W. Weigand, Das Elend der Kritik. ebenda. 1895.

Reinhold Fuchs, Strandgut. Ausgewählte Gedichte. Dritte, durchgesehene, starkvermehrte Auflage. Gera, Karl Bruch 1895.

Julius Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben. Dasselbe, Neue Folge. Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. Zweite billige Ausgabe. Berlin, Gebrüder Paetel 1885—94.

K. von Wissell, Bernhart und Bertha Ike Williken. Erzählende Gedichte. J. Bohne, Hildesheim.

Dr. Grabowsky's Litterarisch-wissenschaftliches Jahrbuch. Organ für die Werke wissenschaftlicher Richtung allgemeineren Interesses. Erstes Halbjahrsheft 1895. Im Selbstverlag des Verfassers, Nürnberg.

G. Bolle, Lassalline, Schauspiel in 3 Akten. Vierte Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 1894.

Armands. Ausgewählte Romane. I. Band. An der Indianergrenze oder treuer Liebe Lohn. Lieferung 1—4. Weimar. Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Von **Ph. Reclam, Leipzig,** wurden eingesandt: Universalbibliothek Nr. 3261—3270.

Wilhelm Müller, Gedichte. Gesamtausgabe.

C. von Wald-Zedtwitz, und **C. Sawersky,** Der Pfennigreiter. Schauspiel in 4 Aufzügen.

E. Pailleron, Die Welt, in der man sich langweilt. Lustspiel in 3 Aufzügen. Deutsch von A. Tuhten und C. Fr. Wittmann.

Samuel Smiles, Selbsthilfe. Nach dem Englischen von David Haek.

M. Vavrinez, Rosmunda. Oper in 1 Aufzug. Dichtung v. A. Zigany. Herausgegeben von C. F. Wittmann.

Gustav Adolf Müller, Des fahrenden Burschen Lieder. Zweite vermehrte Auflage. (Diamantausgabe.) Bühl, Baden, Verlag von Joseph Zenker. 1895.



Litterarische Rundschau.

Arthur Fitgers berühmtes Drama „Die Hexe“ ging auf der Bühne des Berliner Lessingtheaters mit Nuschu Butze, Theresina Gessner und Otto Sommerstorf in den Hauptrollen unter starkem äusseren Erfolg in Scene.

Ludwig Barnay, der theater- und direktionsmüde, wird im November im Berliner „Neuen Theater“ als Gast auftreten.

An litterarischen Neugründungen pflegt der Oktobermonat besonders reich zu sein. Wir erwähnen von den am 1. Oktober ins Leben getretnen Zeitschriften den von Roderich Wald und Max Beyer in Hamburg herausgegebenen „Gesellschafter“, „Monatsblatt für vornehme Unterhaltung“, mit dem die Hansastadt ihr zweites litterarisches Organ (bisher der „Zuschauer“) erhält.

In Rudolf Lepkes Kunst-Auktions-Hause in Berlin wurde anfang Oktober die stattliche Bibliothek des verstorbenen Generalkonsuls Dr. Felix Bamberg, der als Herausgeber der Briefe und Tagebücher Friedrich Hebbels allen Litteraturfreunden bestens bekannt ist, meistbietend versteigert. Trotz zahlreicher Galeriewerke und Liebhaberausgaben wurden nur 7000 und einige hundert Mark insgesamt erzielt.

Im Berliner Residenztheater begann am 15. Oktober ein Gesamtgastspiel des Pariser Theatre libre unter Leitung des Mr. Antoine, der s. Z. Hauptmanns „Hannele“ den Parisern auf seiner Bühne bekannt gemacht hat.

Meyers bibliographisches Institut in Leipzig hat soeben die dritte Auflage von Neumanns Orts-Lexikon des deutschen Reiches herausgegeben. Dieses Standardwerk im wahren Sinne des Worts, das in ca. 70000 Artikeln über alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen sowie über sämtliche Staaten, deren Verwaltungs- und Gerichtsbezirke, Geschichte, Kirche, Schule, Landwirtschaft, Sehenswürdigkeiten usw. in bestimmter Reihenfolge knappe aber gut orientierende Auskunft giebt, ist vom Direktor W. Keil einer gründlichen und alle neuesten amtlichen Veröffentlichungen — Volkszählung von 1890, Produktionsstatistik etc. — berücksichtigenden Neubearbeitung unterzogen worden. Zahlreiche Karten und Pläne erhöhen die Brauchbarkeit des stattlichen und doch handlichen Werkes, das durch seine Übersichtlichkeit und streng alphabetische Anordnung als zuverlässiges Nachschlagebuch von jedermann zu Rate gezogen werden will.

„Die Romanwelt“, das grossangelegte Unternehmen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, das dem deutschen Lesepublikum die hervorragendsten Produktionen des In- und Auslandes auf erzählendem Gebiet bieten will, tritt nunmehr in den 2. Jahrgang. Wie sie im Vorjahre eine Fülle hervorragender Romane und Novellen brachte — wir erinnern nur an Sudermanns, Wildenbruchs, Spielhagens, Fuldas, Wilbrandts, Roberts jüngste in der Romanwelt erschienene Schöpfungen, — so eröffnet auch diesmal Spielhagen den Reigen mit einer spannenden „Hofgeschichte“ „Susi“ betitelt; von bekannten deutschen Erzählern werden sich ihm Max Kretzer, Rudolf Stratz, Hans Land, Helene Böhlau mit Charakter-, Sitten- und Theaterromanen anschliessen. Die ausländische Produktion wird durch Werke des Italieners Emilio de'Marchi und des Franzosen René Bazin, dessen Roman „Ein Tintenfleck“ jüngst von der Akademie preisgekrönt ist, sowie durch Erzählungen des in englischen Landen beispielles gefeierten Ruyard Kipling und Georg Moores starkes Aufsehen erregenden Roman Esther Waters vertreten sein. Von sonstigen bekannten Namen begrüssen wir Pierre Loti, den Schöpfer der „Cavalleria rusticana“ Verga und die Dichterin des „Robert Elsmere“, Humphrey Ward. Grosses Aufsehen dürfte der grosse Roman „Trea bis in den Tod“ des japanischen Dichters Tamenaga Schunsui erregen, wohl das erste grosse Prosaerzeugnis, das die augenblicklich so stark die Aufmerksamkeit fesselnde Nation auf den deutschen Büchermarkt sendet. Das erste Heft des zweiten Jahrgangs der Romanwelt bringt den Anfang der Romane von Spielhagen und de'Marchi sowie 2 niedliche Humoresken von Emil Roland und Max Bernstein. Wöchentlich erscheint ein Heft zum billigen Preise von 25 Pfg.



Beurteilungen.

Neue Lyrik.

Paul Grotowsky, Der eiserne Kanzler im deutschen Lied. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Giessen 1894, Verlag von Carl Krebs.

Es war ein ebenso verdienstvolles, wie schwieriges Unternehmen des Herausgebers, die Lieder zu sammeln, die Deutschlands Altreichskanzler während seines langen Lebens gewidmet wurden. Die Aufgabe ist recht gut gelöst. In den 6 Abschnitten: dem Grafen und Bundeskanzler, dem Fürsten und Reichskanzler, dem Recken in Friedrichsruh, Vermische Gedichte, Bismarcklieder von Adolf Graf von Westarp und das Lied vom Fürsten Bismarck von Wilhelm Emanuel Backhaus bietet der Herausgeber über 150 der besten Bismarcklieder, die nicht nur Zeugnis von der Popularität des gewaltigen Mannes ablegen, sondern auch litteraturgeschichtlich von grossem Interesse sind, finden sich doch unter den Dichtern die besten Namen. Wenn die „dilletantische Hurrahpoesie“ im Ganzen ausgeschlossen ward, so ist dadurch der Wert des Buches nur noch höher geworden. Vielleicht wäre es zu empfehlen, wenn bei einer demnächstigen 2. Auflage auch noch einige der nicht üblen Gedichte über Bismarck's erste Thätigkeit im vereinigten Landtage (Siehe die Kreuzztg. jener Jahre), das hübsche Gedicht von Karl Gerok „Was wurde nicht alles dem Kanzler zum Preis gedichtet, gesungen, gesprochen!“ die Bismarcksgedichte von Georg Burthol Roth, die von grossem poetischen Werte sind, u. a. eingereiht würden.

Bremen. Erich Bardowisk.

Paul Grotowsky, Gedichte. Grossenhain und Leipzig 1894, Verlag von Baumert & Ronge (Heinrich Ronge).

Hans Benzmann, Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes. Grossenhain und Leipzig 1894, Verlag von Baumert & Ronge.

Frida Schwab, Fata Morgana. Dichtungen, herausgegeben von Wilhelm Arent. München 1894, Verlag der Münchner Handelsdruckerei und Verlags-Anstalt M. Poessl.

Viele Freunde hat Paul Grotowsky sich bereits im vergangenen Jahre durch seinen warm empfundenen Liederkranz „Der toten Mutter“ erwerben. Hatte ein tiefer Schmerz jene formschönen Lieder geboren, so bietet der Dichter nun in einer Sammlung der inhaltlich verschiedensten Gedichte ein vollkommeneres Bild seines bedeutenden dichterischen Könnens und zeigt damit zugleich, dass seine Leyer nicht nur auf den Ton stiller Wehmut abgestimmt ist. Freilich geht ein Trauerklang auch noch durch manches Lied der gegenwärtigen Sammlung, besonders wenn er daran gedenkt, dass „das Schicksal uns noch im Wonnetraume zu Boden reisst“, wenn er, wie in der am tiefsten empfundenen Abteilung seines Buches „Ecce homo“ mit den prächtigen Gedichten „Kauft Rosen“, „Ein Sterbelied“, „Bettelmann und Bettelfrau“, „Das tote Mägdlein“, „Phantasien“ u. a. mitleidvollen Herzens seine Blicke in leidgebeugte Seelen senkt. Da erscheint es fast als ein Widerspruch, wenn er der „Moderne“ zuruft: „Lerne erst lachen, Moderne, soll dich die Menschheit verstehn!“ Und doch hat der Dichter auch wieder Recht, wenn er von sich sagt: „Es hat die Seele sich in Schmerzakkorden nun ausgeweint, und hell ist es im Busen mir geworden: Die Sonne scheint.“ Grotowsky ist eben ein viel zu moderner Poet, als dass er in den oft so trüben Kämpfen der Gegenwart auch nur einen Augenblick der Zukunft, des neuen lachenden Morgens, den er als echter Gegenwartspoet von ganzem Herzen für sein Volk ersehnt, vergässe. In der vorliegenden, vom Verleger prächtig ausgestatteten Gedichtsammlung des sangesfreudigen Leipziger Dichters wird fast jeder Leser und jede Leserin eine Liebesgabe finden, die der jeweiligen Stimmung des Lesenden entspricht, sei's aus der „Bunten Reihe“ sorgfältig gewählter Lieder mit dem warm und tief empfundenen „Wenn Dir Dein Lieb gestorben ist, Dir ward es nicht begraben“, oder dem mannhaft deutschen „Morgentraum“, oder dem herzwarmen „Besuch“, das ich am liebsten hierhersetzen würde, wenn der Raum nicht gar zu beschränkt wäre und viele andere mehr, oder sei es aus dem Cyklus „Liebesmai“, der mit dem „Seligen Morgen“ beginnend leider so jäh abschliesst und des Dichters seliges Hoffen als ein vergebenes zeichnet. Grotowskys Gedichte sind fast alle formvollendet und nur selten wird die Stimmung durch ein minder geeignetes Bild oder durch ein weniger passendes Beiwort gestört; zu letzten möchte ich jedoch die Ausdrücke „lichtgeäugte Zeit“, „glockentönig“, „schmerzerwühltes Bett“ als mindestens gewagt bezeichnen. Ich bin der Meinung, dass der Dichter bei Neubildungen von Wörtern diejenigen vermeiden muss, die — mögen sie in der betreffenden Verknüpfung noch so geeignet erscheinen —, Anlass geben, den grübelnden Verstand über die beabsichtigte Stimmung den Sieg davon tragen zu lassen. Doch das sind einige wenige Ausstellungen, die den Wert der Sammlung als solche nicht beeinträchtigen.

Offenbaren Grotowskys Gedichte ein bereits sich in Abklärung befindendes Dichtergemüt, so sprudelt aus Hans Benzmanns „Im Frühlingssturm“ noch der ganze, durch nichts gehemmte Empfindungsstrom eines jungen Dichters dem Leser entgegen. Hans Benzmann ist ebenfalls ein bedeutendes Talent, das für die Zukunft die schönsten Hoffnungen zu hegen berechtigt. Wahrlich, nichts ist bezeichnender als der Titel seiner ersten Sammlung: „Im Frühlingssturm!“ Ja, im Frühlingssturm seines Lebens ziehen die erlebten und erträumten Bilder, — die letzteren überwiegen noch —,

an ihm vorüber und man spürt an ihrer Gestaltung nicht selten noch das Ringen der Dichterseele, sie zu halten und zu bannen. In diesem Ringen möchte Benzmann dann noch seine schwer zu bestimmende dichterische Eigenart entfalten, aber er giebt dadurch noch oft den Eindruck des gewaltsam in die Form Gebannten, das ihn noch nicht frei von dem Einfluss anderer moderner Dichter erscheinen lässt. Vor allem hat Dehmel ihn in der Form seiner freien Rythmen und mit seinem Symbolismus beeinflusst. Doch man lese nur einmal laut die den meisten unserer Leser aus dem vorigen Jahrgange bereits bekannte „Apotheose der Phantasie“ oder das Gedicht „Die Versuchung“ oder das Abendgebet „Ave Maria“, — man wird unwillkürlich in eine vom Dichter beabsichtigte Stimmung hineingerissen, wenn man sich über dieselbe auch nicht recht klar zu werden vermag. Die gewagtesten Bilder ziehen am Geiste des Losers vorüber, an seinem Ohre rauschen die Rythmen vorbei, in denen Benzmann der Alliteration die meisten Zugeständnisse macht, — das eine aber wird jedem Leser vollständig klar sein, dass ein echter Dichter zu ihm spricht. Benzmann weiss vorzüglich in Worten zu malen, seine Poesie hat etwas farbentrunkenes und farbensattes an sich, — ich glaube, seine Eigenart wird sich auch nach dieser Seite hin ausreifen —, er übertrifft oft Bierbaum darin, der ebenfalls nicht ohne Einfluss auf sein dichterisches Schaffen gewesen zu sein scheint. Gedichte wie „Das Meerweib“ nach dem Stuckschen Gemälde haben in mir etwa dieselbe Stimmung erzeugt, wie die Betrachtung des Bildes. Am besten hat mir Benzmann in seiner fünften Abteilung gefallen; hier zeigt er sich besonders als echt moderner Poet, der die Wundenmale der Zeit kennt, wenn er auch gegenwärtig noch zu jenen Dichtern gehört, die lieber mit dem Seziermesser als mit dem Balsamverbande umgehen. Eine dichterische Individualität, wie sie Benzmann ohne Zweifel ist, muss sich langsam ausreifen, der Kritiker, der nörgelnd ihr Vorschriften machen wollte, würde eher verbittern als auf rechte Bahnen weisen. Benzmanns Talent ist so bedeutend, dass es sicher in den nächsten Jahren alles das, was man jetzt noch als Schlackenwerk empfindet, abstossen wird, und wenn dann der „Frühlingssturm“ seines Lebens und seiner Dichtung vorübergezogen ist, wird er mit um so grösserer Berechtigung singen dürfen:

Der Welt entgegen!
Wandern will ich am eichenen Stab
Über Berg und Thal
Ohne End' und Wahl.
Fühlend alle Lust und Qual,
Ein Weltenwandrer bis an mein Grab!

Wer über Benzmanns Werdegang verfolgen will, und er verdient es, dass man ihm einige Aufmerksamkeit widmet, der versäume nicht, sich auch in seine erste Gedichtsammlung zu versenken.

Ein bedeutendes Verdienst hat sich Wilhelm Arent mit der Herausgabe der Dichtungen „Fata Morgana“ von **Frida Schwab** erworben; er wird des Beifalls aller derjenigen gewiss sein, die eine eigenartige, in sich abgeschlossene Dichternatur zu würdigen wissen. Frida Schwab ist eine solche, sie ist bereits ausgereift, und nur Kritler würden von ihr etwas verlangen wollen, das sie nicht mehr erfüllen würde. Wer diese Gedichte nachzuempfinden bestrebt ist, darf sich deshalb nicht an einzelnen schiefen Bildern, an manchen Wiederholungen und an einigen Vershärten stossen, er muss die Dichterin nehmen wie sie ist. Ein grosser Schmerz, eine unendliche Sehnsucht geht durch ihre Lieder, ein übersprudelndes Gemütsleben offenbaren sie, aber nie kokettiert sie mit ihrem Schmerze, und viele der Lieder und Liedchen sind von ausserordentlicher Einfachheit und Schönheit, vor allem aber ihre Liebeslieder, die so gar nichts von dem Althergebrachten in der Liebeslyrik an sich haben. In den Liedern Frieda Schwabs liegt ein reiches Innenleben verborgen, und nur wer all den feinen Spuren des Schicksals nachzuspüren versteht, die dieses bestimmen, sollte sich in dasselbe hineinversenken. Es in einer kurzen Besprechung zu zeichnen, ist nicht möglich, sondern ist es auch nicht einmal angebracht, es vor der Alltagswelt blosszulegen, aber vielleicht reizt folgendes Lied manchen Leser, sich in die Dichtungen Frida Schwabs zu vertiefen, wenn es auch nur unvollkommen ihre Schaffensart charakterisiert:

Mein Glaube.

Hätt' ich noch einen Glauben,
An Menschen glaubte ich!
Hätt' ich noch einen Glauben,
Ich glaubte noch — an mich.

Es birgt für mich ein Glaube
Nur irren Wahn in sich,
Ich habe keinen Glauben —
Und doch glaub ich — an — Dich!

Bremen. Franziskus Hähnel.

Otto Julius Bierbaum, Nemt, Frouwe disen Kranz. Ausgewählte Gedichte. Berlin, Gustav Schuhr 1894.

Wilhelm Weigand, Sommer, Neue Gedichte. München, H. Lukaschik. 1894.

Reinhold Fuchs, Strandgut. Ausgewählte Dichtungen, 3. vermehrte Auflage. Gera. K. Bauch 1895.

Als Titel ein Vers des grossen Minnesängers von der Vogelweide, als Stirnbild eine Radierung Albrecht Dürers, ein stilvoller altdeutscher Einband und Vignette nach Stuck und Thoma — so präsentiert sich das zierliche Büchlein, in dem Otto Julius Bierbaum eine

Auswahl seiner Poesien darbietet. Ich kann mir denken, dass sich hier und da einige Gesichter zu ironischem Lächeln verziehen. Wie, der Herausgeber des Modernen Musenalmanachs, der in seiner Liliencronstudie und wo sich sonst Gelegenheit bot, die Butzenscheibler und Wonnebrunzler weidlich verspottete, wendet sich jetzt trotz Julius Wolff an die lieben Frauen und will nicht mit seiner Minne zur Valandinne geschickt werden! Aber gemach, man braucht ja das Mittelalter nicht nur durch Butzenscheiben zu betrachten, nicht nur schmachtend zu girren und mit Kemenate, Brünne, Pfellel, minnigliche Maid und dergl. Worten aus dem Konversationslexikon der modernen Minnesänger herumzuwerfen. Im echten Minnesang und Minnedienst steckt ein hübsches Stück gesunden Empfindens, naiver Genussfreudigkeit für Weib und Natur, viel Schalkhaftigkeit, resolute Derbheit und Ungeschminktheit. Und Bierbaum hat den wahren Sachverhalt richtig erkannt, wenn er singt:

„Das ist der Zeiten Unterschied:
Die Liebe wechselt und das Lied.
Doch wie auch Art und Ton vergeht,
Im ewigen Wechsel um sich wendet,
Die Suche selbst bleibt ungeendet;
Die Liebe und das Lied besteht“.

Darum wird der bedächtige Leser nicht gleich von Apostasie und Renegatentum zetern oder über Rattenfängerlieder und brünstige Tannhäusermelodien erwarten, sondern sich mit Behagen die prächtige „Mönchs Kunst zu lieben“, den Rat des Ritters an den Knappen und jene Liedchen, die auf den Ton des unsterblichen Tandaradei des grossen Walther gestimmt sind, zu Gemüte führen. Auch den alten Hirtengott Pan, der die Liebenden freundlich angrinst und alte ewig junge Lieder auf seiner Rohrpfeife bläst, ladet unser Dichter gern zu Gaste. Er sieht ihn im Gebüsch lauschen, wenn er mit Jeanette, dem flotten Waschermadl, oder mit Josephinchen spazieren geht und verwegne Küsse tauscht. Der Zusammenhang zwischen diesen Poesien und den Themata moderner Münchner Maler, deren Eigenart Bierbaum in seinen Essays und Begleitenden Texten gewürdigt hat, lässt sich unschwer erkennen. Der Biograph Fritz von Uhdes dichtet den Cyclus vom Rosenstocke vom Grabe Christi; der Freund Meister Böcklins feiert Pan; der Dolmetscher Franz Stucks liebt die seltame Symbolik, die Holzschnittmanier Dürers und Rembrandts Halbdunkel. Freilich führt gerade der letzte Weg Bierbaum manchmal in die Irre. Er begegnet uns dann auf dem Pfade Hoffmannswaldaus, redet gesucht und schwülstig, z. B. „sehnsüchtige Melodie“. Der „Silberspeer des Mondes“ bei Bierbaum gleicht aufs Haar dem „Prinz der Silberknechte“ bei dem Breslauer dilettierenden Ratsherrn. Neben einem prächtig barokken Stücklein, wie „Aus der Herrgottsperspektive“, wo der Dichter auf einem hohen Thurm den alten Herrgott, den die deutschen Philosophen abgesetzt haben, als behaglichen Rentier auf blaugeblümtem Kanapee findet, stehen Gedichte voll missglückter Natursymbolik wie „Der Abend“, wo die Nacht als Riesenvogel mit grauen Geierfittichen in erzenen Fängen die blutige Leiche des Tages hält. Auch einige Ausdrücke wie „bebebange, Inselheckensieber, unrastentbürdet, umrissreinlich“, hätte ich lieber getilgt gesehen; aber einzelne von jedem Misston freie, warm und tiefempfundene Lieder söhnen nicht nur den Kunstrichter, sondern hoffentlich auch all die lieben Frauen aus, die sich mit Jeanette, dem Ovid im Mönchskleid und dem Herrgott-Turmwart noch nicht so recht befreunden können und ihren Namen in dem zierlichen Rähmchen, das Hans Thoma für Schenk- und widmungslustige in das Büchlein extra hineingezeichnet hat, lesen.

Als eine komplizierte Dichternatur voll mannichfacher Anregung und Neigung zeigt sich auch der geistvolle Münchner Wilhelm Weigand. Wie er als Dramatiker, Lustspieldichter, Satiriker, Essayist, im Roman und in der psychologischen Studie sein Können geprüft hat, so schlägt er auch als Lyriker sehr verschiedene Töne an. Überraschend trifft er den Gefühlston des reinen Liedes in den 3 ersten Abteilungen seiner neuen Gedichtsammlung „Sommer“. Wie Maurice von Stern schwelgt er gern in Farben und singt von den weissen goldgekrönten Sternen makelloser Narcissen, die auf goldsmaragdenem Rasen glühen, und von Frühlingspupurfaltern, die um rosenbekränzte Göttergräber gaukeln. Der Dichter der geharnischten „Rügelieder“ (2. Auflage 1894 München), der Übelstände unserer künstlerischen und sozialen Verhältnisse bald mit juvenalischer Unerbittlichkeit, bald mit Heineschem Spott gegeisselt, kommt in dieser Sammlung nur in dem ziemlich schwachen Dialog aus Wolkenkukuksheim“, der Dichter, Direktor und Kritiker das alte Lied vom teilnamlosen Publikum singen lässt, zu Worte. Aber wenn der Dichter den Heiland über die Erde wandeln sieht, im Dome der heiligen Gudula in Brüssel oder im Tingeltangel gedankenversunken träumt, seine Deutschen apostrophiert und einem Kunstbruder Beichte hält, kommen allerlei trübe und sehnsüchtige Gedanken und pessimistische Fragen. „Menschenfrohes Beichten und holdes Fragen“, ohne dass die künstlerleichten Hände den zarten Schönheitsgürtel der Idee lösen, preist er in seinem prachtvoll gedankenreichen Säculargedicht an Shelley. Auch er träumt sich, in dem Bierbaum gewidmeten Gedichte, im Münchner Glaspalast in die Fabelzeit zurück, und der schöne Heidengott Dionys auf einem schmucken Hengste aus dem Stall Boecklins erscheint ihm und hält dem übergeschnappten modernen Menschenvölklein eine Predigt. Wie sein Freund fühlt sich Weigand durch die Offenborungen moderner Malkunst eines Klinger zu Gedichten angeregt und besingt Eva, die Kreuzigung und die Olympier. Starke Fäden verbinden ihn mit der Hochkultur des Zeitalters vor der grossen Revolution. Wie Nietzsche

fühlt er sich von den Übermenschen im prunkenden Rokokogewand angezogen. In „Watteaus Paradiese“ begegnet er dem Dichter des Zarathustra, der ihm das sonnige Herbstesglück lachender Oktobertage, die der schöne Halbgott-Mensch in Trianon und Versailles zuletzt genossen, preist. Aber er sieht auch die Kehrseite und in das silberne Lachen der schönen Herrin von Trianon, die da fragt, warum die hungernden Armen nicht Kuchen essen, hört man gleichsam von Ferne den dumpfen Donnergroll der Revolution sich mischen. Freunde gedankenvoller Dichtung werden die reife Frucht dichterischer Begabung, die Weigands „Sommer“ darbietet, zu würdigen wissen.

Auch die dritte Sammlung, die ich heute hier einzuführen habe, Reinhold Fuchs' „Strandgut“, darf wohl auf freundlichen Empfang rechnen. Von den lebenden Poeten deutscher Zunge möchte am ehesten Albert Möser mit dem Geraer Dichter zu vergleichen sein, und namentlich nach der formalen Seite hin Graf Schack. Fuchs ist kein Neutöner im Sinne Liliencrons, aber ebensowenig darf man auf ihn die Bezeichnung Epigone als Vorwurf oder Schmälerung seines dichterischen Wertes anwenden. In der Wahl seiner Stoffe bietet er vielmehr eine höchst erwünschte Bereicherung unseres lyrisch-epischen Repertoirs, und die formschöne harmonische Ruhe, die seinen Versen selbst in der Leidenschaft eignet, ohne jedoch den Inhalt durch ein kaltes antikisierendes Pathos in seiner Wirkung auf den Leser zu beeinträchtigen, ist der gesuchten Formlosigkeit und unruhig flackernden Leidenschaft mancher zeitgenössischen Poeten gewiss vorzuziehen. Fuchs' Stärke liegt in der stimmungsvollen erzählenden Dichtung. Seine Halliggeschichte „Inge“, die Erzählung vom Hemde des Glücklichen, das der grosse Zar Iwan vergebens suchte, die erschütternden Bilder, die die „Braut des Deportierten“ und die Geschichten von dem wackeren Fred Wilkins, der den Zug der Pacificbahn gerettet, und vom Halligmatrosen entrollen, fesseln auch bei wiederholter Lektüre. Für die poetische Psychologie des Meeres bietet „Strandgut“ eine wahre Fundgrube. Der grosse Goethe hatte, als er in Venedig zum ersten Male das Meer schaute, nur ein paar ob ihrer Dürftigkeit uns frappierende Worte in sein Tagebuch eingetragen. Erst Heine entrichtete in den „Nordseebildern“ der ewigen Schönheit des heimatlichen Meeres einen würdigen Tribut. Seitdem nimmt die Meerespoesie in den Schöpfungen unserer Dichter fast einen ebenso grossen Raum ein als Wald und Gebirge. In Rud. Eckarts Anthologie „Lieder und Bilder vom deutschen Meer“ übersieht man den Reichtum wenigstens zum Teil. Ist der Stoff doch eben so unerschöpflich und zu Variationen geeignet wie der von Liebe und Frühling. Zumal wenn man wie R. Fuchs die wechselnden Eindrücke bald in der grandiosen Einsamkeit der Sylterdünen oder Bornholmer Felsenriffe, auf der weltverlassenen Hallig oder von Rügens bewaldeter Küste aus im Bilde festhält. Gedichte wie „Das Wrack der Aphrodite“, „Strandgut“, „Der alte Kapitän“, „Die wandernde Düne“, „Der Kirchhof der Heimatlosen in Westerland“ geben zu sinnigen Betrachtungen Anlass. Lieder aus Capri und Sirmio zeigen den Einfluss südlicher Farbenglut, und schalkhaft erzählt der nordische Dichter bei der Betrachtung des lieblichen Ortes, wo der Freund der schönen Lesbia gedichtet:

„O Freund Catull,“ so seufzt ich bang;
„Nie wär' in unserm Norden,
Wie süss auch deine Leier klang,
Dir solch ein Los geworden.
Wenn nicht der Neid ein Laster wär',
Müsst es das Herz mir pressen,
Dass du noch heute populär
Und solch ein Heim besessen!“

Nun, was die Popularität angeht, so mag Reinhold Fuchs sich trösten. Seine hübsche Sammlung, der gleich bei ihrem ersten Erscheinen die Augsburger Schillerstiftung den Patenbrief mitgegeben, dürfte uns auch noch zum vierten und fünften Male auf dem Büchermarkte begegnen.

Berlin. Heinrich Stümcke.

Emanuel von Bodman, Stufen, Lyrisches und Satirisches. Zürich 1894. Verlag von Stern's litterarisches Bulletin der Schweiz.

Weshalb Stufen? Entwicklungsstufen des Talents? Dann scheint Herr von Bodman den Weg verfehlt zu haben, denn statt am Ende seines Büchleins in der freien Höhe des Olymps anzugelangen, ist er erschreckend tief in das Gebiet des Unpoetischen eingedrungen. Unter dem Lyrischen, dem ersten Teile des Buches, befinden sich mehrere gute Talentproben, so: „Blüte des Glücks“, „Abschiedsstunde,“ „Am andern Morgen“, „Zurück,“ „Nachmittags“ und das beste Gedicht der ganzen Sammlung: „Geld“, das beste, weil es das am meisten plastische ist, keine gesuchten Reime und nichts Überflüssiges enthält. Das sonst noch kurze, lyrische „Morgen“ stösst durch die hässliche vierte Zeile ab. In anderen Gedichten wie „Schwüle“, „Südwind“ und „Maiglöckchen“ fallen mangelndes Klanggefühl, gesuchte Reime, Unklarheit, sowie sonderbare Vergleiche unangenehm auf. Von den ungereimten Gedichten sind „Dämmerungen“, besonders Nr. II sehr hübsch. Unter den satirischen Märchen, ich komme jetzt zum zweiten Teile des Buches, befinden sich zwei harmlose: „Kaffeekränzchen“ und „Ein Roman II; die übrigen sind ungeniessbar, besonders „der Streifzug“ des Mistkäfers. Sollte dieser wieder einmal Lust verspüren einen solchen zu unternehmen, so würde ich mich freuen, wenn er unterwegs tot getreten würde, damit er seine Erlebnisse nicht wieder poetisch verwerten kann. Das 46 Strophen lange „droben in Sternen“ und die „Gemeinde-

ratsitzung", die den Schluss der Sammlung bilden, können unmöglich ernst genommen werden.

Berlin. Georg Fernandes.

Neue Dramen.

Walter Harlan, Sein Beruf. Schauspiel. Mk. 2.

Richard Wrede, Eine? Schauspiel. Mk. 3. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Wilhelm Woltera und **Karl Gjellerup,** Eine Million. Schauspiel. Mk. 2. Verlag von E. Pierson in Dresden und Leipzig.

Harlan und Wrede sind mir schon seit längerer Zeit vorteilhaft bekannt; leider haben sie mich in den vorliegenden Schauspielen enttäuscht. Einige Charaktere sind allerdings recht gut gelungen, so z. B. die Frau Schnabel in „Sein Beruf" und die Schauspielerin in „Eine?", aber das Ganze ist doch ziemlich matt und eindruckslos. Die zahlreichen Monologe zeugen auch von technischer Unfertigkeit. Dazu kommt noch, dass der von Harlan behandelte Stoff keineswegs neu ist, im Gegensatz zu Wrede's Thema, dem man Originalität nicht absprechen kann. — Das Schauspiel „Eine Million", nach einer gleichnamigen Novelle des Nikolaus Pawlow bearbeitet, verrät eine sehr geschickte Mache, wie man sie bei aus Erzählungen entstandenen Dramen selten finden dürfte. Da ich die bewusste Novelle nicht kenne, so kann ich nicht beurteilen, inwiefern Pawlow die psychologische Lösung des gestellten Problems geglückt ist; ich muss mich daher begnügen zu konstatieren, dass in dem Drama der Versuch nicht vollständig gelang. Anerkannt aber muss werden, dass die Charakteristik einzelner Gestalten vortrefflich und der Dialog stets geistreich und fesselnd ist.

Wien. Josef Schmid-Braunfels.

Gustav Portig, Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem innern Verhältnis zu Goethe. Hamburg 1894. Verlag von L. Voss. Preis 16 Mk.

In der Vorrede zu einer neuen Auflage seiner bekannten Vorlesungen über Goethe glaubte Hermann Grimm sich besonders gegen den Vorwurf verwahren zu müssen, als sei er Schiller zu nahe getreten, indem er in dem Bunde der Weimarer Dichterfürsten ihn lediglich als empfangenden Teil geschildert habe. In einem neuen Bande seiner Essays suchte Grimm vollends jede Spur einer vermeintlichen Animosität gegen den Dichter des Wallenstein zu verwischen. Die Schillerfreunde, die das Goethearchiv, und die Sophien-Ausgabe der Goetheschen Werke mit scheelen Augen ansehen, haben heute wahrhaftig keinen Grund mehr, sich über eine thatsächliche oder vermeintliche Zurücksetzung ihres Holden zu beklagen. Drei monumentale wissenschaftliche Werke, die Schiller behandeln, sind von den Professoren Minor, Weltrich und Dr. Brahm in Angriff genommen, eine neue grosse populäre Biographie beginnt in Lieferungen zu erscheinen, die Gesamtausgabe von Schillers Briefwechsel schreitet rüstig vorwärts, Untersuchungen über seine Ästhetik, sein Verhältnis zu Kant liegen aus den letzten Jahren vor, kurz, auf dem Gebiet der Schillerphilologie herrscht durchaus kein Arbeitsmangel, sondern dieselbe freudige Thätigkeit wie auf dem Goethe gewidmeten freilich ungleich ergiebigeren Felde. Es ist daher nicht recht einzusehen, weshalb jetzt der Hamburger Ästhetiker Portig mit einem gewaltigen 775 Seiten starken Bande anrückt, der eine einseitige und ebenso anfechtbare wie überflüssige Apologie Schillers im grossen Stil bedeutet.

Nach Portig versinnbildlicht das Verhältnis von Schiller und Goethe den Urgegensatz von Natur und Freiheit, die Abkürzungen für zwei kardinale Weltanschauungen bedeuten. In dem Zusammenwirken beider sieht er diesen Urgegensatz, das Hauptproblem moderner Philosophie, verschmolzen. Das Verhältnis beider theoretisch zu bestimmen, erklärt Portig für seine Aufgabe. Dazu gehöre philosophisches Begreifen des Wesens der beiden Dichter und des Wesens der Freundschaft. Nach einigen Erörterungen über die Freundschaft im Classischen Altertum und im Zeitalter der Empfindsamkeit, sowie über die Bedeutung solcher Verhältnisse für unsere Zeit, wobei Portig in Übereinstimmung mit neuern Ethikern die Freundschaft über die Ehe stellt, die in ihrer höchsten Form wieder zur idealen Freundschaft wird, charakterisiert er die Bedeutung vorbildlicher Freundschaften. Als solche lässt er die zwischen Lessing und Mendelssohn, Wagner und Liszt gelten; urbildliche Bedeutung als Freundschaft in der höchsten Potenz hat dagegen nur die Verbindung der Weimarer Dichterheroen und etwa die der beiden Meister der Plastik Rauch und Rietschel, weil in ihnen das Prinzip des harmonisch sich verschmelzenden Gegensatzes am reinsten zum Ausdruck komme. Der junge Schiller, dessen Verhältnis zur Familie und zu den Genossen der Karlsschule sehr eingehend beleuchtet wird, ist ein wahrer Fanatiker der Freundschaft. „Was ist Freundschaft", schreibt er 1783, „oder platonische Liebe denn anders als eine wollüstige Verwechslung der Wesen? Oder die Anschauung unserer Selbst in einem andern Glase? Liebe, mein Freund, das grosse unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug." Daran schliessen sich Schilderungen des Verhältnisses zu Körner, Humboldt, Schlegel, Fichte und die beiden dänischen Wolthäter, den Augustenburger und den Grafen Schimmelmann. In die Schilderung des Bundes zwischen Goethe und Schiller hat Portig nicht zum Vorteil des

Werkes ein umfangreiches Buch eingeschoben, das Schillers Verhältnis zur Liebe charackterisieren will. Allerlei heikle Punkte, wie die Beziehungen zu Frau von Kalb, das Doppelverhältnis zu seiner spätern Braut und seiner Schwägerin Karoline, Goethes Verhältnis zu Frau von Stein werden breit und doch ohne irgend neues Material oder neue Gesichtspunkte zu bieten, behandelt.

Das ganze dritte Buch, das der Erörterung des inneren Verhältnisses Goethes zu Schiller gewidmet ist, weist wenig Erfreuliches auf. Die Verhältnisbestimmung zwischen beiden auf philosophischem Wege erinnert stellenweise unliebsam an die bekannte Sekundanerfrage, wer von beiden Männern grösser sei. So sehr sich Portig bemüht, uns in seinen eignen und der Dichter Worten die Idealität dieser Freundschaft klar zu machen, so kann er sich doch nicht versagen, in maassloser Überschätzung des Schwäbischen Poeten Goethe zu verkleinern. Der unbefangne Leser muss aus der Lektüre des Portig'schen Buches den Eindruk bekommen, dieser Goethe, das vielgerühmte Universalgenie und Muster harmonischer Bildung, sei doch eigentlich ein ziemlich mangelhafter Patron gewesen und wäre es geblieben, wenn ihn nicht der grosse edle Freund aus Schwaben brieflich und mündlich zurechtgestutzt und angeregt hätte. Gegen die „Goethe-Enthusiasten" Hehn, Grimm, Erich Schmidt, Hettner zieht Portig mit derben Worten zu Felde; bei der Erwähnung katholischer Widersacher der beiden Dichter wird der bedeutendste Gegner Goethes im ultramontanen Lager, der Jesuit Baumgartner, merkwürdigerweise vergessen, vielleicht weil P. dessen Angriffe stillschweigend billigt. Wenigstens gesellt er sich den Gegnern der durch die Veröffentlichung der Briefe Goethes und seiner Mutter jetzt so glänzend gerechtfertigten Christiane Vulpius zu, stellt Schillers Gattin turmhoch über Frau von Stein und verfällt einmal sogar ganz in den widerlichen Pamphletton der an anderer Stelle von ihm selber getadelten protestantischen und katholischen Dunkelmänner, wenn er nämlich bei Gelegenheit von Goethes Abenteuer in der Schweiz schreibt: „Also der flotte Leipziger Student, der begünstigte Liebhaber der Friderike von Sesenheim hat seine plastischen Studien am lebenden Modell noch lange fortgesetzt". Portig tadelt andere Litterarhistoriker ob ihres Mangels an philosophischer und ästhetischer Bildung, aber seine eigne Methode verführt ihn häufig dazu, ebenso anfechtbare wie unfruchtbare ästhetische Werturteile über die einzelnen Werke der beiden Dichter zu fällen. So behauptet er einmal, eine Trilogie wie Wallenstein verdiene so lange den Vorzug vor einem einfachen Werke wie Faust, als die Reihenfolge von Fresken eines Raphael oder Cornelius höher geschätzt würde (?) als der Farbenrausch eines Gemäldes von Rubens oder Makart. Seine philosophische Methode lässt Portig öfters gerade da im Stich, wo es sich um feinsinniges Versenken in die Tiefe der Dichterseele handelt, um ein uns befremdendes Verhalten wie Goethes scheinbare Teilnamlosigkeit beim Tode seines grossen Freundes zu verstehen. Portig spricht ganz einfach von einem Flecken, von dem Goethe auch durch die scharfsinnigste Kritik nicht rein zu waschen sei. In seinem Groll, dass Schiller, wie Portig meint, sich von den Tagen der Romantiker bis auf unsre Zeit wie eine Grösse zweiten Ranges habe behandeln lassen müssen, dreht unser Ästhetiker eben den Spiess um, und wir wundern uns nach ein paar hundert Seiten Lektüre seines Werkes nicht mehr zu hören, dass Schillers moralisch-ästhetischer Idealismus weit über Goethes Realismus herausrage dass der von Kant-Schiller wissenschaftlich haltbar begründete Dualismus dem Schelling-Goetheschen Monismus weit überlegen sei, dass Goethe — der alte Vorwurf — keine ordentlichen Männer und nur innerlich angefaulte Heldinnen habe zeichnen können, in seiner Verherrliehung Gretehens und auch sonst zum Katholizismus neige usw.

Wie anfechtbar diese Behauptungen sind und in welchem Gegensatze zu der allgemein heute herrschenden philosophischen Strömung sie stehen, brauche ich hier nicht umständlich zu erörtern. Auch die nichts fördernde Salbaderei über Goethe und Schiller, als Typen des unbewussten bezw. bewussten Geistes, sowie die daran sich knüpfenden Betrachtungen mögen hier nur erwähnt werden. Im Einklang mit dieser einseitigen und die Thatsachen verkennenden Verkeinerung Goethes steht Portigs Überschätzung seines dichterischen Ideals. Schiller bedeutet für ihn den Höhepunkt des modernen Dramas, ungleich vielseitiger als Sophokles und Shakespeare (!), der wie Goethe an „unbewusstem" Geiste krankt, Schillers Gedankenlyrik, eine schöne Folge seiner akademischen Lehrthätigkeit, (?) sei das höchste, was die Welt hervorgebracht.

Das Kapitel: „Schiller und Goethe als Gegner des Naturalismus" bietet Portig zu der üblichen heute längst gegenstandslosen Polemik gegen den Naturalismus in der Kunst Gelegenheit, ohne dass jedoch der Kernpunkt getroffen oder neue Argumente beigebracht würden. An die fragwürdige Behauptung: Es ist leichter, den dramatischen Realismus eines R. Wagner in den Meistersingern als denjenigen von Mozart und Beethoven zu treffen, schliesst sich eine ganze Reihe ähnlicher. Als Vertreter des Naturalismus im Berliner Roman werden — P. Lindau und Stinde namhaft gemacht!

Nach alledem wird man es verstehen, wenn wir das Portig'sche dickleibige Werk höchstens als Materialienbuch wegen der massenhaft eingeflochtnen Stellen aus den Briefwechseln der Classiker gelten lassen können.

Aber wir glauben, wer überhaupt dazu Lust und Zeit hat, geht lieber gleich an die Quellen zu schöpfen, die heute immer leichter und billiger zugänglich werden, als dass er den wenig erfreulichen Marsch durch die Sahara

dieser 775 Seiten unternimmt, die den harmlosen Wanderer leicht ermüden, am Ende gar verschütten kann und jedenfalls ihm Sand in die Augen streuen möchte.

Berlin. H. St.

P. K. Rosegger, Spaziergänge in der Heimat. Nebst einem Anhange: Ausflüge in die Fremde. Wien, Pest, Leipzig 1894, A. Hartlebens Verlag. Preis geh. Mk. 4, eleg. geb. Mk. 5,20.

In diesem dreissigsten Bande seiner ausgewählten Schriften führt Rosegger sein Steierland in über vierzig Plaudereien und Schilderungen vor. Wenn der treffliche Volksschriftsteller auch Heine nicht kennt, seine Heimat kennt er wie selten einer. Gern wird man ihn auf seinen Spaziergängen begleiten und sich mit ihm erfreuen an der herrlichen Alpenwelt und an dem urwüchsigen Volksstamme, der dort wohnt. Haben auch nicht alle Plauderskizzen gleichen Wert, — ich wundere mich, dass der Schilderer z. B. aus der „Wanderung zu meinem Geburtshause" nicht mehr gemacht hat, — so erkennt man doch in allen das echte, treudeutsche, ehrliche Gemüt des steirischen Dichters, und jeder Leser wird Rosegger ebenso gern verzeihen, dass er nicht unter die Heinekenner gegangen ist, wie er ihm nachsieht, dass er zuweilen über Dinge schreibt, die denn doch a bissel höher liegen, als der Thalerkogel, der Dachstein und der Hochschwab. Es kann Niemand über seinen Schatten springen, auch Rosegger nicht. Und das ist gut, denn wir Deutschen wollen unsern Rosegger nicht anders, als er ist.

Bremen. Erich Bardswisk.

Graf Leo Tolstoi, Christentum und Vaterlandsliebe. Deutsch von L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke.

Die Schlag auf Schlag einander folgenden Reformschriften des gräflichen Einsiedlers von Jasnaja Poljanna haben in ganz Europa einen immer lebhafteren Widerhall der Zustimmung und Entrüstung erregt. Der rücksichtslose Reformer, der 2 Jahrtausende europäischer Kultur am liebsten verleugnen möchte, um wieder in den echten Fusstapfen des Propheten von Nazareth zu wandeln, fand mit seiner asketischen Anschauung von Ehe und Liebe, seiner Verurteilung der raffinierten Genüsse des Geistes und Gaumens, seiner buddhistisch-passiven Moral in der Lehre vom Übel gar viele Leser aber wenige Gläubige, und manchmal konnte man in der That zweifeln, ob der „Prophet von Tula" nicht ein blosser Popanz sei, der, ein zweiter Augustinus, eine üppige Jugend und ein mit allen modernen Genüssen begabtes schaffenskräftiges Mannesalter durch bigotte selbstquälerische Reue sühnend zerstören wolle. In seiner heute vorliegenden Schrift schlägt er jedoch Töne an, die ihm die Sympathie weitester Kreise in der ganzen gebildeten Welt eintragen werden. Anknüpfend an die übertriebnen Festlichkeiten in Kronstadt und Toulon beim Empfang der französischen und russischen Seeleute geisselt Tolstoi in treffenden wuchtigen Worten die hohle Phrasendrescherei, das wahnsinnige Verbrüderungspathos, das sich bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten breit macht, zeigt, wie unter all den schönen Worten von Frieden der Revanche- und Kriegsgedanke sich verbirgt, und vergleicht diese ganze Begeisterung mit einer ungeheuren Hypnose, die alle Kreise ansteckt und von oben direkt oder indirekt genährt und befohlen wird. „Und der Betrogne ist das einfältige Arbeitsvolk, das mit schwieligen Händen alle diese Schiffe, Festungen usw. erbaut hat, welches alle diese Zeitungen und Broschüren gedruckt, alle diese Fasanen und Ortolanen, die Austern und den Wein herbeigeschafft hat, welche die von ihm ernährten und unterhaltenen Menschen essen und trinken, — dieselben Menschen, die es betrügen und ihm dadurch die schrecklichsten Leiden bereiten, es ist immer dasselbe gute dumme Volk, das grinsend seine gesunden weissen Zähne zeigt, mit naiver Freude alle diese ausgeschmückten Admirale und Präsidenten, die über ihm wehenden Flaggen, die Feuerwerke und Musikbanden angafft. Und ehe es sich umsieht, sind Admirale und Präsidenten, Flaggen, Musiker verschwunden, und ein nasses ödes Feld, voll Kälte, Hunger und Kummer liegt vor ihm, auf welchem der mördorische Feind steht und hinter ihm die unnachgiebigen, antreibenden Anführer, Blut, Wunden, Leiden, verwesende Leichen und der unsinnige nutzlose Tod." Es empört Tolstoi, dass nicht der Geist des Christentums, nicht vernünftige Überlegung, sondern der Wille Alexanders III. seine Russen abhält, den Nachbarnationen die Hälse abzuschneiden, dass eine zurückgegangene Verlobung, Stimmungswechsel, Krankheit oder Tod eines Regierenden die Kriegsfurie entfesseln können. Die etwaigen Vorteile des Patriotismus, wenn er in rechter Weise sich bethätigt, scheinen Tolstoi ganz verschwindend, wenn man bedenkt, wie er irre geleitet und übertrieben, als Schürer und Erhalter des Kriegs verderblich wütet. An der Newa wird man offiziell die jüngste Schrift des unerschrocknen Grafen ebenso wie seine früheren Reformschriften verdammen und verbieten und in Paris sie spöttisch belächeln; aber der grösste Teil der gebildeten Leser aller Nationen wird sich den einsamen Denker als Apostel des Weltfriedens und Propheten wider den Chauvinismus gern gefallen lassen.

Berlin Sarmaticus

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Für den Inseratenteil: E. Rentzel, Berlin.
Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. Dezember 1894. Nr. 3.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel**. — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke**.

Verlag von **Eduard Rentzel, Berlin W. 57**, Yorkstrasse 48.

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Der Weihnachtsbüchermarkt.

Im letzten Viertel des Jahres pflegt die papierne Flut, die stetig wachsend den deutschen Büchermarkt überschwemmt, ihren Höhepunkt zu erreichen. Ist doch Weihnachten so ziemlich der einzige Zeitpunkt, wo der Durchschnittsdeutsche seine sprichwörtliche Abneigung vorm Bücherkaufen überwindet und durch den Erwerb eines Goldschnittbandes seinen Verpflichtungen gegen die deutsche Litteratur für das ganze Jahr entheben zu sein glaubt. In richtiger Erkenntnis der Sachlage bemüht sich der deutsche Buchhändler denn auch, um diese Zeit seinen Kunden eine möglichst glänzende Auswahl zu bieten, und wenn man in der Weihnachtswoche einen Sortimentenladen betritt, fangen einem ob all dem gleissenden Gold und brennenden Rot der Einbände die Augen zu schmerzen an. Und doch, wer ein Weilchen in stiller Beobachtung im Laden verharrt, merkt bald, dass nur ein ganz bestimmter kleiner Teil von all den schönen gebundenen Sachen einigermassen gekauft wird. Und vollends an die bescheidnen Bücherbretter im Hintergrunde, die die broschierten Exemplare, die unscheinbaren Bände und Heftchen enthalten, setzt der flinke Ladenjüngling nur selten und mit einer Art bedauerlichen Achselzuckens die Leiter an. Das Geschäft in den sogen. Weihnachtsbüchern floriert eben so, dass selbst der ständige Kunde, und vollends gar der, welcher nur Reclam, Schulbücher und dann und wann eine Broschüre kauft, hinter den Eintagsfliegen, die sich an Goldschnitt erlaben wollen, zurücktritt. Ich brauche die Fabrikanten dieser Weihnachtslitteratur hier nicht erst namhaft zu machen; wer hätte nicht etwas Egyptisches, Minnigliches und Altdeutschtümelndes im Familienbücherschranke stehen gesehen? Über den poetischen Wert dieser schablonenhaften Erzeugnisse braucht man heute auch kein Wort mehr zu verlieren. Aber was thuts? Die Hauptsache ist, dass das Buch äusserlich gut aussieht und ein „berühmter“ Name recht dick in Gold drauf gedruckt ist. Dem Sortimenter als Geschäftsmann kann man es kaum verübeln, dass er den Wünschen seiner Kunden in dieser Hinsicht entgegenkommt, da es für ihn ja viel bequemer und vorteilhafter ist, ein halb Dutzend teurer Modebücher in mehreren hundert oder tausend Exemplaren zu verkaufen als 1000 verschiedene billige Sachen in wenigen Exemplaren. Zudem sind es so wenige Kunden, namentlich Damen, die beim Betreten des Ladens schon wissen, was sie eigentlich kaufen wollen. Flugs giebt Ihnen der findige Mann einen Band in die Hand, auf dem es von goldnen Palmwedeln, Obelisken und Sphinxleibern nur so flimmert, oder so ein feinumranktes Duodezbändchen, und der Handel ist fertig. Zur Ergänzung liegt noch ein Haufen Prachtwerke, Dichtergrüsse, Blumen-, Rosen-, Vergissmeinnicht-Sträusse, Pilgerstäbe, Feier-

stunden, Lebensbrote, Breviere für beide Konfessionen da. Mein Herz, was willst Du noch mehr. Diese Einseitigkeit würde bedauerlich sein, selbst wenn diese Modebücher einen zehnmal grösseren poetischen Wert besässen als sie wirklich haben, und wenn diese divorsen Andachtsbücher und Anthologien wirklich gelesen werden würden. Da aber die Jugend namentlich von letzteren an den religiösen Festtagen, zur Konfirmation, Geburts- und Namenstag so viel bekommt, dass man ein ganzes Mönchskloster und Mädchenpensionat damit ausstatten könnte, so kanns nicht Wunder nehmen, dass dieses Goldschnittallerlei gar oft bei erster Gelegenheit zum Antiquar wandert, um für einen Spottpreis verschleudert zu werden, oder im günstigsten Falle ungelesen auf dem Bücherbrett verstaubt. Ob die egyptischen papyri und Minnesängereien dies Schicksal nicht oft teilen, wollen wir dahingestellt sein lassen.

In einer reizenden kleinen Erzählung hat Heinrich Steinhausen einmal schalkhaft erzählt, wie „Herr Moffs sein Buch kauft", natürlich das jüngste Modewerk in Prachtband, und in einem nicht minder fein empfundnen Werkchen „Phalaena" betitelt, hat Karl Weitbrecht die Leiden eines Buches, einer kleinen netten Gedichtsammlung, die niemand kaufen wollte, geschildert. Der Poet war nicht etwa ein jugendlicher Brausekopf, der rechts und links, bei Pfarrern und Tanten Anstoss erregte mit seinen Versen, sondern ein ältlicher stiller Mann, wohl angeschrieben bei Verlegern und Redaktionen, und in einsamen Winternächten hatte er mit warmem roten Herzblut seine Verse geschrieben, aber — er gehörte nicht zu den Modepoeten, und so ging das Büchlein unter im lauten Marktgewühl.

Für das Geld, das Herr Moffs für den Modeprachtband ausgab, hätte er eine ganze Reihe weniger prächtig ausgestatteter aber um so gehaltvollerer Bücher haben können, er hätte drei, vier dichterische Individualitäten vielleicht kennen und lieben gelernt. Nun höre ich ihn aber entgegnen, dass er ja gar nicht wisse, was er aus der Masse Belletristik denn wählen solle, dass der Buchhändler ihm gleich die 2, 3 bekannten Sachen entgegengestreckt habe. Mein Gott, man möchte ja den alten Vorwurf endlich aus der Welt schaffen, aber als er zum Geburtstag seiner Frau jüngst aufs Geratewohl zugegriffen und etwas ganz modernes nach Hause gebracht habe: „Flammendes Rot und schwarzer Heliotrop, Tag- und Nachtgluten eines Sünders", habe seine Frau nach den ersten 3 Seiten das Buch in die Ecke geworfen und ihm befohlen, es auf der Stelle zurückzubringen und gegen Wilhelmine Bolkes „Poetengrüsse" einzutauschen. Und nun habe er allen Mut verloren und richte sich ganz nach dem Rat des Buchhändlers. Nur gemach Herr Moffs, vielleicht haben Sie trotz Börse und Bureaustunden, Kegelklub und Bezirksverein so viel Zeit, ausser dem politischen Teil ihrer Zeitung, die in der Regel ja nicht allzu umfangreiche Rubrik „Litterarisches" zu studieren. Und am Ende reichts gar noch, dass Sie, wenn nicht Abonnent, so doch Leser irgend einer litterarischen Zeitschrift werden. Wenn Sie sich dann im Laufe des Jahres dasjenige, was Ihnen nach den Besprechungen lesenswert erscheint oder von litteraturkundigen Freunden zur Lektüre empfohlen worden, in einem Büchelchen notieren, so werden Sie, wenn Sie sich zu den Festtagen zum Kauf entschliessen, eine hübsche Auswahl beisammen haben und hoffentlich die kleine Mühe nicht scheuen, die vom Sortimenter ja gern gemachten Ansichtssendungen zu prüfen. Und ich wette, Sie werden in manchem schlichten Bändchen mehr Anregung, Geist und Eigenart finden als in pompösen, auf den Geschmack der broiten Masse spekulierenden Prachtwerken, planlos zusammengestoppelten Blütenlesen und Modewerken, die nur durch den Einband sich von ihren Vorgängern unterscheiden. Sie brauchen sich ja nicht gleich an die Neuesten und Allerkühnsten, an die Lektüre der Neutöner und lyrischen Pleinaristen heranzumachen. Da huldigten Sie am Ende wieder nur einer Mode. Abseits von der grossen Heerstrasse ziehen die freiesten und feinsten Geister, und trifft man unter ihnen einen Weggenossen und Pfadweiser, so wanderts sich leichter und erspriesslicher als unter den Trossbuben im Heer des Modekönigs mit der Talmikrone und der Narrenpritsche des Ungeschmacks, dessen Ausschreitungen die Menge als angenehmen Kitzel empfindet und höchstens als liebenswürdige Schwäche.

Man missverstehe mich nicht! Wer Zeit, Lust und Geld hat, wer als Bibliophile Anschaffungen reichlich und zu jeder Zeit sich gestatten kann, der mag getrost auch die jeweiligen Modeschriftsteller erwerben, sich an schönen Einbänden erfreuen und Ausgaben auf japanischem und holländischem Papier bevorzugen. Wer zu ihnen gehört, mag diese Zeilen getrost ungelesen lassen; aber für die grosse Schaar aller derjenigen, die in den kommenden Festtagen Zeit und Geld hat oder dann allein übrig zu haben glaubt, um Bücher zu kaufen und zu lesen, mögen diese Zeilen vielleicht nicht unnütz sein.



Der Chopin-Walzer.

Novelle von **Oskar Mysing** (Otto Mora) Berlin.

I.

„Und Du, Martha, wann möchtest Du sterben?“

„Wann ich sterben möchte?“ Das junge Mädchen legte mit einer eigentümlichen Bewegung den Kopf auf die Lehne des Sessels zurück und richtete die grauen Augen wie nachdenklich auf die Decke des Saals: „Das will ich Dir sagen. Ich möchte an einem Sonntag Nachmittag sterben, wenn es regnet draussen, und man sieht, wie alle Welt gähnt vor Langeweile — wenn es überall tropft von den Dächern, von den Häusern, man träumt so in das Dunkel hinein, bis man allmählich verdämmert —“

„Aber, gnädiges Fräulein, welch' ein eigentümlicher Gedanke im Konzertsaal —“

„So ist sie immer“, bemerkte Marthas Freundin, die kleine, blonde Cäcilie Malten, indem sie sich mit einem Achselzucken an den eleganten jungen Mann wandte, der hinter Martha Hollmanns Sessel stand.

Derselbe stiess einen Seufzer aus, der zu seinem frischen blonden Gesicht und seinem patenten Aussehen eigentlich gar nicht passte.

„Ich habe es schon bemerkt“, sprach er, „Sie sind zerstreut, abwesend, gnädiges Fräulein! Sie langweilen sich ohne Zweifel —“

Martha Hollmann wandte langsam den Kopf — ihr blasses, müde aussehendes Gesicht trug einen unverkennbar spöttischen Ausdruck.

„Sie glauben, ich langweile mich!?“ erwiderte sie ihrem Kurmacher, indem sie das „Ich“ absichtlich betonte: „O nein — das besorgen Andere —“

Jetzt biss Cäcilie sich fest auf die Lippen, um das Lachen zurückzuhalten, und der junge Mann wandte sich geärgert ab, indem er wütend seinen Schnurrbart drehte — entschieden, Martha Hollmann hatte heute wieder einmal ihren schlechten Tag.

Dies ganze Gespräch fand im grossen Saale des Konservatoriums von Leipzig statt. Man sah ringsum ein Meer von hellen, farbigen Toiletten, schwarzen Rücken und Mänteln, man vernahm das Geräusch von dem Knistern der Roben, dem Zuklappen der Fächer, dem Entfalten der Programmzettel, die sich wie weisse, aufdringliche Flecken über den roten Sammet der Brüstungen legten. Es sollte ein Konzert stattfinden, dem man mit einiger Spannung entgegensah — das Debut eines jungen Mädchens aus einer vielgenannten aristokratischen Familie als Sängerin, und das Auftreten eines jungen noch unbekannten Pianisten, Max Gussner, von dessen Talenten alle musikalischen Kreise schwärmten.

„Ich kenne ihn,“ versicherte Cäcilie Malten ihrer Freundin, „er ist mir im Bonorand vorgestellt — sieht etwas sonderbar aus, aber ich glaube, er ist sehr interessant.“

„So?“

Martha Hollmann schien sich nicht viel für das Konzert zu interessieren. Sie war nur ihrer Familie zu Liebe mitgegangen — das heisst eigentlich ihrer Mutter wegen, einer korpulenten, alten Dame in schwarzem Seidenkleid, die auf dem Platze neben ihr sass, und die einen etwas verschüchtert unsicheren Eindruck machte — man sah ihr an, dass sie ihrer launenhaften, verwöhnten Tochter gegenüber, die mit der höchsten Vollendung grossstädtischen Chics gekleidet war, keinen eigenen Willen hatte. Martha Hollmann war bekannt als excentrisch — ihre Freundinnen nannten es etwas mehr wie excentrisch —, und ihr Vater, einer der reichsten Fabrikbesitzer der Stadt, versagte ihr keinen Wunsch; er selbst lebte viel ausserhalb des Hauses, galt für einen ausgemachten Epikuräer und kümmerte sich nicht sonderlich um das, was man ihm von den Extravaganzen seiner Tochter berichtete. Die ganze Familie war eine menage à trois von eigentümlich moderner Prägung.

Man wird also begreifen, dass Martha Hollmann, der mit 21 Jahren alles zu Gebote stand, was sich ein junges Mädchen nur wünschen kann, Momente hatte, wo sie Welt und Leben unausstehlich langweilig und ihre Verehrer, deren sie genug hatte, unausstehlich fad fand.

Ein solcher Moment schien heute Abend zu sein. Das Konzert hatte begonnen — die Sängerin hatte die Romanze, die auf dem Programm stand, zum besten gegeben — übrigens keineswegs so gut, wie man erwartet hatte, sie wurde ziemlich kühl aufgenommen.

„Sie kann ja gar nichts,“ flüsterte Cäcilie ihrer Freundin enttäuscht zu, „diese Stimme — viel zu hoch! Sieh nur diese Gesichter — eine vollständige Ablehnung.“

„Da irrst Dich,“ bemerkte Martha ironisch, indem sie eine Bewegung mit ihrem Fächer machte; sie begrüsste von weitem ihren Vetter Curt Heinfeld, Student der Jurisprudenz und Einjährigen bei den Grimma'schen Husaren, „man nennt das einen Achtungserfolg“.

Und dann kam der Pianist.

Man sah eine kaum mittelgrosse, schmächtige Figur, gekleidet in einen Frack, der ihr nicht passte, mit einem Lorgnon auf der Nase, das beständig herunterfiel und daher stets mit der Hand festgehalten werden musste, umwallt natürlich von einer gewaltigen Haarfülle, die der Künstler ohne Zweifel seinem Metier schuldig zu sein glaubte. Er machte eine sehr linkische Verbeugung und setzte sich vor den Flügel.

Martha Hollmann zuckte die Achseln.

Der Pianist spielte einen Walzer von Chopin. Das junge Mädchen besann sich, sie glaubte das Stück schon einmal irgendwo gehört zu haben, wenigstens die ersten Töne kamen ihr bekannt vor . . . . Aber dann hob sie den Kopf, und das Gesicht, aus dem jede Müdigkeit verschwunden war, die weit geöffneten Augen hefteten sich mit einem starren,

beinahe unheimlichen Ausdruck auf den Künstler. So hatte sie noch nicht spielen gehört. Es drang auf sie ein wie etwas Elementares, eine dämonische Leidenschaft, die sie erschütterte bis in die Tiefen der Seele. — Und dann wieder so süss, so heimlich lockend, dass alle Schauer der Wollust, die unter diesen Tönen hervordrangen, die Nerven bis zum Fiebern erregten. Sie fühlte sich emporgetragen, weit hinweg über alles, was sie umgab, über diesen Saal, über diese ganze, qualmverdüsterte Grossstadt . . . Schwermütige Seufzer, klagende Wehmut, die leise begann, schwoll an zu sturmvoll wilden Akkorden, die wie ein Lied der Verführung hinausklangen unter diese banale Menge. Es war, als stürbe unter diesem Vibrieren der Saiten eine Menschenseele, die ihr letztes Leben in diesen Akkorden ausströme, und noch einmal alles erzähle, was das Herz an höchster Freude und tiefstem Leide fassen kann . . . . .

Martha Hollmann hatte sich halb erhoben, erschöpft und doch am ganzen Körper bebend vor Erregung, als das Stück zu Ende war, und die Menge in ein tausendstimmiges, nicht enden wollendes Bravo und Händeklatschen ausbrach.

„Ich muss ihn sehen — ihn sprechen; — ich will“. — Sie vollendete den Gedanken nicht. Eine ungeheure Erregung stand in ihren grossen glänzenden Augen geschrieben. Es schien ihr, ein Mann, der das könne, müsse etwas zu geben haben, was ein Weib bis zum Wahnsinn glücklich machen könne.

„Stelle mich ihm doch vor!“ raunte sie Cäcilie zu, als diese in der Pause Miene machte, sich mit ihrer Familie dem jungen Pianisten zu nähern, der etwas abseits vom Podium stand.

„Gestatten Sie, Herr Gassner — meine Freundin, Fräulein Hollmann —“

Der Künstler verbeugte sich flüchtig; es wurde ihm heute Abend so manche junge Dame vorgestellt —

Aber dann wurde er aufmerksam, als er in ihre Augen blickte und die schlanke Gestalt mit dem blassen Gesicht musterte; dies junge Mädchen fiel ihm in der That auf. — Er sah, während von allen Seiten überströmende Komplimente an ihn gerichtet wurden, dass sie vollständig schwieg — und das war sehr natürlich, sie war eben nicht etwa bloss eingenommen, oder voll Bewunderung für ihn — sie war einfach hypnotisiert, vollständig im Bann jener Töne, die ihr noch im Ohre lagen.

Es ist doch eine alte Geschichte, die vom Rattenfänger von Hameln!

Und als sie nach einer Pause mit ihrer weichen, langsamen Stimme sprach:

„Es würde meine Mutter sehr freuen, wenn Sie uns einmal das Vergnügen schenkten, Herr Gassner!“ da verbeugte er sich dankend zum Zeichen der Annahme — er wollte doch sehen, was diese grossen, glänzenden Augen von ihm begehrten, die ihn so unverwandt ansahen.

II.

„Und da sind Sie von Lodz nach hier gekommen, Herr Gassner?“

„Ja wohl, gnädiges Fräulein — ich habe mir gesagt, hier werde ich vielleicht mein Glück machen. Und da habe ich anfangs hier ein sehr liederliches Leben geführt —“

„Aber, Herr Gassner —“

„Ja, es war doch so — Nicht vor vier Uhr Morgens nach Haus gekommen bin ich meistens. Übrigens komme ich jetzt auch selten vor drei nach Haus —“

Martha lachte, nachdem sie sah, dass sie nicht entrüstet zu thun brauchte.

„Wo wohnen Sie denn eigentlich?“

„Ich hab' da in der Reichsstrasse so ein kleines Loch von Zimmer, für 18 Mark monatlich, scheussliche Bude — Aber ich bin ja nie da. Ich gehe um 7 weg des Morgens und komme erst spät in der Nacht zurück. Ich bin immer mit ein paar Kameraden in der Guten Quelle oder in dem Chantant von Ackermann — Sie wissen wohl? Nicht? Schade — Es sind immer sehr fesche Sängerinnen da, famose, kleine Krabben, versichere ich Ihnen —“

Er erzählte das ganz ungeniert, in seiner langsamen, noch immer etwas gebrochenen Sprache, der man die östliche Herkunft anmerkte, und mit seiner naiv-selbstbewussten Miene. Es war nicht das erste Mal, dass er mit eleganten jungen Damen solche Dialoge führte — Er wusste, dass diese Bohémien-Manier, die man als Künstler-Excentrizität auslegte, stets einen gewissen Effekt machte.

Martha Hollmann fand in der That eine eigentümliche Pikanterie in diesem ungenierten Dialog. Die Welt der jungen Leute, das grossstädtische Zigeunerleben mit seiner Ausgelassenheit, tauchte da auf in der Fadesse ihrer Salon-Existenz. Sie fand das ganz interessant, mindestens war es einmal etwas Anderes — sie fühlte, dass das geheime Wünsche in ihr wachrief.

Beide waren allein in dem eleganten Empfangszimmer bei Hollmanns — einem dunklen Salon in prächtiger Renaissance mit Erker und Butzenscheiben, schwerem altdeutschen Buffet und Holzgetäfel an den Wänden, wo die weichen Möbel selbst, die Teppiche, in denen man versank, eine behagliche Wärme ausstrahlten — eine verführerische Eleganz, zu hastigen Gesten und seinem unruhigen, blassen Gesicht gar nicht recht passend.

Von Zeit zu Zeit sah ihn Martha aufmerksam an . . . . . Ihre Eltern, bei denen er sich vorgestellt hatte, waren nicht anwesend, aber sie würden, wie das junge Mädchen versicherte, noch nachkommen — und dann sollte er mit ihnen zu Abend essen.

Nebenan ging eine Thür, die nur angelehnt war, in ein anderes Gemach — das war Marthas Zimmer selbst, wie sie Gassner erklärte — auf der anderen Seite sah man die Thüren zum Speisezimmer offen stehen.

Der junge Künstler fühlte sich offenbar

ganz behaglich hier — das merkte man an seiner Sprechweise, seiner Haltung, seinen Geberden; dem Zigeuner sagten die Eleganz und der Luxus hier zu, und mehr noch die anmetige schlanke Gestalt, die ihm gegenübersass, und halblaut, in einem eigentümlich gedämpften Tone mit ihm plauderte . .

Auch dieser Ton wollte etwas sagen —

Sie batten wieder angefangen von Musik zu sprechen, sie sprachen von Tristan und Isolde, von der Liebesscene in der Walküre, und sie fühlten dabei beide, wie ihr Blut in Wallung geriet, als er in seiner ungenierten Weise die Uhr herauszog und ausrief:

„Aber Ihre Eltern kommen ja immer noch nicht! Und ich meine doch, jetzt müsste das Rennen, auf dem sie sind, längst aus sein —“

Martha erwiederte nichts.

Da sah er immer noch ihre grossen, unbeweglichen Augen auf sich gerichtet — und diesmal so durchdringend, mit einem so sprechenden, unzweideutigen Ausdruck, dass er begriff —

Er begriff, dass ihre Eltern überhaupt nicht kommen würden.

Und jetzt, als er seitwärts einen Blick auf den Tisch des Nebenzimmers warf, sah er, was seine Kurzsichtigkeit ihn vorhin verhindert hatte, zu sehen, dass nämlich nicht für vier, sondern nur für zwei Personen gedeckt war.

Er begriff jetzt, dass die Musik noch heute wie zu den Zeiten des Orpheus ein Weib zur Mänade machen kann.

Er sah, wie sie ihn anblickte, wie ein Seufzer ihre Brust hob, wie ihre Hände im Banne einer Erregung, die keine Schranke mehr zu kennen schien, in einandergepresst waren. An allen Gliedern zitternd erhob er sich —

Martha war gleichfalls aufgestanden — ihre Augen, die sich immer leuchtender öffneten, schienen Flammen in den seinigen zu entzünden.

„Also Sie werden dies Leben nur aufgeben, wenn ich es will?“ fragte sie leise.

Er antwortete nichts.

„Wenn ich Sie recht, recht sehr darum bitte!“ bat sie, den Ton noch mehr senkend.

Da war es um seine Fassung geschehen. Er ergriff sie, und sie an sich ziehend, umschlang er sie, wütende Küsse auf ihren Mund, ihren Hals, ihre Augen drückend, ohne dass sie eine Regung des Widerstandes machte. „Ich liebe dich,“ flüsterte er leise, „ich will dich glücklich machen — dich erlösen —“

Sie sprach gar nichts, aber ihre Seufzer, das Zittern, das von Zeit zu Zeit über ihren Körper lief, sagten mehr als Worte. Max Gassner warf einen Blick in das Nebenzimmer. Er wollte sie dorthin fortziehen — aber sie ergriff seinen Arm, und sich aufrichtend, sprach sie leise, ihn mit einem versengenden Blicke ansehend.

„Den Walzer — du weisst schon den Chopin-Walzer — du musst ihn mir erst noch einmal spielen — jetzt —“

Er spielte — und es klang wie ein Sturmlied der Sünde, was da unter seinen Fingern hervortönte — seine Empfindungen durchwühlend wie nie zuvor in diesem Aufruhr der Sinne, der ihn durchtobte — Er sah, wie das schöne, junge Weib neben ihm schwelgte in ekstatischem Entzücken, wie sie ihre Seele hingegeben hätte um dieses dämonischen Liedes willen, das alles in ihr entfesselt hatte —

„Weiter, weiter — mehr noch. — Wenn Du fühlen könntest, wie glücklich ich bin —!“

Sie war in der That ausser sich — sie hatte noch einmal, bevor sie die Sünde beging, im Anhören dieser satanischen Töne alle ihre Empfindungen bis zur höchsten Raserei anstacheln wollen —

Und es war wie ein Schrei beinahe, der von ihren Lippen kam, als er jäh abbrechend mit einer grellen Dissonanz plötzlich aufsprang — und sie in seinen Armen zu vergehen glaubte, im Taumel des höchsten Glücks, im Sturme einer Empfindung, wie sie sie nie gekannt hatte zuvor.

Er eilte nach der Thür des Nebenzimmers, dort, wo er die gedeckte Tafel gewahrte.

„Nein — nein, da — dort drüben —“

Sie wies auf die Thür ihres Zimmers. Ein seltsames Lächeln — glitt noch über seine Züge, während er sie gleich einer Beute fortschleppte — der Mann das Weib, der Sieger die Besiegte, die ihm verfallen war — ihm und der satanischen Macht der Töne.

III.

„O ich glaube, Du willst nur renommieren — wie ihr jungen Leute alle thut —“

„Nein, nein auf Ehre! Es herrscht allgemeine Betrübnis über deine Fahnenflucht — wir sind alle solid geworden. Man sieht Dich ja nirgends mehr, weder im Gewandhaus, noch im Theater — wenn die Sonne verlöscht ist, erblassen auch die Sterne.“

Martha Hollmann lachte über diesen galanten Vergleich — aber sie schwieg.

Sie ging mit ihrem Vetter Curt Heinfeld, dem Einjährigen, die Grimmaische Strasse hinab. Das Gedränge war um diese Zeit — zwischen fünf und sechs Uhr Abends — besonders lebhaft, und Martha hatte alle Augenblicke einen Gruss zu absolvieren, in Form eines meistens etwas herablassenden Nickens, das ihre Freundinnen ebenso „hochmütig“ nannten, wie sie es Herren gegenüber „kokett“ fanden.

Curt Heinfeld beobachtete sie von der Seite. Er hatte nicht ohne Absicht von der Veränderung angefangen, die seit etlichen Wochen mit Martha vor sich gegangen war, und die sie von all ihren sonstigen Gesellschaften und Vergnügungen fern gehalten hatte. Was der wahre Grund davon war, wusste er natürlich nicht . . . . . Aber er litt unter dieser Veränderung, denn er war nicht wenig verliebt in seine blasse, eigenwillige Cousine mit den

grauen Augen, die bald so verächtlich kalt, bald so lebhaft munter aufblitzten. Und er glaubte doch Grund genug zu haben, ihre Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken — Teufel auch, man trägt doch nicht umsonst die blaue Husarenuniform und die Schmisse im Gesicht, die man sich auf den ruhmvollen Waffengängen des Corps „Westfalia“ geholt hatte!

Ein „potenter“ Kerl war er, das stand fest — für die romantischen Grillen und phantastischen Excentricitäten seiner Cousine hatte er freilich oft nicht das nötige Verständniss — wenn sie ihren Geist mit Kaviar überfüttert hatte, konnte sie sich nicht gut an die etwas banale Kost gewöhnen, die er ihr bot —

„Wo seid ihr denn gestern Abend gewesen?“ fragte Martha nachlässig, als sie an der Ecke der Petersstrasse umkehrten. „Ihr hattet doch euren Korps-Abend bei Barmann, nicht wahr?“

„Allerdings! Und nachher waren wir — das heisst, ich weiss wirklich nicht, ob —“

„Nur heraus mit der Wahrheit! Ich befehle es —“

„Wir waren noch beinahe sämmtlich in der Guten Quelle — es war ein Heidenleben da noch bis nach 1 Uhr! Übrigens weist du, wen wir da auch noch getroffen haben?“

„Nun — wen denn?“

„Den Gassner, den Pianisten, weisst du — der die letzte Zeit so viel bei euch war! Das ist ein Hauptkerl — er wollte gar nicht weg da!“

Martha starrte ihren Vetter an.

„Du hast wohl nicht recht gesehen, Curt?“ brachte sie nach einer Weile hervor, „ich glaube doch nicht, dass Herr Gassner —“

Curt Heinfeld setzte sein Lorgnon auf und betrachtete etwas erstaunt seine Cousine. Ihr erregter Ton kam ihm sonderbar vor — Er hatte da allerlei gehört, welcher Gunst sich Gassner schon im Lehnhartschen Hause erfreue — Sollte Martha etwa an diesem „Klavierfatzken“, wie er sich in seinen Monologen ausdrückte, einen Narren gefressen haben? Man konnte nicht wissen — die Weiber und die Musik, das war ein zu unberechenbares Thema.

Er beschloss jedenfalls darnach zu handeln —

„Du glaubst doch nicht, dass Herr Gassner ein so unschuldsvolles Veilchen ist? Haha! sehr gut! Du hättest nur sehen sollen, wie betrunken er war —“

„Curt, ich bitte dich — “

Das junge Mädchen biss in nervöser Erregung die Lippen zusammen. Ihr Herz schlug hörbar, dass sie zu ersticken meinte. Sie dachte an das Versprechen, das Gassner ihr gegeben hatte, dass er seinen Zigeuner-Lebenswandel aufgeben wolle — woran sie fest glaubte. Sie war ja so stolz darauf, ihn für sich zu gewinnen, ihn zu zähmen, und ihn von all diesen Wüstheiten abzubringen —

Wenn das wahr wäre, dass er seine Abende und Nächte in solchen Lokalen verbringe — und ihr guter Ruf in den Händen dieses Bohémiens!

Bei dem Gedanken schon wich alles Blut aus ihrem Gesicht.

„Curt, ich halte Herrn Gassner für einen Mann, der es nicht so treibt wie die Anderen! Ein Künstler wie er —“

„Ja, das hindert nicht, meine theure Cousine, dass er verdammt unpoetisch wird, wenn er seine Minnelieder, mit denen er euch so bezaubert, erst einmal vom Klavier heruntergegirrt hat! Übrigens, wenn es dich interessiert — einen Vorschlag —“

„Nun — und welchen? —“

„Herr Gassner sitzt um diese Zeiten gewöhnlich auf der Terasse des Café Français mit etlichen Kollegen — wobei sich die Herren ihre Abenteuer und sonstige pikante Sachen mitteilen — du weisst, man kann vom Spielsaale aus ungesehen zuhören, also — “

„Ja, gehen wir!“

Martha's Schritt hatte sich beschleunigt — ihre Erregung wuchs von Sekunde zu Sekunde, sie wollte doch wirklich sehen, ob Max Gassner so nichtswürdig war hinter ihrem Rücken sich mit Anderen zu amüsieren — vielleicht in deren Gesellschaft über sie zu lachen —

Oben auf der Terasse des Café Français, die eine so hübsche Aussicht auf den Augustusplatz bot, war alles besetzt. Kein Stuhl mehr zu haben — die Kellner klapperten mit den Tellern und Gläsern, rückten Stühle und Tische und schwenkten die Servietten, jenen lauen Küchengeruch verbreitend, der auch über die Treppe her und aus allen Räumen des unteren Stocks hervordrang.

Martha Hollmann hatte sich mit ihrem Begleiter an der Schwelle des Spielsaales niedergelassen, wo die Portière sie fast völlig verbarg — man konnte alles auf dem Balkon hören, da die Thür offen war.

Sie hätte zu keiner günstigeren Zeit kommen können. Max Gassner sass da mit dreien seiner Kollegen, die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten — er gestikulierte heftig und streckte beständig die langen mageren Arme in die Luft, während er an seiner Kravatte zerrte, die sich ganz verschoben hatte — auch seine Frisur war wie immer in Unordnung.

Curt Heinfeld fand in diesem Moment den Geschmack seiner Cousine „inkommensurabel“ — um einen wissenschaftlichen Ausdruck zu gebrauchen. Auch Martha sagte sich selbst, dass —

„Na also, heute kommst du doch wieder mit in die Unterwelt?“ fragte Einer der jungen Männer eben zu Gassner gewandt.

„Bah!“ machte dieser — geht nicht — heute ist meine noble Passion an die Reihe —“

„Noble Passion — na, das wird was schönes sein bei dir —“

„Ich sage euch, ein magnifikes Frauenzimmer,“ schrie Gassner aufgeregt, mit der Hand auf den Tisch schlagend, „habt ihr eine Ahnung! An so was kommt ihr freilich nicht “

Und mit der grössten Selbstgefälligkeit, strahlend von dem Bewusstsein, den Anderen

gehörig zu imponieren, begann er ihnen sein ganzes Verhältniss zu Martha Hellmann zu erzählen, ohne übrigens ihren Familiennamen zu nennen — wobei er sich in Details einliess und Personalbeschreibungen gab, wie er sie im Wirtshaus von den Kellnerinnen machte —

Das junge Mädchen hinter der Thür ward flammend rot — ihr Athem stockte.

„Wirklich ein magnifikes Frauenzimmer!" schloss Gassner, sehr selbstzufrieden seinen Bericht, indem er dem Rauch seiner Zigarre nachsah.

Das Paar an dem Tische erhob sich und schritt langsam durch den Saal nach der Treppe zu. Auf dem ersten Absatz blieb Heinfeld, der die Szene in seiner Weise verstand, stehen und sah Martha ins Gesicht.

„Nun, theuere Cousine? Wie finden Sie ihren Minnesänger?"

Sie antwortete nicht. Ihr Gesicht war blass geworden, die Lippen bewegten sich krampfhaft.

Sie dachte nur noch daran, dass es eine Vergeltung, eine Strafe geben müsse für diesen Nichtswürdigen, an den sie sich weggeworfen hatte.

IV.

„Glaubst du wirklich, dass er die Frechheit haben wird, heraufzukommen?"

„Frechheit? warum denn? Habt ihr etwas gehabt mit ihm zu Hause —?"

Curt Heinfeld sah seine Cousine erstaunt-fragend an.

Diese biss sich auf die Lippen und wandte sich ab — unmutig darüber, etwas von ihrer Stimmung verraten zu haben.

„Ich — ich meinte nur —"

Es war wieder im Saale des Konservatoriums vor Beginn des Konzerts — Martha Hellmann, von ihrem Vetter begleitet, sass diesmal im ersten Rang an der Brüstung und musterte mit dem Opernglas ihre Bekannten unten im Saal. Aber das geschah nur, um ihre erregten Gedanken zu beruhigen und abzulenken — man sah, dass sie nervös war, und dass ihre Hand zitterte —

Diesen Abend hatte sie zur Vollziehung ihrer Rache an Max Gassner ausersehen — sie wollte ihn vor dem ganzem Publikum vernichten, und den ersten Schritt dazu hatte sie schon gethan, indem am Tage vorher eine geradezu zerschmetternde Rezension seiner Leistungen im Hauptblatte der Stadt erschienen war — den Journalisten, der dies besorgte, hatte Martha dazu bewegen.

Diese Rezension war das allgemeine Gespräch — nur Max Gassner wusste noch nichts davon, denn er las nie Zeitungen, am wenigsten Musikberichte.

Er stand in diesem Moment, sein Auftreten erwartend, neben der ersten Parketreihe, als er, mit den Augen umhersuchend, oben an der Brüstung seine schöne Geliebte bemerkte. Lächelnd, erwartungsvoll, ganz der zärtliche, diskrete Liebhaber, den seine Rolle erforderte, beeilte er sich hinzugehen und Martha Hellmann zu begrüssen.

Martha musterte ihn mit kalter, eisiger Aufmerksamkeit. Sie erwiederte gar nichts auf seine Worte, und während er verblüfft, stotternd, nicht wissend, was er davon denken sollte, etwas zu dem Studenten sagte, gab sie nachlässig das Zeitungsblatt, auf dem jene Besprechung stand, zu ihrem Vetter herüber.

Dieser verstand.

„Haben Sie das schon gelesen, Herr Gassner?" sprach er mit einer liebenswürdig-höhnischen Verbeugung, während er das Blatt dem Pianisten reichte.

Dieser las. Er wurde abwechselnd blass und rot — und seine Hände ballten sich vor Wut zusammen . . . Stand das da wirklich, was er las? „Übertriebene Effekthascherei," „ein Spiel, das Geist und Sinn des Komponisten völlig verfehlte," „geschnörkelte Bravourmanier, die unerträglich für die Ohren würde —"

„Ah, das —"

Er warf einen Blick auf Martha — da las er in ihren Augen, was geschehen war —

Langsam, ohne ein Wort weiter zu sprechen, ging er die Treppe hinab, er hörte noch deutlich, wie Martha halblaut zu ihrem Begleiter sagte:

„Sieh' nur, wie der lose Knopf in der Weste immer noch herabhängt —"

Sie wollte ihn verletzen, sie hatte das immer bemerkt, dies Malpropre in seinem Anzug, und sie wusste, wie lächerlich man unter Umständen einen Mann damit machen kann.

Curt Heinfeld lachte laut auf.

Ausser sich vor Wut stürzte Max Gassner auf das Podium. Er musste spielen, seine Partie war an der Reihe —

Alles tanzte ihm förmlich vor den Augen. Er sah nichts vom Publikum, von seiner Umgebung, von den weissen und schwarzen Tasten, die vor seinem Gesicht durcheinanderhüpften. Der Zorn, die Beschämung, der Grimm über eine solche öffentliche Demütigung hatten jeden anderen Gedanken bei ihm verdrängt.

Das Publikum horchte erstaunt auf das Spiel. Dergleichen hatte man wirklich von Max Gassner noch nicht gehört, war man hier überhaupt nicht gewohnt zu vernehmen — Unordentlich, bald unsicher, bald wild durcheinander tastend, bei den raschen Läufern und Fiorituren fehlgreifend, das Notturno förmlich zerfetzend unter den Händen, schien der Pianist absolut nicht mehr zu wissen, was er that . . .

Martha Hellmann schaute unverwandt nach die Sitzreihen unter den Säulen im ersten Rang — es war, als gäbe sie da Winke . . . Ihre geheime Furcht war gewesen, dass er noch einmal den Chopinwalzer spiele — aber der war es nicht.

Und da begann es auf einmal, erst ein leises Zischen, dann ein Pfeifen, ein immer stärker anschwellendes Trampeln — Stimmen mischten sich hinein, etliche Studenten begannen zuerst mit lautem Rufen des Missfallens und des Hohnes — sie rissen das Parket mit sich fort, von allen

Seiten begann man den Pianisten auszuzischen, und in dem allgemeinen Lärm, der herrschte, konnte man überhaupt bald keinen Ton seines Spieles mehr hören.

Diese Claque war von Martha inszeniert.

Max Gassner erhob sich ganz blass; inmitten dieses allgemeinen Sturmes, der ihn umbrauste, fuhr er sich mit den Gesten eines Verzweifelten durch die Haare, und schrie mit heiserer Stimme etwas nach dem ersten Rang hinauf — etwas, das Niemand verstand — wobei er seine mageren Arme gen Himmel streckte.

Und Martha lachte, lachte, dass ihr beinahe die Thränen in den Augen standen, als sie sah, wie er herumagierte — sie konnte nicht aufhören, seine Züge genau durch das Opernglas zu mustern.

„Nein, sieh' nur, wie komisch er aussieht!"

Curt Heinfeld stimmte ihr in bester Laune bei. Heute fühlte er, wie seine Chancen bei der schönen Cousine entschieden im Steigen waren.

Endlich gab Max Gassner es auf, dem empörten Publikum gegenüber seinen Platz zu behaupten — er verschwand durch den Seiteneingang des Podiums.

Am folgenden Tage hatte er Leipzig verlassen. Er fühlte, dass nach dieser entscheidenden Niederlage seines Bleibens nicht war, dass die Zeitungen ihn unbarmherzig durchhecheln würden — und er ahnte ganz gut, wer die Anstifterin von allem war.

Indessen war er in kurzer Zeit doch wieder der Alte. Solche Zigeunernaturen freuen sich im Grunde immer, wenn ihnen ihre alte Freiheit wiedergegeben wird .... Nur war er in Zukunft etwas vorsichtiger mit seinen „noblen Passionen" — wenn alle die Enttäuschung von ihren poetischen Illusionen so bestraften wie Martha, ward die Sache doch unbequem.

Was Martha betrifft, so verlobte sie sich nach kurzer Zeit richtig mit ihrem Vetter Curt Heinfeld. Und was noch merkwürdiger war, sie heiratete ihn auch.

Später einmal, als sie in einer ganz verschwiegenen Stunde die Geschichte mit dem Pianisten ihrer Freundin Cäcilie anvertraute, da erwiederte sie auf deren erstaunte Fragen und Einwände nur mit einem maliziösen Lächeln.

„Mein Gott, was willst du? Ich habe ihn ja schliesslich nur aus Musik geliebt — Und als er nicht mehr spielen konnte, da —"

Schluss.



Die Berliner Theatersaison.

II.

Von Heinrich Stümcke.

Seit den Tagen Gottscheds haben die Franzosen ihren östlichen Nachbarn als Muster des guten Geschmacks, des künstlerischen Könnens in allen das Theater betreffenden Dingen gegolten. Auch Lessing vermochte das nicht zu ändern, und trotz Schillers Mahngedicht ging „Mahomet" über die von Goethe geleitete Weimarer Bühne. In Erfurt spielte Talma und seine Truppe vor einem staunenden Parterre deutscher Fürsten und Staatsdiener, und als der korsische Machthaber den Dichter des Werther in einer längeren Unterredung auszeichnete, gab er dem „Monsieur Goet" zu verstehen, nur in Paris sei für einen solchen Mann das rechte Pflaster. 20 Jahre später bestaunte man den kleinen schlauen Meyerbeer, der in der Berliner Schadowstrasse komponierte, preussische Gehälter einstrich und trotzdem an der Pariser grossen Oper als Musikgreis à la Verdi gefeiert wurde. Der Riese Wagner hat dann freilich zu der Emanzipation des deutschen Theaters nicht wenig beigetragen. Was er in Bayreuth an künstlerischen Grossthaten und technischem Raffinement bot, wurde in Paris nicht erreicht, geschweige denn übertrumpft. Die grossen Wagnersänger und Sängerinnen erwarben sich einen internationalen Ruf wie die Patti und die Lind. In Berlin, München, Meiningen und Dresden sieht man an glänzender stilgerechter Ausstattung heute dasselbe geleistet wie in Paris. Eingeweihte wissen, dass die Meublements und Kostüme, die Berliner Theaterdirekteren von amüsanten Spritztouren aus dem Seinebabel angeblich mitbringen, häufig aus Ateliers am Spreestrande stammen. Die Leistungen der Pariser Bühnenkünstler werden freilich mit scheuer Ehrfurcht als unübertrefflich hingestellt, aber nur wenige haben Coquelin im Hause Molières und die Reklameheldin Bernhardt im Renaissancetheater selber gesehen, und die wenigsten mit kritischem Auge. Als der Chauvinismus so gütig war, Meister Coquelin ein Münchener Gastspiel zu gestatten, spielte er vor halbleeren Häusern, da das kunstliebende Publikum des übrigen Deutschland wusste, warum der Franzose gerade nach München gegangen war. Um so anerkennenswerter war es, dass der Leiter des originellsten und kühnsten Pariser Kunstinstituts, Mr. Antoine, allen nationalen Vorurteilen zum Trotz mit seiner Truppe direkt in die deutsche Reichshauptstadt kam und es somit weiten Kreisen unseres theaterliebenden Publikums ermöglichte, sich ein Urteil über die französische Schauspielkunst aus eigner Anschauung zu bilden. Mr. Antoine wird seinen Mut nicht zu bereuen haben. Er hat beim Publikum und bei der Presse die denkbar freundlichste Aufnahme gefunden und wohl ein Dutzendmal zu hören bekommen, dass er einer der genialsten Schauspieler Europas sei. Als kärglich besoldeter Sekretär der Gasanstalt sah er vor 7 Jahren noch vom hohen Olymp auf die Bühne der grossen Pariser Theater. Aber die sprichwörtliche Dankbarkeit der Galeriebesucher für das auf der Bühne Gebotene war ihm fremd. Er sah vieles, was ihm nicht gefiel, und er fühlte die Kraft in sich es besser zu machen. Ein paar Freunde und Freundinnen

werden gewonnen, erst wird in einem kleinen Saal, dann in einem Musentempelchen zehnten Ranges geprobt und gespielt, vor der gestrengen Kritik, vor geladenem Publikum. Eine Unmasse Akte von halbvergessenen Alten wie Banville und unbekannten Jungen wie Curel, die das Hirn voll Plänen mit leeren Taschen in den Cafés des Quartier latin auf den Tag des Ruhmes warten.

Erst lächelte man über den kecken Dilettanten, dann ging man aus Neugierde hin; aber statt des erwarteten Ulks fand man eine grosse und ernst zu nehmende Kunst, einen Naturalismus von verblüffender Echtheit, und als sich das Können Antoines und seiner Schaar an den grossen Problemdichtungen eines Ibsen, Björnson, Hauptmann in glänzender Entfaltung gezeigt hatte, da konnte selbst Papa Sarcey mit seiner Anerkennung nicht zurückhalten.

Heute hat das Théâtre libre gesiegt, die freien Bühnen in Berlin und Messthalers Wandertruppe sind von ihm angeregt worden und haben ihrerseits manch heilsame Anregung geschaffen. Antoine träumt davon, mit seiner Schaar ins Odeon einzuziehen und an der Spitze dieses vornehmen Pariser Kunstinstituts seine reformatorische Wirksamkeit in grossem Maassstabe fortsetzen zu können. Selber jung und modernen Geistes voll, widmet er seine Kraft mit Vorliebe den jungen Stürmern und Drängern. Unter den Stücken, die er in Berlin zur Aufführung brachte, ist viel Mittelgut, vieles, was unser Empfinden abstösst. Scenen, wie sie Goncourts Hospitalstück „Soeur Philomène“ oder Francois Curels Tragödie adliger Degenerierung „les Fossiles“ entrollen, haben wir bei deutschen Autoren noch nicht gesehen. Antoine überragt in allen Stücken, mag er nun einen alten Herzog, einen vieux bonhomme, einen betrognen Gatten, Björnsons Grosshändler Tjälde oder den Oswald Alving in den „Gespenstern“ spielen, seine Partner um Haupteslänge. Da die letztgenannten Rollen allein einen Vergleich mit einheimischen Kräften gestatten, müssen wir sie zur Beurteilung von Antoines künstlerischem Können vorzugsweise heranziehen, wenn wir uns auch der oft geäusserten Meinung, der Geist der skandinavischen Bühnenwerke läge den Franzosen zu fern, als dass sie ihn vollendet zum Ausdruck bringen könnten, nicht ganz verschliessen wollen. Antoine spielt den Oswald ohne jede konventionelle Rücksicht mit packender Naturwahrheit. Von Anfang an matt, gebrochen, mit einem Wort vermoulu, nur gelegentlich in krankhafter Reizbarkeit die Mutter brutal anfahrend. Am Schluss ruft er nicht süsslich pathetisch, sondern dumpf, halb tierisch grunzend und gargelnd: „Gieb mir die Sonne, Mutter, die Sonne!“ Das Gebrochne, Gedrückte der Stimmung bringt er auch als Grosshändler Tjälde in Björnsons „Falissement“ meisterhaft zum Ausdruck. Wohl schäumt der Champagner in den Gläsern der Gäste, Böller bilden das Echo der frohen Toaste, und der Hausherr pafft mit gemachter Kaltblütigkeit die duftigen Wölkchen seiner Havannah, aber man hat das Gefühl, als ob die grauen Schwestern wie in Faust's Burg weiland durch die Thürspalte geschlüpft sind, und das Gespenst des drohenden Bankerotts lauert in den eleganten Gemächern, verdüstert die Stirn des Hausherrn, lange bevor der listige Advokat Berent schonungslos das Wort ausgesprochen und dem verzweifelten Tjälde die verhängnisvolle Fallit-erklärung zur Unterschrift aufgedrängt hat. — Auch hier verzichtet Antoine in den erregtesten Szenen auf jedes Pathos, ohne Rücksicht auf die Hörer dämpft er die Stimme zu dumpfem Gemurmel, bricht er mit heiserem unartikulierten Aufschrei zusammen. Stets hat man den Eindruck, einer stark ausgeprägten künstlerischen Individualität gegenüberzustehen, die aller Schablonenarbeit fremd ist und mit einfachen Mitteln und echter Menschendarstellung ergreifende Wirkungen erzielt. — Unter Antoine's Partnern erhebt sich die Mehrzahl, namentlich der Schauspielerinnen, nicht über ein leidliches Mittelmaass. Aber das fein abgestimmte und ausgeglichne Zusammenspiel, das keine Einzelleistung aufdringlich hervortreten lässt, kommt dem Gesamteindrucke zu statten. Wer z. B. Possart als Advokat Berent, zumal im Gastspiel in der Provinz gesehen, mag über die Leistung des Mr. Gémier etwas enttäuscht gewesen sein. Wie bei Gelegenheit des Duse-Gastspiels hat es auch jetzt an übereifrigen Enthusiasten nicht gefehlt, die allen, die es hören wollten, zu verstehen gaben, dass kein Berliner Theater über eine künstlerische Kraft wie Antoine verfügte. Emanuel Reicher, Rittner und Kainz kämen da in erster Linie in Betracht. Herr Kainz hat freilich, wenn er in schlechter Laune als Romeo und Carlos Shakespearesche und Schillersche Blankverse wie zähes Rindfleisch zwischen den Zähnen kaute, Herr Rittner, wenn er in Tricots oder Ritterrüstung schlüpfte, Herr Reicher, wenn er sich in Rollen wie Shylock und König Claudius versuchte, viele Bewunderer irre gemacht, aber in guten Standen und an rechter Stelle haben alle drei hinlänglich gezeigt, dass ihre Kunst sich vor der Antoines nicht zu verstecken braucht. Was der Franzose vor ihnen voraus hat, ist, so sonderbar es klingen mag, sein genialer Dilettantismus, der Mangel traditioneller Schulung. Er hat nie Rollen spielen müssen, die ihm nicht behagten, nie Corneille'sche Alexandriner pathetisch donnern müssen, schön sprechen, in der Toga und in mittelalterlichen Kostümen anmutig sich bewegen gelernt. Und darum hat sein Spiel den Zauber der Naturwahrheit nicht eingebüsst; genialer künstlerischer Instinkt ersetzt ihm Tradition und Mache. Unter den Damen seines Ensembles haben wir keine gesehen, die den Vergleich mit Künstlerinnen, wie die unvergessliche Frieb-Blumauer oder Luise von Pöllnitz, mit Agnes Sorma, Nuscha Butze und Rosa Retty wagen dürften.

Auch in der Filiale des Residenztheaters am Schiffbauerdamm kamen fast die ganze Zeit hindurch die Franzosen zu Worte. Paillerons „Cabotins“ (Komödianten!) erlebten hier etwas

spät ihre deutsche Première. Gleich Freytags „Journalisten“ geniesst Paillerons „Welt, in der man sich langweilt“ den Vorzug, faute de mieux als klassisches Lustspiel zu gelten, und nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt.

Das will freilich, wie jeder Litteraturkundige weiss, gerade auf diesem Gebiet nicht viel heissen, aber dennoch durfte man von Paillerons Besseres erwarten, als er in seiner jüngsten Schöpfung geboten hat. Überraschend wirkt bei einem so gewandten Franzosen zwar nicht der Mangel an Originalität in Erfindung und Durchführung, wohl aber das Ungeschick, diesen Mangel nicht besser zu verbergen. Dieser Bohémiens-Klub „Die Tomate“ zehrt von Murgerschen Reminiscenzen, diese Liebesgeschichte der jungen Valentinne, der Typus einer Demivierge, wie sie eben Marcel Prevost an den Pranger gestellt hat, könnte trivialer nicht Ohnet oder die Birch-Pfeiffer geschrieben haben, dieser junge Bildhauer Pierre erinnert fatal an seinen Namensvetter im Fall Clemenceau, endlich der Hauptheld, der grossmäulige Streber aus der Provence, der Journalist Pegomas, ist ein alter Bekannter und hiess früher Rabagas und Nouma Roumestan. Die Satire ist nicht einheitlich durchgeführt und man weiss am Schlusse nicht, mit wem der Dichter eigentlich sympathisiert. Einzelne feine Sticheleien und geistreiche Bonmots, die den oft ganz unfranzösisch langweiligen Dialog würzen, mussten ob ihres litterarischen Charakters beim Gros des Publikums wirkungslos verhallen. Da wusste der alte Beaumarchais mit seiner „Hochzeit des Figaro“, die Ludwig Fulda neu übersetzt und ziemlich glücklich zurechtgestutzt, ganz anders zu fesseln! Die politische Satire gegen den Adel ist heute gegenstandslos, an das Herrenrecht der Brautnacht, das Fulda schonend vertuscht, denkt Keiner mehr, aber man freute sich nicht minder, dass der eitle lüsterne Graf das Susannchen nicht bekommt und am Schlusse allein der Dupierte ist. Der drastische Humor der meisten Situationen kam durch F. Benn, den Gast von der Wiener Hofburg, als Figaro zu seinem Rechte, obgleich der Übersetzer hie und da mildern zu müssen geglaubt; hätte er lieber in den Reden namentlich zum Schluss mit dreister Hand gekürzt. Das alte Thema der Täuschung und Verwechslung zweier Personen bildet auch die Grundlage des jüngsten französischen Schwankes auf dem Residenztheater „der Unterpräfekt“ von Gondilot. Der alte Beaumarchais lässt die Gräfin Amalviva die Rolle ihres Kammerkätzchens spielen, in dem neuen Schwank des Residenztheaters spielt der Kammerdiener nolens volens die Rolle seines Herrn, eines jungen Unterpräfekten, der ohne Urlaub kleine Vergnügungsreisen nach Paris macht und angeblich im Ministerium des Innern, in Wahrheit bei seiner kleinen Simonette vom Variététheater Audienz hat. Unglücklicherweise kommt gleich nach seiner Abreise ein alter General, der auf der Inspektionsreise begriffen ist und beim Unterpräfekten logieren soll. Um seinen Herrn vor der unausbleiblichen Rüge oder gar Absetzung zu retten, giebt sich der Kammerdiener als Unterpräfekten aus, und die kleine Simonette, die nichts ahnend zum Besuch ihres Liebhabers von Paris herübergekommen ist, für seine Frau, die ihre Rolle denn auch vortrefflich spielt und dem alten General vollständig den Kopf verdreht. Die Heimkehr des wahren Präfekten, der als nächtlicher Einbrecher verhaftet wird, giebt zu einer Reihe komischer Missverständnisse und Verwicklungen Anlass, bis um Schlusse nach bewährtem Rezept der gordische Knoten ebenso leicht wie billig nicht ohne Hülfe des üblichen Onkels zerhauen wird. Man hat schon längst mit Recht verzichtet, an diese lustigen Importen vom Seinestrand einen strengen kritischen Maasstab anzulegen. Man fragt höchstens nach dem grössern oder geringern Maass Lustigkeit und dem gerüttelt geschüttelt vollen Maass mehr oder minder eindeutiger Zweideutigkeiten, die die bekannten Schauspielkräfte des Residenztheater mit stets unerschütterlicher Unbefangenheit und Treffsicherheit zum Ausdruck bringen. Der „Unterpräfekt ist in dieser Hinsicht ziemlich zahm; dafür wird aber die Bühne ein Weilchen zum Tingeltangel, indem die angebliche Frau Unterpräfektin dem General den neuesten Pariser Cocottemarsch vortanzt und singt. Leider hatte Direktor Lautenburg es versäumt, für diesen Zweck eine Yvette Guilbert zu bestellen. Man denkt unwillkürlich an die schöne Phrase von der Schaubühne als moralische Anstalt. Aber weit schlimmer ist es, dass die Bühne da, wo sie nach Schillers Geheiss als solche fungieren möchte, so kläglich sich ausblamiert und Zerrbilder des realen Lebens liefert, wie in Max Nordaus „Kugel“. Man sieht den Dichter mit warnend erhobnem Zeigefinger förmlich den ganzen Abend zwischen den Koulissen stehen und rufen: Seht, Kinder, so gehts einem, der sich wie dieser Rechtsanwalt Dr. Sickart seiner niedern Herkunft schämt, seine alte Mutter als „Kugel“ empfindet, nach einer adeligen Braut und einem Platz im Reichstag — auf der äussersten Rechten natürlich — giert! Da die „Kugel“ inzwischen von der Bühne des Lessingtheaters wieder fortgerollt ist, wollen wir sie ruhen lassen.

An Stücken mit gesunder Tendenz und faustdick aufgetragener, gar durch einen Herold verkündeten Moral war gerade in diesen Tagen kein Mangel, aber es war auch ein gar biedrer alter Meister, der sie einer andächtigen Festversammlung verkündigte. Freilich hatte man ihn ein bischen modisch zurechtgestutzt und statt des Schurzfells den Sonntagsrock ihm angethan, aber man erkannte den trefflichen Nürnberger Meister doch wieder, und die Hans Sachsfeier am 4. und 5. November im Schillertheater und im Schauspielhause liess ein vielköpfiges Publikum den diversen Schwänken des dichtenden Schuhmachers und den gut gemeinten und recht hübsch ausgeführten modernen Beigaben, Erklärungen und Apotheosen folgen. — Seiner patriotischen Tendenz verdankt wohl vornehm-

lich das Lustspiel eines jungen Dessauers, „Wie die Alten sungen" von K. Niemann, den Vorzug, von allerhöchster Stelle als ein Stück bezeichnet zu werden, das man durch drei Bohlen hindurch loben müsse. Wer Horsch's „Anna-Liese" gesehen und daran Gefallen gefunden hat, wird auch die Fortsetzung der romantischen Hof- und Liebeskomödie vielleicht schätzen, and die Andern werden aus diesem Vergleich sehen, in wie weit obiges Lob auf Rechnung der Tendenz zu setzen ist. —

Ein Stück habe ich mir zum Schlusse dieser Betrachtungen aufgespart. Nicht weil ich es für das beste der heute besprochnen halte, das würde hier kaum ein Lob sein, aber es verdient eigentlich eine gesonderte Besprechung, weil sich über seinen Wert einst und jetzt, und den Mann, der es schrieb, so vieles sagen liesse. Es war eine glückliche Idee Direktor Blumenthals, nach vielen Nichtigkeiten und missglückten Vorstellungen eine zum Teil musterhafte Aufführung von Fitgers „Hexe" zu bringen.

Mit diesem Namen ist die Erinnerung an eine der glänzendsten Epochen der neuern deutschen Theatergeschichte, an die Triumphe der Meininger unlöslich verbunden, und in der That, der Abglanz des Ruhmes, den die Regiekunst und der opferwillige Wagemut des fürstlichen Mäcenas dem genialen Bremer Dichtermaler durch die Aufführung des viel verketzerten Ketzerdramas einst bereitet, war auch jetzt nicht ganz erloschen, und obgleich am selben Abend die „Cabotins" ihre Première erlebten, war das litterarische und litteraturfreundliche Berlin zum grossem Teile in den früher von Barnay geleiteten Musentempel an der Charlottenstrasse gepilgert, und harrte in respektvoller Erwartung, um das Urteil früherer Zeiten umzustossen oder zu bestätigen. Wie bei der Hochzeit des Figaro hatte auch hier beim Publikum jede persönliche Erregung einer besonnenen Objektivität Platz gemacht. Als Thalea die Bibel zerriss, eine Szene, die die gestrenge Polizei heute unbeanstandet gelassen hatte, ging nicht mehr Erregung durch die Menge, als wenn Uriel Acosta das Pergament der Synagoge zu Boden schleudert. Die Kulturkampfstimmung ist verschwunden, der Kampf zwischen Glauben und Wissen ist zwar nicht erloschen, aber man erregt sich nicht mehr über ihn, und am wenigsten auf der Bühne. Ebensowenig ist man heute für die mancherlei Schwächen des Stückes blind, die Verlockung zur Koulissenreiserei, konventionelle oder wenigstens heute konventionell erscheinende Mache und eine gelegentlich geschraubt klingende metrische Prosa der Diktion. Und dennoch hat man auch heute noch stets den Eindruck, dass es ein echter Dichter ist, der da zu uns spricht, nicht einer von der jungen Schule, aber einer, der seiner Zeit voraus geeilt war, wie Hebbel und Otto Ludwig, und der, wenn er wollte, am Ende auch heute nicht den Wettbewerb zu scheuen brauchte, wenn es sich darum handelt, nicht nur die Stickluft moderner Hinterhäuser und den Patschoulidaft der fin de siècle Salons auf der Bühne atmen zu lassen, und die Schmerzen einer „liebeskranken Hulda", die Hirngespinste sozialistischer Träumer als allein würdige, dichterische Motive zu verwerten, sondern mit einer gereiften und allseitig verfeinerten Technik und echtem Realismus, der sich nicht auf photographische Details kapriziert und die Schranken der Kunst und der Bühne insbesondre weise erkennt, einen Julian Apostata, einen Bauernführer der Reformationszeit, eine Messaline oder Herodias trotz der trennenden Schranke der Jahrhunderte und Jahrtausende uns menschlich näher zu bringen.



Betlehem.

Ein Weihnachtslied.

Aus voller Silberschale
Giesst fahles Licht der Mond.
Mit blendend-hellem Strahle
Ein Stern am Himmel thront.

Eine ärmliche Bauerahütte
Verklärt er mit feurigem Loh'n,
Drin ruht auf weicher Schütte
Maria mit dem Sohn.

Aus fernem Morgenlande,
Auf Stern gewiesenem Pfad,
In schimmerndem Prachtgewande
Sind die drei Könige genaht.

Sie knieten anbetend vorm Knaben
Und küssten ihm Stirn and Haar
Und brachten kostbare Gaben:
Gold, Weihrauch und Myrrhen ihm dar. —

Ein Hirtenbub stand ferne,
Scheu-abwärts den Blick gesenkt
Auch er hätt gar so gerne
Dem Heiland etwas geschenkt.

Er hat nichts, das er böte,
Ist aller Gaben bar:
Auf seiner Hirtenflöte
Bringt er ein Lied ihm dar.

Da wendet von den Königen
Der Knabe sich und lächelt süss,
Und lauscht dem zaubertönigen
Lied, das der Hirt ihm blies.

Die Englein hörten schallen
Das Lied und machten es kund:
Den Menschen ein Wohlgefallen,
Und Frieden dem Erdenrund!

Berlin. Richard Zoozmann.

Weihnachten.

I.

Ich kam zur Weihnacht ins Heimatthal.
Die Nacht lag auf Wegen und Stegen —
Es war so dunkel, so kalt, so kuhl.
Kein Herz flog mir grüssend entgegen.

Ein kleines Lichtlein schimmerte matt
Von unserer Bergeslehne.
Es zitterte einsam über der Stadt
Wie eine schimmernde Thräne.

Und als ich trat unters heimische Dach,
Du war mir's wie Sehnen und Bangen —
Mein Mütterlein war krank und schwach
Und küsste mir weinend die Wangen.

Kein Lichterbaum spendete Kerzenduft,
Umsponnen von Weihnachtsträumen —
Wie Trauerahnung lags in der Luft
Und hockt' in unseren Räumen.

Wo früher Weihnachtsjubel erklang,
Da schluchzten Seufzer und Sorgen —
Und ob ich auch betend die Hände rang,
Es kam kein tröstender Morgen.

Es drückte der Schwermut bleiern Gewicht
Entsetzlich die arme Kranke —
Umnachtend zog über ihr Gesicht
Der fröstelnde Todesgedanke.

Ich ahnte wohl, doch fasst' ich es kaum,
Im Wintersturm der Schmerzen:
Es war der letzte Weihnachtstraum
Am teuren Mutterherzen.

II.

Nun kehren wieder die Weihnachtswonnen,
Der Christmond füllt seinen silbernen Kahn,
Es schwebt aus der ewigen Heimat der Sonnen
Das Christkind nieder zur Erdenbahn.
Und tausend stammelnde Kindergebete
Umschmeicheln herzig des Heilands Ohr —
Es thut sich auf das sternenbesäte,
Das paradiesische Himmelsthor.

Wie sehn' ich mich Dir verlangend entgegen,
Du tannenumdufteter Weihnachtstag,
Ich träume von Deinem herrlichen Segen,
Wie nur ein Kind ihn erträumen mag.
Ich zähle nicht mehr zu den armen Enterbten,
Die keine Weihnachtsfreude entzückt,
Ich weiss, dass mich mit rosengefärbten,
Rotwungigen Wundern ein Engel beglückt.

Die trüben Schatten sind alle verflogen
Wie Regenschauer im Sonnenschein —
Die Liebe ist siegend eingezogen —
Frau Königin Freude ist wieder mein.
Nun hält mich kein wildes, trauerndes Bangen
In öder Klause allein zurück,
Mir lacht von lieben, rosigen Wangen
Ein blühendes, lebendes Weihnachtsglück.

Sei mir gegrüsst mit lautem Frohlocken,
Du liebes Christkind in Menschengestalt.
Horch, wie die hellen Weihnachtsglocken
Dir künden der Liebe Gottesgewalt.
Das soll eine herrliche Weihnacht werden,
Wie schöner wir sie als Kind nicht erträumt,
Uns lächelt ein seliger Himmel auf Erden,
Vom Frührot der Liebe golden umsäumt!

Gross-Zschocher bei Leipzig. Wilhelm Schindler

Messias.

Die Zeit ist schwer, die Zeit ist schwül,
Und lastet dumpf auf Herz und Hirn;
Sie raubt der Jugend Mut und gräbt
Ihr tiefe Furchen in die Stirn.

So harren wir in stummer Angst
Auf den, der rettend kommen soll,
Wie noch das Volk von Juda harrt,
Auf den Messias sehnsuchtsvoll.

Wir harren sein in Schmerz und Not,
Wir harren sein in heisser Qual,
Von unserm Lebensbaume fiel
Das letzte welke Ideal.

Wir wissen wohl, dass, der da kommt
Nicht grüne Friedensreiser trägt,
Dass nicht sein Mund von Liebe spricht,
Nicht seine Hand die Harfe schlägt.

Er trägt ein Schwert, ein Racheschwert,
Sein Mantel ist von Blut so rot,
Von Menschenblut, und wen er trifft,
Den packt Verzweiflung, Wahnsinn, Tod!

Wir wissens wohl und doch! und doch!
Aus tiefster Brust ein einz'ger Schrei:
O komm, der Du Erlösung bringst,
Messias! Retter! komm herbei!

Die letzte schwache Fessel, die
Uns noch an diesem Leben hält,
Zersprenge Retter sie und schlag
In Trümmer dann die müde Welt.

Müschen. Georg Schaumberg.

Winter.

Eis auf dem Dorfteich und jauchzende Knaben,
Am Feldweg ein Lump im verschneiten Graben,
Über ihm schreiende, hungrige Raben;
Die Wolken so tief.

Vom Dorf durch die Dämmerung noch Schlittengeläute . . . .
Im Kirchhof verscharrt man den Landstreicher heute,
Dem nächtlich der Wind weisse Grabrosen streute;
Die Wolken so tief.

Berlin. Georg Fernandes.

Mein Wanderstab!

Nun zieh nur still in Deine Ecke,
Mein Wanderstab, mein Weggeleit,
Bald wird von Staube eine Decke
Umhüllen Dich als Winterkleid.

Zur Arbeit ruft es nun, zur schlichten
Auch mich von froher Wanderschaft,
Ein jeder Tag bringt seine Pflichten,
Und jede Pflicht will ganze Kraft.

Und in die neu verengten Kreise
Tritt nun der Thaten ernster Geist,
Der von der heitren Wanderweise
Mich auf des Lebens Höhen weist.

So web ich mir aus Fleiss und Sinnen
Ein wohlig, winterlich Gewand.
Doch wenn die Sommerfäden spinnen,
Dann grüss dich Gott, italisch Land!

Bremen. Johannes Meinen.

An die Schule.

Wer hat Dich je gepriesen,
Die Du heissest des Knaben Ruthe,
Des Mädchens Folter,
Des Jünglings Kerker,
Dich, die der Machthaber drillt
Mit Halshand und Maulkorb,
Dich, der Parteien Zankapfel,
Dich, den Hasen der Jagd,
Den Alle preschen,
Wenige nah gesehn,
Wenige schätzen:
Dich, die Schule!
Denn ins Herz der Jugend greifst Du
Mit gradem, strengem Arm,
Du zuerst,
Und ans Licht ziehst Du,
Was aller Welt verborgen lag:
Der Eltern Sündenerbteil,
Der Ahnen Fluch und Segen.
Und mit scharfem Messer schneidest du auf,
Du zuerst,
Das Schicksalsbuch,
Wenn zwischen „Will“ und „Muss“ du fährst
Mit pedantischer Schärfe.
Da sieht der Vater den Sohn:
Sein Zerrbild,
Verkleinert, verschlechtert,
Durch der Mutter Mitgift,
Die so klug er gewählt,
Die Häuser und Kassen berechnend,
Der Lieb er geheuchelt,
Die Lieb ihm gelogen.
Da seh'n sie Beide
Die fleischgewordene Lüge,
Den wandelnden Zwist und Treubruch
Im protzenden Standesmäntelchen,
Und der Schule fluchen sie,
Die das Theaterkleid abreisst,
Abreissen muss
Der Missgeburt.
„Nervös“ nennt die Mutter die moschusduft'ge,
Den boshaften Affen,
Und flucht dem Lehrer, der ihm den Menschen
zeigt.
Es rast der Dummkopf,
Dass ein grösserer Dummkopf sein Sohn,
Selbst der Kluge stutzt,
Und der Ruhige zürnt,
Wenn befremdend auftaucht im Knabenherzen
Das Erbteil der Amme.
Und sieh, ich preise, ich segne Dich!
Hast mir die Flügel beschnitten, wohl,
Mir Uhu das Sperlingsvolk zugehetzt,
Dass Schnabel und Klaue flogen,
Mich Brillenträgern gesellt,
Aber finden liessest du mich
Des Mannes beste Liebe:
Die strenge, hohe, heilige Pflicht.
Nicht in der Ordnung der Stunden,
Die zeit- und kraftsparenden,
Nicht in des Willens stärkender Übung, nur:
Wenn ich die Klinke der Schulthür angriff,
„Pflicht“ rührte die Hand mir, sah mich an:
„Halt! prüf' und wäge
Das Wort,
Das sinken wird in weiche Seelen,
Denn Schicksalslose gehst Du vertheilen“.
Und priesterlich geweiht war ich mir
Als Zukunftserschaffer.
Und da wartete grossen Auges schon
Die Menschenblüte,
Blumenkelche der Sonn' entgegen.
Und sonnenhell ward ich, sonnenwarm,
Und lächeln lernte der Ernst.
Beschämt verbarg der Zorn sich
Vor dem tief schauenden Kinderblick,
Spiel schien die Arbeit
Und ward Erziehung,
Wir wandeln durch taufrischen Frühlingsgarten,
Und lachen wieder lernt' ich und Luftschlösser
bau'n
Und jung sein,
Und die Güte fühlt' ich,
Die ewige, unverwüstliche Güte
Der Menschenseele,
Hier stärker duftend, hier milder,
Und wusste nicht und dachte nicht,
Ob in christlichem Erdreich sie wurzle
Oder in jüdischem,
In deutschem oder in anderem,
In reich genährtem, in steinigem.
Ihr Armen:
Euch lernt' ich bewundern!
Und seither lieb' ich den Menschen,
Den Menschen nur ohne Namen und Kleid,
Wie ich hass' und verachte
Den Menschen nur, ob ich treu auch stehe
zu meinem Volk.
Und dir dank' ichs, Schule.
Und Kinder gabst du und Liebe mir,
Dem Einsamen,
Und Erfrischung, Vertrauen und Trost
Und Balsam wieder auf Undanks Wunden.
Euch, ihr Kleinen, dank' ichs,
Die ihr mich auch in die Schule nahmt
Des zarten, verstehenden Herzens,

Der empfindlichen Gerechtigkeit, —
Euch, Ihr Kleinen!
Wohl, Verdienst ist's und Lust auch:
Den gährenden Jüngling läutern,
Den Rasenden ausser sich
In sich führen.
Aber lieber als im brausenden Jungwald
Bin ich bei euch, ihr spannenlangen Bäumchen,
Und heiliger Rührung voll und heiter sag ich:
Lasst die Kleinen zu mir!

Prag. Franz Herold.

Wunsch.

Dass die Seel' gesund sich sehe,
Lasst den kranken Dichter schauen
Schöner Frauen holde Nähe,
Schöne Blumen, schöne Frauen!

Schöne Frauen, die wie Rosen
Ihrer Seele Kelch erschliessen,
Wie der Mondnacht Duftmimosen
Zart von Wehmut überfliessen;

Deren Seufzer, deren Sehnen,
Deren zarte Liebesworte,
Deren süsse Schwermutsthränen
Führ'n zur Paradiesespforte . . . .

Berlin. Wilhelm Arent.

Dorfhexe.

Wirres Haar um blasse Wangen
Irrst Du hin, Du seltsam Kind,
Scheu, im ungewissen Bangen
Treibt's Dich durch den Abendwind.

Blaue Schleier um die Augen
Und zwei Lippen kirschenrot
— Die wohl nur zum Betteln taugen —
Sagen mir, was in Dir loht.

Halt Du Kleine, lass mich plaudern
Eine Weile nur mit Dir, —
Husch dahin, — sah sie im Zaudern
Einmal doch in's Auge mir.

In den Sternen sah ich träumen
Eine Welt so klar und rein,
Aus den Schleiern heisser schäumen
Jugendlust und Frühlingsschein.

Abseits musst den Pfad Du meiden
Durch die Welt, die nicht versteht
Eines grossen Herzens Leiden,
Bis es still zu Grabe geht.

Dann schleppt man vier kleine Bretter
Spät noch vor das Friedhofshaus,
Einsam ruht in Sturm und Wetter
Hier des Dorfes Hexe aus.

Wirres Haar um blasse Wangen
Irrst Du hin, Du seltsam Kind,
Scheu, im ungewissen Bangen
Treibt's Dich durch den Abendwind.

Hamm (Westfalen). Uhlmann-Bixterheide.

Preis des Spreewaldes.

Dir gilt mein Singen, o Spreewaldland,
Smaragdene Perle im märkischen Sand,
Die in Silber der Spreestrom fasste.
Noch ragt dir der Vorzeit dämmernder Wald
Und des Schlossbergs dreigezackte Gestalt,
Wo die Sage sich lud zu Gaste.

Es leuchtet, o Märchenwald, dein Kleid
Am Sommertag und zur Eiseszeit
Mit gleichem Zauberprangen.
Doch blickt dein Auge wie trüb im Traum,
Mir ist's, als schaut' an der Wimper Saum
Ich schwer eine Thräne hangen.

So grüsst du mit kaum verhaltener Pein
Die Blockgebäude auf grünem Rain
Und das rührige Volk der Wenden.
Sie blieben dir treu Jahrhunderte lang,
Drum weisst du auch ihrer Treue Dank
Durch deines Schosses Spenden.

Du schufst dir die Burschen so stark und kühn
Und die Mädchen so hold, wie die Rosen blühn,
Schufst ein Volk dir mit frischem Herzen,
Ein Volk, das dir jauchzet beim Gläserklang,
Das bei lustigem Tanz und lieblichem Sang
Längst weiss das Einst zu verschmerzen.

Dir gilt mein Singen, o Spreewaldland,
Dir trag' ich entgegen des Herzens Brand,
So lang' ich auch atmen werde.
Manch Land wohl rühmt sich schönrer Natur,
Es giebt aber einen Spreewald nur,
Nur einen auf weiter Erde.

Cottbus. Ewald Müller.

Federzeichnungen.

I.

Einsam stand ich an dem Ufer,
Schaute zu dem Wellenspiel,
Wie sich eine schäumend bäumte,
Wie die andre gleitend fiel.

Langsam zog ein Kahn vorüber,
Auf den Bänken sassen zwei,
Glockenhell zu mir herüber
Klang das Lied der „Lorelei“.

Bald begann das Paar zu schaukeln,
Auf dem Würmsee ward es stumm
Und ich dachte, gehts so weiter,
Kippt der Kahn am End noch um.

II.

Im Laden stand das Mädchen
Und trug am Arm ein Kind;

Es ist ja meiner Schwester,
Sprach sie zu mir geschwind.

„Du denkst wohl, dass ich denke,
Je nun, was man so denkt,
Es hätt das Glück der Liebe
Was Kleines dir geschenkt.“

Sie wurde rot und lachte:
Das Buherl ist so nett,
Ich würde mich nicht schämen,
Wenn ich auch eines hätt.

München. Heinrich von Reder

Blauer Dunst.

Aus verschwieg'ner Divanecke
Hauch ich Ring um Ring Dir vor,
Und ich flüst're Liebesworte,
Und Du bist ganz Aug' und Ohr.

Und ich drück' Dein kleines Händchen,
Und mein and'rer Arm umschlingt
Schmiegsam Deinen Leib, und leise,
Ahnungsvoll Dein Stimmchen klingt:

Deiner Ringe leichte Wolken
Sind ja doch nur blauer Dunst,
Einen Ring, nur einen, Liebster,
Als Beweis der Liebesgunst!

Berlin. Hermann Danziger.



Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

Biographische Skizzen.

Herausgegeben von Franziskus Hahnel.

III. Heinrich von Reder.

„Der Offizier steht nicht ausserhalb der Nation; er hat Teil, lebendigen Teil am Leben, aber auch an der Entwicklung der Nation, der Kulturwelt“, schrieb unlängst Oberst M. v. Egidy. Auf wen fände dieses Wort nicht mehr Anwendung, als gerade auf die Offiziere, deren Namen in der deutschen Litteraturgeschichte einen guten Klang haben. Und unsere Litteratur ist nicht so ganz arm an hochbegnadeten Dichter-Offizieren, dem Freunde der gegenwärtigen Litteratur sind ihre Namen wohlbekannt, es sei nur an die Obersten Richard v. Meerheimb und Heinrich v. Reder erinnert. Während der erstere im Januar nächsten Jahres seinen 70. Geburtstag begeht, hat letzterer ihn bereits seit fast dreiviertel Jahren hinter sich. Beide teilen mit den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart das Schicksal, noch nicht so populär zu sein, als sie es verdienen. Das ist bei H. von Reder um so mehr zu verwundern, als seine Lyrik in hohem Grade volkstümlich ist und oft etwas Volksliedartiges hat. Sein Epos „Wutans Heer“ (Dresden, E. Pierson's Verlag) ist urdeutsch vom ersten bis zum letzten Verse und gehört zu den schönsten episch-lyrischen Dichtungen grossen Stils, die wir besitzen. Und doch, — wie viele kennen es? Wie viele kennen seine einfach-schlichten „Federzeichnungen aus Wald und Hochland“, die ebenso wie sein „Lyrisches Skizzenbuch“ seine dichterische Eigenart zeigen, in wenigen Versen ein ebenso innig-warm empfundenes, als lebenswahres und plastisches Bild zu zeichnen? Heinrich v. Reder ist eben eine echte Künstlernatur; er ist nicht nur Künstler mit der Feder, sondern auch mit dem Pinsel und dem Zeichenstift. Wie er Mitglied der vormaligen Dichtergesellschaft „Krokodil“ in München war, so besitzt er heute als Maler die Mitgliedschaft der „Münchner Kunstgenossenschaft“. Wahrlich, Paul Heyse hatte recht, als er von Reder im November 1871 in einem Scheidegruss, — Reder war von München nach Würzburg versetzt werden — nachrief:

„Mit dem Pinsel, mit der Feder,
Und so oft zog er vom Leder,
Stets ein Hauptmann, unser Reder“.

Der Dichter wurde am 19. März 1824 zu Mellrichstedt in Unterfranken als Sohn des dortigen kgl. Gerichtsarztes Dr. Franz Reder geboren. Er besuchte die Gymnasien in Schweinfurt und Aschaffenburg, die Forstschule in letzterer Stadt und die Universität München. 1846 wurde er militärpflichtig, und als er im Jahre 1848 in die Armee eintrat, ward er auf Grund seiner Studienzeugnisse zum Unterleutnant im Kgl. 1. Feldartillerie-Regiment „Prinz Luitpold“ ernannt. Wie sehr er die ideale Seite des militärischen Berufes schätzte, zeigen seine Soldatenlieder, die er 1854 and im vergangenen Jahre herausgab. Als Auszeichnung erhielt Reder im Feldzuge 1866 den Militär-Verdienstorden II. Klasse und 1870 denselben Orden I. Klasse und das eiserne Kreuz II. Klasse, sowie den „Militär-Max-Joseph-Orden“, mit welchem ihm zugleich der persönliche Adel verliehen ward. In den Kämpfen von Orleans wurde er bei Beaugency am 8 Dezember 1870 durch eine Chassepotkugel verwundet. Er kehrte darauf als Major nach München zurück. Am 24. Sept. 1881 veranlasste ihn ein hartnäckiges Augenleiden um seinen Abschied einzukommen. Er erhielt denselben mit dem Charakter als Oberst. Seitdem hat Heinrich von Reder sich ganz der Kunst gewidmet, und manches herzfrische Lied entklang seiner Leyer und manches treffliche Bild zauberte sein Pinsel auf die Leinwand. Wie sehr er der Anerkennung der schriftstellerischen Kreise Münchens sich erfreut, bewies das Widmungsblatt zu seinem siebzigsten Geburtstage im März dieses Jahres; doch auch aus der Ferne gingen ihm herzliche Grüsse und Glückwünsche zu. Möge der noch rüstige Poet es erleben, dass man überall im Reiche den herrlichen Schatz seiner Poesien so würdigen lernt, wie es ihnen zukommt. H. v. Reder ist ein echt moderner Dichter, er versteht unsere Zeit, wie selten

einer, und aus seiner Zeit heraus erklingen seine innigen, formschönen, oft kernigen deutschen Weisen. Ja, er „hat lebendigen Teil am Leben und an der Entwicklung unserer Nation". Reders Erstlingswerk waren die 1854 herausgegebenen „Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren" (Reder and Waldemar Neumann); 1859 folgten die „Gedichte"; 1861 gab er die Lieder seines Freundes, des Artillerie-Offiziers Georg Betzel heraus, in demselben Jahre auch die Monographie (mit eigenen Illustrationen) „Der Bayerwald"; die darin hingestreuten Liederperlen erschienen 1885 unter dem Titel „Federzeichnungen aus Wald und Hochland". Nachdem er 1892 das Nationalepos „Wotans Heer" hatte erscheinen lassen, liess er 1893 die episch-lyrische Dichtung „Rotes und blaues Blut"*) und das „Lyrische Skizzenbuch"**) and die „Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren" (H. v. Reder, Waldemar Neumann und Georg Betzel) folgen. —

*) Siehe „Neue litt. Blätter", I. Jahrg., S. 119. **) Siehe Neue litt. Blätter", II. Jahrg., S. 82.



Eingesandte Neuerscheinungen.

Aus E. Piersons Verlag, Dresden u. Leipzig:

Bertha von Suttner, Phantasien über den Gotha, geb. Mk 5.

Max Dauthendey, Josa Gerth. Roman. 2 Mk.

Arthur Schnitzler. Das Märchen. Schauspiel in 3 Aufzügen. 1.50 Mk.

J. Norden, Dramatische Dichtungen
I. John Williams } Schauspiel
II. Der Tugendbold } in 4 Akten
III. Fesseln }

P. Roellig, Lukardis. Poetische Erzählungen aus der Blütezeit der Schlösser Rudelsburg und Saaleck. 1 Mk.

Friedrich Wörndl, Der Hohensteiner, Dichtung. 1.50 Mk.

Fritz Rohrer, Aus Hadlaubs Heim. Gedichte. 2.40 Mk.

A. Dannbacher, Epigramme und Gnomen.

Franz Dittmar, Balladen und poetische Erzählungen. 75 Pfg.

Viktor Feldegg, Skolarenlieder. 1.50 Mk.

Dr. E. Zollinger, Schule und Friedensbewegung. Preis 50 Pfg.

Aus dem Verlage von C. Reissner, Dresden:

Rudolf von Gottschall, Eine Dichterliebe.

Ida Boy-Ed, Werde zum Weib! Roman in 2 Bänden. Mk. 6.

J. Niemann, Geschichte einer Trennung. Roman in 2 Bänden. Mk. 6.

J. Stern, Morgenrot. Sozialdemokratische Fest- und Zeitgedichte. Stuttgart. Max Helzle 1894. 50 Pfg.

Robert Högger, Junges Leben. Gedichte. 1 Mk. München, Selbstverlag des Autors. 1894.

August Schmitz, Ariovist. Dramatische Dichtung. Erster Teil. Leipzig, J. G. Findel. 1.20 Mk.

Hugo Müller, Rousseau. Drama in 1 Akte. R. Lipinski, Leipzig 1894. 30 Pfg.

Alfred Lichtwark, Wege und Ziele des Dilettantismus. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (Brackmann).

Friedrich Rückert, Firdosis Königsbuch (Schahname) übersetzt. Herausgegeben von E. A. Beyer. Sage I—XIII u. XV—XIX. Berlin, Georg Reimer, à 8 Mk.

Von Philipp Reclam, Leipzig:

Universalbibliothek Nr. 3253, 3254, 3256, 3271—3280.

Albrecht Graf Wickenburg, Ollanta. Peruanisches Originaldrama aus der Inkazeit in 3 Aufzügen. Nach J. J. Tschudis wörtlicher Verdeutschung metrisch bearbeitet.

Max Bernstein, Ilan. Lustspiel in 1 Aufzug.

Hans von Reinfels, Eifersucht. Schauspiel in 4 Aufzügen.

P. W. N. v. S. Rabbi David. Schauspiel in 5 Aufzügen.

Alfred Friedmann, Russische Rache. Der neue Actäon. 2 Novellen.

Rudolf Freiherr Prochazka, Robert Franz. (Musiker-Biographien. Band 16).

Richard Voss. Arme Maria. Schauspiel in 5 Aufzügen.

E. Reinhold Jahn, Humoristische Erzählungen.

C. Fr. Wittmann, Festspiele. Drittes Bändchen.

Dr. Franz Tetzner, Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter. Erster Teil. Von Pytheas bis Luther.

Otto Rühle, Der erste Strauss. Gedichte. Grossenhain 1894, Baumert & Ronge.

Torolf Winter-Hjelm, Die Jüdin. Politisches Familiendrama in 1 Aufzug. Leipzig O. Mutze.

Auguste Wahrmund, Der Kampf um Wien, Historisches Schauspiel. Wien, C. Gerolds Sohn. 2.40 Mk.

Hans H. Busse, Lieder des Himmels. München. Karl Schüler (A. Ackermanns Nachf.)

Benno Rüttenauer, Zeitiges und Streitiges. Ein litterarisches Skizzenbuch. Heidelberg 1895. G. Weiss.

Ernst Eckstein, Familie Hartwig. Roman. Berlin. G. Grote.

Guy de Maupassant, Stark wie der Tod. Roman. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt 1894. Mk. 4, gebd. Mk. 5.

Lina Vagt, Das Geheimnis und andere Novellen. Erfurt. Eduard Moos.

G. F. Ewald, Griffenfeld. Historischer Roman. A. d. Dänischen übersetzt v. G. Johanns. Berlin 1895. Otto Janke.

Minna Kautsky, Helene. Roman in 3 Büchern. Stuttgart 1894. J. H. W. Dietz.

Heinrich Scham, Kirtara. Fröhlichkeiten und Sehnsuchten. Leipzig 1894. Verlag von Heinrich Pudor.

Heinrich Scham, Jungbrunnen. Offenbarungen der Natur. Leipzig 1894. Verlag von Heinrich Puder.

Joh. Lepsius, Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in 3 Aufzügen und einem Vorspiel. Leipzig 1895. Verlag der Akademischen Buchhandlung. (W. Faber.)

Robert Kohlrausch, Das Bild des Herrn Bertram. Novelle. Stuttgart, Lutz' Romantische Bibliothek. Band 3. (R. Lutz).

R. D. Blackmore, Lerna Doone. Romantische Erzählung. Stuttgart. Lutz' Romantische Bibliothek. Band 1 u. 2. (R. Lutz).

Dr. Alois Pollak, Das Programm der Freiländer. Leipzig und Wien 1894. Schaumburg-Fleischers Verlag. 50 Pfg.

Wilhelm Tobien, Die verlorene Kriegskasse. Geschichtliches Schauspiel aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Schwelm 1894. M. Scherz.

Graf Helmuth von Moltke. Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Volksausgabe. Geh. Mk. 3.— in Original-Einband Mk. 3.60. Berlin, E S. Mittler & Sohn.

Titus Ullrich, Kritische Aufsätze über Kunst, Litteratur und Theater. Berlin 1894. R. Gärtners Verlag. Preis 4.50 Mk.

Alfried Friedmann, Der Geiger von Gmünd. Wunder und Zaubermärchen in 3 Akten nach einer alten Sage gedichtet. Berlin 1894, Rosenbaum & Hart.

Edmund Ruete, Ausgewählte Gedichte von Robert Browning, übersetzt. Bremen 1894. M. Heinsius Nachf. Mk. 3, gebd. Mk. 4.

Das Buch der Braut, Sammlung lyrischer Gedichte im Garten neuerer deutscher Dichtung ausgewählt von Frauenhand. Mit zahlreichen Bildern in Stahlstich, Oelfarbendruck, Lichtdruck und Holzschnitt und einer illustrierten Familien-Chronik. Neunte verbesserte Auflage. Leipzig Gustav Grähner. In Original-Einband und Goldschnitt 8 resp. 9 Mk.

Konrad Friedrich, Der wilde Markgraf. Historisches Schauspiel in 4 Akten. Ansbach, Max Eichinger 1894.

Walther Arnsperger, Lessings Seelenwanderungsgedanke, kritisch beleuchtet. Heidelberg, J. Hörning 1893.

A. T. Über die „sogenannte" moderne Richtung in den Künsten. Winke für junge Künstler, Kunst- und Litteraturfreunde. Hamburg. A. H. Laeisz, 1894.

A. Fitger, Requiem Aeternum dona ei! Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1894. Preis brosch. Mk. 4.

A. Fitger, Jean Meslier, eine Dichtung. Leipzig, ebenda 1894. Preis brosch. Mk. 2.50.

L. W. Seyffarth, Pestalozzi in Preussen. Zweite Auflage. Liegnitz 1894. Karl Seyffarth. Preis 80 Pfg.

Fedor Sommer, Pestalozzi in Stanz. Charakterbild in 3 Aufzügen. Zweite Auflage. Liegnitz, Carl Seyffarth, 1894. Preis 75 Pfg.

Richard M. Meyer, Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Bd. 13—15 der Geisteshelden, herausgeg. von Anton Bettelheim. Berlin, E. Hofmann & Co. Preis brosch. Mk. 7.20, eleg. geb. Mk. 8.20.

Dr. Gustav A. Müller, Urkundliche Forschungen zu Goethes Sesenheimer Idylle und Friderikens Jugendgeschichte. Auf Grund des Sesenheimer Gemeindearchivs. Mit einem Portrait Friderikens, sowie 5 Beigaben. Bühl (Baden), Verlag der A.-G. Konkordia 1894. Preis Mk. 3.50.

Derselbe. Sesenheim, wie es ist und der Streit über Friderike Brion, Goethes Jugendlieb. Ein Beitrag zu friedlicher Einigung. Mit Titelbild und mehreren Abbildungen. Preis Mk. 6, ebenda 1894.

Derselbe. Führer durch Sesenheim und Umgebung. Ein Wegweiser zu Goethes Liebesidylle. Preis 80 Pfg. ebenda.

Derselbe. Die Nachtigall von Sesenheim. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. W. Fiedler, Leipzig. Preis brosch. Mk. 3.50. in Prachtband 4 Mk.

Karl Henri Schinke, Heirat, Eheglück u. Eheleiden. E. Rentzel, Berlin, Preis Mk. 1.—

* * * Ehrlose Scham! Moderner Sittenroman. Bibliogr. Bureau, Berlin 1895.

Karl Hessel, Rheinlieder. Aus dem Munde der Dichter ausgewählt. W. Groos, Koblenz 1894.

Auguste Schmidt, Aus schwerer Zeit. Erzählung für Jung und Alt. Leipzig 1895. Ferd. Riehms Verlag. Preis geb. 2,20 Mk.

L. Rosner, Das neue Vortragsbuch. Eine Auswahl ernsterer und heiterer Deklamationsstücke. In Farbendruck-Umschlag Mk. 3,60. Wien. A. Hartleben.

Hermann Hango, Faust und Prometheus. Eine Dichtung. Geheftet Mk. 2,25, gebunden Mk. 3,25, ebenda.

Michael Vörösmarty's Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. Mit 2 Bildnissen des Dichters. Geh. Mk. 2,25, geb. Mk. 3,25, ebenda.

H. Carmer, Licht und Schatten. Gedichte. Eupels Hofbuchdruckerei, Sondershausen 1893. Preis 2 Mk.

Rudolf Herzog, Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unstäten. Grossenhain. Baumert & Ronge.

Heinrich Neumann, Dichterworte. Aussprüche bedeutender Geister aller Nationen. Breslau, W. Koebner, Preis Mark 2,50 elegant gebunden.

Julius Adam, Vom Kätzchen. Bilder und Skizzen. Text von H. van Osterwyck, München. Verlagsanstalt für K. u. W. Preis in Seidenprachtband Mk. 10.

Wilhelm Oesterhaus, Hermann der Cheruskerfürst. Vaterländ. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Detmold, Meyers Hofbuchdruckerei.

Luise Schenk, Mühlengeschichten. Breslau. E. Trewendt. Mk. 5.



Eingesandte Zeitschriften.

Sterns Litterarisches Bulletin der Schweiz. Herausgeber M. R. v. Stern, Zürich. Dritter Jahrgang. Nr. 1—5.

Internationale Litteraturberichte. Wochenschrift für die Bücherkäufer und Bücherliebhaber. Leipzig, Ch. Müller's Verlag. Nr. 27—31.

Aus deutscher Brust. Herausgeber A. G. Müller, Strassburg. Nr. 1—4.

Die Romanwelt, Zeitschrift für die erzählende Litteratur aller Völker. Zweiter Jahrg. Heft 1—5. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Bullettino di Filologia Moderna. Si publica il 15 e il 30 d'ogni mese. Redacione Amministratione: Sale Via Trabucco 17, Anno I. Nr. 10—15.

Die Penaten. Halbmonatsschrift, Herausgeber Arno Zschuppe in Dresden-Weisser Hirsch. Jahrgang 1894. Nr. 19—21.

Der Zuschauer, Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben. Herausgegeben von Otto Ernst und Constantin Brunner. 2. Jahrgang. Nr. 19—22.



Litterarische Rundschau.

Gesamtausgabe der Werke Friedrich Nietzsches.

Als Friedrich Nietzsche in der Blüte der Mannesjahre aus der Arbeit an seinem Hauptwerk heraus allem Schaffen entrissen wurde und die „Umwertung aller Werte“ unvollendet lassen musste, hinterliess er denen, die zu Hütern seines Lebenswerks berufen sind, die Aufgabe, die bereits veröffentlichten einzelnen Werke in einer würdigen Ausgabe zu vereinigen, aus den ungedruckten Entwürfen die Bausteine, die das Material zu neuen Schöpfungen bilden sollten, zu sichten und zu ordnen, endlich das Bild seines Wesens, seines Lebens und seiner Lehre in einer treuen Darstellung der Nachwelt zu überliefern.

Es ist sehr erfreulich, dass die Befürchtungen, die von vielen Seiten laut wurden, eine übergrosse Vorsicht, wenn nicht Widerwillen orthodoxer Vormünder, möchte die Vollendung dieser Aufgabe zum mindesten erschweren und verzögern, sich als grundlos erwiesen haben. Nietzsches einzige Schwester, die Wittwe des bekannten südamerikanischen Kolonistenführers Dr. Förster, begründete nämlich vor kurzem das Nietzsche-Archiv in Naumburg, wo der unglückliche Dichter des Zarathustra, der am 15. Oktober sein 50. Lebensjahr vollendete, unter der Obhut seiner Mutter leider ohne jede Hoffnung auf geistige Genesung verpflegt wird. Dies Archiv umfasst sämtliche noch vorhandne Manuskripte Nietzsches, die verschiednen Drucke seiner Werke, seine Bibliothek, die an ihn gerichteten sowie einen grossen Teil seiner eignen Briefe, endlich die meisten seine Werke betreffenden Kritiken, Essays und Bücher. Die Bearbeitung der Gesamtausgabe wurde, wie wir schon neulich mitgeteilt, Dr. Fritz Kögel und Dr. Eduard von der Hellen übertragen, eine Wahl, die man wohl eine glückliche nennen darf, da Kögel der Verfasser jenes geistreichen selbständig und geschmackvoll in Nietzsches Gedankenkreisen sich bewegenden Buches „Vox humana. Auch ein Beichtbuch“ ist, das 1892 anonym erschienen, lebhaftes Aufsehen erregte, während Dr. v. d. Hellen als Mitarbeiter der grossen Weimarer Goetheausgabe, besonders als Herausgeber der Briefbände, seine Vertrautheit mit derartigen Arbeiten erwiesen hat. Die bis jetzt vorliegenden 4 Bände des ersten Teils der Gesamtausgabe weisen einen durchweg von Fehlern gereinigten Text auf und bringen am Schlusse jeden Werkes einen kurzen Bericht über die Grundsätze der Bearbeitung sowie eine vergleichende Tabelle der Seitenzahlen in der jetzigen und den frühern Ausgaben. Die bis Jahresschluss noch erscheinenden 4 Bände, die diese Abteilung beschliessen sollen, die Aphorismensammlungen „Menschliches, Allzumenschliches“, die beiden Streitschriften gegen Wagner, von denen die eine bislang im Buchhandel nicht zu haben war, ferner Nietzsches letzte und kühnste noch von ihm selber herausgegebnen Werke, „Jenseits von Gut und Böse“, „Zur Genealogie der Moral“, „Götzendämmerung“, endlich den mit Spannung erwarteten „Antichrist“ und die bislang nur zum kleinsten Teile bekannten Gedichte des Philosophen enthalten.

Die zweite ganz dem ungedruckten Nachlass gewidmete Abteilung wird zwar weniger umfangreich sein, aber nicht minder Interessantes bringen, da sie das Bild der geistigen Entwicklung Nietzsches nach Kräften vervollständigen will. Aus der ersten schriftstellerischen Periode 1870—76 während des Baseler Aufenthalts nennen wir die „Nachträge zur Geburt der Tragödie“, die bereits im Magazin für Litteratur erschienenen Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“, „die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“, „Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“ usw.

Aus den letzten Jahren 1885—88 der schriftstellerischen Thätigkeit des Philosophen werden Nachträge und Entwürfe zu weitern Teilen des „Zarathustra“ und sehr umfangreiche Vorarbeiten zur „Umwertung aller Werte“ erscheinen. Auch diese Bände werden den hier doppelt erwünschten kritisch-philologischen Anhang aufweisen, und ein, beide Abteilungen umfassender, sorgfältiger Registerband die Benutzung der Ausgabe und Bearbeitung der Nietzscheschen Gedankenwelt erleichtern.

Die bekannte Verlagsfirma C. G. Naumann in Leipzig lässt das monumentale Werk in einer Ausstattung erscheinen, wie sie schöner noch keinem deutschen Philosophen zu teil

geworden ist. Zwei Portraits und zahlreiche Facsimile der Handschrift Nietzsches sind eine willkommene Beigabe. — In den geschmackvollen Halbsaffianbänden wird diese Ausgabe das Entzücken jedes Bibliophilen bilden. Durch den allmäligen Bezug im Wege der Subskription zu ermässigten Preisen sucht die Verlagshandlung den Erwerb allseitig zu erleichtern.

Als eine, allen Kreisen des deutschen Volkes willkommene Jubelgabe zur 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage unserer grossen Siegeskämpfe von 1870/71 wird die soeben im Verlage der Kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, erschienene Volksausgabe von des General-Feldmarschalls von Moltke Geschichte des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 begrüsst werden. Durch die grossen Vorzüge sichern Überblicks und gerechten Urteils, wie sie dem Feldmarschall vor Allen eigen sind und durch die schlichte, echt volkstümliche Darstellungsweise besitzt sein Feldzugswerk in der That einen unvergleichlichen Wert. Bekanntlich war seine ausgesprochene Absicht, als er auf Wunsch seiner Familie 1887 in der Stille seines Landsitzes Kreisau an die Abfassung dieses Geschichtswerkes ging, so zu berichten, dass ein jeder deutsche Mann, sei er Mitkämpfer und Zeitgenosse von 1870/71 oder deren Nachkomme, jenen Kriegs- und Siegesverlauf recht verstehen und sich in die Ereignisse einleben könne. Er wollte volkstümlich sein, und grossen Geistes, konnte er es. Es heisst daher nach Wunsch und Absicht des Feldmarschalls handeln, wenn nunmehr durch eine billige Ausgabe das Werk zum Gemeingute des deutschen Volkes, zum Volksbuche gemacht wird. Zum Preise von Mark 3, — für das geheftete und Mark 3,60 für das gebundene Exemplar wird Moltkes Feldzugsgeschichte, erläutert durch 12 Übersichtskärtchen der Schlachtfelder, eine Generalkarte des Kriegsschauplatzes und geschmückt mit Bildnissen der Feldherren, Allen zugänglich. Die Schlussworte des Werkes sind auch in einer Wiedergabe von Molkes eigner Handschrift angefügt.

Von dem bekannten Dresdener Litterarhistoriker Prof. Dr. Adolf Stern erscheint im Verlage von V. W. Esche, Dresden, unter dem Titel „Studien zur Litteratur der Gegenwart" eine Sammlung von 18 Essays, die Hebbel, Gustav Freytag, Sturm, Bodenstedt, Fontane, J. V. von Scheffel, Keller, Wildenbruch, Rosegger, Baumbach, Seidel, Hauptmann, Sudermann, Daudet, Ibsen, Tolstoi, Walter Besant, Viktor Rydberg, Graf Snoilsky behandeln. Das umfangreiche und äusserst splendid ausgestattete Werk enthält die Portraits sämtlicher obengenannten Poeten in Holzschnitt.

Martin Maacks Schauspiel „Eine neue Zeit", das in Lübeck zur Feier des 750jährigen Bestehens der Stadt mit grossem Erfolge in Szene gegangen, erscheint jetzt in Buchform im Verlage von Robert Claussner in Leipzig.

Von Arthur Fitger erscheint nach 15jähriger Pause eine neue Gedichtsammlung.

Reclams Universalbibliothek veröffentlicht aus Anlass der hundertsten Wiederkehr des Geburtstags Wilhelm Müllers eine handliche, mit dem Bilde des Dichters der Griechenlieder geschmückte Gesamtausgabe seiner Gedichte, zu der Kurt Müller, ein Nachkomme des berühmten Lyrikers, eine gut orientierende Einleitung geschrieben hat.

Auf der Basis der Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht ist soeben mit dem Sitz in Berlin die „Gesellschaft Deutscher Dramatiker" begründet worden. Sie bezweckt durch Theater-Aufführungen nach Art der bekannten „Freien Bühnen", durch öffentliche Vorlesungen und durch buchhändlerischen Vertrieb eine Reihe von Arbeiten ihrer Mitglieder an die Öffentlichkeit zu bringen. Ihre Ziele vertritt sie nach aussen durch eine eigne Zeitschrift „Das Deutsche Drama", deren uns vorliegende erste Nummer allerdings nur interne Vereinsfragen behandelt. In Zukunft soll sie aber auch Aufsätze und Abhandlungen, sowie eingehende Kritiken über dramatische Novitäten enthalten, welche für jeden Bühnenschriftsteller und jeden Freund des deutschen Dramas von Wert und Interesse sein dürften. Die Gesellschaft beabsichtigt sich auch an das grosse Publikum zu wenden, um im ganzen Reich sogenannte „Förderer" ihrer Bestrebungen zu gewinnen. Ein diesbezüglicher Aufruf soll uns demnächst zugehen. Der Begründer und Geschäftsführer der Gesellschaft, Schriftsteller Hans von Reinfels, Berlin N. 39, erteilt jede weitere Auskunft.

Der Verstand des plattdeutschen Verbandes hat 5 Preise von je 20 Mk. für plattdeutsche Lieder ausgesetzt. Die näheren Bestimmungen enthält Nr. 10 des Verbandsblattes. „Uns Eckboom", das gegen Einsendung einer Zehnpfennigmarke auf Wunsch übersendet wird.

Eine reizende Festgabe für alle Kunstfreunde und Thierliebhaber bietet die bekannte Münchner Verlagsanstalt vormals Friedrich Bruckmann mit dem Prachtwerke „Vom Kätzchen". Skizzen und Bilder von Julius Adam. Text von F. van Osterwyck. Wie kein anderer Künstler versteht es Julius Adam, der, ein zweiter „Katzenraphael", das Studium der Katzen zur Hauptaufgabe seines künstlerischen Schaffens gemacht hat, diese beweglichen und drolligen Tierchen in amüsanter und reizender Weise darzustellen, und es ist geradezu erstaunlich, welch einen Reichtum stets neuer Situationen und Charaktere der Meister dem scheinbar einfachen Thema des Katzenlebens abzugewinnen weiss. Seit langem erfreuen sich seine Bilder einer stets

wachsenden Beliebtheit, aber nirgends zeigt sich die glänzende Begabung des liebenswürdigen Künstlers in besserem Lichte, als bei der Fülle von Studien und Skizzen, die er für dies Buch aus seinen Mappen zur Verfügung gestellt hat und die hier zum erstenmale veröffentlicht werden. F. van Osterwycks Text plaudert in eleganter, humoristischer Form zu den reizenden Bildern und das Ganze bildet ein Werkchen, wie es in seiner feinen, luxuriösen Ausstattung nicht besser für den Weihnachtstisch einer Dame gedacht werden kann.

Diversen für die Familie bestimmten Anthologien hat die Gunst des grossen Publikums nicht gefehlt. Uns liegt heute z. B. die neunte Auflage einer von „Frauenhand" ausgewählten Sammlung lyrischer Gedichte „Das Buch der Braut" betitelt, vor. Die höchst splendide und im Allgemeinen geschmackvolle Ausstattung mit Bildern aller Art hat wohl nicht zum wenigsten dem Buche zu dieser Verbreitung verholfen. Der Inhalt umfasst das eiserne Inventur deutscher Lyrik von Goethe bis Geibel, auch einige litterarische Eintagsschmetterlinge gaukeln in diesem „Garten neuerer deutscher Dichtung". Die Frauenhand verrät sich überall in der Auswahl der Gedichte, an die Neuesten, von den Realisten ganz zu schweigen, hat sie sich nicht herangewagt.

Das Thema des Buches, Knospen, Blüten, Junge Liebe, Sehnsucht, Ehe nach bekannter Melodie bringt es mit sich, dass viel Bonbon und Zuckerwasser serviert wird. Durch eine Familienchronik am Schluss zur Eintragung wichtiger Ereignisse will sich das Werkchen ein Recht auf pietätvolle Behandlung nicht nur von Seiten der bräutlichen Empfängerinnen sichern. — Unsre Leser wissen, wie wir über den poetischen Wert von derlei Anthologien denken. Aber mit Gelegenheits- recte Verlegenheitsgeschenken pflegt man's ja nicht allzu genau zu nehmen.

Preisausschreiben der „Penaten". Das vom Verlage und der Redaktion der „Penaten" erlassene Preisausschreiben hat nach Abgabe der Stimmen des Preisrichterkollegiums, bestehend aus den Herren Prof. Dr. Anton Ohorn, Dr. Arthur Pfungst, Richard Schmidt-Cabanis, Dr. Konrad Telmann und Arno Zschuppe, folgendes Ergebniss gehabt. Es erhielt: 1. den Preis von 60 Mark für ein Märchen die Arbeit „Der König ohne Herz" (Verfasser Herr Ewald Müller in Cottbus); 2. den Preis von 50 Mark für eine mundartliche Humoreske die Arbeit „Ut mine Jungstid" (Verfasser Herr Erich Schwartz in Hamburg); 3. der Preis von 40 Mark für ein lyrisches Gedicht musste in 2 Teile geteilt werden; er wurde zugesprochen den Arbeiten „Lächelnde Sterne" (Verfasser Herr Dr. phil. Viktor Hardung in Zürich) und „Ich möchte sterben . . ." (Verfasser Herr Schriftsteller Karl Busse in Berlin).

Hermann Friedrichs hat soeben ein neues Drama „Die Erlöserin" vollendet. Dasselbe erscheint im Verlage von E. Pierson in Dresden.

Unter dem Titel „Wiener Malerinnen" giebt die Wiener Schriftstellerin Karoline Murau demnächst in E. Pierson's Verlag in Dresden ein biographisches Werk heraus, dessen Widmung Ihre K. u. K. Hoheit Frau Erzherzogin Maria Theresia huldvollst angenommen hat.

Das dreiaktige Schauspiel „Hildegard Scholl" von Bernh. Westenberger und Eug. Croissant ist von der „Freien Volksbühne" in Berlin zur Aufführung angenommen worden. Das Schauspiel behandelt einen sittlich-gesellschaftlichen Konflikt in einer Familie des Bürgerstandes.



Litterarische Zeitungsschau.

Friedrich Düsel, Jägerlatein. (Grenzboten Nr. 40 und 41. Herausgegeben von Johann Grunow, Leipzig.) Eine auf gründlichem Quellenstudium fussende flott geschriebne Arbeit über das Jägerlatein in der deutschen Lügendichtung bis auf Münchhausens Abenteuer.

Dr. Julius Schulz, Poetenschicksal. (Zukunft Herausgeber M. Harden, Berlin, Nr. 5.)

Peter Rosegger, Ein deutsches Laster. (ebenda.) Geisselt den übermässigen Biergenuss und die Trinksitten namentlich in akademischen Kreisen.

Karl Krüger, Die litterarische Karriere. (Die Kritik. Herausgeber Karl Schneidt, Berlin, Nr. 3).

Otto Plöcker, Mr. Antoine und das théâtre libre. (Das kleine Theaterjournal. Berlin, Herausgeber M. Schlesinger). 1. Nov.

Karl Th. Schultz, Das Heinedenkmal. (Ethische Kultur. Herausgeber G. v. Gizycky, Berlin). Nr. 32. (Eine wohlgeratne Apologie Heines in plattdeutscher Sprache).

Leo Berg, Das Shakespearegeheimnis. (Der Zuschauer. Herausgeber Otto Ernst und C. Brunner, Nr. 20). (Scharfe Kritik des Bormannschen Buches und Verwerfung der Baconhypothese.)

Erich Schmidt, Hans Sachs. Ein Gedenkblatt (Deutsche Rundschau. XXI. Jahrgang. Heft 2. Herausg. J. Rodenberg, Berlin).

Bernh. Suphan, Zum 10. Nov. (Ausführliche Mitteilungen über einen im Weimarer Archiv gefundnen dramatischen Entwurf Goethes „Schillers Totenfeier".) ebenda.

Alex Tille, Nietzsche als Ethiker der Entwicklung. (Zukunft Heft 5.) (Versuch einer wissenschaftlichen Begründung und Wer-

tung der moralphilosophischen Ideen Nietzsches.)

Fr. v. Jan, Ein Modell zu Goethes Stellu. Euphorion, Ztitschrift für Litt. Gesch. Herausgeber Prof. A. Sauer. Heft 3. (Luise von Ziegler, Hoffräulein der Landgräfin v. Hessen-Homburg, von Goethe und Merk unter dem Namen „Lilla" auch in Gedichten gefeiert.)

Hugo Blümner, Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten Bismarck, ebenda. (Eine treffliche Ergänzung zu des Verfassers Buch: „Der bildl. A. in den Reden d. F. B. Leipzig 1891.)

Hübbe-Schleiden, William Crookes, der experimentelle Begründer der psychischen Forschung. (Sphinx. Herausgeber Dr. Hübbe-Schleiden, XIX, Heft 104. Braunschweig, Schwetschke & Sohn 1894.



Beurteilungen.

Verse, besprochen von **Max Hoffmann-Berlin**.

I.

Es ist etwas Merkwürdiges um den Gegensatz zwischen der Prosa- und der Verssprache im Deutschen. Während der ersteren trotz mannigfacher Versuche immer noch genug Schwerfälliges anhaftet, während es ihr nur mühsam gelingt, den pedantischen Firnis der Gelehrtenstube abzustreifen, bewegt sich die letztere schon seit Jahrhunderten wie ein buntschillernder Zaubervogel zwischen Himmel und Erde und hat alle Höhen und Tiefen des Alls durchmessen. Anders als in der französischen Sprache, die sich nur in der Prosa wohlfühlt und mit Grazie bewegt, der aber im Verse immer konventionelle Bleigewichte anhaften, sind es Verse und immer wieder Verse, in denen sich deutscher Geist und deutsches Gemüt, Liebe, Freude am Trinken, Wandertrieb, Treue, Kampflust, Zweifel, Trennungsschmerz und Schwermut am reichsten offenbaren. Hier, und nicht in der deutschen Prosa, ziehen die farbenprächtigsten Naturbilder an unseren Augen vorüber, hier lacht das Kind, hier jauchzt der Jüngling und klagt das Mädchen, hier hören wir den Greis Urworte am Rande des Grabes murmeln. Es ist wie ein ewig kommender, bald sanft dahingleitender, bald wild aufschäumender Strom. Doch wehe demjenigen, der sich unkundig diesem Strome anvertraut! Denn auch hier giebt es Sandbänke, tückische Strudel und schmutzige Stellen, und bisweilen schleicht die Flut durch wüste und öde Gegenden, wo uns jammervolle Langeweile umfängt. Seien wir deshalb auf der Hut und schauen wir uns wachsam um, wenn wir uns hineinstürzen! Hoffentlich wird ein Gott auch mit uns Erbarmen haben . . .

Die Treibhaus-Lorbeeren Julius Wolffs lie sen Friedrich Wörndl nicht schlafen, und so setzte er sich hin und schrieb etwas sehr *post festum* eine Rittergeschichte in Versen: Der Hehensteinor (Dresdon u. Leipzig, E. Pierson, 1894.) Es ist der blutigste Dilettantismus, der sich hier breit macht. Die Verse sind ganz unbeholfen und entbehren nicht einer gewissen unbewussten Komik, z. B.:

Ich kenne einen Mann,
Des Leben wohl mit Freundlichkeit begann,
Und Glück er hatte in der Kindheit Tagen,
Doch sollt er auch geprüfet werden dann
Und manches harte Leid noch müssen tragen —

oder, wenn der Held in der Schlacht geschildert wird:

Zwar war ein leises Bangen
Dem Jüngling erst wohl nah,
Doch war er drauf gegangen, (!!)
Als er's von andern sah.
— — — — — — — — —
Doch, dass der Zweite weiche,
Dess hatt' er gresse Eil',
Mit einem wucht'gen Streiche
Gab dem er seinen Teil. (!)
Dann warf er auf den Rücken
Den Schild, der hindernd scheint, (!)
Und wandt' mit trutz'gen Blicken
Sich an den dritten Feind. Usw!

Wenn in dieser „Dichtung" von Zeitkolorit gar nichts zu spüren ist, so tritt P. Röllig schon anspruchsvoller auf. Er versieht seine Lukurdis, poetische Erzählung aus der Blütezeit der Schlösser Rudolsburg und Saaleck (Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1894) mit 21 gelehrten Anmerkungen; aber sein epus ist deshalb doch nicht viel eigenartiger geworden, abgesehen davon, dass der Vorwurf herzlich unbedeutend ist. Röllig und Wörndl haben übrigens beide immer noch in der dritten Person des Präsens die unbeholfene Endung et (sprenget, wehret, fasset, verharret). So spricht doch kein Mensch!

Ganz andere Beachtung als Dichter verdient schon Gustav Adolf Müller. In seinem Diamantbüchlein „des fahrenden Burschen Lieder" (Bühl, Baden, Joseph Zenker, 1895) findet sich manches Hübsche. G. A. Müller ist ein echter Lyriker, viele seiner Verse sind lieb und gut und eignen sich, besonders auch deswegen, weil sie in Bezug auf Inhalt und Ton so anspruchslos sind, gut zum Komponieren. Drei dieser Lieder sind sogar schon, wie im Text ausdrücklich hervorgehoben wird, von einem Oberlehrer komponiert worden. Man denke! — Dass das Büchlein im Aufblick zu Martin Greif herausgegeben ist, genügt, um manche Plattheiten in Ausdruck und Sprache zu begreifen. Wie philisterhaft berührt es z. B., wenn man in Erinnerung an Byrons gewaltiges Ave Maria im „Don Juan" bei Müller folgendes liesst:

Wie ist der Abend heut so schön!
Wie lieblich geht die Sonne unter!
Ich steh' auf heimatlichen Höh'n

Und schau ins traute Dorf hinunter.
Ins Ohr tönt mir ein süsser Klang,
Der mir so oft zur Seele drang.
Ave Maria!

Die Freude an hübschen Versen sinkt sofort wieder zum Schmerz bei Max Wagners „die wilde Rose. Hundert und ein Gedicht" (Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge). Max Wagner teilt uns die neue Entdeckung mit, dass im Winter Blumen von Eis am Fenster glänzen, und ein junges Mädchen singt:

Hört, hört, ich kann kochen
Zur Suppe schon Knochen
Seit Wochen.
Habt ihr heut den Braten gerochen?

Wie soll man nun den Braten riechen, wenn es Knochen waren? Max Wagner hat sich überhaupt vorgenommen, hinabzufahren in den Schacht des Mädchenherzens, aber es ist ihm schlecht dabei ergangen, denn er hat nicht viel zu Tage gefördert, und das Wenige ist Katzengold. Da heisst es:

Mir ist so leer, mir ist so voll,
Ich weiss nicht, was ich denken soll.

Oder:

Welche Woane,
Welche Lust
Birgt des Liebsten
Heldenbrust.

Oder, wahrscheinlich als Reminiscenz an den seligen Eichrodt:

Und auch der Menschen Scharen
Freuen heute sich zu Paaren.
Es sitzt im kühlen Schatten
Die Gattin bei dem Gatten. (!)
Der Jüngling zieht mit seiner Maid
Hinaus zu Lust und Fröhlichkeit.
Nur ich, ich armes Mädchen,
Ich bin so ganz allein.
Der Eine, ach, der Eine,
Er dürfte bei mir sein!

Folgende herrlichen Verse müssen noch hervorgehoben werden:

Wie woanig und wie labend
Ist dieser Sommerabend.

Oder:

Ich sank zum Bette tief ein
Und schlief ein.

Max Wagner schreckt auch nicht davor zurück, bedeutende Gedichte (seine Gedichte sind alle bedeutend!) mehrere Male zu bringen.
So steht auf Seite 6:

Die Täubchen auf dem Dache,
Die küssen sich so fein.
Ach, wer wird wohl einmal
Mein lieber Tauber sein?

und auf Seite 57:

Die Täubchen auf dem Dache,
Die küssten sich so froh.
Mein Liebster traut und ich,
Wir machen's ebenso.

Das sind doch zwei verschiedene Gedichte? Natürlich! Wer einmal in München war und das „Wer ist da? Wer ist du? Nicola!" hat singen hören, findet bei Max Wagner eine treffliche Bearbeitung dieses Liedes. Es beginnt:

Er ist da, er ist da,
Er ist wieder, wieder da!
Habt ihr's denn noch nicht vernommen?
Er ist wieder mir gekommen.
Alle Wesen freu'n sich ja.
Er ist da!
Möchte ihm entgegenfliegen,
Mich in seine Arme schmiegen,
Möchte rufen fern und nah:
Er ist da!

Schluss! Schluss! Dass Sie kein Dichter werden können, Herr Max Wagner, will ich nicht sagen; aber noch sind Sie keiner. Lassen Sie vorläufig den Wahnsinn, der bei Ihnen nicht hold ist! . . .

Gottfried Keller hat einmal geschrieben: „Es ist eine Lüge, was die litterarischen Schlafmützen behaupten, dass die Angelegenheiten des Tages keinen poetischen bleibenden Wert hätten." Auf diese Worte beruft sich **Theodor Maurer** mit seinen Zeit-Sonetten (Worms 1894, H. Kräuter'sche Buchhandlung. Julius Stern). Aber es ist ihm schlecht ergangen, und wenn der grösste Schweizer Dichter nicht selber die Wahrheit seines Wortes gezeigt hätte, so wäre durch diese fürchterlichen Sonette der Beweis erbracht, dass er mit seinem Ausspruch Unrecht hatte. Theodor Maurer scheint Ausländer zu sein, seine Ausdrucksweise erinnert verdächtig an die des weltberühmten Grafen Mikosch. Mit Vorliebe lässt er den Artikel und das Fürwort weg. Er singt z. B. von Wilhelm I.:

Galt ihm die Welt mit allen ihren Reizen
Nichts gegen Vaterland

und in einer Anmerkung heisst es:

Hatte der Reichskanzler den Sterbenden ersucht, nur sein „W" unter die betreffende Urkunde zu setzen.

Ein Sonett „Geffckens Martyrium" schliesst:

„Nahm seine Zeit er mündiger, sie's war —
Drum" — Dein Martyrium wird Klio künden —
„Mitleidvoll seine Zeit ihn ging — entmünden?"

Solcher entsetzlichen, kindischen Stammeleien finden sich in jedem Sonett!

Dem ersten Kanzler wird nachgesagt, dass er für die Litteratur seiner Zeit kein Verständnis habe. Nun, da ihm jedenfalls viel solch jammervolles Zeug zugesandt wird, kann mans ihm nicht übel nehmen, wenn er von der „Poesie" sich schaudernd abwendet. Schlimm ist es nur, dass er als höflicher Mann sich noch für eine solche Zuwendung bedanken muss (vgl. S. 23), worauf dann selbst ein Maurer sich für einen Dichter halten wird.

Aus tiefstem Herzen aufatmen kann man, wenn man nach diesem Wust „Singen und Sagen. Lieder und Gesänge von **Rudolf Götte**“ (Wuehwitz-Dresden. Max Geissler.) zur Hand nimmt. Das ist ein Dichter, der etwas kann, der Verse zu feilen und Reime zu schmieden versteht. Die leichte selbstgebaute Weise, die Gudrun-Strophe und die Spencer-Stanze, er beherrscht sie gleichmässig und weiss sie klar und klangreich vorzutragen. Leider haftet dieser Dichter noch zu sehr an der Tradition. Wenn er im „Vorwort“ sagt: „Eine aufsteigende Entwicklung unserer Litteratur wäre, mir scheint, nur möglich, wenn zugleich eine Blütezeit der epischen Dichtung anbräche,“ so ist das vielleicht richtig, aber die Stoffe dürfen doch dann nicht dem Nibelungenliede oder alten Sagen entnommen sein, sondern sie müssen den Geist unserer Zeit wiederspiegeln. Eben deshalb nimmt der Roman, gegen den sich der Verfasser wendet, in der Litteratur jetzt eine so hervorragende Stellung ein, weil dort Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut ist. Für die epische Dichtung wird hier Bürgers „Lenore“ stets ein leuchtendes Vorbild bleiben, hinter dem selbst Schillers erzählende Gedichte in dieser Beziehung zurückstehen ... Das Wort „Tollität“ für „Tollheit“ auf S. 89 ist übrigens mindestens gewagt.

Ein Dichter, der, anders als Rudolf Götte, ganz mit unserer Zeit lebt und für die Zukunft fühlt, ist **Hermann Friedrichs** in seinem Gedichtbuche „Streiflichter“. (Mit dem Bildnis des Dichters. Zürich. Verlags-Magazin J. Schabelitz. 1894.) Freilich singt er:

Zu lösen ist die grosse Frage nicht,
Die Frage der sozialen Übelstände ...

Und wohl am wenigsten durch ein Gedicht, aber er fordert, dass „der Dichter unentwegt die Brände der Wahrheit schüren soll“. Allerdings wird er dann leicht „mit seiner Zeit und mit dem Gott der Welt“ zerfallen, und das Letztere spricht sich besonders stark bei Hermann Friedrichs aus. Er glaubt nicht mehr an „ein besseres Leben“, an „ein Jenseits“ und „Gottes Vaterliebe“ und ruft:

Habt ihr der Schrecken nicht genug erfahren,
Der Greuel, die aus „Gottes Geist“ heraus
Durch die Jahrhunderte sich neu gebaren,
Der wahren Menschlichkeit zu Schreck und Graus?

Er glaubt allein an den Samen des Wissens, dessen Baum einst „den faulen Wunderbaum der Glaubenszunft“ hoch überragen wird. Es weht durch diese Verse ein starker männlicher Hass gegen die Pfaffen und das hohle Dogma. Er klopft dem „heiligen Rock“ mit satirischen Schlägen die Motten aus und sagt seinem Sohn:

Der Wahrheit Licht brennt nicht in Kirchenhallen,
Nicht an der Kaiser, an der Kön'ge Thron,
Und nimmer wird's vom Himmelszelte fallen ...

Wer aber die gesamte freie Gedankenwelt des Dichters kennen lernen will, lese in diesem Buche die grossartige „Bergpredigt“. So gehört Hermann Friedrichs zu jenen begeisterungsfähigen Menschen, die an die Zukunft glauben und denen aus dem Dunkel der Gegenwart die hellen Sterne einer schöneren Zeit entgegenleuchten.

Nachdem wir aus der Tiefe bis zu dieser Höhe mit dem weiten Ausblick gelangt sind, sei hier eine nervenstärkende Rast gemacht.

Neue Dramen.

Besprochen von **Otto Ploecker-Berlin.**

Wenn sich unter acht zur Besprechung vorliegenden Dramen drei befinden, die litterarisch ernst zu nehmen sind, so kann man bei der notorischen Überproduktion dramatischer Erzeugnisse vollauf zufrieden sein. Sind aber, wie heute, gar sieben darunter, die von wirklichen Talenten herrühren, so kann man höchstens bedauern, dass aus diesem Reichtum an litteraturfähigen Bühnendichtungen die stehenden Theater so wenig Nutzen ziehen. Aber da liegt's: die Theater verlieren mehr und mehr die Berechtigung, sich als Kunstinstitute auszugeben, erniedrigen sich immer mehr vor einem Publikum, das in den seltensten Fällen noch wirklichen Kunstsinn und ein naives Verständnis für dramatische Eigenart mitbringt, und die stärksten, talentvollsten unter den jüngeren Dramatikern schaffen noch immer, wie in den ersten Zeiten des „Kampfes um die neue Dichtung“, im Hinblick auf ein Zukunftstheater, ein ideales Publikum, das da kommen soll, oder gehen dem äusseren Erfolg zu Liebe einen Kompromiss mit den herrschenden Theaterverhältnissen ein, der stets zum Schaden der Kunst ausfällt. Geniale Vollblutdramatiker, die ohne eine Faser ihrer Eigenart aufzugeben, die träge und flache Masse im Sturm erobern, sind völlig vereinzelt. Die Kluft zwischen Drama und Theater, Theater und Leben ist noch nicht überbrückt, wenn sie auch nicht mehr gar so abgrundtief und unausfüllbar erscheint wie noch vor wenigen Jahren. Die Arbeit der „Freien Bühnen“ ist doch nicht ganz erfolglos geblieben. Immerhin bleibt es erstaunlich, dass eine Arbeit wie das dreiaktige Schauspiel „Lussuline“ von G. Bolle (Berlin F. Fontane & Co.) ganze vier Auflagen erleben konnte. Es ist ein Dilettantenmachwerk der schlimmsten Sorte, von einer Kindlichkeit der Auffassung, einer Unbeholfenheit in Sprache und Technik, die wahrhaft erheiternd wirkt. Das ganze Ding liest sich wie eine Parodie auf moderne soziale Dramen und ist doch so blutig ernst gemeint! Von den „handelnden Personen“ des Stückes ist keine einzige nur halbwegs glaubhaft charakterisiert; Motivierung der Vorgänge darf man von Herrn Bolle schon gar nicht verlangen. Aber das lustige Schauspiel scheint eine sogenannte „gesunde Tendenz“ zu haben. Die Unhaltbarkeit sozialistischer Utopien soll

ad oculos demonstriert werden. Es scheint wenigstens so. Nur schade, dass des Verfassers Verständnis für die Strömungen der Zeit womöglich noch geringer ist als sein Respekt vor der Kunstform des Dramas.

Ebenfalls dem sozialen Leben der Gegenwart entnommen ist der Stoff von Rudolf Lethars „Rausch“ (Dresden, Leipzig. E. Piersons Verlag.) Das Drama zeichnet sich vor dem zuerst erwähnten Stücke durch eigenartige poetische Anschauung und eine gewählte, stellenweise auch wirklich dramatische Sprache aus. Mehr als einmal artet die gedankenreiche Diktion allerdings in hohles Pathos aus, wirkt die überidealistische Zeichnung der verwandten Charaktere, zumal des Helden, einfach lächerlich. Wenn man Menschen der Gegenwart in ihren sozialen und psychologischen Konflikten auf die Bühne stellen will, darf man sie nicht auf hohem Kothurn einherschreiten lassen. Das Natürliche darf dem Erhabenen nicht zum Opfer fallen. Ausserdem kommen die Personen des Dramas vor lauter Reflexien fast nirgends zur wirklichen Äusserung ihrer Eigenart, über all seinen übrigens wenig originellen Sentenzen und Ideen hat der Dichter Menschen und Handlung vergessen. — Der Einfluss Ibsens und der des naturalistischen Prinzips hat eine ganze Reihe jüngerer Dramatiker dazu geführt, nach der entgegengesetzten Richtung übers Ziel hinauszuschiessen. Die Sprache ihrer Dramen ist der des wirklichen Lebens mit peinlichster Sorgfalt nachgebildet, die auftretenden Personen reden so natürlich wie nur irgend möglich, aber es fehlt ihnen die drangvolle Befangenheit dramatischer Charaktere, die Wucht spontaner Lebensäusserung, und selbst in ihren schwersten Konflikten bleiben sie uns gleichgültig und unverständlich. Am meisten gilt dies von dem Drama in drei Aufzügen „Drei“ von Max Dreyer (Berlin. S. Fischer). Dreyer hat jüngst in der Sammlung „Neuland“ eine Tagebuchnovelle „Hunger“ veröffentlicht, die von echtestem dramatischen Leben erfüllt war. Wie kommt es nur, dass sein Drama dasselbe so sehr vermissen lässt? Warum wird hier aller Gefühlsinhalt, alles Wollen und Werden der redenden Personen — denn zum wirklichen Handeln kommen sie natürlich wieder erst ganz am Schlusse — so völlig überwuchert und erstickt von einer pedantisch kopierten, im Grunde äusserst belanglosen und langweiligen Werkeltagssprache, die zur erschöpfenden und packenden Ausgestaltung dramatischer Konflikte nun einmal nicht ausreicht? Wenn ein Genie wie Gerhard Hauptmann trotz dieses breiten, an sich undramatischen Ausdrucksmittels dramatische Wirkung erzielt hat, so ist das doch noch lange kein Grund, dieses Prinzip eines Einzelnen zur allgemein bindenden Norm zu erheben. Für weitaus die meisten wird die naturalistische Technik, so segensreich sie auf die Weiterbildung der Form auch gewirkt haben mag, gar leicht zur drückenden Fessel werden. Bei einem, auf den man vor zwei, drei Jahre grosse Hoffnungen gesetzt hat, bei Otto Erich Hartleben, scheint sich dieser Druck schon recht unangenehm bemerkbar gemacht zu haben. Sowohl in seinem neuesten Schauspiel „Ein Ehrenwort“ wie in seiner vorher erschienenen köstlichen Satire „Die Erziehung zur Ehe“ (Berlin, S. Fischer) sucht er, vorläufig allerdings noch ganz schüchtern, der bösen Doktrin der „Konsequentesten“ zu Gunsten einer frischeren Belebung des Dialogs ein Schnippchen zu schlagen. Allerdings passiert es ihm da auch ab und zu, vor allem in seinem „Ehrenwert“ — dies sein erstes Schauspiel ist ihm überhaupt, wohl wegen seiner ausgesprochenen Begabung zum „Komödienschreiber“, weniger gelungen — dass er in ein gewisses redseliges Alltagspathos verfällt, das sich gerade bei ihm seltsam genug ausnimmt. Ganz vortrefflich ist ihm dagegen die Verspottung jener prüden Scheinmoral, die in Berlin W so gut zu finden ist wie in Ludwigswalde oder Neutemischel, in der „Erziehung zur Ehe“ gelungen. Jammerschade, dass man das reizende Werkchen nicht auch auf der Bühne sehen kann!

Ferner dem landläufigen Naturalismus, aber um so mehr unter dem Banne Henrik Ibsens stehend erscheint Wilhelm Weigand, dessen Einakter „Der Vater“ (München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung) im Übrigen, als psychologische Studie betrachtet, eine sehr respektable Leistung ist, die sich getrost neben Strindbergs „Gläubigern“, vor denen sie ausserdem eine weit natürlichere Sprache voraushat, sehen lassen kann. — Weit mehr noch als alle diese Dramen ist das neue Schauspiel von Julius Schaumberger „Die neue Ehe“ (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto) den Anforderungen der realen Bühne angepasst, ohne deshalb an litterarischem Werte oder an psychologischer Vertiefung etwas einzubüssen. Es ist wie die „Freude“ und „Ein pietätloser Mensch“ ein Künstlerdrama und kann als eine Fortsetzung zumal des letztgenannten hochdramatischen Einakters angesehen werden. Das nervöse Temperament, die drangvolle Kampfnatur des Dichters hat auch hier Charaktere voller Leben und Leidenschaft, Kontraste von echt dramatischer Schärfe geschaffen. Hoffentlich lenkt ihn ein günstiger Zufall recht bald auf einen Stoff, bei dem er sein starkes Können in noch freierer Objektivität verwerten kann. — Wie ein schillernder Eisvogel in einer Hecke graugelber Sperlinge nimmt sich unter diesen ganz aus dem modernen Leben hervorgewachsenen Dramen die in ihrer Schlichtheit so ergreifende dramatische Dichtung „Königskinder“ von Ernst Rosmer (Berlin, S. Fischer) aus. Das ist wirklich wieder einmal ein deutsches Märchen voll reinster Poesie und zartester Naivetät, in seiner rührenden Einfachheit an Humperdinks „Hänsel und Gretel“ gemahnend und doch sinnig durchwebt von einer so wundersamen Symbolik, wie sie nur eine wahre, fein

empfindende Poetennatur zum Ausdruck bringen konnte. Die bekannte Münchener Dichterin hat mit diesem reizvollen Werke ihrer künstlerischen Entwicklung eine Richtung gegeben, die sehr bald schon den Kreis ihrer Verehrer um ein Bedeutendes erweitern wird. Die vielseitige Gestaltungskraft Ernst Rosmers — man vergleiche nur „Wir drei" mit diesen „Königskindern" — berechtigt zu den kühnsten Erwartungen.

Neue Romane.

Besprochen von **Oscar Mysing-Berlin.**

Ida Boy-Ed, Werde zum Weib. 2 Bände. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Es fällt der Kritik schwer, diesem Werke der bekannten und begabten Verfasserin gegenüber Stellung zu nehmen, wenn sie ihre Aufgabe ernst nehmen will. Der Roman hat in so hervorragendem Maasse alle Fehler und Schwächen seines Genres, dass man in ihm den Typus des deutschen Familienromans — und zwar noch in einem seiner besten Vertreter — festnageln könnte. Er ist vor allem ohne alle Spannung, nicht einmal unterhaltend im gewöhnlichen Sinne. Die Technik des Erzählens ist eine sehr primitive — das lange Hinziehen der Entwicklung der Handlung überstürzt sich schliesslich in den verschiedenen Schlusskatastrophen, die zeitlich und örtlich zusammenfallen — die Verteilung des Stoffes ist also eine unrichtige. Die Sprache ist so, wie sie niemals Menschen in ähnlichen Situationen sprechen — was man bekanntlich im Deutschen „gewählt" nennt. Pg. 141 Bd. I sagt die Wirtschafterin oder Dienerin, indem sie ihre Herrin anredet: „aber auch sonst war Ihr Kommen nötig". Besonders im Stil herrscht weder Farbe, noch Leben, noch Natürlichkeit. — Ich wiederhole, dies alles sind nicht eigentlich Fehler der Schriftstellerin, sondern ihres Genres. Dass die Schriftstellerin es ernst nimmt mit ihren Problemen, ja, dass sie überhaupt solche hat, ist an sich schon sehr bemerkenswert — und Frau Ida Boy-Ed hat stets zu den „gens sérieuses" gehört, wie die Franzosen sagen. Es handelt sich in diesem Roman um die „Veredelung", wenn ich mich so ausdrücken darf, eines blasierten jungen Mädchens, Manuela Alling, der eleganten und reichen Sphäre von Berlin W. angehörig. Diese Veredelung geschieht durch die Liebe zu dem Regierungsassessor Hesberg, in den sich gleichzeitig die dritte Hauptfigur des Romans, die Schriftstellerin Marie Luise Sundbach, verliebt. Letztere geht im Laufe des zweiten Bandes an verschiedenen Konflikten, die, wie schon erwähnt, etwas zu sehr gehäuft sind, zu Grunde und Manuela Illing heiratet den geliebten Mann, nachdem sie ihrer bisherigen korrupten Fin-de-siècle-Anschauung, die dem Assessor im Grunde zuwider ist, Abkehr geschworen hat.

Man sieht, das Problem ist da, und es könnte sogar ganz interessant sein — indessen, um dergleichen zu schreiben, ist eine Vertiefung und eine Konsequenz nötig, die im Rahmen eines deutschen Familienromans gar nicht möglich ist, und die vielleicht über das Können der Schriftstellerin hinausgeht. Manuela Alling z. B., die uns als so blasiert, skeptisch und über alles erhaben geschildert wird, benimmt sich wie ein kleiner, unerfahrener Backfisch, als sie zum ersten Mal allein auf der Eisenbahn in die Welt hinausfährt — man denke sich, von Berlin nach Wannsee. Eugen Hesberg, der offenbar als das Ideal eines Mannes hingestellt werden soll, wirkt mit seiner steten Korrektheit, deren Ideal doch schliesslich die einfach philiströse Beamtenexistenz ist, nicht bloss langweilig, sondern auch im höheren Sinne sittlich anzulänglich. Darin täuscht sich nämlich die Schriftstellerin, wenn sie glaubt, dass derartige Naturen, deren ganzer Horizont von der Berufsarbeit und vom Alltagsleben ausgefüllt wird, allen Konflikten des Lebens gewachsen sind. Dass eine Figur wie Eugen Hesberg in seiner „edlen Männlichkeit" das Ideal des weiblichen Lesepöbels in Deutschland bildet, ist ebenfalls sicher — für mich ist daran nur ersichtlich, dass die Schriftstellerin Frauencharaktere unendlich besser zu zeichnen versteht, als Männer.

Über den Stil ist schon oben bemerkt. Der deutsche Leser stellt zwar an den Roman und an seine Kunstform noch gar keine Ansprüche — man hat ja seiner Zeit sogar die Schlafpulver von Ebers interessant und geistreich gefunden — aber etwas mehr Lebendigkeit und Farbe hätten wir Frau Boy-Ed doch gewünscht. Man redet im Salon nicht wie auf dem Katheder, und auf der Strasse nicht wie im Salon. Das Buch ist in seiner Art typisch. Um interessant zu sein, fehlt ihm das Individuelle. **O. M.**

Rud. von Gottschall, Eine Dichterliebe. 1894. Karl Reissner, Leipzig u. Dresden.

Herr von Gottschall, der s. Z. bewiesen hat, dass er so ausgezeichnet historische Stoffe zu behandeln vermag — wie z. B. in Pitt und Fox, und in der Papierprinzessin — hat mit dieser Erzählung keinen glücklichen Griff gethan. Sie behandelt die vorübergehende und (wenigstens ziemlich) platonische Leidenschaft Schillers für das sächsische Hoffräulein Henriette von Arnim im Jahre 1786 in Dresden. Es wäre unmöglich sich für diese Erzählung zu interessieren, wenn eben nicht der Name Schiller darin verkäme. Die Gabe spannender Erfindung und lebendigen Stils fehlt durchaus — die „historischen" Personen, die darin vorkommen, wie Körner, Huber, Dora Stock sind rein schematisch, so zu sagen nach der Litteraturgeschichte charakterisiert. Es liegt Professorenluft über dem Ganzen und besonders über der Sprache, die konventionell, schwerfällig, auch keine Spur von der geistreichen Rococo-Atmosphäre jener Tage aufweist. Die Charakteristik des Dichters selbst bietet weder etwas Neues, noch ist sie irgendwie vertieft — Schiller müsste noch damals (in seinem 27. Jahre!) ein merk-

würdiges Gemisch von reflektierter Begeisterungsfähigkeit und von starker Weltunerfahrenheit gewesen sein, wenn er in allem so geredet und gehandelt hätte, wie der Verfasser ihm zuschreibt. Als litterarhistorisches Feuilleton hätte sich die Arbeit nicht übel gemacht — — eine dichterische Probe ist sie nicht.

Stanislaus Przybyszewski, Vigilien. G. Fischer, Berlin 1895.

Am besten wird dies Werkchen charakterisiert mit den Worten des Verfassers selbst, mit denen er das Weib anredet: „Du, zersiebt, zerflockt, verfasert in tausend Stimmungen, in tausend träufelnde Gefühle —“ das ist nämlich das Thema des Ganzen — es sind Gedichte, die auffällig in Prosa geschrieben sind, und bis jetzt ist bei dem Verfasser nur die rein lyrische Begabung zu konstatieren. Entgegen dem Brauche aller löblichen deutschen Zunftkritik werde ich mich zunächst und haupt-ächlich mit Form, mit dieser Prosa beschäftigen. Seit 6 oder 7 Jahren haben wir in Deutschland eine neue Sprache der Poesie — ob diese nun in Versen oder in Prosa geschrieben ist — eine Sprache, die sich hauptsächlich durch Farbenreichtum, Nervosität, unendliche Nüancierung der Seelenempfindungen charakterisiert. Bleibtreu, Hauptmann, Bierbaum sind gute Beispiele dieses neuen Stils — Hermann Bahr ist die Karrikatur desselben. Przybyszewsky steht ungefähr in der Mitte, obwohl seine Sprache oft mehr zur Karrikatur neigt, als er selbst weiss. Er hat alle Kennzeichen dieser modernen nach an Nietzsche geschulten Manier — er hackt die Sätze vollständig auseinander (vgl. Nietzsche's: Tod der Periode!), häuft 3—4 Adjektive als Attribut, wiederholt unaufhörlich das Subjekt, und wendet die Inversion viel häufiger an, als gestattet ist. Zu welchen Konsequenzen das führt, kann man an diesem Schrift-teller am besten sehen. Der Stil, der pathetisch und malerisch sein soll, wird bald entweder unglaublich legère oder unglaublich banal. Dies führt bis zur Unverständlichkeit. Z. B. pag. 8 heisst es: „Mein Kopf wurde schwer, das Eigenlicht wurde zu glänzenden Feuerschlangen.“ Das ist Nonsens. Pag. 17 steht: „Paar struppige Weiden mit vertrackneten Ästen stehn am Bach“. Der Autor fühlt sich offenbar über den Artikel erhaben. An einer andern Stelle sagt er: „Meine Stimme wollte umkippen“. Dergleichen kann man allenfalls in einer Berliner Gerichtsverhandlung lesen. Pag. 20 „wiehert der Dezemberwind“. Das ist als Bild lächerlich und unrichtig. Desgleichen, wenn er schreibt: „Ich fühlte mich unschuldig meiner Zukunft,“ so ist das überhaupt kein Deutsch. Man halte diese Anführungen nicht für formalistische Pedanterie. Es wird bei uns in Deutschland in der Litteratur mehr wie anderswo Form und Sprache missachtet. Und besonders bei der heutigen Nietzsche-Genialthuerei bildet man sich zu leicht ein, in der Grammatik sei ebenfalls die Anarchie das beste. Es giebt in dem Buche auch Stellen, wo die Empfindungsmalerei des Herrn Przybyszewsky sehr packend und sogar treffend ist, s. B. pag. 32 Abschnitt V. Überhaupt steckt in diesen Vigilien eine ganz anerkennenswerte Menge dichterischer Anschaulichkeit, aber all diese zerrissenen Phantasien — denn weiter ist das Buch nichts — sind zu wenig gesondert, zu sehr von dem ersten Eindruck copiert. Man muss nämlich Phantasien auch sondern, Herr Przybyszewsky! Man muss sie nicht blos künstlerisch, sondern sogar logisch verarbeiten — es giebt auch in der Sprache den uralten Gegensatz zwischen Marmorblock und Marmorstatue.

Einen eigentlichen Inhalt hat das Buch nicht. Es sind Vigilien an die Geliebte, eine bisweilen ganz interessante Mischung von exotischer Brunst und religiöser Mystik, was heute viel Zukunft hat. Sobald der Schriftsteller feste, bestimmte Eindrücke zu geben versucht, versagt er vollständig. Trotzdem ist das Buch eine Probe von Talent. **O. N.**

Rob Misch, Der Irrweg. Berlin 1895, Verlag des bibliogr. Bureaus.

Dies Buch ist das Muster eines Dilettantenromans, die Arbeit eines Geistes ohne all und jede litterarische Begabung. Der Inhalt des Romans, dessen Held ein angeblicher Münchener Künstler ist, besteht aus mehreren vollständig uninteressanten Liebesgeschichten, bei der man ruhig die Paare vertauschen könnte, ohne dass die Sache wesentlich anders lautete. Der Held ist ein wahrer Typus einer vollständig verwaschenen zusammenhanglosen Charakteristik, die von den einfachsten Gesetzen der Kunst keine Ahnung hat — die Heldin nimmt ihn auch deshalb nicht anfangs, weil er in ihren Augen kein ganzer Mann, kein vollbürtiger Künstler ist — am Schluss heiraten sie sich aber doch, obwohl dener in der Thut eingesehen hat, dass es mit seiner Kunst nichts ist, und er daher Kunsthändler geworden ist.

Das alles ist in einem Stil erzählt, der auf einer ganz primitiven Stufe steht — der Verfasser hat keine Ahnung von der Kunst des Erzählens, weder von der Verteilung des Dialogs noch von der richtigen Gruppierung der Ereignisse oder von der geschickten Anbringung von Schilderungen und Stimmungen — in allem zeigt sich der vollständigste Dilettant.

Es lohnte sich nicht auf den Roman näher einzugehen, wenn er nicht eben der typische Vertreter jener Art wäre, die sich einbildet, weil man vielleicht einen guten Aufsatz schreiben kann, könne man auch Romane schreiben. **O. N.**

J. Niemann, Die Schicksale einer Trennung. C. Reissner, Dresden und Leipzig.

Dies Buch, das in der ostpreussischen Heimat der Verfasserin spielt, behandelt die Herzenskämpfe eines Predigers und seiner Frau, die sich immer mehr durch eine verschiedene

Auffassung der Lehre, die er predigt, getrennt fühlen und daher schliesslich auseinandergehen. Die Verfasserin zeigt hier die Vertrautheit mit philosophischen und religiösen Problemen, die man schon in ihren früheren Arbeiten bemerken konnte. Von den Gestalten ist am besten die Figur der Frau Luise gelungen, in die die Verfasserin offenbar Eigenes hineingetragen hat. Der Stil der Erzählung leidet an einer gewissen Schwerfälligkeit und Ungelenkheit — man empfindet heute diese breite Art zu schreiben und zu schildern zu sehr als alte Schule und könnte der Arbeit etwas mehr Farbe und Präcision wünschen.

Berlin. Oscar Mysing

Karl Rosner, Gefühle. Leipzig, 1894. Wilh. Friedrich.

„Ein rieselnder, blumenüberdufteter Waldquell, in den ein bischen Schnupftendreck und Grisettensalböl gefallen". So schrieb M. G. Conrad über Rosners erstes Buch, und damit ist das Urteil eigentlich auch erschöpft. Er spielt in übermütiger, koketter Laune mit der Décadence, die die andern alle so furchtbar ernst nehmen, auch bei ihm treffen wir die bekannten müden, wunschlosen Augen der „Überfeinen", all den überreizten, heimlichen Nervenkitzel und die sonstigen, unentbehrlichen Mittelchen das fin-de-siècle-Rummels, aber aus jeder der von ihm „psychopathische Fälle" genannten novellistischen Studien hörte ich noch ein feines, ironisches Stimmchen kichern: „Glaubt mir doch nicht, mir ist gar nicht so zumute, wie ich mich stelle!" Man kann sich daher recht gut dabei unterhalten und ihn liebenswürdig und reizend finden, wenn er sich auch sonst etwas mehr zusammennehmen und seine schlotterige Sprache etwas feiner hätte ausfeilen können. Es gibt doch noch Leute, die einen fertigen Satz für geschmackvoller halten als einen mühelos hingeworfenen Stilbrocken, der dann jedenfalls als ein Zeichen von Genie gelten soll. Aber sonst, wenn er wiederkommt, soll er uns willkommen sein, vielleicht hat er seine Art bis dahin mehr ausgebildet. Also auf Wiedersehen!

Linz a. d. Donau. Hugo Greinz.

Firdosis Königsbuch (Schahname) übersetzt von **Friedrich Rückert**. Aus dem Nachlass. Herausgegeben von E. A. Bayer. Sage I—XIII und XV—XIX. Berlin. Georg Reimer, 1890—1894.

Zwei Meister deutscher Übersetzungskunst, Friedrich Rückert und Graf Schack haben sich an einer Übersetzung des persischen Riesenepos des Firdosi versucht. Beide haben von den 60000 Doppelzeilen des Originals freilich nur eine Auswahl verdeutscht: Schack in den Heldensagen des Firdusi eine Reihe der schönsten Episoden, Rückert anfänglich in seinem „Rostem und Suhrub", die berühmteste des ganzen Epos. Der Altmeister hatte freilich den Plan womöglich das ganze Werk zu übersetzen, und in Rückerts Nachlass auf der Berliner Bibliothek fanden sich in der That die umfangreichen Bruchstücke vor, die jetzt Dr. Bayer unter Aufwand vieler Mühe, die Rückerts schwer lesbare flüchtige Schrift und das Durcheinander der Papiere verursachte, mit Unterstützung der deutschen Morgenländischen Gesellschaft herausgegeben hat. Ein Vergleich der Rückertschen und Schackschen Arbeit liegt um so näher, als beide Dichter an ihren Schahname-Verdeutschungen gegenseitig scharfe Kritik geübt haben. Der Graf tadelte den Neusesser Poeten ob der unpoetischen Treue seiner Übersetzung und Rückert warf seinem Kollegen allzu grosse Freiheiten der Versbehandlung vor. Schacks Übersetzung liest sich bedeutend ungezwungener und glatter, bei Rückert merkt man oft, dass die letzte Feile noch fehlt, aber manches in seiner Verdeutschung ist wieder urwüchsiger, volkstümlicher und kraftvoller. Da nun Rückerts Arbeit eine Menge von Schack mit Unrecht übergangener Episoden bietet, werden diejenigen, die das orientalische Gegenstück zur Iliade und den Nibelungen gründlich kennen lernen wollen, nicht übel fahren, wenn sie Rückerts Werk zur Hand nehmen, das Bayer mit einer gut orientierenden Einleitung über das Leben des Firdusi versehen hat.

Berlin. Heinrich Stümcke.

Benno Rüttenauer, Zeitiges und Streitiges. Ein litterarisches Skizzenbuch. Heidelberg 1895, Verlag von Georg Weiss.

Wer Rüttenauer als Dichter aus seinem „Siebenschön", seinem „kleinen Bolland" und seinen „modernen Geschichten" kennen gelernt hat, darf in diesen zehn gesammelten Essays und Skizzen etwas durchaus selbständiges, etwas von dem Schlendrian moderner Kritik und modernen Urteils abweichendes erwarten. Nun, der Leser wird in seinen Erwartungen nicht betrogen. Nicht mit Unrecht hat Rüttenauer seinem prächtigen Buche deshalb die trefflichen, gar zu wenig beachteten Worte des französischen Dichters und Kritikers Jules Lemaître vorangestellt: „Meine lieben Freunde, lasst uns Duldsamkeit üben in der Litteratur. Und mögen die Jungen, die zwischen zwanzig und dreissig Jahren, nicht allzu rasch diejenigen als litterarische Schwachköpfe verurteilen, die zwanzig Jahre früher gestrebt und gerungen haben. Aber auch wir Alten müssen duldsam gegen die Jungen sein. Wir müssen anerkennen, was in ihren Übertreibungen an Selbstlosigkeit und Grossherzigkeit enthalten sein kann. Hüten wir uns davor, dass eine gewisse Geistesträgheit oder eine noch viel schlimmere Feigheit uns blind und engherzig mache. Wir müssen es uns abgewöhnen, jeden als einen dummen Jungen oder gar als einen Feind zu betrachten, der das

Schöne nicht in gleicher Weise versteht und empfindet wie wir selbst, das Schöne, über dessen Definition die Philosophen seit 2400 Jahren noch nicht einig geworden sind ..." Wahrlich, ein schönes Wort für alle Kritiker, ein Wort, das verdiente, mit Goldlettern über jedem Schreibtische derselben angebracht zu werden; vielleicht machen die hochehrwürdigen „Grenzboten" den Anfang mit der Beherzigung dieses Ausspruches. Es würde vieles besser aussehen in unserer zeitgenössischen Litteratur.

Rüttenauer gehört auch zu den Männern, die für die Betrachtung des Schönen eben eine andere Brille aufgesetzt haben, als unsere meisten Zopfästhetiker. Ob seine Gläser an kristallhelle und Schärfe etwas zu wünschen übrig lassen, mag jeder Leser selbst beurteilen. Sein Urteil ist ein durchaus selbständiges und tiefgründiges. Er urteilt nicht nur mit seinem scharfen Verstande, sondern mit seinem Herzen zugleich, er urteilt als satirischer Kritiker und zugleich als Dichter, dem es tief ins Herz gegraben ist: „Das höchste ist die Schönheit". Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle an den einzelnen Aufsätzen dieses nachweisen, — ich möchte auch dem Leser gern etwas überlassen. Aber man braucht nur die kritischen Würdigungen der Dichtercharaktere Ibsens und Saars in dem Buche zu lesen, um zu erfahren, dass Rüttenauer man den bedeutendsten psychologischen Kritikern unserer Tage getrost an die Seite stellen darf. Freilich, wer nicht selbst eine tiefe Kenntnis des Menschenherzens und seiner Leidenschaften besitzt, wird auch Rüttenauer kaum gerecht werden können, denn das ist die Voraussetzung für das Verständnis dieser Skizzen. Mag man auch nicht allen Gedankengängen und Urteilen Rüttenauers zustimmen, immer aber weiss er durch die kraftvolle, eigene Darstellung zu fesseln. Welche Fülle beherzigenswerter Gedanken finden sich nicht in der kurzen Einleitung zu dem Essay „Drei Kampf-Romane" oder in dem Aufsatze „Max Nordau, eine Posaune des Gerichtes". „Deutsche Hiebe" glaubte Jordan auf die Realisten, Pessimisten und sonstige „Isten" niederschmettern zu können, deutsche Hiebe sind es, mit denen Rüttenauer dieses ebenso thörichte, wie nicht ernst zu nehmende Vorhaben zurückweist. Rüttenauer neuestes Werk wird hoffentlich die grösste Beachtung finden, in allen Lagern. Je mehr man sich darum in die Haare gerät, desto eher werden Jules Lemaitres Worte beachtet und Wahrheit werden.

Hamburg. **Georg von Berry.**

Wilhelm Weigand, Das Elend der Kritik. München, Verlag von Hermann Lukaschik.

Der Titel ist geeignet, den Leser im ersten Augenblick irre zu führen. Nicht das Elend der zeitgenössischen Kritik, wie sie von Unfähigen oder Übelwollenden gehandhabt wird, will Weigand wie unzählige Andere vor ihm, verführen und beklagen, sondern die Mängel, die im tiefsten Wesen jeder künstlerischen Kritik überhaupt begründet sind, demonstrieren. Dass er über unsere deutsche zeitgenössische Kritik in ein paar Sätzen den Stab bricht, sie, „von einigen Ausnahmen abgesehen, als ohnmächtig, unfruchtbar, ohne Tiefe, ohne Achtung, ohne Einfluss" charakterisiert, ist eigentlich selbstverständlich bei einem Manne, der als abgesagter Feind jeder Dogmatik auch vor anerkannten Grössen des kritischen Areopags, wie es ein Sainte-Beuve, Sarcey und Hippolyte Taine in den Augen der meisten Kunstfreunde sind, negierenden Zweifel an der Richtigkeit der Theorien und Methode dieser Männer nicht unterdrücken kann. An Sainte-Beuve will Weigand zeigen, wie „ein hervorragender Mann von Geschmack, mit feinen Sinnen, bewährter Klugheit und einem begreiflichen Stolz auf die Vergangenheit seiner Nation sich verhalten wird, wenn er, nachdem er seinen Geist an den trefflichsten Werken geschult und gebildet, in ein Zeitalter gerät, das die Naturwissenschaft vergöttert und von ihr alles Heil erhofft". Weigand entwirft in kurzen Strichen ein Bild des geistreichen und ungemein belesnen oft boshaften und weiblich empfindenden Altmeisters der französischen Kritik und wendet sich dann der Betrachtung seines grossen Nachfolgers Taine zu, dessen Methode an der Hand seiner Hauptwerke zergliedernd und kritisch beleuchtend. Als Resultat ergiebt sich: Sainte-Beuve der Moralist suchte bei einem Menschen zunächst die vorherrschende Leidenschaft, Taine, der Schüler Hegels, sucht die faculté maitresse. Die Quintessenz der berühmten Taine'schen Methode bildet das Studium der 3 forces primordiales, die Rasse, der Zeitpunkt und das Milieu. An dies vielgebrauchte Schlagwort anknüpfend, betont W. mit Recht, dass Zola und seine Schule irrtümlich Taine als den gelehrten Vorkämpfer des Naturalismus in Beschlag nehmen möchten, dass zwar die Tainesche Aesthetik die Naturalisten beherrscht, aber dass selbst Zolas bekannte Definition des Kunstwerks: Une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un temperament der schöpferischen Persönlichkeit weiten Spielraum lässt. Nach Taine soll ein Kunstwerk statt blossen Abklatsch der Natur zu bieten, „vielmehr einen wesentlichen oder hervorspringenden Charakterzug eines Dinges, folglich eine bedeutsame Idee klarer und vollständiger offenbaren als es die wirklichen Dinge thun". Eine Art Willkür gegenüber der Natur ist dem Künstler mithin gestattet. Auch Weigand verwirft den konsequenten Naturalismus und rekapituliert die neuerdings häufig vorgebrachten Einwände, dass das Kunstwerk nie Natur sein könne, weil es ein Zurechtmachen und Ordnen der Thatsachen erheische, die vor aller Augen liegen und die eben auf jeden einen andern Eindruck machen. — Die dürftigen Bemerkungen und paar Citate aus Hebbel und Otto Ludwig, sowie den nebensächlichen Excurs über das Tragische hätten wir gern entbehrt. Der Riesenstoff, der in Hebbels dickleibigen

Tagebuch- und Briefbänden und in Ludwigs erst jüngst uns Licht getretenen kritischen Studien des Bearbeiters harrt, erheischt zum mindesten eine ebenso liebevolle Vertiefung wie die Offenbarungen Sainte-Beuves und Taines. Freilich auch an den beiden deutschen Dichterphilosophen findet Weigand nur einen neuen Beweis für seine These, „dass das tiefste Elend der Kritik darin besteht, dass sie einem menschlichen Grundbedürfnis zufolge immer wieder in Dogmatismus verfällt“. Quod erat demonstrandum. Dieser Vorwurf, den Weigand mancher Taineschen Beweisführung macht, gilt auch für sein Buch. An dem liebenswürdigen Skeptiker Sainte-Beuve und an dem starren Analytiker Taine, der jeden Menschen und jedes Buch auf 3 Seiten zergliedern und diese 3 Seiten in 3 Zeilen zusammenfassen zu können glaubte, wollte Weigand nur das Elend aller Kritik recht sichtbar vor Augen führen. Einen Ausweg weiss er nicht. „Vielleicht die grosse freie persönliche Kritik, wie sie ein Goethe ausübte“. Aber wir schütteln über manches Urteil des alternden Goethe heute zweifelnd den Kopf. Um zu zeigen, wie schief Urteile einer gewaltigen Persönlichkeit oft sein können, brauchte ich nur auf Nietzsche zu verweisen und seine Urteile über die Klassiker der Philosophie. Wie einseitig dogmatisch ein grosser Geist in der Kritik sein kann, lehrt ein Blick auf Schiller und seine unglückliche Beurteilung der Bürgerschen Gedichte, sowie die meisten seiner ästhetischen Aufsätze. Weigand bemerkt richtig, dass eine Kritik weder jemals ganz rein persönlich, noch rein dogmatisch sei. Ein grosser Umwerter aller ästhetischen Werte schafft sich eben ein neues Dogma und sei es das des Zweifels oder absoluter Verneinung. Und seine Jünger schälen sicherlich aus seinen Aussprüchen einen dogmatischen Kern heraus, bringen sie in ein System, das eine emporstrebende Jugend dann wieder als pedantisches „Regelbuch“ verspottet und verwirft. Man begreife, warum Lessing gegen das Geschlecht von Kritikern wetterte, deren Kritik in der Verdächtigung aller Kritik bestehe. Genie, meint er, lasse sich überhaupt nicht unterdrücken, am wenigsten durch etwas aus ihm selbst hergeleitetes. Verwerfe man mit der französischen Regel alle Regel als pedantisch, so laufe man Gefahr, die ganze Tratition der Kunst zu verscherzen, und der Dichter werde von unten auf erfunden müssen.“ Man könnte bei diesen Worten glauben, der grosse Mann habe den Bankerott der Hegelschen Ästhetik und des naturalistischen Dogmas noch miterlebt!

Berlin. Heinrich Stümcke.

Dr. Gustav A. Müller, Sesenheim, wie es ist und der Streit über Friderike Brion.

Derselbe. Urkundliche Forschungen zu Goethes Sesenheimer Idylle und Friderikens Jugendgeschichte.

Derselbe. Führer durch Sesenheim und Umgebung. Bühl (Baden) Verlag, der A.-G. Konkordia, 1894.

Mancher mag obige Bücher mit gemischten Empfindungen zur Hand nehmen. Wieder einmal einer der heikelsten Punkte in Goethes Leben in 2 ganzen Bänden behandelt! Aber wem es um aufrichtige Belehrung zu thun ist, der wird Müller Recht geben, dass jetzt, wo die Friderikenfrage wieder einmal aktuell geworden und das viele Goethefreunde freilich unangenehm genug berührende Thema von Friderikens und Goethes Schuld oder Unschuld aufs Tapet gebracht worden ist, mit allen Mitteln der Forschung, ohne Prüderie und falsche Pietät die Wahrheit ermittelt werden muss. In seinem ersten Buche nimmt Müller Stellung zu dem Streit zwischen seinem Strassburger Kollegen Froitzheim und dem Nestor der Goethephilologen Heinrich Düntzer. Ersterer hatte bekanntlich zu beweisen gesucht, dass die Sesenheimer Pfarrerstochter nicht nur mit dem jungen Goethe, sondern später auch mit dem katholischen Ortsgeistlichen Reimbolt ein folgenschweres Verhältnis gehabt habe, während Düntzer gleichfalls bis an die Zähne gewaffnet für Friderikens totale Unschuld in die Schranken trat. „Düntzer hat“, sagt Müller, „zu seiner und unserer Freude mit Erfolg Frideriken verteidigt — Froitzheim dagegen, zu unserem, und, wie wir ihm als Ehrenmann unbedingt glauben, auch zu seinem Bedauern, mit Erfolg angeklagt. Goethe war nicht „Vater eines Kindes“ in Sesenheim — aber „Friderike ist später zu Fall gekommen“. Goethes Verhalten und plötzlichen Bruch sucht Müller in Anlehnung an Friderikens Biographen Bielschowsky psychologisch zu erklären aus des jugendlichen Dichters Charakter, ohne einen Fehltritt des Liebespaars, Zudringlichkeit des Mädchens oder der Eltern, wodurch Goethe kopfscheu gemacht oder eine sonstige unangenehme Entdeckung Goethes, wie Froitzheim sie in einem Briefe des Dichters an seinen Freund Salzmann finden will, anzunehmen. Ebensowenig will er Friederike, deren Verirrung der Strahl von Goethes Dichterglorie getilgt habe, richten. Die getäuschte Liebe zu Goethe und hernach zu Lenz mag sie in jenen Zustand von Willensschwäche und unbefriedigter Sehnsucht versetzt haben, den ein schlauer Verführer in einer günstigen Stunde dann auszunutzen weiss. Wer es gewesen, will Müller nicht entscheiden. Dass es, wie Froitzheim behauptet, der kathol. Pfarrer Reimbolt gewesen, der einen Knaben 1787 im Strassburger Findelhaus als uneheliches Kind der fingierten Joh. Blumenhold und Franziska Luise Wallner abgegeben, widerlegt Müller unseres Erachtens mit Glück durch den Hinweis, dass es sehr unwahrscheinlich sei anzunehmen, der Geistliche hätte, wenn er Vater des Kindes, es selbst hingebracht, und nach einem solchen Eclat noch jahrelang in seinem Sprengel bleiben dürfen. Konfessioneller Hass und Altweibergeschwätz haben seiner Zeit diese Geschichte aufgebracht.

Ob der Pfarramtskandidat Gambs oder einer der jüngeren Offiziere, die nach Niebuhr-Kruses Mitteilung die hübsche Pfarrerstochter umschwärmten, vielleicht ein gewisser Aminoff, der 1786 mit ihr zusammen Pate gestanden, der Schuldige gewesen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Dass Friderike überhaupt als Mutter des genannten Kindes gelten muss, kann nach den mehr oder weniger deutlichen Aussagen ihrer Verwandten, die Düntzer vergebens mit Interpretationskünsten zu entkräften sucht, kaum bezweifelt werden. Dass dagegen der Analogieschluss auf ein gleiches Verhältnis mit Goethe sich auf eben nichts Positives stützt, soll hier besonders hervorgehoben werden. Unseres Erachtens genügt schon die einfache Thatsache, dass Goethe 1779 in Sesenheim einen Besuch machte und später noch Grüsse an Friderike sandte, als Beweis, dass er 8 Jahre früher nicht aus einem so peinlichen Anlass geschieden sein kann. — In dem zweiten Buche hat Müller mit Bienenfleiss aus Akten, Kirchenbüchern, früher einschlägigen Werken und den mündlichen Berichten ein umfassendes Quellenmaterial für die Geschichte der Sesenheimer Pfarrerfamilie und Friderikens insbesondere zusammengetragen. In diesem teils ergänzenden, teils berichtigenden Detail liegt der Hauptwert der Arbeit. Wenn wir auch heute noch sagen müssen, dass der Prozess auch durch Müller weder zu Gunsten noch Ungunsten Friderike Brions endgiltig entschieden ist, wahrscheinlich auch nie entschieden werden kann, so verdient doch die von Hass und Übereifer gleich freie sorgfältige und liebevolle Darstellung Anerkennung und sollte von Keinem, der die Extreme Froitzheim-Düntzer studiert, oder sich über den gegenwärtigen Stand der Streitfrage orientieren will, übersehen werden. Der reiche authentische Bildschmuck, darunter 2 Porträts Friderikens, dürfte allen Lesern, die nicht an Ort und Stelle Goethes Idylle nachforschen können, wobei das dritte Büchlein Müllers sich als wegkundiger Führer empfiehlt, willkommen sein. Bei der Auswahl des Titelbildes ist Müller freilich einer Täuschung zum Opfer gefallen; das angebliche Oesersche Goethebild stellt nicht den Dichter des Götz, sondern seinen Freund Graf Stolberg dar, wie Müller aus Zarnckes Goethebildnissen hätte ersehen können.

Berlin **H. St.**

Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg, L. Voss. Mk. 5.

Der Verfasser der „Nachtstücke“ und der „Serapionsbrüder“ gehört zu den wenigen zu Anfang unseres Jahrhunderts gefeierten Poeten, die, wenn wir von den Weimarer Dichtern absehen, auch heute noch nicht nur genannt, sondern auch gelesen werden. Und zwar nicht nur in Deutschland, sondern weit mehr noch in Frankreich, wo ein Zusammenhang zwischen neuesten litterarischen Strömungen und Hoffmanns Manier wohl nicht zu leugnen ist. Ganz abgesehen von dieser Popularität Hoffmanns gerade in weitern Volkskreisen, verdiente der eigenartige Mann schon längst eine mit allen Mitteln moderner litterarhistorischer Forschung ausgestattete ausführlichere Behandlung, wie sie ihm jetzt durch Ellinger zu Teil geworden ist. Dass dies nicht schon früher geschah, liegt wohl nicht zum wenigsten daran, dass der Biograph Hoffmanns über nicht unbeträchtliche musikalische Kenntnisse verfügen muss, um dieser wichtigen Seite von Hoffmanns künstlerischem Schaffen gerecht werden zu können.

Ellinger zeigt durch seine eingehende und gut orientierende Charakteristik der grösseren und kleineren Kompositionen Hoffmanns, dass er in dieser glücklichen Lage sich befindet. Hoffmanns Oper „Undine“, die heute trotz Lortzing eine Auffrischung verdiente und einst im Berliner Hofopernhause 22 Aufführungen erlebte, wird in einem besondern Kapitel gewürdigt. — Die Betrachtung der poetischen und musikalischen Werke ist in die Erzählung des bewegten Lebenslaufs des ungemein vielseitigen und fruchtbaren Poeten verflochten. Ohne sich auf detaillirte Quellenstudien einzulassen, giebt Ellinger einen kurzen Überblick über Inhalt, persönliche und litterarische Beziehungen der einzelnen novellistischen Schöpfungen. Den Beziehungen Hoffmanns zur Romantik, seiner Einwirkung auf die deutsche Poesie der Folgezeit und auf die französische Litteratur ist der Verfasser wohl absichtlich nicht weiter nachgegangen. Ungern vermisse ich eine zusammenfassende scharfe Charakteristik des Menschen und Künstlers. Einzelne Ansätze sind durch das ganze Buch verstreut. Anzuerkennen ist, dass Ellinger sich von dem bekannten furor biographicus und dem bei Lichte besehen stets doch unfruchtbaren Abwägen des einen Zweigs künstlerischer Thätigkeit gegen den andern, wozu der Maler, Musiker und Dichter Hoffmann verlocken könnte, freigehalten hat. — Die Darstellung weist sogar eher einen Mangel an Wärme auf und erhebt sich nirgends zu höherem Schwunge. Aber der Leser hat stets den Eindruck einer sorgfältigen und zuverlässigen Arbeit.

Berlin **H. St.**

Friedrich Zöllner, Beiträge zur deutschen Judenfrage, mit akademischen Arabesken als Unterlage zu einer Reform der deutschen Universitäten. Herausgegeben von Moritz Wirth. Leipzig, O. Mutze, 1894. Preis 4,— Mk.

Wer die 5 Bände wissenschaftlicher Abhandlungen des durch seine physikalischen Entdeckungen ebenso berühmten als durch seine Experimente mit dem amerikanischen Medium Slade und seine nicht Stand noch berühmten Namen schonende Polemik berüchtigten Leipziger Professors Friedrich Zöllner gelesen, der hat sich gewiss über die in diesen Schriften dokumentierte Mischung exakter für den Laien

meist unverständlicher Naturforschung und einer oft an den Haaren herbeigezogenen alles mögliche und unmögliche, geistreiche und triviale, interessante und langweilige durcheinander mischenden Tagesschreiberei verwundert. Das vorliegende von Moritz Wirth, dem bekannten Leipziger Sozialpolitiker und feinsinnigen Wagnerkenner aus dem Nachlass herausgegebene umfangreiche Buch, das als Fortsetzung und Abschluss der „Wissenschaftlichen Abhandlungen" gelten kann, zeigt diese Eigentümlichkeit in verstärktem Maasse. Wer es ohne die Kenntnis der seiner Entstehung vorausgegangenen Ereignisse beurteilen will, wird ihm nicht gerecht werden können. Man muss wissen, dass ein durch jahrelange Polemik und übermässige Produktivität schwer gereizter und angegriffener Mann es geschrieben hat, ein Gelehrter, der von dem Throne seiner Wissenschaft, der Astrophysik, die die exakteste physikalische und mathematische Methode bedingt, mit einer Art mitleidiger Geringschätzung auf Tagespresse und Belletristik herabsah, so dass ihm Anträge, etwa in der „Deutschen Revue" von seiner Wissenschaft mitzuteilen, wie eine lächerliche, fast beleidigende Zumutung erschienen, und dabei fühlte derselbe Mann ein immer brennenderes Bedürfnis, alles was er auf dem Herzen hatte, seine Freund- und Feindschaften, oft die allerpersönlichsten Sachen nicht nur dem Kreise seiner Fachgenossen, sondern auch einer von ihm geahnten grossen Gemeinde von Gesinnungsgenossen und Geistesverwandten kund zu thun. So wuchsen sich seine letzten Publikationen von dem Kometenbuche an zu seltsamen dicken fachwissenschaftlichen Abhandlungen und Pamphleten zugleich aus. Socialismus, Spiritismus, Judenfrage, Gelehrtendünkel, Plagiatunwesen, Vivisektion, Misstände in akademischen und journalistischen Kreisen, kurz alles Dinge, von denen eins schon hinreicht, um einem Manne alle 10 Finger bei dreistem Zutappen zu verbrennen; Zöllner wagte es, sich mit allen gleichzeitig zu befassen, und der ursprüngliche stille Gelehrte gerät schliesslich in den Ton der Revolverpresse, zerrt das Allerpersönlichste vors Forum der Öffentlichkeit und arbeitet mit Ausschnitten und Belegen wie ein Scheerenredakteur. Aus der wissenschaftlichen Gepflogenheit, seine Studienergebnisse mit Tabellen, Instrumentenplänen, mathematischen Figuren zu belegen, schreibt sich auch Zöllners seltsame Vorliebe für den Abdruck von Briefen und Aktenstücken in Photogravüre und Cliché her. Einzelnes wie das Facsimile des ersten Aufsatzes des Heilbronner Arztes Dr. Robert Mayer über seine Epoche machende Entdeckung des Wärmeprinzips, ist gewiss auch für weitere Kreise von Interesse, und das gleiche gilt von dem Abdruck der Akten über Dr. E. Dührings Entlassung als Privatdocent, die nicht nur in akademischen Kreisen einst so viel Staub aufgewirbelt hat, und den documents humains über die von Mommsen 1876 angeregte Reform der Doktorpromotion. Das übrige Akten-Brief und Zeitungsmaterial hätten wir dem Verfasser gern geschenkt. — Der Herausgeber, der sich schon früher Zöllner mit einigen kleinen Schriften als Schildknappe zur Seite gestellt hat, müht sich in einem umfangreichen Vorwort pietätvoll das Bild des unglücklichen Professors von allen Flecken, mit denen eigne Schwächen und die tobende Feldschlacht der Geister und Federkiele es verunziert haben, zu reinigen. Freilich, das reichhaltige Buch ist schon durch seinen Titel ganz darnach angethan, den Streit über der Gruft, in der Leipziger Professor nun schon 12 Jahre schlummert, von neuem zu entfesseln.

Berlin. H. C. Alwin

Hermann Heiberg, Gesammte Werke. Lieferung 1. (en. 80 Lieferungen à 40 Pfg.) W. Friedrich, Leipzig.

Von den Vertretern des deutschen Realismus ist es Heiberg am schnellsten geglückt, über den engen Kreis der litterarischen Feinschmecker und Litteraturfreunde hinaus in weite Volksschichten mit seinen Romanen zu dringen. Die soeben beginnende Lieferungsausgabe, die die besten Werke des beliebten Erzählers bringen wird, dürfte bei dem mässigen Preise von 40 Pfg. für das 5 Bogen starke gut gedruckte Heft, dem Schleswigschen Poeten neue Freunde gewinnen. Wir werden auf das Unternehmen zurückkommen, sobald abgeschlossene Bände, die u. a. Heibergs vorzüglichste Werke „Apotheker Heinrich" und „Schulter an Schulter" enthalten werden, vorliegen.

St.

Universum, Illustriertes Familienblatt. Verlag des Universum. A. Hauschild. Dresden.

Bei der heute herrschenden scharfen Konkurrenz haben auch die beliebtesten und am sichersten eingewurzelten Familienblätter keine Anstrengungen scheuen dürfen, um textlich und illustrativ den steigenden Ansprüchen ihrer Leser zu genügen. Die in den 11. Jahrgang getretne illustrierte Familienzeitschrift Universum (Verlag von A. Hausschild in Dresden) wird, wie das stattliche Oktoberheft zeigt, dahinter nicht zurückbleiben. Der Umschlag ist mit einem wohlgeratnen Portrait der vielversprechenden jungen Künstlerin Rosa Retty geziert, über deren Lebenslauf Eugen Zabel berichtet. Von dem reichhaltigen Bildschmuck wollen wir nur Wehles Aquarell „Im Flügelkleide" und W. Simmlers „Elternfreude", das auf der letzten Berliner Kunstausstellung viel Aufsehen erregt hat, erwähnen. Die textliche pièce de résistance der Nummer bildet Ganghofers neuer Roman „Schloss Hubertus". Die Gräfin Ballestrem und Rosegger haben kleinere Erzählungen beigesteuert. Ansprechende naturwissenschaftliche Plaudereien über die Sonne und ein Körnlein Hefe bieten der bekannte Astronom Klein und Julius Stinde. Allerlei Kleinkram, „Optische Täuschungen," Humoristisches, Bildererklärungen, Rätsel und Spiele und eine leider sehr dürftige und nichtssagende Bücherschau

suchen den mannigfachen Interessen und Bedürfnissen der Familie Rechnung zu tragen. Die Lyrik ist wie in allen derartigen Blättern wieder einmal das Stiefkind. Rodenberg, J. Sturm und die Schanz wetteifern um die Palme der Mittelmässigkeit mit ihren diversen Gedichten und Sprüchen. Und unter den lyrischen Mitarbeitern sind doch Avenarius, Falke, Liliencron, Zoozmann genannt! St.

L. Rosner, Das neue Vertragsbuch. Eine reiche Auswahl ernster und heiterer Deklamationsstücke mit Originalbeiträgen.

Dass ich ein grosser Freund von derartigen Sammlungen bin, wie es die vorliegende eine ist, möchte ich nicht behaupten. Leistet sie doch nur einer gewissen Trägheit vortragender Kräfte Vorschub, möglichst wenig „zu den Quellen zu steigen", mag dies auch noch so leicht sein. Wenn der Herausgeber im Vorworte beteuert, dass dieses „Neue Vertragsbuch" mit Rücksicht auf die modernen Ansprüche entstanden sei, so möchte ich wissen, was für Ansprüche das denn sind. Abgesehen davon, dass die besten der „Piècen", — wie es ebenso zurt wie zeitgemäss heisst, — trotz des Herausgebers Versicherung bereits in anderen Sammlungen auch, ich nenne nur die von Elise Henle und die von Demetrius Schrutz, sich befinden, sind moderne Autoren, ausser Ebner-Eschenbach, Wilbrandt, Christen, Seidel, Hopfen nicht vorhanden, wenn man nicht Eckstein, Baumbach und einige andere dazu zählen will. Der Vortragsmeister (?), der solcher Eselsbrücke bedarf, wird aber immerhin manches Brauchbare in der Sammlung finden, falls er nicht weiss, wo „Die Trompete von Gravelotte", „Die Wallfahrt nach Kevelar", „Die Ketzerin" u. v. a. eigentlich zu suchen sind.

Hamburg. Georg von Barry.

Max Neal, Das End' vom Lied. Psychologische Geschichten. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der talentvolle Verfasser ist uns früher öfters als gefühlsreicher Lyriker begegnet; auch zwei kraftvolle Dramen alten Stils, „Graf Arco" und „Sebastian Zioni", letzteres in schönen, lebendig fliessenden Jamben, sind von ihm erschienen. Der schwermütige Pessimismus seiner früheren Lyrik hat sich allmählich in „gährend Drachengift" verwandelt. Aus dem sentimentalen Poeten ist ein blutdürstiger Tiger geworden, der im Morde der Schönheit schwelgt. Wie die Anarchisten die menschliche Gesellschaft durch Dynamitbomben zerstören zu können glauben, so meinen diese modernen Litteratur-Revolutionäre die Gesetze der Ästhetik durch fortgesetzte Attentate vernichten zu können. Das Resultat ist bei beiden dasselbe: sie erreichen nichts, als eine vorübergehende Sensation und die von Ewigkeit her bestandenen menschlichen Schwächen bleiben dieselben. Im übrigen richten sie nur sich selbst, denn der unbefangene Kritiker kann nach solchen Attentaten stets nur ein Todesurteil aussprechen. Das hier Gesagte gilt hauptsächlich von der ersten der sechs Erzählungen „Eigenes Blut", die in der Brutalität ihrer Ausführung sich nur mit Zola's „La terre" vergleichen lässt. Zum Glück nehmen sich Neals Verirrungen wie eine Selbstironie aus, denn sein ursprüngliches Schönheitsgefühl bricht immer wieder durch und da, wo er seinem Hass gegen das Bestehende nicht Luft machen kann, wie zum Beispiel der Natur gegenüber, bewährt er sich als meisterhafter, stimmungsvoller Genremaler. Die weitaus wertvollste ist die zugleich umfangreichste Erzählung des Buches „Der Teufel im Weib", in der die gerügten Extravaganzen am wenigsten hervortreten, und deren gegen das Cölibat gerichteter Tendenz man durchaus beipflichten muss. Die grausam strenge Folgerichtigkeit der psychologischen Entwicklung, die übrigens auch den anderen Novellen nachzurühmen ist, erreicht hier ihren Höhepunkt. Neal zeigt uns nichts, was nicht menschlich wahr wäre, aber da er uns nur das Hässliche daran zeigt, so ist er einseitig. Vielleicht dürfen wir hoffen, bald einem Werke von ihm zu begegnen, das der Wahrheit nach allen Seiten gerecht wird und das nicht der Hass, sondern die Liebe eines tieffühlenden Dichterherzens geschrieben.

Ermatingen Franz Wichmann

Oscar Panizza, Der teutsche Michel und der römische Papst. Leipzig 1894. W. Friedrich.

Karl von Hase, der grosse Jenenser Kirchenhistoriker, hat einst ein Handbuch der protestantischen Polemik herausgegeben. Als solches möchte ich auch das obige Werk bezeichnen, und wenn wieder einmal die Geister aufeinanderplatzen, seis nun wegen der Jesuiten oder wegen eines neuen Dogmas, wird es gute Dienste thun. Mit erstaunlicher Belesenheit in alten und neuen katholischen und evangelischen Schriftstellern hat Panizza in 666 Thesen ein stattliches Arsenal zusammen getragen, mit der kaustischen Schärfe seines Witzes, mit gesunder nationaler Begeistrung entsprungnen Entrüstung sich auf kraftvolle Zeugen wie Luther und Hutten stützend, weist er an hunderten von Beispielen nach, dass welsche Lehre und deutsches Wesen nicht zusammen passen, dass speziell im Mariadienst, in der unsauberen Spintisiererei der Mariologen ein orientalisches, deutschem Empfinden fremdes und ungesundes Element steckt. M. G. Conrad hat dem Buche ein kerniges Geleitwort mit auf den Weg gegeben. Ich wünsche dem Werke in allen deutsch gesinnten Kreisen, auf dem rechten und linken Flügel der Reformierten und Lutherischen, bei den Freireligiösen und bei allen denkenden Katholiken zahlreiche Leser.

Berlin H. C. Alwin.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Für den Inseratenteil: E. Rentzel, Berlin.
Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. Januar 1895. Nr. 4.

Neue litterarische Blätter

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke.**

Verlag von **Eduard Rentzel, Berlin W. 57,** Yorkstrasse 48.

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Preis-Ausschreiben.

Der Verlag und die Redaktion der **„Neuen litterarischen Blätter“** setzen einen **ersten Preis** von

Mk. 150

und einen **zweiten Preis** von

Mk. 100

aus für die beiden besten vom Preisrichter-Collegium zur Preiskrönung vorgeschlagenen **psychologischen Skizzen über einen hervorragenden Dichter der Gegenwart** (bedeutende nach 1890 verstorbene Dichter sind von der Behandlung nicht ausgeschlossen).

Bedingungen:

1) Die einzureichenden Arbeiten dürfen nicht in der Handschrift des Autors vorgelegt werden, und müssen deutlich und nur auf eine Seite der zu verwendenden Quartblätter geschrieben sein. Sie sollen den Raum von 1/2 Druckbogen im Format der „Neuen litterarischen Blätter“ (16 Spalten à 66 Zeilen à 11 Silben) nicht überschreiten.
2) Das Manuskript muss ohne Autornamen mit Titel und Motto versehen, nebst einem denselben Titel und das gleiche Motto tragenden, versiegelten Briefumschlag, der den Namen und Wohnort des Autors enthält, **bis zum 1. April 1895** an den Verlag der „Neuen litterarischen Blätter“ eingereicht werden.
3) Nachdem der Spruch der Preisrichter erfolgt ist und die Begleitbriefe zu den beiden preisgekrönten Manuskripten geöffnet sind, wird das Resultat in der Juli-Nummer der „Neuen litterarischen Blätter“ bekannt gegeben. Sollte keiner der eingesandten Arbeiten von dem Preisrichter-Collegium der Preis zuerteilt werden können, so wird entweder ein neues Preisausschreiben mit erhöhten Preisen veranstaltet, oder die Gesamtsumme der Pensionskasse deutscher Journalisten und Schriftsteller überwiesen werden. Falls die Commission 2 Arbeiten vollständig gleichwertig befindet, wird jede mit einem Preise von Mk. 125 bedacht.
4) Der Verlag behält sich vor, nicht preisgekrönte und doch wertvolle Arbeiten zum Abdruck zu erwerben. Alle unbrauchbaren Manuskripte werden am 1. Oktober 1895

nebst den dazu gehörigen Begleitbriefen vernichtet, falls die Verfasser sich nicht zu erkennen gegeben und genügendes Porto für die Rücksendung eingeschickt haben.

Das Preisrichteramt haben gütigst übernommen die Herren:
Universitäts-Professor Dr. phil. **Berthold Litzmann** in Bonn,
Universitäts-Professor Dr. phil. **Franz Muncker** in München,
Schriftsteller Dr. phil. **Benno Rüttenauer** in Mannheim,
Schriftsteller **Wilhelm Weigand** in München,
Schriftsteller Dr. phil. **Ernst Ziel** in Cannstadt,
Schriftsteller **Franciscus Hähnel** in Bremen
und die **Redaktion dar „Neuen litterarischen Blätter“.**

Der Verlag der „Neuen litterarischen Blätter“.
Eduard Rentzel, Berlin W. 57, Yorkstrasse 48.

Der Zauberer von Skien.

„Ja, früher, da hatte ich keinen Goldmops nötig. Da lockte ich selber. Ich allein. Menschen. Besonders einen,“ sagt die alte Rattenmamsell in Henrik Ibsens neuestem Drama „Klein Eyolf“. Er hat sie lange gelockt, der alte Zauberer von Skien. Alle fast, alle jungen. „Gerade weil sie nicht wollen. Weil es sie vor dem Wasser so schauerlich gruselt, — darum müssen sie aufs Wasser hinaus“, gesteht die alte Rattenfängerin weiter. So sind die jungen Dichter und viele auch von den alten Ibsen in die nordische Nebelathmosphäre gefolgt. Voller Spannung, atemlos, manche halb widerwillig. Aber sie mussten. Und wir fingen an ihn zu feiern, wir priesen ihn wie den Herrn der Sagn, der aus Mimirs Quell ewige Weisheit getrunken. Heute bewundern wir ihn noch, aber wir glauben, wir folgen ihm nicht mehr bedingungslos. Als man neulich an dem trübsten Tage, wo die Sonne um Mittag noch nicht Licht spenden wollte in unsern Stuben, in zwei Berliner Theatern die „Gespenster“ spielte, verstand ich den alten Zauberer ganz. Da entzieht sich keiner aus dem vielköpfigen Publikum der Stimmung, die er haben will. Solchen Nebel, solche Bangigkeit liebt er. Dann begreifen wir, dass Oswald nach der Sonne verlangt. So erschüttert, so trübe will er uns haben. Einige von den Jungen haben ihm abgesagt. Vielleicht, weil sie alles von ihm gelernt zu haben glaubten, was gut und gross an ihm war. Weil sie auch zaubern gelernt haben. Aber der Alte hat droben im Norden neue Dinge sich ausgedacht. Schwere Rätsel. Vielleicht um die jungen zu strafen für ihren Undank. Um sie zu verspotten. An der Geschichte vom Baumeister Solness, der Heimstätten für Menschen bauen wollte mit einem Turm darauf, haben sich die erfahrensten Kritiker die Zähne ausgebissen. Und an der neuen Lockspeise soll es ihnen ähnlich ergehen. Wie ein Märchen klingt die Geschichte von dem kleinen Eyolf, der als Wickelkind auf dem Tische lag und von seinem Vater Alfred Allmers bewacht werden sollte. Aber Rita, die schöne blonde üppige Mutter, die nach ewigen Flitterwochen dürstet, lockt den Gatten in ihre Kammer. Und das Kindlein fiel herab und ward zum Krüppel durch seines Vaters Schuld. Nun kann er allein von allen Jungen in der Fjordstadt nicht springen und schwimmen. Den ganzen Tag sitzt er frühreif über den Büchern. Die Mutter hasst den kleinen Krüppel. Sie will ihren Gatten allein, ganz allein für sich haben. Früher hatte ein Buch zwischen ihr und ihrem Mann gestanden. Ein grosses Buch von der menschlichen Verantwortung. Das hasst sie, wie Christine in Zolas l'oeuvre das Bild, das ihr Gatte Claudius malt und über dem er sie und ihre heissen Umarmungen vergisst. Und nun steht der Knabe zwischen ihnen. Nach ihm allein hat Allmers Sehnsucht gehabt, als er droben im Gebirge weilte, weil er keine Ruhe mehr gehabt an seinem Arbeitstisch. In der Einsamkeit hat er den Entschluss gefasst, die menschliche Verantwortung im Leben durchzuführen und sich ganz der Erziehung seines Kindes zu widmen. Eyolf soll die Krone der Familie werden. Frau Rita freilich will nichts weniger als nur Eyolfs Mutter sein. Sie droht, sich dem ersten, besten, etwa dem jungen Wegebaumeister, der in der Familie verkehrt, an den Hals zu werfen, wenn Allmers sich auch fortan zwischen ihr und dem Kinde teilt und für Schäferstündchen bei Sekt,

rosenrotem Ampellicht und aufgelöstem Blondhaar kein Verständnis zeigt. „Fast möchte ich wünschen, dass das Kind . . .“ Und der hässliche Wunsch ist kaum in ihr aufgestiegen, als er furchtbare Erfüllung findet. Vom Strande her ertönt ein Wirrwarr von Stimmen. Ein kleiner Junge ist ertrunken. Auf dem Wasser schwimmt eine Krücke. Der ertrunkene Knabe ist Eyolf. Nun sind alle Reue, alle gegenseitigen Vorwürfe zu spät. Der kleine Krüppel ist tot, aber seine grossen klaren Kinderaugen werden vorwurfsvoll Tag und Nacht die schuldigen Eltern anstarren, und der Gedanke an den Toten entfremdet Frau Rita dem Gatten weit mehr als die Sorge für das lebende Kind. Aber in der Seele des Weibes geht langsam eine grosse Veränderung vor. Das Gesetz der Umwandlung, von dem ihr Gatte so viel spricht, macht sich bei ihr geltend. Sie beginnt einzusehen, dass sie dem Gatten nicht genügen kann, dass er etwas Grosses haben muss, um sein Leben auszufüllen. Sie mahnt ihn jetzt selber wieder, sein Buch vorzunehmen. Mag er seine Liebe zwischen dieser Arbeit und seinem Weibe teilen, mag auch seine Schwester Asta, die ihm einst dasselbe gewesen wie klein Eyolf, einen Platz in Allmers Herzen beanspruchen, einerlei, wenn er überhaupt nur bei ihr bleibt. Und wenn er nun doch geht? Dann wird sie an den Strand hinuntergehen und alle die armen, verkommenen Kinder mit herauf in ihr Haus nehmen. Sie sollen in Eyolfs Stube wohnen, mit seinen Sachen spielen. Sie sollen der Reihe nach auf seinem Stuhl bei Tische sitzen. Sie will versuchen, ob sie das Lebensschicksal dieser verkommenen Kinder mildern — und veredeln kann. Und gleichzeitig sich selbst veredeln, den leeren Raum, den der Gatte in ihr zurückgelassen hat, ausfüllen. Mit etwas, was gewissermassen einer Liebe gleicht. Und dann, sie will sich einschmeicheln bei den grossen offenen Augen des toten Kindes. Da blickt sie der Gatte erstaunt und fest an. „Vielleicht könnte ich mit dabei sein. Und Dir helfen, Rita.“ Und leise sprechen Beide: „Versuchen wir's“. Ein schwerer Arbeitstag steht ihnen bevor, aber dann und wann wird Sonntagsruhe über sie kommen. Nach oben werden sie schauen, zu den Gipfeln hinauf, zu den Sternen, zu der grossen Stille. — Und als Symbol dieses sieghaften Optimismus geht Allmers zu der Fahnenstange seines Landhauses und hisst die Flagge, die traurig auf Halbmast gehängt, ganz hinauf.

Hoffentlich trägt dieser Schluss dazu bei, das noch immer von neuem auftauchende Gerede von Ibsens Pessimismus endgültig zu widerlegen. Ein Pessimist war er nicht einmal als Dichter der „Gespenster“, obgleich dieses Drama in einer fortlaufenden Betrachtungsreihe der Ibsen'schen Werke allerdings ausgeschaltet werden muss, wenn man den geistigen Entwicklungsgang des Dichters studieren will. Die „Gespenster“ sind bekanntlich die Antwort auf die Angriffe wegen des „Puppenheims“ und der Dichter zieht hier nur die Consequenzen seiner im „Puppenheim“ kundgegebenen Anschauungen. Der positive Teil seines grossen Programms für den Feldzug gegen die conventionelle Heuchelei im Ehe- und Familienleben fehlt in diesem Stück, das dafür die furchtbarste negative Kritik der bestehenden Zustände enthält. In „Puppenheim“ bleibt wenigstens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass Nora und ihr Gatte durch die Trennung geläutert wieder in ein Verhältnis zu einander treten, das eine wirkliche Ehe, kein Puppenspiel ist, Ellida Wangel sehen wir geheilt und bekehrt zu ihrem Gatten zurückkehren, um in Freiheit und unter Verantwortung weiter zu leben. Das Eheproblem hat Ibsen von Anbeginn seiner dramatischen Thätigkeit vorzüglich gefesselt. Im „Brand“, im „Bund der Jugend“ finden wir wenigstens Ansätze, in den „Stützen der Gesellschaft“ tritt es schon stärker hervor, um in „Nora“, den „Gespenstern“ der „Frau vom Meere“, „Hedda Gabler“ das Hauptmotiv zu bilden. Im „Volksfeind“, diesem allpersönlichsten Stück des nordischen Dramatikers, fehlt es, in der „Wildente“, „Rosmersholm“, „Baumeister Solness“ wird es in Verbindung mit anderen Problemen des Lebens behandelt, die aus ihm zum Teil hervorgehen. Kürzer und treffender hat Ibsen die Haupt-Motive jener von ihm bekämpften Pseudoehen nie uns kund gegeben als in seinem letzten Stücke. Ritas verzehrende Schönheit und ihre „goldenen Berge“ fesselten Allmers und für Rita war der interessante blasse Lehrer von Anfang an ein Gegenstand so verlangender Liebe. Wir wissen, wie der Dichter diese Art von Liebe, die zwei innerlich einander fremde Menschen zusammentreibt, brandmarkt. Nora möchte schamrot werden bei dem Gedanken, dass sie 8 Jahre mit einem fremden Manne zusammen gelebt hat. Frau Alving klagt den Priester an, dass er sie gezwungen, zu dem ihr widerwärtigen verworfenen Gatten zurück zu kehren. Hedda Gabler, die leichtfertige verzogene, ist an einen Gatten, den sie heimlich verspottet, gefesselt, weil sie an der Schwelle der Dreissig eine Versorgung brauchte. Und heute steht der greise Dichter auf dem Punkte wie der philosophierende Einsiedler von Jasnaja Poljana, den Spruch des Galiläers von dem Weibe, das der Mann nicht begehren darf, ohne die Ehe im Herzen zu brechen, auf die eigene Ehefrau auszudehnen. Vielleicht glaubt er an die Möglichkeit eines geschwisterlichen Verhältnisses zwischen Ehe-

gatten. Allmers und seine Schwester Asta haben in der innigsten Seelenharmonie bis zu des ersteren Verheiratung gelebt; sie war ihm dasselbe, was später Eyolf gewesen. Und dies Verhältnis ist das einzige, meint Allmers, das dem Gesetz der Umwandlung nicht unterworfen ist. Da erfährt Asta aus alten Familienpapieren, dass Allmers gar nicht ihr Bruder ist. Dieser ist von der Entdeckung zwar nicht minder betroffen, aber im Grunde genommen ändert sie an ihrem Verhältnis, wie er meint, gar nichts. Gleich heilig wird es bleiben. Sie bleibt seine Schwester, sein kleiner Eyolf. Und mit einer an die Antike erinnernden Einfachheit der Symbolik reicht Asta dem Bruder dankend die keuschen weissen Wasserlilien, die sie dort wo der Bergstrom sich in den Fjord ergiesst, gepflückt hat. Darum weist sie auch den Antrag des jungen Baumeisters ab, dem es nicht genügt, sie halb zu besitzen, so gerne sie auch die Mühe als guter Kamerad ihm erleichterte, die Freude mit ihm teilte. Wir verstehen jetzt, warum Ibsen das Thema von den vermeintlichen Geschwistern aufgegriffen hat und warum er es ganz anders behandelt als z. B. Goethe in seinem Einakter „Die Geschwister“ und Wilhelm Jensen in einer seiner reifsten Schöpfungen, der Novelle „Übermächte“. — Asta Allmers geht allein hinaus in die Fremde, weil sie daheim nach dem Tode des kleinen Eyolf überflüssig geworden ist und der Bruder einen Ersatz, eine grosse Aufgabe gefunden hat. Für ihn und für sein Weib hat sich das grosse Wunderbare, von dem die Ibsen'schen Menschen träumen, ereignet. Sie glauben jetzt an ihre Fähigkeit den Menschensinn zu adeln und an die Fähigkeit des Menschensinns sich adeln zu lassen. Diesen Glauben hatten der Pfarrer auf Rosmersholm und Rebekka West verloren, darum gingen sie beide den schaurigen Weg in den Mühlenbach, der schon die frühere Herrin von Rosmersholm verschlungen. Auch Allmers legt einmal im ersten Schmerz über ihr unseliges Verhältnis Rita die Frage vor, ob sie stark genug sei, den Weg zu gehen, den klein Eyolf gegangen und den er vielleicht gehen würde. Aber der Dichter weiss jetzt bessern Rat für seine Helden, die Schuld zu sühnen und den leeren Raum auszufüllen. „Wir, die wir goldene Berge hatten,“ sagt Frau Rita, „haben im Grunde genommen für die armen Leute da unten gar nichts gethan. Unsere Hände und unsere Herzen waren verschlossen.“ Darum wird sie jetzt die verlumpten Gassenjungen heraufholen. Wie sagte doch Dr. Stockmann, als er das gleiche zu thun gedachte und gleichfalls eine Lücke in seinem ferneren Leben auszufüllen hatte: „Es sollen manchmal ganz merkwürdige Köpfe darunter sein.“

Das ist der Boden, auf dem sich der Mann und das Weib, die der eitle Hunger nach Gold und Sinnenliebe einst zusammenführt, sich wieder begegnen. In Wolkenkukuksheim, im Idealstaat werden sich Nora und Helmer vielleicht so wieder begegnen, wie es dem Dichter gefällig ist, hab ich wohl spotten hören. Nun zeigt der Dichter, dass auch auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaft seine ideale Forderung verwirklicht werden kann durch die Allgewalt der werkthätigen Liebe. Als die kleine Hedwig in der „Wildente“ gestorben ist und Gregor Werle meint, dass sie nicht umsonst gestorben ist, da der Schmerz das grosse in ihrem Vater Hjalmar Ekdal freimachen würde, leugnet Dr. Relling das cynisch und meint schliesslich: „O das Leben könnte trotzdem noch ganz schön sein, wenn wir nur Frieden hätten vor diesen vermaledeiten Gläubigern, die uns armen Leuten die Thüren einrennen mit der idealen Forderung“. An den Hjalmar Ekdal, „die sich in „Rührung, Selbstbewunderung und Mitleid mit sich selbst einzuckern“, und an den groben Materialisten vom Schlage Rellings ist die Botschaft von Skien freilich spurlos vorübergegangen. Nur zum Teil haben wir sie zu deuten versucht. In einen mystischen Schleier ist sie eingewebt. Ahnungen, Visionen, kurz Übersinnliches spielt in Ibsens letztem Stück eine noch grössere Rolle als in der Tragödie vom Baumeister.

Wenn er das uralte Märchen vom Rattenfänger aufgreift, der in geheimnisvoller Weise Nagetiere und Menschen durch die Lockungen der Musik hinter sich her zieht, so ist es ihm schwerlich nur um einen Theatereffekt zu thun. Die im ersten Akt auftretende Rattenmamsell führt die Katastrophe eigentlich herbei. Nicht von selbst ist klein Eyolf ins Wasser gefallen, sondern er ist der alten Frau und ihrem merkwürdigen Hündchen Geldmops bis zur Landungsbrücke nachgehumpelt, und als das Boot mit der Frau abstiess, in unerklärlichem Drange ihm nachgesprungen. Soll man das als eine poetische Darstellung der Suggestion betrachten wie die Erzählung von dem Mann mit den Fischaugen, der Ellida Wangel lockt, oder gilt's hier das Märchen von der alten Rattenfängerin, dem Geldmops und dem kleinen Eyolf kindlich oder tiefsinnig zu deuten? Wer weiss, vielleicht empfindet der Alte in Christiana die behagliche Freude des alten Weimarer Geheimrats, der neben tiefster Weisheit Rätselworte und mystisches Blendwerk der staunenden Freundesschaar auftischte und sich auf keine Erklärungen einlassen wollte. „Wenn Henrik nicht mit seinen Büchern beschäftigt war,“ erzählt Ibsens Schwester aus seiner Kinderzeit, „trieb er — Zauberkünste und alle

Nachbarn wurden eingeladen der Vorstellung beizuwohnen. Und da führte er Dinge vor, die den Augen der erstaunten Zuschauer als Zauberei erschienen. Niemand wusste natürlich, dass in der Kiste Henriks jüngerer Bruder sass." Heute steht neben der zukunftsfrohen Botschaft von Skien das Märchen vom Goldmops. Der ersteren wollen wir Gehör schenken, aber bei letzterem nicht vergessen, dass alle Zauberer sich mit dem Reiz des Geheimnisvollen zu umgeben lieben und am Ende alles mit natürlichen Dingen zugeht. H. St.



Das Menschenleben.

Das Menschenleben währt nur kurze Weile
Und endlos dehnen sich die Ewigkeiten,
Es ist im ungeheuren Buch der Zeiten
Nur eine flüchtig hingeworfne Zeile.

Wir zehren gierig an dem kargen Teile,
Und ob wir stolz auf hohen Rossen reiten,
Ob mühsam wir im Staub der Strasse schreiten,
Der Tod erreicht uns mit dem gift'gen Pfeile.

Und einst, wie heute, werden Knospen springen,
Es wird der Lenz viel traute Liebesbande
Wie heut um uns, um andre Herzen schlingen.

Wir aber schlummern unter kühlem Sande
Und haben längst beim Rauschen der Cypressen
Das heisse Küssen dieser Nacht vergessen.

Horn, Nieder-Österreich. Henne Weber.

In Sturm und Glut.

Gedichte von Clara Eysell-Berlin

I.

Spätsommertag.

Zielloses Wandern, köstlich Gehn zu Zweien,
Still Hand in Hand und Aug' in Auge senkend
Am späten Sommertag im Mittagsschein,
Kein Gestern kennend, an kein Morgen denkend.

Wunschloses Glück! — Es blaut die weite See
Und dehnt sich gleissend wie ein Riesenspiegel.
Ein Möwenpaar regt des Gefieders Schnee
Und streift die Fläche mit gespanntem Flügel.

Im Sonnengolde flimmern Baum und Strauch,
Kein Säuseln rührt sich in den schwülen Lüften.
Der flachen Woge herber Salzeshauch
Vermischt sich mit den harz'gen Föhrendüften.

Und ferne senkt sich auf das braune Ried
Gleich einer Wolke hin ein Heer von Staaren,
Die herbstesahnend, sonn- und heimatsmüd'
Zur grossen Reise sich zusammenschaaren. —

Wir schreiten langsam Arm in Arm dahin,
Im wachen Traum die schöne Welt betrachtend,
Halb unbewusst und halb mit Deutungssinn
Des leisen Gleichklangs uns'rer Tritte achtend.

Da kommt's herangeflattert, schwimmend weiss
Wie Greisenhaar, ein luftiges Gewebe.
Des Herbstes früher Gruss. Es hebt sich leis
Und senkt sich dann, als ob es atmend lebe.

Und schwebt gelassnen Fluges auf and ab,
Gleich wie ein Schmetterling, ein duftbetäubter.
Nun wallt das weisse Schleiertuch herab
Und schlingt sich sanft um uns're beiden Häupter.

Wir hemmen unsern Schritt, stumm und verwirrt,
Und bang vorahnend regt sich's in uns Beiden:
Der seidenweiche Sommerfaden wird
Zur Kette werden, uns ins Fleisch zu schneiden.

II.

Sturm.

Bleiern über dem schweigenden Meere
Ruhen die Lüfte mit lastender Schwere,
Nur wo zum Wasser der Himmel sich beugt
Zuckt es wie flackerndes Wettergeleucht.
Doch fern am Horizonte da hebt sich's
Und auf der starrenden Fläche belebt sich's,
Es schaurt sich zusammen im weiten Raum
Und rieselnd formt sich's aus gährendem Schaum,
Und wälzt sich her aus endloser Weite
Wie eine grimmige drohende Meute,
Von des Sturmwinds rasenden Geisselhieben
Atemlos hin zum Ufer getrieben.
Hebend die Häupter, schüttelnd die Mähnen,
Die niederfallen in weissgelben Strähnen,
Aufbrüllend wälzt es sich hin zum Lande,
Nagt mit den gierigen Zähnen am Strande
Und mit kraftvollen stählernen Pranken
Rüttelt er an der Brücke, der schwanken,
Sie bebt in den Fugen und ächzt und zittert,
Sie neigt sich, vom kräftigen Anprall erschüttert. —
Hier wo wir gestanden, glücklich gemeinsam,
Hier steh' ich, tottraurig und grenzenlos einsam.
Allein! Vom falben Schein umleuchtet,
Vom Sturm zerzaust, vom Gischt durchfeuchtet.
In junge Erinnerungen ein mich wühlend,
Von starkem Arm mich umschlossen fühlend,
Von herrischem, fremden Willen umglutet,
Von kräftiger Lebenswelle durchflutet! —
Ständen wir jetzt hier, eng Seite an Seite,
Eng Brust an Brust, glückselig wir Beide,
Dann möchte der Sturm hinab uns zwingen,
Möchte ein Vollglück, die Sündflut aus schlingen.

III.

Nachklang.

Rose der Liebe, in Schuld entsprossen,
In Qual erblüht, mit Thränen begossen.
O lass an deinem Duft mich berauschen. —
Um Alltagsglück sollt ich die Seligkeit tauschen?

Ich will kein langes, kein reuloses Glück —
Vollwonne nur einen Augenblick!
Mein heimliches Glück, einer andern geraubt,
Mein ist es dennoch, stolz heb' ich mein Haupt,
Von der Sitte verdammt, der Welt getadelt,
Durch Sünde geächtet, durch Liebe geadelt.

Ein Vorzeichen.

Im Tiergarten wars.
Wir schritten Arm in Arm
Über den nassen, winterlich öden Waldweg,
Abseits von der geputzten Menge
Mit ihren Sonntagsnachmittagsgesichtern.
Über uns der schwere, graue Himmel
Vergrämt und regentrüb.
Die nackten, kahlen Bäume rings,
Die schwarzen Sträucher reckten ihre Zweige
Gen Himmel starr und reglos.
Ausgestorben alles, wintertot. —
Sie aber schmiegte sich an meinen Arm
Und sah aus ihren klaren, lieben Augen
Wunschlos verlangend zu mir auf,
Mit einem langen, warmen, tiefen Blick ...
— Zum erstenmal mir ihr allein,
Und doch so ganz mein eigen sehnn, so ganz
Mit Leib und Seele mein,
So willenlos mir in die Hand gegeben. —
Halt ich das Glück, das wundersüsse Glück
Zum schrankenlosen, selbstvergessnen Vollgeniessen? —
Nütz ich es ihr zum wonnigen Verderben, —
Zum seligsten Fluche uns beiden? —
Oder entsag ich ihm willig,
Geb sie sich selber zurück und des Lebens
Trübselig-sorglosem Einerlei? —
So wogen die Gedanken auf und nieder.
Da plötzlich hör ich hinter mir ganz dicht schon
Pferdegetrappel, Wagengerassel, —
Ich wende mich, — da ists auch schon vorüber,
In polterndem, schwerfälligen Galopp:
Ein Leichenwagen, schwarz, gretesk-geschmacklos,
Und drinnen steht ein schlichter, weisser Sarg. —
Wie Unheilsahnen ging mirs durch die Seele,
Es war, als legte eine Totenhand
Sich kalt und schwer mir auf die nackte Brust.
Sie aber schmiegte innig sich und fest
An meinen Arm, dass ich den Herzschlag
In ihrem Busen fühlte, warm und lebensvoll.
Und leise, zögernd sprach sie, kaum vernehmbar:
„Wir Mädchen sagen, das bedeute Glück."

Berlin Otto Falkenberg.

Johann Orth.

Ein Aug' kühn, voll Genialität,
Ein Mann von Schliff und Weltbegriff
Das Steuerrad tief sinnend dreht
Zu fernem Traumland lenkt sein Schiff.

Und von des Mannes Lippe dringt
Zum Himmel jetzt ein leis Gebet:
Um ihn die See ihr Traumlied singt,
Um ihn des Oezans Odem weht . . .

Verzeihe gnädig mir Apoll,
Was ich an Dir gesündigt hab'
In flücht'gen Bildern wirr und toll —
Das liegt nun hinter mir im Grab!

Wahnwelten baut' ich schimmernd auf
Mit reichem, kühnen Adlersinn
Doch meines Geist's Kometenlauf
Führte zum Schoess der Nacht mich hin.

Geleite mich o Herr der Welt
Im Bann erhab'ner Einsamkeit,
Führ' mich zu stillem Friedenszelt
Im Kusse gold'ner Ewigkeit!

Ab warf ich jedes Ehrgelüst,
Mein fürstlich Wappen und Panier
All' was da klein und menschlich ist —
Die Einsamkeit tauscht' ich dafür!

Nur der ist gross, der einsam ist,
Nur der ist gross, den Leiden stählt:
O Ozean sei mir gegrüsst,
Dem meine Seele sich vermählt!

Und schneller rauscht das Schiff nach Süd,
Das Weltmeer furcht der stolze Kiel —
Der Mann am Steuer bildungsmüd,
Kulturkrank steht am letzten Ziel.

Berlin Wilhelm Arent.

Der verwüstete Baum.

Was ist, du armer Baum, dir nur geschehen?
Ich sah dich gestern herrlich vor mir stehen,
So schön geschmückt, beladen reich und schwer,
Und heute, — welch ein Wechsel! — bist du leer
Und, ach! verstümmelt ganz bis in die Krone.
Ward das von Menschenhänden dir zum Lohne?
Die Gierigen! Sie rissen dir nicht blos
Die Früchte ab, nein, ach erbarmungslos
Die Arme, die bereit schon, ihren Segen
Mildthätig ihnen in den Schoss zu legen.

Görz Stephan Milow.

Lurley.

Irmgard säumt bei der Toilette,
Da tritt mit flinkem Fuss Dorette,
Die Zofe, knixend vor sie hin.
Vom König den Befehl man bringe,
Dass Fräulein heut im Schloss ihm singe
Das Schwanenlied aus Lohengrin.

Die Primadonna, erst erschrocken,
Vernimmts mit heimlichen Frohlocken,
Da neu ihr Sehnen sich erfüllt.
Bald darf sie nah'n dem Hehen, Herben,
Der kalt vor jedem Liebeswerben
Noch immer Blick und Herz verhüllt.

Schnell geht es an das Kostümieren,
Denn keine Zeit ist zu verlieren,

Als Lurley wählt sie ein Gewand.
Im Goldhaar Schilf und Wasserrosen,
Will sie berückend ihn umkosen,
Die geld'ne Leier in der Hand.

Die Stunde naht. Im Wintergarten
Des Königs soll sie ihn erwarten,
Im goldnen Nachen auf dem See,
Auf dem die stolzen Schwäne kreisen
Und im Gewog' der Flut, im leisen,
Sich wiegt der Lilien Blütenschnee.

Hoch über dunkler Tannen Wipfel
Und kühn gemalter Berge Gipfel
Des Mondes Bild elektrisch glüht.
Die Pracht exotischer Gewächse
Prangt zauberisch im Lichtreflexe
Des Springquells, der aus Felsen sprüht.

Der König kommt, nun tönt erst leise,
Dann mächtiger des Liedes Weise
Klar über die bewegte Flut,
Gefühle weckend in den Tiefen
Der Seele, die verborgen schliefen,
Entfachend sie zu hehrer Glut.

Im Zauberbann der Harmonien,
Die lockend ihm die Brust durchziehen,
Tritt schnell er an das Ufer hin;
Da, wie vom Schreck erzeugt, ein
Schwanken
Des Kahns, ein Schrei, ein haltlos
Wanken —
Und jäh versinkt die Sängerin.

Doch schneeig aus den Silberwellen
Bezaubernd edle Formen schwellen.
Von goldigem Geleck umwallt,
Und wie in sehnsuchtsbangem Trauern,
Gequält von süssen Liebesschauern
Steht die junonische Gestalt.

„Lurley!“ — der König ruft's erbebend,
Berauscht, entzückt den Blick erhebend,
Doch bald, enttäuscht, erlischt die Glut.
„Komödie!“ spottet er, enteilend,
Den Dienern den Befehl erteilend:
„Helft dort der Dame aus der Flut!“ —

Frankfurt a. M. Eugen Hené.

Die Wolke.

Noch ist es still. — Noch schlummert rings die
Erde,
Nur frühe Vöglein zwitschern halb im Traum.
Hoch droben segelt eine lichte Wolke
Im Morgenglanze durch den Himmelsraum.

Und schwebend auf den weitgespannten
Schwingen
Gleicht einem Engel sie, der heimwärts zieht:
Vielleicht hat an verlass'nem Sterbelager
Ein stiller Hüter er zur Nacht gekniet.

Vielleicht auf eine fieberheisse Stirne
Mit lindem Trost die kühle Hand gelegt,
Vielleicht ein leidgeprüftes Herz beruhigt,
Das hoffend nun dem Licht entgegenschlägt . . .

Da ich noch sinnend in die Ferne träume
Zerfliesst die Wolke still im Sonnenschein.
Der Himmel öffnet seine blauen Thore:
Er lässt den heimgekehrten Seraph ein.

Dresden. Alice Freiin von Gaudy.

Lagunen.

Flache Ufer, weiter Himmel,
Der sich tief im Herzen spiegelt,
Wenn die Barke einsam gleitet
Über regnungslose Flut.
Ineinander zu verrinnen
Scheint die unbebuschte Erde
Kahl mit ödem Wasserspiegel.
Auf den Inseln trüben Schlammes
Keimt kein Halm, kein Vogel nistet.
Schmutzig grün, ein Kirchhofspfahl,
Gleich dem Totenfluss des Hades,
Brütet die Lagune still.

Drinnen im Kanalgewirre
Blüht ein Marmorwald von Bauten,
Wie erstarrter Meeresschaum,
Lilienweiss emporgewirbelt.
Aber draussen, wo die Pfähle,
Die dies Wasserwunder tragen,
Spärlicher verstreut im Raume,
Wachsen gelblich braune Häuser,
Aus der Tiefe aufgeschossen,
Wie an Wracke angeklebt,
Und auf grüner Wogenebene
Wogt ein Kranz von Wasserlinsen.

Ferne schallt die Abendglocke
Von dem Turm des Kampanile,
Grüsst die feierliche Weihe
Dieser ernsten Lieblichkeit.
Wo die Kirchen wie phantastisch
Krause Meergewächse schwimmen,
Von dem Salzezon umwittert —
Wo die Statuen und Brücken
Grünlich Wasserschleim bekriecht,
Wo die Gondel an umspülter
Treppe lagert wie ein Sarg
Unter morschen Palastleichen —

Wo die Tauben von San Marko
Zärtlich ihr Gefieder schmiegen
An die harte Seufzerbrücke,
Die von Blut und Thränen trieft —
Wo der Flügelleu die Stirne
Runzelt und die ehernen Rosse
Schnauben in das Marktgewühl —
Über Allen webt sich rosig
Ein geheimnisvoller Schleier
In des Abends Lichtmagie.
Den Rialto neu beleben
Bunte Maskenkarnevale
Schauender Erinnerung.
Marmor, Gold, Brokat und Atlas,
Mosaik und sammetweiches
Farbenglühn der Prachtgemälde

Wirbelt neugeweckt zusammen
In ein Bachanal der Sinne,
Feiert eine Dogenhochzeit
Mit dem Meer der Phantasie.

Aber draussen die Lagune
Weiss nichts von der toten Pracht
Dieser Feenstadt des Herzens,
Dieser Arche, dichtbeladen
Mit den Schätzen aller Zonen.
Langsam bleicht die rosige Wärme
Der beglühten Abendwolken,
Wo die Sonne fürstlich tronte
In des eigenen Glanzes Krone.
Ihre Rosen sich entblättern
Und verwehn in schmale Dünste,
Auf dem Wasserspiegel schwimmt noch
Ihr entglittener Purpurmantel
Und versinkt. Der Mondschein flatet
In den Kelch der Wasserrosen
Und begräbt die dunkle Welt.
Hier in solcher Geisterstunde
Auf der einsamen Lagune
Fühlt das Herz sich angetraut
Dieser blassen Meeresleiche,
Diesem Sinnbild toten Glückes,
Das wie jede Sonne starb.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

In diem natalem.

Sona, dulcis cantilena!
Vati claro, caro, casto
Die fasto
Dic salutem, o Camena!

Anni ruunt, heu, protervi!
Sperne tempora fugacia,
Si audacia
Mentis manet atque nervi!

Vivas, vivas atque crescas!
Neque unquam, vir amate,
Laureate,
Ceu philistulas flaccescas!

Dresden. Ernst Eckstein.

Wintertod.

Prosa-Aperçu von Wilhelm Arent.

Der Typus einer echten nordischen Wila, einer echten Russalka mir zur Seite. Die letzten Scheite verglühen knisternd im Kamin. Draussen überall Schnee, unendlicher weisser Schnee; ein riesiges, gleichmässiges, weisses Leichentuch, welches alles Lebende überdeckt, auch so manchen Traum, voll Sehnsucht nach dem Licht, so manche Hoffnung, die umsonst zum Licht gestrebt und nun für immer im kühlen, kalten Schooss der Erde ruht. An der offenen Stelle des kleinen, eisbedeckten See's lagert friedlich-ruhig allerlei exotisches Gevögel: Schwäne, Nashorngänse, Flamingos. Der Mond hängt wie eine grosse, gelbe, phantastische Kugel über all dem weissbereiften, phantastischen Traum der Winterlandschaft!

Und die Sehnsucht, die heisse, irre, die ewig umsonst gährend nach jauchzender Befreiung singt, auch sie schweigt, auch die Seele dämmert hin so öd, so tot, wie die Landschaft umher unter dem rauhen Eisenszepter des Winter's.



Sonderlinge.

Skizzen von Alfred Friedmann-Berlin.

I.

Es war einmal ein alter Mann, und der war Chemiker. Zeitlebens hatte er seine Tage und auch viele Nächte, statt mit blendenden Augen und blühenden Lippen, mit Kolben und Retorten, mit Basen und mit Säuren, mit Giften und Analysen verbracht. Da sich die Chemie mit der Zusammensetzung der Körper beschäftigt, so war nichts natürlicher für ihren Adepten, als sich mit der Dekomposition, der Auflösung derselben zu befassen. Und als er alt wurde und sich des eigenen Sterbenmüssens erinnern musste, da sann er auf ein Mittel, dem Begraben- und Verbranntwerden aus dem Wege zu gehen. Beides war ihm verhasst, wie sich eben chemische Stoffe hassen, die keine Wahlverwandtschaft, Affinität, zu einander haben. Er wusste wohl, dass der Körper, den man der Erde wieder gibt, in seine Urbestandteile zerfällt. Aber das mochte gar lange im Sarge dauern. Und dann — die zahllosen Kirchhöfe, mit Marmorsäulen und Granitvasen beschwert, — der gute Ackergrund, der Korn- und Weizenfeld sein könnte — wogende Saat im Sommerwind tragen, statt spätfruchtbarer Todtensaat!!

Das Verbrennen war schon reinlicher, führte rascher zu seinem Ziele. Aber die Asche in den Urnen, vielleicht die Quintessenz des gewesenen Individuums, sollte dennoch, etwa wie in römischen Columbarien — in neumodischen, anderen Friedhöfen bewahrt werden, die Leidtragenden ewig zur Erinnerung an Einen oder Eine versammeln, die ihnen längst nichts mehr waren, die ihnen vielleicht nie etwas gewesen?!

Nein! Sparlos sollte der Mensch vergehen; kein Raub und Frass der Maden, keine Spreu im Winde mit seiner Asche sollte er sein!

Aber wie? Im alten Egypten suchten sie aus unedlen Metallen Gold zu machen; Elixiere, Magisterien wurden im Mittelalter gesucht, der Stein der Weisen war das Ziel der Thoren ohne Glück und Verdienst. Frühere irrtümliche Hypothesen hatten immer den Vorteil, dass sie wichtige Dinge finden liessen, nach welchen man auf diesem Wege gar nicht geforscht und die sich doch als wahr und nützlich erwiesen.

Herrn Algesiros wollte dergleichen nicht glücken.

Er verschaffte sich aus Spitälern, von Schlachtfeldern, nach Hinrichtungen Körper, denen die arme gequälte Seele entflohen und die nichts mehr spürten von all den elektrischen Strömen, welche der Meister, mit seinen zahlreichen Schülern durch sie leiteten. Sie wussten nichts davon, dass man sie den Wirkungen der tödlichsten Gifte, der Aqua tofana, des indischen Schlangengiftes aussetzte . . . sie zersetzten sich . . . aber es blieb von Allem ein unlöslicher Rest, etwas zu Bestattendes . . .

Herr Algesiros hatte einen zolldicken, oblongen Glaskasten anfertigen lassen; etwa dem ähnlich, in welchem Miss Oceana die Reize ihres fischschuppenartig im Triket schillernden Wasserfei-Körpers blossstellte.

Er besass einen Lieblingsschüler, Magister Roskommon, einen eifrigen, unermüdlichen Nacheiferer, Mitforscher auf den Gebieten der Toxikologie. Und dieser liebte Algesiros wundersames Töchterlein, Naswelda. Sie war viel schöner, als Miss Oceana und viel züchtiger, denn sie that nach Hamlet's Gebot, ob sie es nun kannte oder nicht; das schönste Mädchen dürfe, wenn es seine Ehre nicht schädigen wolle, nicht einmal dem so frommen Monde einen seiner Reize enthüllen.

Sie erwiderte Roscommon's Liebe.

Nun war Algesiros sehr reich, und versprach demjenigen seiner Schüler die Hand der Tochter und den Schlüssel seines Geldschrankes, der die gesättigte Verbindung des Wassers im Glassarg so aufzulösen verstünde, dass dieses den hineingelegten Leichnam eines früheren Lebewesens durch Filtration, durch Hinzufügungen von Sublimaten völlig aufsauge. Dergestalt, dass keine Spur von ihm übrig bleibe und höchstens das Volumen des Wassers im Glassarg sich um das Gewicht des Toten vergrössere.

Im Dämmerlichte einer lauen Sommernacht plätscherte der Springbrunnen im Rosenhag des Gartens des greisen Meisters. Üppige Blumen dufteten narkotischen Geruch und die Wellen eines müde dahinschleichenden Baches schlugen an die moosigen Steine zu Füssen des Schlosses von Algesiros. Auf einer Bank, von langstieligen, blaublütigen Pflanzen versteckt, plauderten Naswelda und ihr Liebster. Was sie sprachen, begleitete mit schluchzender Wehmut der Lyriker der Nacht, die Nachtigall. Ganz ferne im offenen Westen verglomm noch die Feuersbrunst des Abendrots und ein paar nahe mächtige Cypressen zeichneten schwarz und traurig ihre Umrisse wie Rembrandt'sche Radierungen hinein.

Zu Füssen der Liebenden aber gähnte ein offenes Grab, das keine Schrecken für sie hatte. Sie hielten die Hände fest verschlungen, aus Furcht, süsser zu kosen.

Und als es ganz dunkel geworden, trugen sie etwas Entsetzliches aus dem Sezirsaale des Meisters an den schaurigen Ort und machten sich lange da zu schaffen.

In der Frühe aber führte der junge Magister den müden Greis und Forscher, dessen Sinne längst nicht mehr die frühere Schärfe besassen, vor den Glassarg, in dem gestern Abend noch der Leichnam eines Mörders — ein grausiges Schneewittchen, umgeben von den sieben Zwergen, den Schülern Algesiros', gelegen.

„Siehe!“ sprach Roscommon. „Dein Wunsch ist erfüllt. Aufgegangen ist der Stoff, der einst Mensch geheissen, in diesem von meinem Arkanum getränkten Wasser. Kein Sterblicher wird fortan die heilige Mutter Erde als Toter entweihen; der reine Äther wird nicht mehr erfüllt, geschwängert werden von dem Rauch des verbrannten Fleisches und verunreint durch fliegende, in die Winde gestreute Asche. Das gesättigte Wasser aber wird Wald und Hain, Berg und Thal, Rose und Ceder befruchten, oder mit den Strömen ins salzige Meer wandern!“

Da umarmte Algesiros den Jungen, legte die rechte Hand Naswelda's in dessen Rechte, hauchte zufrieden, am Ziele seiner Wünsche, den Geist aus.

Sie waren sehr glücklich, die liebenden Betrüger. Im Rosenhag aber spriesst aus dem Grabe des Mörders längst eine fremde, seltsame Blume.

II.

Es war einmal ein alter Mann, der war Sammler.

Sein ganzes Leben hatte er mit dem Aufspüren, Ordnen von alten Fayenzen zugebracht. In den entlegenen, düsteren Vierteln Londons, in den Boutiquen, welche den Bücherständen am Pariser Quai Voltaire gegenüber liegen, in den märchenhaft stillen, lebensverlassenen Städten Flanderns, der Niederlande, in den alten französischen Niederlassungen der weiland blühenden „Poterie“, an den Ufern des Rheins, bei Kreussen und Siegburg, im deutschen Norden in Holstein und Friesland — überall war er erschienen und hatte von Händlern und Bauern, von verarmenden Familien und auf Auktionen bunte Teller und Krüge erstanden.

Nun schmückten sie in seinem sonst dürftig eingerichteten Heim einen grossen Saal. Dort glänzten, zusammengeordnet in geometrischen Figuren, als Pensées, in Kreisen, Elypsen, Vierecken, sowie nebeneinander auf längs den Wänden laufenden Regalen: Rhodosteller mit üppigem Farben-Blumenschmuck, gelbe Moustierplatten und gebrechliches Tonwerk aus der Zeit des französischen Henri II.; das bunte Rouen mit seinen Füllhörnern und das farbenerfinderische Delft, welches altes Chinaporzellan, frühes Meissen und französisches Watteau-Genre nachahmte in Figuren und Ornamenten. Des Nachts träumte der Sammler, der Gardilanne hiess, von Zeichen und Marken, die hinten auf der Rückseite seiner Schätze von den alten Meistern eingebrannt waren und an denen er erkannte, wess der Art, woher des Weges, welchen Namens die Lieblinge seines Lebens waren. Und so geschah es, dass ihm eines schlaflosen Morgens zu träumen schien, er

sähe in einem Bric à Brac-Lädchen einer holländischen Jüdin mit schwarzer Löwenmähne zu Haarlem, jenen wundersamen Teller: Gelber Rand, blauer Grund, darauf halbnackte kleine Chinesinnen mit fliegenden Gewändern einen mänadesken Tanz aufführend. In der Mitte der Schüssel aber befand sich ein stabartiges Zeichen, ein mystisches Zeichen, ein Ding, um das sich alle Tänzerinnen zu drehen schienen — ein Anagram. All das war nur ein Traum; doch blieb die Pein, welche er dem Träumenden verursacht hatte, nach dem Wachen. Und Gardilanne setzte es sich in den Kopf, dass ihm dieser Teller noch fehle, dass er ihn besitzen und heimbringen müsse und sollte er darob den Erdkreis absuchen. Und er stand auf und wandelte, wie ein Schlaftrunkener. Er packte seine Handtasche, that sein Geld hinein und suchte an allen Stätten, in allen Städten, die jugendlich je sein Fuss betreten. Er fand viel Niegesehenes; er sah ein, dass er das Prächtigste und Seltenste noch nicht besass. Doch erstand er nichts, denn es war ihm klar, dass der Mann, oder das Weib, so im Besitze jenes gesuchten Tellers, eine unverständige Summe dafür fordern müsse und er würde sie geben, sei sie, welche sie wolle. So liess er die Freude, den Stolz von hundert Sammlern uneingeheimst und glich dem Juden Ahasvor, dem Ruhe- und Heimatlosen. Aber das Glück hatte ihn verlassen.

Den Teller, den er mit sich in Gedanken trug, fand er nie und nirgends. Trostlos, lebensmüde, mit den Gefühlen eines Selbstmörders, kehrte er in sein bestaubtes Heim zurück. Noch einmal musterte er die reichen, maasslosen Schätze, an die er Jugend und Mannesalter gegeben und siehe da, in einem Kranze von Delfter Fayencen, die er selbst mit seinem rostigen Hammer nagelfest gemacht und aufgehängt, glänzte ihm das Exemplar, das er überall vergebens gesucht, entgegen.

Jahrelang hatte er sich des Anblicks seines Glückes beraubt, hatte alle Unbill des Reisens, Wind und Wetter, Hotelbetten und schlechte Kost ertragen — während sein Ideal über seinem einzigen Divan ihm zu Häupten hing.

Da drehte er sein Antlitz gegen die Wand, seufzte tief und verschied.

III.

Es war einmal ein junger Mann, und der war Don Juan.

Er hatte sich nach den besten Vorbildern erzogen und weiter auf Gottes schöner Erde nicht viel zu thun gehabt.

Das Weib in allen seinen Erscheinungen, Inkarnationen, war sein Studium. Er liebte es — gross oder niedlich, schlank oder umfangreich; braun, schwarz, blond oder rot. Wir leben Alle und wissen nicht, was Leben ist, wir lieben Alle und wissen nicht, was Liebe ist! Der moderne Lovelace, der Rainere hiess, definierte die Liebe als Abwechslung.

Er brachte Abwechslung in diese Abwechslung.

Er konnte sich in eine ätherische Blondine so wunschlos platonisch verlieben, wie Abälard in eine Heloise.

Er vermochte für eine moderne Aspasia so ritterlich ins Zeug zu gehen, wie irgend ein Alkibiades oder Perikles.

Er war im Stande, eine verheiratete Frau, selbst wenn sie nicht Lotte hiess, mit den Augen Werther — Jerusalem's anzusehen; und auch die Gattin, in deren Vorführung Dumas der Jüngere und Sardou der Ältere Meister sind, hatte Reize für ihn.

Er würde nicht, wie der echte, alte Don Juan, in ein Nonnenkloster eingedrungen sein — man hat das heutzutage nicht mehr nötig; es gibt so viel wildwachsende, in Freiheit dressierte Schönheit und Jugend, so viel Anmut und Reiz, dass man nicht erst zu einem Sakrilegium zu schreiten braucht.

Sakrilegium — Tempelschändung der Schönheit, erschien ihm nur deren Verschmähen.

Wie? Zwei Lippen, blassrot wie die Heckenrose, mit Zähnen dahinter, als ob der Morgentau in der Blume geblieben wäre, sollte man verschmähen? Der Kuss eines Weibes ist immer mild und wonnig und nur das von sich selbst verlassene Alter weicht ihm aus.

Don Juan Rainero hatte einen Freund. Er war ihm etwas — inferior, untergeordnet, nicht ganz wie Leporello seinem Herrn und Meister, aber eine stillere, ruhigere Natur, mehr zur Philosophie als zur That neigend.

„Du nennst das Liebe!" sagte der Freund eines Tages zu Rainero.

„Es bietet mir wenigstens denselben Genuss!" war die Antwort. „Du kennst den höchsten Genuss gar nicht. Liebe, Genuss — sind gleichbedeutend mit Treue. Nur wer die Treue kennt . . .

„Weiss, was ich leide!" sang Rainero spottend. „Treue ist Leid. Denn Liebe ist Sehnsucht nach einem immer Andern. Und sieh! Ich bin jetzt verliebt. Verliebt wie noch nie. Ich begegnete jüngst einem weiblichen Wesen, das mich einfach hinriss, begeisterte. Gross, schlank, ganz in schwarzen Sammt gekleidet. Haare — venetianisches Goldblend — Lippen, wie Nelken, Zähne — denn sie lächelte — wie orientalische Perlen. Augen — wie — Räthsel. Ich verlor sie plötzlich an einer Wegbiegung — sie glitt wohl in ein Haus.

Seitdem bin ich all meinen Schwärmereien untreu. Ich kann an keine mehr denken — die Rotblonde ist's! Die hat mir's angethan. Die lieb' ich. Zeig' mir eine schwarze Gitana aus der Triana Sevillas, eine nordische Schöne, so voll und rund, wie die Wasserfeen des Begasbrunnens, eine Pariserin, so graziös, wie die mittlere der Grazien selbst — die jüngste ist schon zu oft zu dem Bilde gebraucht worden. — Kurz, locke mich mit welchem Liebesreiz Du willst . . . Ich schmachte, sehne mich nur

nach der Einzigen. Sie erinnert mich an ein Dasein, das ich einst auf dem Sirius mit ihr geführt!“ . . .

„Auch eine Art von Treue!“ belehrte der Freund.

„Aber keine Art von Genuss!“ höhnte Rainero.

„Die musste es sein! Nur einen keuschen Kuss auf ihre Stirne, nur ein Händedruck von der kleinen, feinbehandschuhten Rechten; ja, nur ein Blick aus ihren Rätselaugen und Rainero wäre befriedigt, glücklich gewesen.“

Aber es dauerte lange, bis er sie wieder fand.

Schon war er der Verzweiflung nahe.

Champagner und Austern mundeten ihm nicht mehr. Da — er fuhr gernde ganz plebeisch in einem Pferdebahnwagen — glitt die schwarze Sammtrobe an seinen Augen vorüber. Er sprang so schnell aus, dass er sich beinahe den Hals gebrochen hätte.

Nicht lange Zeit darauf — die Verabredung war so gemacht worden — sass er neben seiner Schönen bei einem glänzenden Diner, in einer Beiden befreundeten Familie. Sie war leicht dekolletiert, zeigte wundervolle Schultern und auf der Rechten eine Narbe, wie von einem Brandfleck.

Als das Auge Rainero's darauf weilte, sagte sie:

„Ein Tropfen brennenden Petroleums, den unsere Magd . . .“

„Hermine auf mich fallen liess, als ich kaum vierzehn Jahre alt war“, vollendete Rainero, wie mechanisch, bestürzt, enttäuscht, entnüchtert!

Was ist die Liebe?

Vor Jahren hatte er diese Schulter schon geküsst — und — vergessen!



Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

Biographische Skizzen.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

IV. Richard von Meerheimb.

(Zum siebzigsten Geburtstage am 14. Januar 1895).

Es ist wunderbar, mit wenigen Ausnahmen, — Theodor Fontane sei genannt — wandeln diejenigen unserer Dichtergreise der Gegenwart, die in ihrem Schaffen durchaus modern und frei von jedem Epigonentum sind, einsame Pfade. Neben Heinrich von Reder auch Richard von Meerheimb, der grosse Epiker und feinsinnige Lyriker, der Schöpfer einer neuen dichterischen Kunstform, des Psychodramns*). Ein langes Leben, reich an Poetenleid liegt hinter ihm, und augenblicklich hat der Dichter noch an den Folgen seiner letzten Krankheit schwer zu tragen. Möge ihn die allseitige Anerkennung seines reichen dichterischen Schaffens an seinem siebzigsten Geburtstag erquicken und sein glutvolles Poetenherz in alter Kraft erglühen lassen, sich zur Befriedigung und seinen zahlreichen Freunden und Jüngern zur Freude. Der Ehrentag des Dichters rechtfertigt es, wenn diese biographische Skizze den sonst dafür zur Verfügung stehenden Raum etwas überschreitet.

In diesen Augenblicken, wo ich des Dichters Leben und Werke überschaue und versuche, beides in eine kurze Charakteristik zu bannen, tritt mir aus seiner reichhaltigen, echte Perlen enthaltenden Gedichtsammlung „Poetenwelt 1859“ das Folgende wieder entgegen:

Ungezähmt.

Was einst ich war im wilden Jugenddrang:
Ein ungezähmter Panther, der den Zwang
Des Lebens kühn im Satze überflog,
Wohl bin ich das nicht mehr. Der wilde Geist
Ward von gemeinen Leiden hart umkreist,
Und bittres Weh am Mark des Lebens sog.
Doch ob gedämpft — noch glüht die heisse Kraft!
Ein Hauch — und flammend bricht die Leidenschaft
Gen Himmel mit verzehrend-wilder Hast!
Ich kann nicht treten den gemeinen Pfad;
Um's Weltall kreist, ein lodernd Feuerrad,
Des Geistes Flugbahn, ohne Glückesrast.
Und weil durchstürmt ich von Dämonen bin,
Möcht' Gott ich bitten um gezähmten Sinn,
Der sich im Schatten weiche Plätzchen baut.
Könnt' ich Philister sein — o, lang' vordem
Mit Weib und Kind säss ich am Herd bequem,
Vom Himmel des Familienglücks umblaut.
Dass ich's nicht sein kann mit der wilden Glut,
Dass ich's nicht sein kann mit dem Pantherblut:
Das eben ist mein Unglück — ist mein Leid.
So schweift mein Aug', ein heimatloser Strahl,
Von Ideal hinaus zu Ideal —
Bis mich zur Ruh' geschaufelt hat die Zeit!

Dieses Gedicht bietet einen tieferen Einblick in das Innenleben des Dichters, als ihn trockene Prosa zu geben vermöchte. Richard von Meerheimbs dichterische Individualität setzt sich aus „epischen und lyrischen Grundelementen“ zusammen, die in der von ihm geschaffenen psychodramatischen Dichtungsform zu innigster Verschmelzung gelangten. Das Psychodrama hat erst ganz allmählich, — wie wäre dies bei einer im 19. Jahrhundert entstehenden Dichtungsform auch anders denkbar — die Anerkennung weiterer Kreise gefunden, nachdem bereits hervorragende Ästhetiker und Litterarhistoriker, wie Prof. Hettner, Prof. Dr. Heinrich Treitschke, Ferd. Gleich, Prof. Bohlfeld, Dr. M. G. Conrad, Prof. Dr. Fritz Schulze, Dr. Rud. Fastenrath, Dr. Paul Schumann u. v. a.

*) Siehe auch die Zeitschrift „Psychodramenwelt“ II. Jahrg. Nr. 1 vom 1. Januar 1895 (Verlag von Gustav Winter, Bremen. Preis der Einzelnummer für Nichtmitglieder der „Allgem. deutschen litterarischen Gesellschaft“ 40 Pf.).

mehr sich begeistert und anerkennend über dasselbe geäussert hatten. Treffend schreibt im vorjährigen „Neuen Theater-Almanach“ der Herausgeber G. Gleissenberg über von Meerheimbs dichterische Kunstschöpfung. „Aufgabe des Psychodramas ist: durch das blosse Wort, ohne jede szenische Vorkehrung und ohne Mitspieler, durch einen einzigen Sprecher auf die Phantasie des Hörers dergestalt zu wirken, dass sich in seiner Seele das in dem Gedichte Dargestellte als lebendige Handlung inmitten der **gegenwärtig** gedachten Situation spiegelt. Bei gänzlicher Abwesenheit aller Augenwirkung (des Bühnenspiels) handelt es sich also darum, die innere Anschauung des Hörers auf die grösste Höhe zu erheben. Dies geschieht durch Konzentration der Handlungsentwickelung auf die eine sprechende Person, wobei es dem scharf zeichnenden Wortausdrucke allein zufällt, die dramatische Bewegung, sowohl in Bezug auf diese Person selbst, als auch auf die durch den Vorgang bedingte Anzahl anderer, nebst aller äusseren Umgebung in plastischer Deutlichkeit vorzuführen. Der Sprecher erscheint hierbei abwechselnd anredend und erwidernd, aber auch schildernd, während die Schaar der Handelnden unbeschränkt, ja auf ganze Volksmassen ausgedehnt sein kann, und ebenso der Hintergrund der Handlung grossen Wechsel und reichste malerische Fülle gestattet; ist es doch gelungen, selbst ein Ereignis wie die Schlacht bei Aktium in diesen Rahmen würdig zu fassen.“

Richard von Meerheimb ist ein durchaus moderner Poet und die Forderung eines gesunden Realismus in der Dichtung ist bereits von ihm erhoben worden, als von einer eigentlich realistischen Richtung in unserer Litteratur noch nicht die Rede war. In seinem grossen Epos „Eine Nacht auf dem Parket“ lässt er seinen René folgende Worte sprechen:

„Es hat so mancher Autor Ruh' und Frieden
Von hunderten Familien schon vernichtet,
Weil die Gestalten seiner Phantasie
Den Widerspruch der trock'nen Wirklichkeit
Mit unerreichten Idealen weckten,
Draus Missmut wächst und Unzufriedenheit.
Nach meiner Ansicht hat der wahre Dichter
Die hohen Pflichten eines Missionärs —
Er soll nicht bloss vergnüglich unterhalten:
Er soll erleuchten da, wo Dunkel herrscht,
Er soll entlarven Lüg' und eitlen Schein;
Dem kranken Geist soll er Gesundheit schaffen;
Und wenn der Dichter in geweihtem Drang
Den Wahrheitsspiegel aus den Wolken holt,
Und ihn vor das vom Laster bleich entstellte
Antlitz der Zeit mit kühnem Freimut hält,
Wenn er mit Innigkeit, mit warmen Worten
Zum Herzen spricht, der Zeit Gebrechen schildert,
Dem kranken Leib die Wunde offen legt
Und sagt: Hier bist du krank! Hier sitzt der Tod!
Wenn er versteht in plastischen Gestalten
Glaubhaft die Zeit lebendig zu verkörpern,
So dass die Sünde vor sich selbst erschrickt
Und sich befragt: Bist wirklich du so schlimm?
Wenn das ein Dichter wagt, gewiss, die Heuchler,
Die Eitlen und die Niederträcht'gen werden
Sein Bild als unwahr, als ein Werk verwerfen,
Das ihm wohl gar der Teufel selbst gemalt; —
Doch dankbar wird das edlere Gefühl,
Wird jeder bess're Mensch ans Herz ihm sinken
Und offen sagen: Habe Dank, Poet!“

Der Dichter wurde am 14. Januar 1825 zu Grossenhain in Sachsen als Sohn des Königl. sächsischen Obersten von Meerheimb geboren, übersiedelte mit seinen Eltern nach Dresden und widmete sich nach einer trefflichen wissenschaftlichen Ausbildung der militärischen Laufbahn, nahm als Hauptmann am Kriege von 1866 teil, ward bei Gitschin verwundet, konnte aber 1867, zum Major befördert, den Dienst wieder aufnehmen. Als Oberstleutnant nahm von Meerheimb am letzten Kriege teil, ward 1872 Oberst und liess sich dann zur Disposition stellen. Er machte viele Reisen durch ganz Europa, Nordafrika und widmete seine Mussezeit grösseren wissenschaftlichen Arbeiten. Eine ausführliche, liebevolle Biographie des Dichters von Gustav Hoffmann findet sich in der ersten grösseren Gesamtausgabe seiner psychodramatischen Dichtungen, der 1887 bei Oscar Parrisius in Berlin erschienenen „Psychodramenwelt“, aus der von Wittmann für Reclam's Universalbibliothek zwei Bände ausgewählt wurden. Nicht mit Unrecht bezeichnete der edle Dichter sich in den letzten Jahren als Hiob; ein heftiges nervöses Leiden legte oft seine Schaffenskraft und Schaffenslust vollständig lahm, so dass auch die geplante Gesamtausgabe seiner epischen und lyrischen Werke noch nicht zur Ausführung kommen konnte.

Von Richard von Meerheimbs herrlichen Epen seien besonders „Galat und Dschadra“ (1848), „Die Sachsen an der Moskwa“ (1853), „Paul Kinischi“ (1865) genannt. Ausser der Gedichtsammlung „Poetenwelt“ (1859) gab er die Gedichtsammlungen „Soldatenwelt“ (1857 und 1859) und „Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerblessierten“ (1867) heraus, in denen er, wie Heinrich von Reder, seine Stoffe besonders dem soldatischen Leben entnahm. Als geistvoller Übersetzer zeigte er sich in der Dichtung „Liebesmähr von Rimini“, nach dem Englischen des Leigh Hunt und in Gresset's „Vert — Vert“. In uneigennützigster Weise bestimmte er den Ertrag seiner Werke zur Unterstützung humanitärer Zwecke, wie er selbst auch bedeutende wohlthätige Stiftungen in seiner engeren Heimat Sachsen begründete. Sich selbst versagte der Dichter so manches, das von anderen als zum Leben unentbehrlich betrachtet wird, um nur andern wohlzuthun. Dem edlen Dichter werden an seinem siebzigsten Geburtstage viel treue Herzen schlagen.



Eingesandte Neuerscheinungen.

vom 15. Novbr. bis 15. Dezbr. 1894.

Karl Paull, Die Waffen nieder! Drama in drei Akten nach Bertha v. Suttner. O. Hendel, Halle. Preis 50 Pfg.

Friedr. Ad. Geissler, Herr und Diener. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Cäsar Schmidt, Zürich, 1895.

Oscar Panizza, Das Liebesconzil. Eine Himmelstragödie in 5 Aufzügen. Verlags-Magazin Zürich, 1895.

Peter Rosegger, Als ich noch jung war. Neue Geschichten aus der Waldheimat. Mit dem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub. Leipzig 1895. L. Staackmann.

Marie Coreill, Ein Roman aus zwei Welten. 2 Bde. Lutz' Romantische Bibliothek Bd. 4 und 5). Stuttgart, R. Lutz.

Ludwig Hevesi, Glückliche Reisen. Stuttgart 1895. Ad. Bonz & Co.

Ferdinand Ebhardt, Die Rose des Loganthales. Eine Dichtung aus den steirischen Bergen. Stuttgart 1895, Verlag von Ad. Bonz & Co.

Ferdinand Ebhardt, In der sibirischen Steppe. Graz 1894, Verlag von Franz Pechel, Preis 20 Pf.

Louise Jüngst, Prinzessin Lola. Erzählung. Bielefeld 1894, Verlag von A. Helmichs Buchhandlung. Preis Mk. 1,50.

C. Rademacher, Die Sühne. Eine Erzählung. Bielefeld 1895, Verlag von A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). Pr. Mk. 1.

Franz Wolff, Das Glück. Ein Sang von der Donau. Leipzig 1895, Verlag von Oswald Mutze.

Pierre Maël, Dernière Pensée. Paris 1895. Paul Ollendorf, Editeur.

Bernhardine Schulze-Smidt, Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators Assim-Agha Gül hanendé. Leipzig 1894, Verlag v. Schmidt & Günther, Preis eleg. brosch. Mk. 3,—.

Paul Franken, Einer von der roten Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters. Berlin 1895, Verlag von Oscar Haebringer, Preis Mk. 2.

Armand's ausgew. Romane, An der Indianergrenze. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. Preis à Liefer. 40 Pf.

Heinrich Goltermann, Bremische Volksklänge. Plattdeutsch. 12. Band von Goltermanns plattdeutschen Werken. Bremen, Selbstverlag des Verfassers. Preis Mk. 2,— elegant gebunden.

Anton Freiherr von Perfall, Der Scharffenstein. Roman. Berlin 1894, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Preis brosch. Mk. 4, elegant gebunden Mk. 5.

Prof. Dr. Friedr. Umlauft, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Wien 1894, A. Hartlebens Verlag. Preis monatlich 85 Pf. Heft 2 und 3.

Joh. Diebold, Deutsche Sängerhalle. Regensburg 1894, Verlag von Feuchlinger & Gleichauf. Preis der Partitur eleg. geb. Mk. 3,50.

Ernst Fischer, Singen und Sagen. Gedichte. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.

Gustav Raatz, Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken. Urbilder bekannter Reuter-Gestalten. Mit Portraits etc. zum Teil nach Originalen von Reuters Hand. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. Preis 3 Mk.

Goethe's Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Voigt. 1. Band 1. Lief. Preis 50 Pf. Leipzig, Karl Fr. Pfau.

Richard Grelling, Streifzüge. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1894. Bibliograph. Bureau. Preis Mk. 4.

Albrecht Graf Wickenburg, Mein Wien. Lieder und Gedichte. Wien 1894. Carl Geroldś Sohn.

Peter Johannes Thiel, Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. Berlin, 1895. Bibliographisches Bureau.

Ludwig von Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen. 3. Auflage. Illustriert von Philipp Schumacher. Mit Singweisen. Innsbruck, Wagner's Universitätsbuchhandlung.

Heinrich von Reder, Wotan's Heer. Eine Märe aus dem Odenwald. E. Pierson, Dresden.

René Maria Rilke, Leben und Lieder, Bilder und Tagebuchblätter. G. L. Kattentidt, Strassburg i. Elsass.

Fred Hood, Heiter und Herb. Lieder, Skizzen und Epigramme. R. Skrzeczek, Berlin, 1894.

Eugen Friese, Rembrandt, Lustspiel in 3 Akten. Dresden, Verlag der Penaten. Arno Zschuppe.

E. Ollth, Vademecum dramatischer Werke, alphabetisch geordnet mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe. Johann Lüdemann, Hannover. 12 Lieferungen à 50 Pf.

Maurice Reinhold von Stern, Walter Wendrich. Roman aus der Gegenwart. I. Band. Zürich und Leipzig, Verlag von Sterns litterar. Bulletin der Schweiz. Mk. 4,—

Joseph Seeber, Der ewige Jude. Episches Gedicht. Dritte Auflage. Freiburg i. B. Herder, 1895.

Rudolf Bode, Moses. Epische Dichtung. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. Mk. 3 gebd.

Aus dem Verlage von H. Pudor, München:

Heinrich Pudor, Mein Geschäft. — Haben und Können. — Kunst und Dilettantismus. Nachtrag zum Katalog der Einer Ausstellung 1894. — Hohe Schule des Sinnenlebens. — Tragödie. Gedichte.

Hans Marschall, Einsame Blumen. Gedichte. Verlag der Penaten (Arno Zschuppe), Dresden.

Hedwig Bender, Luise von François. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. 1894. 80 Pf.

Von Philipp Reclam in Leipzig:
Universalbibliothek Nr.: 3286, 3288/90, 3296, 3297/98, 3300.

Xavier de Maistre, Die junge Sibirierin. Erzählung. Übersetzt von M. E. Wittmann.
Abaelard & Heloise, Briefwechsel. Aus dem Lateinischen übersetzt und eingeleitet von Dr. P. Baumgärtner.
J. Turgenjew. Natalie. Schauspiel in 5 Aufzügen. Aus dem Russischen übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Joh. Treumann u. C. F. Wittmann.
A. Charlotte Leffler, Sonja Kovalewsky. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. H. v. Lenk.
F. Anstey, Tourmalins Zeit-Cherks. Aus dem Englischen übersetzt von J. Botstiber.
Ernst Ziel, Litterarische Reliefs. Dichterportraits. Erste bis vierte Reihe. Leipzig 1885—1895. E. Wartigs Verlag E. Hoppe.

Aus dem Verlage der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg:

Emil Roland, Gedichte. Mk. 2. eleg. Original-Prachtband Mk. 3.
August Kellner, Hie Rothenburg! Dichtung von der Wende des XIV Jahrhunderts. Zweite Auflage. Mk. 4,—, gebd. Mk. 5,—.
Dr. Damannius, Der Begräbnisluxus. Ein Mahnwort. 30 Pf.
Dr. med. Schüssler, Das Heilserum und die Diphtheritis-Behandlung. 30 Pf.
Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. 3. Bände. Shakespeare. 5. Auflage 1894. Lessing, Schiller, Goethe, Kleist. 5. Auflage 1893. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 4. Aufl. 1894. à Band 5 Mk., eleg. gebd. 6 Mk.
Arthur Fitger, FahrendesVolk. Gedichte. 4. Auflage, eleg. geb. Mk. 5.

Aus dem Verlage von J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart:

Ernst Lenbach, Gedichte 1894. Gebd. Mk. 3,—.
Gustav Falke, Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte. Gebd. Mk. 3,—.
Franz Nissel, Dramatische Werke. 2 Bände à Mk. 5,—.
Paul Bourget, Das gelobte Land. Roman. Aus dem Französischen v. C. Hecker. Mk. 3,—.
Hermann Sudermann, Es war. Roman. 7. Aufl. Mk. 5, .
G. Pfizer, vorm. Landgerichtsrat. Der Achtung unwürdig. Ein Fall württembergischen Disciplinarverfahrens. Stuttgart. Rob. Lutz, 1894. 1 Mk.
C. von Massow, Reform oder Revolution! Otto Liebmann, Berlin. 4 Mk.
Henrik Ibsen, Klein Eyolf, Schauspiel in 3 Aufzügen. 1,50 Mk. S. Fischer, Berlin.
U. von Eck, Zigeuner der Grossstadt. Berlin, Otto Janke.
Fr. Ohnesorge, Frithjofs-Sage. Verdeutschung. Leipzig, Verlag von Th. Knauer. Eleg. geb. 4 Mk.

H. R. P. Schroeder, Inez de Castro. Dichtung in 10 Gesängen. Leipzig 1895, Verlag von Albert Berger.
Victor Hardung, Die Wiedertäufer in Münster. Ein Trauerspiel. Glarus 1895, Verlagsbuchhandlung Vogel.
Georg Hirschfeld, Dämon Kleist. Novellen. Berlin 1895, S. Fischer, Verlag.
Arthur Schnitzler, Sterben. Novelle. Berlin 1895, S. Fischer, Verlag.
Otto Bauer, Gedichte. Berlin 1895, Verlag von Bernhard Paul. Preis brosch. 2 Mk.
Marcel Prévost, Pariserinnen. Paris und Leipzig 1895, Verlag von Albert Langen.

Aus dem Verlage von E. Pierson in Dresden:

Guy de Maupassant, Die Geschwister Rondoli. 3 Mk. 2. Auflage.
Derselbe, Zur linken Hand. 2. Auflage. 3 Mk.
Derselbe, Novelletten. 2 Mk.
Anna Bauer, Verschüttet. Eine Dichtung. 75 Pf.

Aus dem Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig:

Fürst Friedrich Wrede, Entnervt! Drama in 4 Aufzügen. Mk. 2.
Gunnar Heiberg, Der Balkon. Drei Akte. Autor. Übersetzung von G. Morgenstern. Mk. 1,—.

Aus dem Verlage von A. Hartleben in Wien:

Rudolf Falb, Kritische Tage, Sintfluth und Eiszeit. Ein populärer Vortrag. Mk. 3,—.
Derselbe, Über Erdleben. Mk. 3.
Julius Verne, Meister Antifer's wunderbare Abenteuer. Autor. Ausgabe. 2 Bände brosch. Mk. 1,50, gebd. 2 Mk.
Franz Wichmann, Moderne Kinder. Schauspiel in 4 Akten. Leipzig, O. Mutze.
Uhlmann-Bixterheide und Karl Hülter, Westfälische Dichtung der Gegenwart. Beiträge zur Würdigung westfälischen Geisteslebens. Mit Dichterporträts und zahlreichen Originalbeiträgen. Leipzig 1895 Otto Lenz.
Karl Schrattenthal, Johanna Ambrosius, eine deutsche Volksdichterin. Pressburg und Leipzig, R. Drodtleff, 1895.
Wilhelm Emanuel Backhaus, Sittliche oder ästhetische Weltordnung? Eine Abhandlung. Braunschweig, Albert Limbach.
Oscar Mysing, Die Bildungsmädchen. Roman. Verlag des Vereins für freies Schrifttum. Berlin, Hugo Storm. 3 Mk.
Heinrich Stümcke, Die Frau Majorin. Drama in 4 Aufzügen nach dem Russischen des Spazinsky für die deutsche Bühne bearbeitet. Mit einer Einleitung: Das russische Drama der Gegenwart. Berlin 1895. E. Rentzel. Preis eleg. brosch. Mk. 1,50.
Derselbe, Der Adler von Silz Maria. Dichtung. Prachtausgabe in gross 4° Kupferdruckpapier. Dreifarbiger Druck. Mit dem

Portrait Fr. Nietzsches. 100 nummerierte Exemplare. — Mk. 1,50. Eduard Rentzel, Berlin 1895.



Eingesandte Zeitschriften.

Die Penaten, Herausgegeben von Arno Zschuppe, Dresden. Halbmonatschrift Nr. 22—24.

Deutsches Dichterheim, Organ für Dichtkunst und Kritik. Herausgegeben von A. von Mejerszky, Wien. Bd. XXIII, Nr. 24—27.

Der Zuschauer, Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben. Herausgegeben von Otto Ernst und Ernst Brunner, Hamburg. Nr. 22—24.

Bühne und Leben, Illustrierte Wochenschrift. Herausgegeben von Otto Sontag, Berlin. Nr. 47—52.

Blätter für deutsche Dichtung, Jahrbuch des Vereins für deutsche Litteratur „Osterrichi". 2. Jahrgang. Wien 1894. Nr. 8—10.

Schrattenthals Rundschau, Zeitschrift für Frauen-Litteratur, der Frauen Kunst und Wissen. Herausgegeben von Prof. Weiss-Schrattenthal, Pressburg. II. Jahrgang, Nr. 1—7.

Das Recht der Feder, Halbmonatsschrift für die Berufsinteressen der deutschen Schriftsteller und Journalisten. Organ der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft. Herausgeber Martin Hildebrandt, Berlin, IV. Jahrgang, Nr. 1—4.

Ethische Kultur, Wochenschrift für sozialethische Reformen. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Berlin, F. Dümmlers Verlag. II. Jahrgg. Nr. 46.

Neue Zeitschrift für Musik, (Begründet von Robert Schumann. Herausgegeben von Dr. Paul Simon. C. F. Kahns Nachf., Leipzig. 61. Jahrgang, Nr. 48—50.

Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung, Halbmonatschrift für geistige Bestrebungen. Herausgeber Sanitäts-Rat Dr. Küster, Berlin SW, Tempelhofer Ufer. VII. Jahrgang, Nr. 19—25.

Neue Zeit, Wochenschrift für deutsches Theater und Urheberrecht. Offizielles Organ der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten. Herausgeber Dr. Wilh. Henzen, Leipzig, Expedition ebenda, Nürnbergerstrasse 47 I. XXIV. Jahrgang, Nr. 1—5.

Das deutsche Drama, Organ der Gesellschaft deutscher Dramatiker. Verlag von A. Entsch in Berlin. Herausgeber Hans von Heinfels, Berlin. 1894, Nr. 1.

Monatsblätter, Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule". Herausgeber L. Sittenfeld, Verlag von S. Lilienfeld in Breslau. XX. Jahrgang, Nr. 10—12.

Die Selbsthilfe, Vereinsblatt für den Deutschen Lehrer-Schriftstellerbund. Verlag und Redaktion A. Heidke, Berlin. 8. Jahrgg. Nr. 24—28.

Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz. Herausgeber M. R. von Stern in Zürich.

Illustrierte Wochenrundschau über das Berliner Leben. Redaktion: E. Brausewetter, Berlin, Lindenstrasse 59. Nr. 1 bis 8. Preis der Nr. 10 Pf.

Handels-Akademie, Kaufmännische Wochenschrift. Fachschrift für alle kaufmännische Bildungsanstalten. Leipzig, Verlag der Handelsakademie. I. Jahrgang.

Sphinx, Organ der theosophischen Vereinigung u. s. w. Herausgeber Dr. Hübbe-Schleiden. Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 1894. Dezemberheft.



Litterarische Rundschau.

Ein in der That brauchbares Werk kann das im Verlage von Lüdemann, Hannover, erscheinende Vademecum dramatischer Werke, alphabetisch geordnet mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe von E. Olith werden, wenn es mit äusserster Genauigkeit und möglichst das freilich riesenhafte Material erschöpfend durchgeführt wird. Die uns vorliegende erste Lieferung, die den Buchstaben A zum Teil enthält, macht einen recht günstigen Eindruck. Ausser Theaterfachleuten, Buchhändlern und Litteraten werden namentlich die Vorstände von Liebhaberbühnen in Vereinen und Familien das Werk mit Nutzen zu Rate ziehen.

Ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist es, dass eine der bekanntesten Pariser Verlagsfirmen, Paul Ollendorff, sich entschlossen hat, in Berlin und Leipzig Filialen zu gründen und den Redaktionen deutscher Zeitschriften ihre Novitäten zur Besprechung zugehen zu lassen.

Ein weitschichtiges Unternehmen hat eben die Leipziger Verlagsbuchhandlung von Karl Fr. Pfau mit der Herausgabe von Goethe's Briefen, mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen, begonnen. Redaktor dieser Ausgabe ist Adolf Voigt. Bei dem immer lebhafter werdenden Interesse für Leben und Werke des Weimarer Altmeisters, das sich gerade jetzt in dem gleichzeitigen Erscheinen mehrerer neuer Goethebiographien offenbart, dürfte diese Ausgabe einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, zumal die bisher erschienenen 13 Bände der IV. Abteilung der Weimarer Sophien-Ausgabe für die meisten unerschwinglich teuer sind und viel Gleichgiltiges, Ephemeres, rein Geschäftliches, das weder für den Menschen noch den Dichter charakteristisch ist, enthalten. Die neue Ausgabe Voigts will mit Recht von dem Abdruck derartiger Manuskripte absehen, dafür aber auch einzelne hervorragende Briefe an Goethe, z. B.

die Briefe Schillers an seinen Freund, bringen, und statt einer Übersicht über verschiedene Lesarten, Schreibfehler u. s. w. dem Verständnis weiterer Kreise mit kurzen Einleitungen und knappen erläuternden Anmerkungen nachhelfen. Die Ausstattung ist der Bedeutung des Gegenstandes völlig angemessen. Schönes starkes Papier und prächtiger klarer Druck, der dem der Weimarer Ausgabe in nichts nachsteht. Das ganze Werk erscheint in 50 Lieferungen à 50 Pf. und wird elegant in 5 Leinenbände gebunden nur 30 Mk. kosten. Wir werden auf das Unternehmen zurückkommen, sobald der erste Band, der Goethe's Jugendbriefe enthalten soll, fertig vorliegt.

Für diejenigen unserer Leser, die berufsmässig oder in ihren Mussestunden die edle Malkunst pflegen, dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, dass das Atelier für Kunst- und Kunsttechnik in München, Schommerstrasse 2, eine neue Sorte von Künstlerfarben auf den Markt gebracht hat, die nach dem Rezept des weiland berühmten hessischen Malers Fischbein sen. (1722—89) hergestellt, sich durch besondere Leuchtkraft und promptes Auftrocknen auszeichnen. Dieselbe Firma bietet als praktische Neuheit für Kunstdilettanten Patent-Relief-Mal-Vor- und Unterlagen von M. L. Mayr an, die das Nachzeichnen oder Durchpausen eines Bildes ersparen sollen, da die Konturen in die starke getrocknete Oelfarbenlage des Malkartons bereits eingeprägt sind. Als weitere Neuheit für Amateurphotographen bringt genanntes Atelier ein lichtempfindliches Malgrundmedium, um photographische Bilder auf Leinwand, Holz etc. übertragen zu können, und ferner einen speziell für Künstler und Gelehrte konstruierten photographischen Apparat „Supremum“, der berufen ist, eine der wenigen fühlbaren Lücken auszufüllen, die in der fast endlosen Reihe der im Handel erhältlichen photographischen Apparate noch anzutreffen sind.

Von Arthur Pfungst's Epos „Laskaris“ erscheint soeben die zweite Auflage. (Verlag von W. Friedrich, Leipzig.)

Von Maurice von Stern erscheint soeben ein zweibändiger Roman „Walter Wendrich“ betitelt, der nach dem Inhaltsverzeichnis zu schliessen des Dichters eigne Schicksale in der alten und neuen Welt behandelt.

Der Augsburger Schillerpreis ist 1894 dem Lyriker Ewald Müller in Cottbus, der auch den Lesern dieser Zeitschrift bestens bekannt sein dürfte, für seine bei E. Pierson in Dresden erschienene Gedichtsammlung „Aus der Streusandbüchse“ zuerkannt worden.

Heinrich v. Reder's Gedichtsammlung „Federzeichnungen“, die mit dem bankerotten Verleger Heinrichs vom Büchermarkt verschwunden waren, sind, wie uns ein Freund unseres Blattes aus Leipzig mitteilt, bei dem dortigen Buchhändler R. F. Köhler, Sternwartenstrasse, wieder käuflich.

In der Cotta'schen „Romanwelt“ ist soeben Fr. Spielhagens spannende Hofgeschichte „Susi“, die den Altmeister der deutschen Erzählungskunst wieder auf einer erfreulichen Höhe seines Könnens zeigt, zum Abschluss gelangt. In dem uns vorliegenden 11. Hefte beginnt ein neuer Roman „Die kleine Elten“, von Rudolf Stratz, der durch seinen Berliner Zeitroman „Unter den Linden“ sich bereits eine geachtete Stellung unter den jungen deutschen Romanciers erworben hat. Wie in dem genannten Roman, weht auch in dem neuen Werke, das das hauptstädtische Theaterleben in scharfgezeichneten Bildern wiedergeben will, Grossstadtluft. — Gleichzeitig bringt Heft 11 der Romanwelt Pierre Lotis fesselndes Reisewerk „Japanische Herbsteindrücke“, in dem der berühmte französische Seemann und Romancier wieder seine ganze Meisterschaft in der farbenprächtigen Schilderung exotischer Landschaften und Zustände zeigt. — Für die nächsten Hefte wird das jüngste Werk des Amerikaners Marion Crawford „Khaled“, eine orientalische Geschichte, angekündigt. Durch den billigen Preis von 25 Pf. für das stattliche Wochenheft in Gross-Quart werden diese Schöpfungen den weitesten Kreisen zugänglich.

In einer für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich kostbaren Ausstattung präsentiert sich der Prospekt des neuen grossen künstlerischen Unternehmens „Pan“. Das in 180 nummerierten Exemplaren in Grossfolio auf prachtvollem japanischem Büttenpapier gedruckte, von Stuck und Thoma illustrierte Heft bringt über die Ziele dieser Genossenschaft, die auf solidester finanzieller Basis Meisterwerke der Malerei, Plastik, Radierkunst etc. in mustergültigen Reproduktionen, sowie hervorragende dichterische Schöpfungen bringen will, nähere Auskunft. Die Kosten sollen durch die Geschäftsanteile à 100 Mk. der Mitglieder der Genossenschaft, zu denen u. a. die Könige von Württemberg und Sachsen gehören, zunächst für 3 Jahre gedeckt werden. Der Abonnementspreis für 12 Monatshefte wird 60 Mk., für Mitglieder 40 Mk. betragen. Der vorliegende Prospekt bringt die Facsimile-Unterschriften der Mitglieder des Aufsichtsrates, u. a. Begas, Böcklin, Dehmel, Halbe, Hartleben, Max Klinger, Liebermann, Liliencron, Maison, Gabriel Max, Muther, Ompteda, Polenz, Scarbina, Stuck, Uhde, W. Weigand, Wörmann. Als Geschäftsführer fungieren C. J. Bierbaum und Meier-Gräfe. Alle näheren Auskünfte werden durch die Geschäftsstelle der Genossenschaft Pan, Berlin W. Schillerstr. 4, erteilt. Für wohlhabende Kunstfreunde bietet sich hier wie noch nie zuvor in Deutschland, Gelegenheit, sich an einer ebenso vornehmen wie eigenartigen Unternehmung zu beteiligen.

Der Pariser Verlag A. Quantin versendet soeben das erste Heft einer neuen Zeitschrift: le mondo moderne, Revue mensulle illustrée. Obgleich in Frankreich 6000 und einige hundert Wochen- und Monatsblätter erscheinen, hat eine derartige illustrierte Revue, wie wir sie in Westermanns, Velhagen und Clasings Monatsheften schon seit langem besitzen, bislang gefehlt. Das erste Heft des neuen Unternehmens macht einen günstigen Eindruck und enthält in reicher Fülle Aufsätze aus dem Gebiete der Litteratur, Kunst, Musik, Technik, Industrie, Gastronomie usw. Dass der illustrierte Teil deutscher Zeitschriften dem der französischen Kollegin zum mindestens ebenbürtig ist, dürfen wir mit Genugthuung konstatieren. Der Verleger wird freilich keine Opfer scheuen, wie seine amüsante Plauderei „pour fonder une revue“ lehrt. Sein vorläufiger Kostenanschlag dürfte auch für unsere Leser von Interesse sein. Für Redaktion und Illustrierung des Blattes sind jährlich 170000 Franks, für Mieten, Administration, Korrespondenz 40000 Franks, für Druckkosten ebensoviel angesetzt. Die Reklamekosten hofft er durch Inseratteinnahmen herauszuschlagen. In Summa 250000 Franken. Um blos auf die Kosten zu kommen braucht er ca. 20000 Abonnenten, die jährlich 18 Frank für das Blatt zahlen, für französische Verhältnisse zumal in Anbetracht des Gebotnen kein hoher Preis.

Wie uns aus Wien mitgeteilt wird, hat die dortige Gesellschaft für Theater und Musik neulich einen modernen Dichterabend veranstaltet, an dem u. a. Dr. M. G. Conrad aus München mit einem Vortrage und Karl Kraus mit einer Rezitation aus Hauptmanns „Webern“ sich beteiligten. Die sog. „Führenden Journale“, voran die „Neue freie Presse“ haben nach guter alter Sitte natürlich kein Sterbenswörtchen darüber ihren Lesern mitgeteilt!

Dem Vorstand der „Gesellschaft Deutscher Dramatiker“, von deren Begründung wir in unserer Dezember-Nummer berichteten, ist es, wie wir heute hinzufügen können, bereits gelungen, sich für die nächste Saison eine grosse Berliner Bühne in der Weise zu sichern, dass die Gesellschaft in einer Spielzeit von 8 Monaten 25—30 Originalnovitäten in guten Probeaufführungen zur Darstellung bringen kann. Mit der Einsendung von neuen Bühnenwerken kann am 1. Februar 1895 begonnen werden.

Das neue Drama von Henrik Ibsen „Klein Eyolf“ ist soeben gleichzeitig mit der Norwegischen Ausgabe erschienen. Bekanntlich hat der Dichter sein neues Werk in einer deutschen Originalausgabe (bei S. Fischer Verlag, Berlin) selbst herausgegeben, wodurch dasselbe in Deutschland gegen Nachdruck geschützt ist.



Litterarische Zeitungsschau.

Karl Bienenstein, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Deutsches Dichterheim. Band XXIII, Nr. 25/26.

Talbot, Überraschungen. (Zuschauer Nr. 22.) Geisselt die übertriebnen Trauerkundgebungen und kritiklose Verhimmelung des verstorbnen Zaren in der in- und ausländischen Presse.

Ewald Müller, Der König ohne Herz. Ein Märchen in Versen. (Preisgekrönt). Die Ponaten, Nr. 22.

Georg Schaumberg, Ernst Possart. (Bühne und Leben, Nr. 46.) (Zum Jubiläum seines 25jährigen Wirkens an der Münchener Hofbühne.)

Lily von Gizycki, Hinter den Koulissen (Ethische Kultur. II. Jahrgang, Nr. 46.) Diese offenherzige Beleuchtung des oft gerügten Elende der meisten modernen Bühnenkünstlerinnen, die bei minimalem Gehalt den Toilettenluxus mit ihrer Ehre erkaufen müssen, verdient vollste Beachtung

Albert Osterrieth, Der Antwerpener Kongress der internationalen und künstlerischen Vereinigung. (Das Recht der Feder. Nr. 69/70.)

Martin Hildebrandt, Redakteurverträge, ebenda. Ein Schema in 12 §§, als quasi Normalvertrag zwischen Verleger und Redakteur, das ev. als „Vertrag der Schriftstellergenossenschaft“ gelten soll.

Dr. Ré, Englische Romanschreiberinnen. (Internationale Litteraturberichte, Leipzig, Nr. 33.) Eine statistische Übersicht über Werke und Honorare der englischen Kolleginnen der Marlitt, an deren Spitze Mrs. Oliphant mit 78 Romanen steht!

W. von Borcke, Unser liebes, liebes Gymnasium. (Allgem. deutsche Universitätszeitung.) Eine sehr schneidige und scharfe, aber fast durchweg zutreffende Kritik der herkömmlichen Gymnasialbildung. Die Verurteilung des üblichen massenhaften Eintrichterns von Mathematik sei ob ihrer treffenden Kürze hierher gesetzt: Gelernt habe ich unzählige Lehrsätze, Beweise und Rechen-Methoden, behalten habe ich so gut wie nichts davon, vermisst habe ich es nie, gebraucht habe ich vielleicht zwei bis dreimal eine Gleichung mit einer Unbekannten oder das Ausziehen einer Quadratwurzel, beides Dinge, die man in Obertertia lernt. — Sela! Mathematik des praktischen Lebens? So etwas giebt es nicht.

Dr. G. Ruhland, Zum Kapitel vom studentischen Proletariat. (Allgem. deutsche Universitätszeitung 1894, Nr. 21).

Zur Frage der Konzert-Tantièmen, (Neue Zeit, Herausgeber Dr. W. Ilenzen 1894, Nr. 5).



Beurteilungen.

Neue Lyrik.

Besprochen von Heinrich Stümcke

Arthur Fitger, Requiem Aeternam dona ei. Gedichte. Leipzig 1894. A. G. Liebeskind.

Vor fünfzehn Jahren hatte Arthur Fitger in der Sammlung „Winternächte" der Öffentlichkeit zum zweiten Male die Früchte seiner reichen lyrischen Begabung vorgelegt; etwa 7 Jahre lang, seit dem Erscheinen des Dramas „die Rosen von Tyburn" war der Dichter dann fast völlig verstummt. Jetzt hat er die Poesien, die er hin und wieder in Zeitschriften, vornehmlich in Franzos' „deutscher Dichtung" veröffentlichte, um zahlreiche Stücke vermehrt in der obigen Sammlung vereinigt und gleichzeitig die Verehrer seiner Muse mit einer neuen dramatischen Dichtung überrascht, die an anderer Stelle dieses Blattes gewürdigt werden soll. Wenn ein Poet vom Range Arthur Fitgers nach so langem Schweigen mit neuen Schöpfungen hervortritt, so kann er mit Recht auf besondere Beachtung bei Publikum und Kritik rechnen. Er braucht nicht zu fürchten, dass er ein Vergessener sei, weil er in den Jahren, wo die Umwertung aller Werte in der Litteratur mit gewaltigem Eifer vorgenommen wurde, weder unter den Kämpfern noch unter den Bekämpften stand. Die Ideale sind dieselben geblieben, der Streit um die Form und um die Erweiterung des Stoffgebietes hat ausgetobt und den Sieg haben schliesslich nicht Theorie und Dogma, sondern echtes künstlerisches Können, einerlei von welcher Parteirichtung, davongetragen. Fitger war stets das, was die Vernünftigen und Weitblickenden unter den naturalistischen Parteigängern als oberste Losung ausgaben; eine dichterische Individualität, kein Schablonenfreund und kein Modepoet, der alljährlich den Weihnachtstisch der höhern Tochter ziert. Wenn er sagt, dass er seine Lieder mit Herzblut geschrieben, so ist das keine Phrase wie bei manchem Jüngsten, der nicht laut genug die Echtheit seiner Empfindungen beteuern zu können glaubt.

Fitgers Gedichte sind zum kleinsten Teil unmittelbar durch äussere Lebensereignisse angeregt; die Gedankendichtung, die Frucht intensiver poetischer Bezwingung eines reichen und eigenartigen Innenlebens überwiegt bedeutend. Wohl sang auch für ihn einmal, wie es in den „Meistersingern" heisst, Liebe und Lenz; in seiner ersten Gedichtsammlung „Fahrendes Volk" finden sich ein paar Liebeslieder, die Fitgers Name in den Anthologien fortpflanzen. In Italien auf der Künstlerfahrt in Goethes Spuren wandelnd huldigt er in einigen Gedichten leichter Sinnenfreude, aber das Neckische und das Liebesgetändel ist nur vereinzelt und verschwindet später ganz. Der Maler Fitger schmückt Plafonds und Wände mit Amoretten und anderm losen Gesindel, der Dichter Fitger brütet über den grossen Problemen des Lebens und Todes, und kein Gegensatz ist ihm anziehender als der zwischen Glauben und Wissen, keine Frage interessanter als die nach dem Wesen der Gottheit und ihrer Offenbarung. Er hat sie auf seine Art zu lösen gesucht, nicht immer auf die gleiche Weise, und nicht immer ist er mit dem Resultat zufrieden. Fitger huldigt einer pantheistischen Weltanschauung, die freilich nicht konsequent ist. Wie alle grossen Vertreter dieser Richtung von Spinoza angefangen ist auch er nicht frei von mystischen Neigungen und von dem Verlangen beseelt, die Gottheit bald als den Rachegott des alten Bundes und bald als deus caritatis zu umfassen. So brünstig der Dichter fleht „vom engen Ich befreit an seiner Brust im All verschwinden", so gibt es doch Stunden, wo ihn der Pantheismus nicht befriedigt:

„Ich ruh in Gott und Gott ist über allen Schmerz,
Doch schaudernd fühl' ich auch: Ich ruh' an seiner Brust,
Zwar allem Schmerz entrückt; entrückt auch aller Lust.",

Der Genuss der Schönheit, die höchste Lust des Künstlers, fesselt ihn ans Leben:

Ein schöner Kopf, eine schöne Hand
Ist wert des edelsten Schweisses".

Darum wird man auch kaum eine zweifellose Stelle in Fitgers Gedichten finden, die die Verneinung des Willens zum Leben predigte. Den Schmerz ertragen zu lernen, vor der Meute der Neugierigen und Neider die blutenden Wunden verbergen wie jener Spartanerknabe, der herzhafte Fuchsdieb, der sich lieber von dem wütenden Tier die Eingeweide zerfleischen lässt als den Ephoren den Diebstahl zu gestehen, ist seine Parole. Der büssende Spagnolette, der sich mit rasenden Geisselhieben in brünstiger Wut peinigt, der lebensmüde Wanderer, der zur Karthause kommt, der Ketzer, der die Furien beschwört, sie alle wollen keine Zeugen ihrer Leiden haben. Ob und wie man den Seelenfrieden findet, beschäftigt unsern Dichter unablässig. Dass es nicht auf dem Wege der landesüblichen Religion geschehen könne, steht für ihn fest. Daher seine Erbitterung gegen die Pfaffen aller Art, die das religiöse Gefühl im Dogma erstarren lassen und dieses unerbittlich so und nicht anders Unmündigen und Unwissenden als ewig verpflichtend einprägen.

Und doch „ward die Lazarusparabel zur Eiapopeiafabel, und die Kirchen füllen „Sammetmantillen und Seidencylinder, gezwungene Soldaten und Waisenkinder." Hageldicht fallen die satirischen Geisselhiebe auf die Pseudovertreter Christi und ihre Manier in den „Motiven zu einer Pastoralsymphonie" und in dem kleinen Epos „Reineckes Brautfahrt", das der Dichter bislang nur im vertrauten Kreise

hatte zirkulieren lassen. Nur Oberflächliche oder böswillige Beurteiler können diesen Hass gegen die offizielle staatlich approbierte Religion und ihre Vertreter mit einer Verurteilung jedes religiösen Gefühls verwechseln.

Gott ist ewig, Gott ist Gott,
Die Symbole sind verschieden."

Darum ist es weder Inkonsequenz noch Blasphemie oder Koquetterie, wenn der Dichter als Titel und Motto für seine Gedichte die alten Gebetworte wählt: Requiem aeternam dona ei, lux perpetua luceat ei. Schenke ihm, Herr, den ewigen Frieden und lasse dein Licht über ihm leuchten.

Und diese Beichte und Bitte vernehmen wir durch das Medium eines machtvollen Poeten. Zwar lösen sich die Dissonanzen nicht alle, dass die Töne in vollen feierlichen Akkorden eines Tedeum dahin brausen, aber der Dichter kann mit Ibsens „Brand" wohl fragen, ob nicht Manneswille quantum satis zur Errettung ausreiche.

„Libera eum de ore leonis, ne absorbeat eum Tartarus." „Errette ihn vor dem Rachen des Löwen, auf dass ihn nicht der Tartarus verschlinge." Auch diesem Beter muss der Spruch zu teil werden, der den sterbenden Faust tröstet:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Es ist nicht leicht für den Kritiker nach der Lektüre der Fitgerschen Poesien sich in die landläufige Lyrik wieder hineinzulesen. Er muss seine Ansprüche auf Eigenart, Individualität tüchtig herunterschrauben und nach dem grossen Problem des Lebens und Todes sich wieder der wohlwollenden Betrachtung von allerhand kleinen Liebesschmerzen und Freuden zuwenden. Um so angenehmer war es mir, dass wenige Tage nach dem Erscheinen des Requiem-Bandes mir die Cottasche Buchhandlung den neuesten Gedichtband von **Gustav Falke „Zwischen zwei Nächten"** ins Haus sandte.

Der Hamburger Poet steht heute in der vordersten Reihe der zeitgenössischen Lyriker. Wer eine seiner früheren Gedichtsammlungen kennt, weiss, dass er bei diesem Dichter, wenn auch nicht alle seine Poesien gleichwertig und gleich fesselnd sind, doch stets Schöpfungen findet, die die sorgfältigste Beachtung erheischen und aus der Schaar der üblichen Gedichtbände mit und ohne Goldschnitt sich weit herausheben. Ich habe bei einer andern Gelegenheit schon betont, dass Falke als Moderner im besten Sinne des Wortes gelten kann, ohne die Unarten und Extreme zu teilen. Als er in reifen Jahren mit seiner ersten Sammlung Poesien in die Öffentlichkeit trat, hatte sich der gährende Most schon zu edlem Feuerwein abgeklärt und weder das Pathos der Sinnenliebe, noch der Partei diktirte Falkes Verse.

Ein Zug vornehmer stiller Resignation geht durch sein letztes Buch. Keine Klagen um verlorenes Glück, nicht die Enttäuschung des Jünglings, der mit tausend Masten in den Ocean gesteuert und sich mühsam auf karger Planke heimrettet, sondern die ruhige, verständige Resignation des Mannes, der erkannt hat, dass das Glück nur einen kurzen Sonnenblitz bereitet und dass von den Sternen der Jugend leise einer nach dem andern verblasst. Nicht von den Ehren des lauten Marktes, sondern im engen Rahmen einer stillbescheidnen Häuslichkeit erwartet er das Glück, das ihm der e i n e Stern, der nicht von ihm gewichen, bereitet. Wie den Dichter des „Requiem", fesselt auch Falke die Schönheit und die Schaffensfreude an diese Welt, deren Herbheit ihm eine Phantasie hold dienend wie sie soll, versüsst. Sie zaubert ihn aus der stillen Stube auf die Märcheninsel Thule. Bisweilen lässt er ihr freilich allzukeck die Zügel schiessen wie in dem in Liliencrons Manier gehaltnen Intermezzo „Auf der Terrasse," in dem ein fingirter, abenteuerlicher Graf die Kirgisensteppe und den kumisspendenden Esel, Nietzsche, Strindberg, Henckell und andere wirkliche oder imaginäre Grössen in buntem Wirbel in einem unbändigen Allegrissimo vorüber tanzen lässt. In farbenprächtiger Ausmalung der realen und Phantasiebilder ist Falke jetzt weit sparsamer als in dem „Tanz und Andacht" betitelten früheren Gedichtbande. Der Dichter hat vielleicht die Gefahr erkannt, die darin besteht, allzu ausgiebig mit der Palette Boecklins zu wetteifern. Dagegen treten neuerdings die Fäden, die Falke mit zwei andern Schweizer Meistern verbinden, stärker hervor. Die dichterische Verklärung der Vision, die Gottfried Keller kurz vor seinem Tode gehabt haben soll, zeugt ebenso von Falkes Verehrung für den Züricher Poeten, wie das allerliebste Gedichtchen „Künstler", aus dem ich einige Strophen hierher setzen will. Der Dichter liest gerade in einem Buche des wackern Schweizermanns:

„Doch neben mir am Tischchen steht
Mit Stift und einem Briefpapier
Ein freilich kleinerer Poet
Drei Käse hoch, vielleicht auch vier.

Der malt in Runen wundersam,
Was seine junge Seele träumt,
Und wenn die Schrift zu Rande kam,
Beschreibt den Tisch er ungesäumt.

Auf einmal zerrt er mich am Rock,
In Anstandsformen nicht genau,
Und reicht mir seinen Schreibesteck:
Papa, ach bitte, ein Wauwau!

Und lässt nicht nach und quält und rührt,
Bis ich in ungeübtem Thun
Den Stift aufs weisse Blatt geführt,
Halb ward's ein Hund und halb ein Huhn.

— — — — — — — — — — —

Doch bald, so schwerer Kunst erlahmt,
Leg' ich das Blatt in seine Hand,
Und selig hat er nachgeahmt,
Was dort an krausen Wundern stand.

Ich aber greif aufs neu zurück
Nach meines Zürchers Perlenschrein.
Hier Meisterstück, dort Kinderglück,
Poeten gross, Poeten klein."

Wird hier mehr durch verehrungsvolle persönliche Neigung als durch gemeinsame Grundzüge im dichterischen Schaffen die verbindende Brücke von der Hamburger Dichterklause nach der Züricher Poetenwerkstatt geschlagen, so bethätigt sich die Geistesverwandschaft Falkes mit dem alten Herrn, der jetzt wieder von schwerer Krankheit genesen, auf dem Kilchberge schafft, direkt in Art und Ausführung vieler seiner Werke. Falke teilt mit Conrad Ferdinand Meyer die Vorliebe für eine grosszügige und bildkräftige Symbolik, die auch dem abgebrauchtesten Thema neuen Reiz verleiht, und ebenso zu einer sinnenden träumerischen aber doch nie weichlich werdenden Betrachtung von Natur und Menschen. Ohne Zweifel würde diese Geistesverwandschaft noch stärker hervortreten, wenn Falke sich gleich Meyer auf dem Gebiet der historischen Dichtung betätigte. Freilich will ich nicht verhehlen, dass ich den Schweizer als Dichter der „Schlittschuhe", „Eingelegte Ruder" „Die Füsse im Feuer" und einiger anderer Stücke in den ersten Abteilungen seines Gedichtbandes weit höher schätze, denn als Verfasser des „Jürg Jenatsch" und des „Heiligen". Falkes Gedichte „Die Liebesinsel", „Im Licht", „Mohnfeld", „Unheimliche Stunde", „Der Ritter" sind solche Stücke, die nicht zu ihrem Nachteil an Schöpfungen C. F. Meyers erinnern. Von direkter Nachahmung kann natürlich ebensowenig die Rede sein wie von der von manchen Seiten behaupteten Abhängigkeit Falkes von Liliencron. Man könnte ebenso gut in Liliencrons letztem Gedichtbande eine Beeinflussung durch Falkes „Mynheer der Tod" aufspüren. Dass zwei Poeten von gleichen Anlagen, die Freundschaft und dieselben Stadtmauern einigen, gewisse gemeinsame Züge in ihrer dichterischen Individualität aufweisen, Züge, die sie ausserdem mit ganz andern ihnen fern stehenden Männern teilen, ist wahrlich nicht verwunderlich. Das Spähen nach Ähnlichkeiten und Parallelen, die nur äusserliche sind, ist für die Erkenntnis einer Dichternatur stets ohne Nutzen, ja verderblich, da es auf falsche Fährte verlockt und das Urteil leicht trübt. So sollte es mich nicht wundern, wenn eilfertige Kritiker eine Art von Verwandtschaft zwischen Falke und einem andern Poeten, den die allberühmte Stuttgarter Verlagsfirma gleichzeitig unter ihre Fittiche genommen hat, konstatierten.

Ernst Lenbachs „G e d i c h t e" (Cotta, Mk. 3.) behandeln in ihrem ersten Abschnitt „Meiner lieben Ute", „daheim und draussen" zum Teil dieselben Stoffe, wie Falke's Poesien. Ein gesunder Optimist, der das Glück in seinen vier Pfählen, in den lachenden Augen seines Weibes und Kindes gefunden, hat sie geschrieben.

„Doch zwischen den Zeilen bleibt zu lesen,
Dass es ein glücklicher Mann gewesen".

Und fügen wir hinzu: Ein liebenswürdiger Poet, hübsch gewandt in der Form, hübsch verständig in Gedanken und Ausdrucksweise, auch nicht bewusst nach der Schablone arbeitend, aber doch ganz konventionell. Er kann nicht verschwenderisch wie der Hamburger Poet neugeprägtes Gold unter die Menge werfen, Gold mit seinem Stempel, den die Menge nicht immer versteht und in seiner seltsamen Eigenart zu würdigen weiss. Lenbach macht Anleihen bei Geibel und Mirza Schaffy, Mörike und Storm, aber er weiss das Edelmetall im Schatze dieser Poeten nicht immer von dem dicht daneben liegenden Katzengold zu unterscheiden und die Prägung, die er ihm giebt, weist nur ganz vereinzelt individuelle Züge auf. Bei dem grossen Publikum wird ihm das freilich nicht schaden; ich werde nicht erstaunen, wenn ich nach Jahresfrist höre, dass Lenbach's Bändchen weit mehr Frauenherzen sich erobert hat, als der Falke'sche Gedichtbund. Die Kritik hat keinen Grund, ihr Bedauern darüber zu Zorn anschwellen zu lassen. Denn ein Poet, der mit bescheidnen Mitteln, aber aus warmem Herzen singt, sich niemals zur Grösse erhebt, aber auch niemals durch Gefühlsrohheiten und Geschmacklosigkeit verletzt, ist heute im Schwarm der Dutzendlyriker ein weisser Rabe. Für die gesamte Beurteilung der Lenbachschen Dichtungen wäre es entschieden vorteilhaft gewesen, wenn der ganz schwache zweite Teil: „Mären und Geschichten" fehlte. „Kaiserwetter", unseres Erachtens das beste Stück, freilich auch leicht auf diverse frühere Gedichte nach Form und Gedanken zurückzuführen, mag als Probe von Lenbachs Können hier Platz finden.

„Gen Muskau zu dem Grafen der Kaiser Wilhelm fuhr,
Seit 70 Tagen lechzte nach Regen Wald und Flur;
Das Futter fehlt im Stalle, die Frucht im Feld verdorrt, —
Vom Erntesegen wagt man kaum noch ein zagend Wort.
Da endlich, sieh! im Westen die dunkle Wolke schwillt,
In vollen schweren Tropfen der Regen niederquillt.
„Ein schlechtes Reisewetter", der Graf bedauernd spricht,
Doch sonnig lächelnd leuchtet des Herrschers Angesicht:
„Mich soll es wenig kümmern, ob mich der Regen netzt,
Wenn er des Landmanns Saaten, des Landmanns Hoffnung letzt,

Vom Keiserwetter sprach men mir schmeichelnd jederzeit:
Das ist mein Kaiserwetter, wenn Land und Volk gedeiht."

Leider schwächt Lenbach den Eindruck dieser schönen Worte durch eine noch folgende Strophe voll des üblichen Hurrahpathos „Heil Dir o Herr u. s. w." bedeutend ab.

Im Gegensatz zu den drei ersten Poeten, sind es reiche äussere Erlebnisse und Eindrücke, die **Emil Roland** zu seinen „Gedichten" (Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, Mk. 2) angeregt haben. Nicht alle hat die junge Dichterin, die sich hinter dem Decknamen Roland verbirgt, gehörig zu verarbeiten und poetisch zu bezwingen vermocht. Wenigstens nicht in einer Weise, die den Stempel des Persönlichen trägt. Je umfassender das Gebiet ist, auf dem sich die Verse tummeln, je grösser das Stück Aussenwelt, das der Poet umfassen möchte, desto schwerer ist es für ihn, zumal wenn er noch jung und für alle Eindrücke empfänglich ist, ihrer Herr zu bleiben und seine Schöpfungen mit individuellem Gehalt zu durchtränken. Er schaut sich dann leicht nach bewährten Mustern um oder behandelt alle Stoffe in der gleichen Manier. Wenn das einerseits taktvoll, andererseits mit Schwung und mit einer respecktabeln Beherrschung der Form geschieht, und einzelne wohl gelungne Stücke beweisen, dass auch ein selbstherrliches poetisches Empfinden nicht fehlt, wie dies alles bei Emil Roland der Fall ist, so darf der Kritiker wohl mehr auf die Zukunft als auf die Gegenwart den Blick richtend, mit seiner Anerkennung des Geleisteten nicht zurückhalten. Die litterarische Gourmandise, die viele dieser Dichtungen verraten, das unverkennbar hervortretende Bestreben an den Dingen das Hervorspringende und Charakteristische zu sehen und poetisch zu reproduzieren (vergl. Nürnberg, Im Kunstsalon), sind mir ein sicheres Zeichen, dass die Dichterin ihr Schaffen ernst nimmt und im weiteren Verlauf ihrer dichterischen Entwicklung nicht nur schöne, sondern auch mit eignem Ideengehalt erfüllte Verse bieten wird. Der Cyclus „Napoleon" verdient besondere Erwähnung; die Dichterin verfügt hier über ein edles und sterkes Pathos, das dem Gegenstande angemessen ist. Für den mündlichen Vortrag dürften sich diese Stücke trefflich eignen. Der Abschnitt „Im Kunst-Salon" war mir darum besonders interessant, weil ich darin wenigstens etwas von dem gefunden habe, was ich von der Verfasserin des Buches „Unsere lieben Leutnants" auch in den Gedichten zu finden hoffte: eine feine Gesellschaftssatire oder wenigstens Ansätze dazu. Ein Excellenztöchterlein, das Mut und Geschick hat, sich zu den Kreisen, in denen es Bewunderer zählt und denen es nach Rang und Herkommen angehört, in Gegensatz zu stellen und das Fade, Triviale, Konventionelle, das sich so oft hinter äusserer Korrektheit und ostentativ zur Schau getragener Schneidigkeit verbirgt, an den Pranger zu stellen, gehört nicht zu den alltäglichen Erscheinungen. Nicht mit dem leidenschaftlichen Pathos der Enttäuschten, Deklassierten, Enterbten, wird das Gericht vollzogen, auch nicht mit dem gutmütigen Spott eines Dickens und Reuter, sondern mit der lächelnden und doch unerbittlich das Opfer vernichtenden Satire, die am Seinestrande ihre Hauptvertreter hat, wo die Lächerlichkeit einen Mann tötet. Zwar verriet sich hie und da die weibliche Feder und die litterarische Debutantin, aber die lendenlahme anonyme Entgegnung „O ihr Gnädigen" zeigte, dass die Dichterin ins Schwarze getroffen. Wie bemerkt, finde ich sie jetzt in ein paar Gedichtchen wieder auf solchen Pfaden, zahmer, zu zahm, wohl weil die Versform sie noch bindert alles zu sagen und so zu sagen, was und wie sie's auf dem Herzen hat. Statt lächerlicher Menschen geisselt sie freilich nur Ausgeburten in der Malerei, Conventionelle Fadheit „Mönchsbilder, Plein-air, „Berühmtes Sensationsgemälde." In der Abteilung „Sturm und Drang" giebts aber so etwas wie „Revoltieren des Menschengeistes". Noch schüchtern und unselbständig, Waffen dem Arsenal der Herwegh-Henckell entliehen, noch nicht eigenherrlich und starkgeistig wie die Negri, Puttkamer und Janitschek, aber doch bezeichnend für die zukünftige Entwicklung der Dichterin:

„Nicht taste du vorbei an Qual und Jammer,
Zeig mutvoll deiner Zeit beflektes Bild!
Geh' zu des Armen notgewohnter Kammer,
Nicht dorthin nur, wo Reichtums Truggold quillt!
Sei du kein Mädchen, das verstohlen wimmert,
Sei Mann vom Scheitel nieder bis zum Fuss;
Der Bau der Zukunft steht noch ungezimmert,
Ihr fühlt es Alle, dass er werden muss!

Neue Unterhaltungs-Litteratur.

Besprochen von Alfred Friedmann, Berlin.

Das Bild des Herrn Bertram. Novelle von Robert Kohlrausch. Band III der Romantischen Bibliothek von Rob. Lutz, Stuttgart.

Die Theorie dieses guten Buches wird von der Heldin, Maria, selbst zu Anfang und zu Ende ausgesprochen: Wehe der Frau, welche die Liebe zu leugnen wagt. Ich habe ihr zu widerstehen vermeint, darum wirft sie mich in den Staub und zertritt mir das Herz. — Mein Leben war nur eine Lüge, denn nur in der Liebe ist das Leben der Frau!" Diese Frau giebt sich — in der Ehe — Jemanden zu eigen mit dem Bekenntnis, dass sie weder ihn, Herrn Bertram, noch sonst Jemanden lieben könne. — Aber sie findet ihren Meister, einen Italiener, Borelli, und dieser wird ihr Schicksal. Unter so romantischen, hier mit Absicht geheim zu haltenden Umständen, dass der Zweck des

nenen Lutz'schen Unternehmens, das jedes Interesse verdient, erfüllt wird.

Eingekleidet ist der Roman in eine Rahmenerzählung, welche man trefflich nennen darf. Ein Jünger der Kunstgeschichte liest von einem verschollenen Bilde des Meisters eines grossen Altarwerkes im Kloster Liesborn bei Münster, und macht sich auf, es zu suchen, wie jener moderne Mann, der

„nach Hellas um Schätze der Alten
„Auszieht, wohl auch ein Lied, ein melodisches, noch zu erhaschen,
„Das einst ein griechischer Mund zu Perikles' Zeiten gesungen." —

Er findet das Bild in einer kleinen westfälischen Stadt in dem geheimnisvollen Hause, dessen Bezitzer, menschenscheu, seine Tage auf dem Wasser zubringt; der Sucher rettet ihn und ihm wird nun die blutige Vergangenheit zweier Menschen aufgerollt. Auch an dem Bilde, darauf eine wunderschöne Frau, der die Heldin Maria rätselhaft geglichen, klebt Blut. — All das ist in einer natürlichen fliessenden, oft poetischen Sprache erzählt, und man nimmt an den Personen den aufrichtigsten Anteil. Sind auch die Begebenheiten wunderbar, so darf man eben nicht vergessen, dass die romantische Bibliothek vollbewusst ein Gegengewicht werden will gegen den krassen Realismus unserer Tage und Litteratur, welcher alles Schöne unter der Maske der Wahrheit in den Sumpf des Rohen und Gemeinen ziehen will. Wie in 2 anderen Bänden der Lutz'schen Bibliothek, Lorna Doone, von Blackworth, findet sich auch in dem „Bild des Herrn Bertram" der Held und Erzähler oft eins mit der wechselnden, bald heiteren, bald melancholisch stimmenden Natur, welche uns umgiebt und neben der Herausarbeitung der Personen und feiner psychologischer Detailmalerei ist diese Naturliebe nicht der geringste Vorzug des Kohlrausch'schen Buches.

Lorna Doone. Romantische Erzählung von R. D. Blackmoore. Band I und II. Nach der 36. Auflage bearbeitet von Marg. Jacobi. Stuttgart. Robert Lutz. 1894.

Mit dem uneingeschränkten Lobe dieses Unterhaltungswerkes komme ich eigentlich zu spät, denn ein Buch von 36 Auflagen muss sich doch schon Schulterraum gemacht haben. Die von Kapitel 1 bis zum Schluss anmuthende, spannende, aufregende Geschichte spielt unter dem lustigen König Karl II. von England und dem finsteren Jacob, und endet so um die Zeit der Schlacht bei Sedgemoore, als sich der Herzog James von Monmouth, Karl II. natürlicher Sohn, gegen Jacob II. erhob, um ohne Prozess auf dem Schaffot 1685 zu enden. Es waren gewaltthätige Zeiten, Faustrechtszeiten und die sind auch so anschaulich geschildert, dass man sich für ein paar Winterabende in das Raubnest der adeligen Doone's versetzt glaubt, und mit diesen mittelalterlichen Cellini figuren ohne Kunst unsere fin de siècle-Fehden streitbarer Ismen-Anhänger gern vergisst. Ich stehe nicht an, Lorna Doone unserem bei allen Parteien noch geachteten „Simplicius" gleichzustellen. Und dabei hat Simplicius keine so märchenhaft reizvolle, durch so wechselvolle Geschicke geprüfte Mädchenfigur aufzuweisen wie Lorna Doone, die von einem ungeschlachten englischen Herkules geliebt wird von Jugend an. Durch Feuer und Schnee dringt er zu ihr, rettet sie tausendmal, und neben des Helden John Ridds Riesenkraft nimmt uns für ihn ein die zarte Sanftheit seines Gemütslebens, seine Liebe zum Ackerbau, zum Landleben. Er fühlt sich vollkommen eins mit der von Menschen unterjochten Natur und wie schön weiss er in seiner unschuldigen Seele die Jahreszeiten mit ihren Freuden zu schildern. Seine Mutter, seine Schwestern sind Kerngestalten in all ihrer Verschiedenheit. Man vergisst sie lange nicht, wie den kühnen Wegelagerer Tom Faggus und seine Wunderstute Winnie, den Krämer Huckaback und sein holdseliges Töchterlein Ruth — eine Blutsverwandte der Shakespeare'schen Jessica. Dann die Richter und Gerichtsszenen in London — ein Einblick in die Bestechlichkeit und die Eigenmacht der Grossen jener Zeit: es ist alles mit wunderbarer Anschaulichkeit und einer gewissen epischen Grösse geschildert — wie in den besten Romanen Walter Scotts und Bulwers, aber ohne Nachahmung zu sein. Die Übertragung liest sich trefflich, das Buch ist sehr sorgfältig hergestellt und ganz ohne die anderswo so oft störenden Druckfehler. Ich bekenne, dass es mir — einem alten Bücherwurm — einen künstlerischen Genuss bereitet hat und mit diesem ganz subjektivem Abschluss empfehle ich es ohne Scheu und Zagen.

Ewige Krankheiten. Novelle von Gustav Steinbrecht. Berlin. Ed. Rentzel. 1894.

Diese Novelle hat Siebenmeilenstiefel an; bei langsamem Wandern trüge sie Stoff in sich zu einem hochspannenden dreibändigen Leihbibliothekroman und würde dann ein wirksameres Geschäftsobjekt für Autor und Verleger sein. Ein junger Adeliger hat Chemie studiert und will das Landgut seines Onkels nicht übernehmen, obwohl sich das ganz praktisch zusammen vertrüge. Darob Missverständnis mit seiner Jugendgeliebten Martha. Mit 4000 Mark geht er nach Amerika und schleppt unbegreiflicherweise noch seinen Genossen Latsch mit, der ihn eigentlich gar nichts angeht. Man gelangt über den Ozean, der auf die beiden keinen Eindruck macht; nicht ein Wort wird mit Landschaft- und Naturschilderung verloren. Die Beiden werden Fremdenlegionäre und kämpfen gegen Chile oder einen anderen interessanten Südstaat. Latsch fällt. Der Held wird von zwei lüsternen Südländerinnen gepflegt; der Giftmischer und Arzt Pikaro nennt den Ort

seiner eigener Liebesabenteuer und Spokulationen bei Luisa und Inez, selbst ein Hurenhaus; und bei der Schlacht wird uns nicht verhehlt, dass Latsch durch das Kanonengetöse — Diarrhöe bekam. Das Vermächtniss eines sterbenden Kapitäns führt den Helden, der seinem Liebesgeschick drüben entflohen, auch zu zwei deutschen Megären; der Zweck dieser Episode, ohne Einfluss auf das Schicksal des Helden, ist mir ganz unverständlich geblieben. Endlich geräth der gänzlich herabgekommne Herr von Normann, auf seinem Heimwege zum Onkel, den er klüger nicht verlassen hätte, verschmachtend vor die Thore eines reichen Mühlenbesitzenden Juden. Dieser verschafft ihm Arbeit in einer Geschirrfabrik, die er nun mit Hülfe seiner früheren Kenntnisse gründlich reformirt. Die Arbeiter werden um den Finger gewickelt, vorzügliche Geschirre (für Latsch?) hergestellt, die entwerteten Aktien um ein Spottgeld, (ohne an den Giftbaum Börse zu appellieren) aufgekauft — der Jude eröffnet dem Arbeiter ein Konto von 40,000 Mk., giebt ihm noch 200,000 drauf und so wird mit vieler Wahrscheinlichkeit und noch weniger Geschäftskenntniss die soziale Frage spielend gelöst! Alle Arbeiter sind Partner, Normann kauft das verschuldete Rittergut seines Onkels und — heirathet Martha. — Viele Wendungen und Fremdworte stören (s. § 13 auch das chambre garni!) und manche Geschmacklosigkeit beleidigt Auge und Ohr. Aber es steckt ein starkes Erzählertalent in dem noch etwas roh zubehauenen Roman, der Autor hat Gestaltungskraft, und es wäre ein Verbrechen, wollte ihn ein Kritiker mit billigem, seichtem Spott entmutigen! Excelsior!

Griffenfeld. Historischer Roman von H. F. Ewald. Autor. Übersetzung aus dem Dänischen von G. Johannos. 2 Bände. Otto Janke, Berlin 1895.

Dieser Roman erzählt die Grösse und den Fall eines nordischen Emporkömmlings, Peter Schumachers, der unter dem Adelsnamen Griffenfeld und unter der Regierung König Christians V. in Schweden doch eine ganze Zeit lang Alleinherrscher war. Er lenkte das Reich mit starker Hand und klugem Geiste, eroberte u. a. Wismar im Mecklenburgischen (an das Schweden heute noch Anspruch hat), hätte beinahe die französische Prinzessin La Tremouille (von Tarent) geheiratet, fiel aber durch die Ränke seiner zahlreichen Feinde und die absolute Willkür seines undankbaren Königs. Er wurde ins Gefängniss gesetzt, ohne Richter gerichtet, wegen ungeblichen und nie bewiesenen Hochverrats, auf dem Schafott begnadigt und auf die einsame Insel Munkholmen bei Drontheim — der ultima Thule — gebracht. „Er fiel, weil er ein Genie war, — wäre er etwas geringeres gewesen, so würde er sich sehen in Acht genommen haben". Eine seiner zahlreichen Freundinnen im geterzählten Buche sagt von ihm: „Er hatte mehr in seinem kleinen Finger, als wir anderen alle zusammen." Dem Autor ist es gelungen, diese Gestalt nicht nur durch die Worte anderer, sondern durch Griffenfelds eigene Thaten also erscheinen zu lassen. Er ist von dem Holze der Corfiz Ulfeld, dessen Geschick noch einen Schatten in den Roman wirft, und dessen Fall uns Martin Greif in einem von Laube gegebenen Drama veranschaulichte; von dem Holze der Monaldeschi und Essex, an die sich Laube selbst herangewagt. Auch die theils für, teils gegen den Helden kämpfenden Figuren im Zwischen- und Hintergrunde sind menschlich wahr gezeichnet und mag das Buch auch Viele interessieren, denen die Geschichte Skandinaviens vielleicht weniger bekannt, und daher am Herzen liegend ist. Für den Referenten war die Lektüre besonders anziehend, da er die Schlösser und Gemächer Kopenhagens, in denen jene königlichen Intriguen von sich gingen, mit all ihrer damaligen „Pracht" selbst besichtigen durfte, da er selbst die Insel Munkholm bei dem unvergesslichen Trondheim umfahren hat, allwo Griffenfelds letzte Tage in Gefangenschaft verflossen.

Die Modellstudien von Otto Falckenberg (Preis 1 Mk.) sind bei E. Pierson in Dresden erschienen.

Wie der Titel besagt, sind es nicht ausgeführte Bilder, sondern Skizzen zu späteren Werken, wie wir hoffen, Meisterwerken. Einstweilen bezeugt Falckenberg weder in Stoffwahl, noch Ausführung eine besondere Originalität, und die sechs gesammelten Feuilletons sind eben solche, wie wir sie allwöchentlich in Provinzblättern vorfinden. Aber schon zeigt sich eine gewisse Gesuchtheit in Styl und Ausdruck und wir möchten Herrn Otto Falckenberg um grössere Einfachheit bei seinen demnächst zu erwartenden Bildern bitten.

Rudolf Bunge, Camoëns. Ein Dichterleben. Roman in Versen. Leipzig 1894, Verlag von Abel & Müller. Preis elegant gebd. Mk. 5,—.

Das sagenumwobene Schicksal des grössten portugiesischen Dichters, des Schöpfers der unsterblichen „Os Lusiadas" hat mehrfach poetische Bearbeitung gefunden, es sei nur an Halms Schauspiel „Camoëns", an Tiecks Novelle „Der Tod des Dichters" und an das seiner Zeit sehr verbreitete epische Gedicht von Almeida-Garett erinnert. Zu einem Epos hat es auch Rudolf Bunge begeistert. Unsere Zeit sei dem Epos abhold, das ist eine Klage, die von vielen Litteraturfreunden mit mehr oder weniger Berechtigung erhoben wird. Ich freue mich deshalb jedesmal, wenn trotzdem unsere Zeit neue Epen hervorbringt, und wahrlich, die letzten vier Jahre haben manche prächtige Dichtung dargeboten. Zu ihnen gesellt sich Bunge's Camoëns als hervorragendes Kunstwerk, sowohl

dem Inhalte, als auch der Form nach. Aus dem Sagenkranze, der des grossen Portugiesen Leben umgiebt, hat Bunge dasjenige ergriffen, was geeignet ist, den „Fürsten der Dichter seiner Zeit" in seinem bewegten Leben, in seinem reichen Lieben und in seinen qualvollen Leiden uns menschlich nahe zu bringen. In 42 Abschnitten, bezw. Gesängen und Liedern giebt er uns sein herrliches „Dichterleben". Mit grossem dichterischen Geschick hat er jede Eintönigkeit vermieden; das Versmaass eines Gesanges ist stets echt künstlerisch dem Inhalte desselben angepasst, und die vierfüssigen gereimten Trochäen sind ihm ebenso gut gelungen, wie die prächtigen Lusiadenstanzen oder wie die Alexandriner. Bunge offenbart in seinem Epos ein ganz hervorragendes Formtalent, jede Seite des 259 Seiten umfassenden Gedichtes liesse sich als Beweis dafür heranziehen. Dass er seinen Stoff vollständig beherrscht und lange in sich hat ausreifen lassen, beweist die lebensvolle, psychologisch fein erfasste Zeichnung des Camoëns, dessen Leben er weniger aus den etwas unsicheren Nachrichten seiner Zeit, als aus seinem poetischen Schaffen zu erfassen und zu würdigen sucht. Bunge hat deshalb jedem erzählenden Gesange seines Epos ein Motto aus Camoëns Werken vorangestellt, das gewissermaassen einen Schlüssel zum Verständnis der besungenen Episode bildet. Auch die Klippe, an der so manches Epos scheitert, gar zu schemenhafte Zeichnung der Nebencharaktere, hat Bunge glücklich vermieden. Sein humorvoll gezeichneter Kellermeister Fray Anselm ist ebenso lebenswahr dargestellt, wie die von Camoëns leidenschaftlich geliebte Katharina von Ataide, der stolze Scheick Abdallah ebenso wie das treue Kindermädchen Barbara. Auch die rein lyrischen Partien des Buches „Die Lieder des gefangenen Pagen", „Die Lieder der Verlassenen", „Klosterglocken", „Babaras Lieder", „Seenächte" u. a. legen Zeugnis von dem warmen Empfinden und der grossen Gestaltungskraft des Dichters ab. Bunges Epos verdient in das Repertoire hervorragender Rezitatoren aufgenommen zu werden; denn es eignet sich, mit geeigneten Kürzungen für diesen Zweck, vorzüglich zum Vortrage, weit mehr als gewisse Baumbach- und Wolffiaden. Für den Weihnachtstisch aber bildet es ein Geschenkwerk, das jeden Poesiefreund ebenso freudig überraschen wird, wie es dem Geschmacke des Gebers ein ehrenvolles Zeugnis ausstellt.

Bremen. **Franziskus Hähnel.**

Alexander Engel, Das Recht auf Thorheit. Geschichte einer Schellenkappe. Dresden. E. Pierson. 239 S. 2 Mk.

Wäre das Buch anonym erschienen und stände an Stelle der Ringstrasse irgend ein Boulevard, könnte man unbedenklich eine Übersetzung aus dem Französischen vermuthen. Inhalt, Ton und Form atmen Pariser Luft, selbst der Witz trägt jenen gewissen prickelnden Schmelz de la France, der uns Deutsche so mächtig anzieht, obzwar er unserer Natur von vornherein widerstrebt. Engel ist ein gewandter, liebenswürdiger Stylist, daher kommt es, dass auch die weniger gelungenen Pièцen seines Buches anheimeln. Besonderes Talent weisen die feinspürigen, abgerundeten Geschichtchen auf, in denen er die Lebewelt vorführt („Der letzte Abend" — eine in den höheren Regionen sich befindende Chambre separée-Gesellschaft). Die einzelnen bez. Schildereien sind so, dass selbe unschwer ein Vollblut-Franzose geschrieben haben könnte. In solchen Stoffen liegt für den echten Schriftsteller eine schier unerschöpfliche Fundgrube von Satire und Ironie. Engel geht dem nicht aus dem Wege, aber seine Satire verursacht keine klaffenden Wunden, keine starke Blutungen — es sind Nadelstiche, blasenziehende Nessel-Anstreifungen („Mänüliebe", „Vor der Hochzeit", „Das schwache Geschlecht", „Bestrafte Neugier"). Selbst im „Intermezzo", einer für litterarische Thorheiten reservierten Abteilung („Eine Preisausschreibung", „Schablonen", „Geschichte einer Operette"), bei dessen Sujets man doch unwillkürlich in eine blutrünstige Stimmung kommt und sich als Schlagetot manifestiert. Dazu ist der Autor viel zu viel Österreicher, spezifischer: Wiener, also Zwillingsbruder des Franzosen. Vom Esprit — übrigens in Folge seines „Buch der Eva" allgemein anerkannt — geben die „Randglossen" vollgiltiges Zeugnis. Auch dieser hat einen starken Stich ins Französische, besonders wenn Frauen ins Spiel kommen. Diesmal beschäftigen sich die graziösen Epigramme in Prosa fast ausschliesslich mit Litteratur der Litteraten. Ein paar aufs Grathewohl herausgegriffene Proben:

„Modepoeten sind die Konfektionäre der Litteratur. Viele Monumente bestehen aus den Steinen, die man dem Toten bei Lebzeiten nachgeworfen hat."

„Er ist ein Klassiker und man versteht ihn nicht; ein Kommentator hat ihn erläutert; nun versteht man schon zwei nicht." —

Nur einen Vorwurf hätte ich gegen das Buch einzuwenden: es enthält sehr viel Minderum nicht zu sagen: Wertloses, das für den Hausbedarf — welcher deutsche Schriftsteller in einem Berufsschriftsteller kann diese conditio sine qua non umgehen? — Geschriebene, die Kleinigkeiten, welche man des lieben täglichen Brodes halber verfasst, überwiegen allzusehr. Sächelchen („Verlobt" z. B.) für den Feuilleton-Krimskrams der Tageszeitungen gehören in kein Buch, dieses „Recht auf Thorheit" hat kein Recht auf dem Büchermarkt. Freund Engel hätte mit voller Gemütsruhe die Hälfte bieten können, sein Buch würde dadurch nur gewonnen haben.

Wien. **Stauf v. d. March.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Für den Inseratenteil: E. Kentzel, Berlin.
Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. Februar 1895. Nr. 5.

Neue litterarische Blätter

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel**. — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke**.

Verlag von **Eduard Rentzel, Berlin W. 57,** Yorkstrasse 48.

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Hermann Lingg.

Ein Dichterprofil zu seinem 75. Geburtstage

von **E. Brausewetter**.

„Doch wer kennt, Schicksal, deine Wege,
Wer heilt des Lebens Irrsal auf?“
(„Frage“ von H. Lingg in „Jahresringe.“)

Wer sich in das poetische Schaffen*) des hochbetagten, aber darum äusserlich, wie geistig, jugendfrischen Dichters vertieft, — viele dürften das nicht gethan haben, denn die Zeit ist der poetischen Schaffensweise Lingg's etwas davongewachsen — dessen bemächtigt sich bald der Eindruck, als wäre er in einen grossen Bildersaal getreten, dessen endlose Wände von farbenprächtigen Gemälden bedeckt sind. Und fast alle diese Gemälde scheinen vorzugsweise Landschaften darzustellen, auf denen die Figuren gleichsam nur eine illustrierende Staffage bilden, eine Belebung und Verstärkung des allgemeinen Stimmungseindruckes, etwa wie eine davoneilende Figur, ein im Wirbelwind wehender Mantel das Bild des heraufziehenden Unwetters noch mehr verdeutlichen und verlebendigen wird; Landschaften, die an jene eines Preller erinnern, dem nicht die zufällige Gestaltung der Natur genügte, sondern der durch eine Zusammenstellung von auserlesen formenschönen Objekten eine erhöhte Schönheitswirkung erzeugen wollte und der durch Baumgruppen, säulengeschmückte Bauwerke im Laubesgrün und durch malerische Felspartieen am Meergestade die Welt eines Homer verlebendigen wollte, wie sie seiner Phantasie aufgegangen.

Auch in Hermann Lingg's Dichtungen ist dies eigentümliche Vorherrschen des Landschaftlichen im weitesten Sinne genommen; am klarsten und mächtigsten treten die Orte vor unser geistiges Auge, an denen sich seine einzelnen Szenen abspielen, und die Gestalten scheinen bisweilen fast nur dazu da zu sein, um den Eindruck gewisser Stimmungen zu erhöhen, um z. B. dem Monde Gelegenheit zu bieten, sich in funkelnden Schilden zu spiegeln oder um das Blau des Meeres mit weissen Segeln zu schmücken oder um das Weiss der Tempelsäulen glänzender von den farbenprächtigen Gewändern der Gestalten abzuheben. Und es sind nicht wirkliche Landschaften,

*) Durch die Gefälligkeit der Verleger resp. auf der Königl. Bibliothek waren mir folgende Werke Herm. Lingg's zugänglich: „Gedichte“ Band I—III, „Jahresringe“, „Die Völkerwanderung“ „Lyrisches“ (sämtlich Cotta's Verlag in Stuttgart), „Schlusssteine“, neue Gedichte“ (G. Grotes Verlag, Berlin), „Vaterländische Balladen und Gesänge“, „Zeitgedichte“, ferner „Byzantinische Novellen“, „Von Wald und See, Erzählungen“ (Otto Jankes Verlag, Berlin), „Furchen, neue Novellen“ (Adolf Bonz & Co., Stuttgart) endlich die Dramen: „Catilina“, „Berthold Schwarz“, „Violante“, „Bregenzer Klause“, „Clytia“, Der Doge Candiano“. Nicht zu meiner Verfügung standen dagegen, die Dramen: „Die Walküren“, „Die Besiegung der Cholera“, „Macalda“, „Högni's letzte Heerfahrt“, „Der Herr des Feuers“, und die Epen: „Dunkle Gewalten“. Ich hebe dieses hervor, um nicht eines Irrtums geziehen zu werden wegen eines Werkes was ich vielleicht nicht kenne.

wirkliche Tempelbauten und Königsschlösser, oder alte Ritterburgen, welche das leibliche Auge des Dichters erschaute und die er in getreuer Wiederbildung vor dem Auge des Lesers erstehen lassen wollte, die Wirklichkeit wäre ihm gleichsam zu arm, zu matt erschienen — es sind Gebilde, die einer farbenliebenden Phantasie entsprangen, die in schönheitsdurstigem Verlangen eine buntere, eine formvollendetere Welt erstehen zu lassen suchte, als sie die Wirklichkeit zu bieten vermag. Die wenigen Andeutungen, die wir über die Entstehungsweise Lingg'scher Dichtungen in einer von ihm in der Gegenwart veröffentlichten Selbstbiegraphie besitzen, bieten in dieser Beziehung einige interessante Anhaltspunkte. Nicht wirkliche Erlebnisse, nicht Beobachtungen an menschlichen Vorgängen sind es, welche ihm meist die ersten Anregungen geben, sondern andere Dichtungen oder landschaftliche Eindrücke setzen zuerst das Spiel seiner Phantasie in Bewegung und erzeugen den Wunsch nach künstlerischer Gestaltung. So schreibt er sein erstes Gedicht nach einem Ausflug auf eine bei Lindau gelegene Burgruine, eine andere Burgruine, sowie Goethes Faust gaben ihm die erste Anregung zu seinem Drama „Berthold Schwarz". Die Schriften des Claudianus gaben ihm viele Anregungen für sein grosses Epos „Die Völkerwanderung".

Es entspringt daher nicht nur einer Zeittendenz, dass Lingg die Themen für seine Dichtungen aus längst vergangenen Zeiten zu entnehmen pflegte, dass er Tempelruinen, Königsschlösser und Ritterburgen in ihrer alten Pracht, ja in einer nie dagewesenen Farbenglut erstehen liess, es entsprang dies vielmehr seinem eigentlichen Wesenskern, seiner künstlerischen Freude an dem Farbenprächtigen, Seltsamen, Grossartigen, der das Gegenwartsleben zu klein, zu matt gewesen wäre. Charakteristisch ist daher, dass er selbst da, wo er Neuzeitsthemen behandelt, in die ländlichste Einsamkeit hinauspilgert, womöglich in eine gigantische Gebirgsnatur (wie in der Novelle „Grenzen" oder in der Novelle „Nicht zu hoch"), wo er seinem Phantasiefluge freien Lauf lassen kann. Und in dem Gedichte an das „Medusenbild" spricht er geradezu die Frage aus, ob die Phantasie vielleicht erst dann sich zum Gesange emporschwingen könne, wenn die Schönheit verhaucht sei, d. h. wenn sie also auf der Schönheit der Wirklichkeit aufbauend noch reichere Gebilde schaffen darf:

„Ist die dunkle Mythe wahr,
Die das Flügelross enttauchen
Deinem Blute lässt? Wunderbar,
Musste Schönheit erst verhauchen,
Eh die Phantasie sich schwang
Zu dem Himmel im Gesang?"

Und noch einen zweiten Eindruck rufen die Gemälde in dem Lingg'schen Bildersaale seiner Dichtungen sofort in uns hervor. Fast alle diese Gemälde sind in dunkeln, wenn auch glutvollen Farben gehalten, das finster glühende Rot, das grausenerweckende Gewitterblau von schmalen schwefelgelben Streifen durchzuckt, um die düstere Wirkung zu erhöhen, herrscht hier vor.

Es ist sicher ein Selbstbekenntniss, wenn er in dem Gedichte „Der Capvogel" schreibt:

„Auch dir Phantasie
Auch dir gefällt es, der ruhelosen
In Schaudern und Schrecken, du sehnst dich nie
Nach schützendem Ufer, mit schlaflosem Blicke
Durchfurchst du die Fluten der Menschengeschicke.

Oder wenn er in dem Gedichte „Masken" erklärt:

„Dunkles lieb' ich, dunkle Nacht,
Dunkler Blicke sehn Verlangen,
Erste Liebe, halb erwacht,
Halb erfüllt und schlafumfangen".

Und nicht nur in den Farben, auch inden Stoffen ist es das glutvoll Düstere, das unheimlich Gigantische, was ihn vorzugsweise anlockt. Nicht die heitere Ruhe, die naive Schönheit der antiken Welt hat in ihm ihren Sänger gefunden, sondern die geborstenen Tempelsäulen der alten Welt, die wilden Kämpfe einer versinkenden Menschheitsperiode gegen eine neuemporsteigende, die farbenprächtige, in ihrer inneren Fäulnis dem Untergang entgegendämmernde Zeit des byzantinischen Reiches, der Niedergang einer überlebten Weltanschauung und der blutige, aber kraftgeborene Sieg eines neuen Menschentums mit neuen Idealen. Auch ihm ist:

„Die Welt eine Bühne,
Das Schauspiel eines unfassbaren Lenkers;
Je wilder, gräuelvoller an Verwüstung,
An Tod und Marter reicher es sich darstellt,
Nur um so mehr scheint sich der Schöpfergeist
Daran zu freuen; von Pest und Menschenmordung
Bis zu der Sterne Fall und Untergang
Ist ein Gesetz nur herschend: die Vernichtung."
(Aus dem Drama „Der Doge Candiano.)

Darum musste sein Hauptwerk auch der grossartige Gesang von der „Völkerwanderung" werden. Hier fand sich Gelegenheit wie nirgend anders „die hinwelkende Schönheit der Barbaren des Nordens in ihrer Heldengrösse" zu zeichnen, hier gab es Stoff für die farbensattesten Landschaftsschilderungen, hier gab es Kampf, Vernichtung, Tod und Marter; aber all' das Grausige liess sich in das Gewand einer dämonischen Schönheit hüllen, handelte es sich doch um die ersterbende Schönheitswelt der Antike und um die in ihrer Kraftfülle und Jugendfrische nicht minder schönheitsstrotzende, aber in ihrer Wildheit und Ungebrochenheit auch düstere Welt des emporringenden Germanentums.

Darum ist es auch nicht verwunderlich, dass ihn die Geschichte des Mönches „Berthold Schwarz“ wieder und wieder zur Gestaltung anlockte und es ihm einen eigenen Reiz verschaffen musste, das Geborenwerden jenes „Blitzstrahls“, welcher „der Unterdrücker Werke dem Oden der Vernichtung weiht“ in einem Drama zu verbildlichen.

In der plastischen Herausgestaltung und bildlichen Charakterisierung historischer Perioden durch landschaftliche Motive entwickelt sich denn auch seine Schaffensfähigkeit zu einer ganz seltenen Kraft und Anschaulichkeit und verlohnt es sich vielleicht dies an einem kleinen besonders charakteristischen Beispiele zu zeigen. Ich wähle hierzu eine Stelle aus dem Balladencyclus „Arnulf und Ludolf“:

„Wohl war es damals eine Zeit
Gar rauh und hart in deutschen Landen,
Der Öde Strecken meilenweit
Von Waldung nur und Moor bestanden.
Hier sah von Felsen stolz herab
Die Zwingburg wie mit finsterm Lauern,
Dort barg das Kloster Fluch und Grab,
Dort lag die Stadt mit schwarzen Mauern.
Zuweilen blinkt und wogt's im Thal
Von Waffenglanz, dann weh dem Pfluge!
Zu Fehden geht's, zur Kaiserwahl,
Zum Heerbann oder Römerzuge!“

Hier sehen wir, wie er landschaftliche Motive verwendet, um mit ihnen in plastischer Wirklichkeit vor unserm Geist eine ganze historische Epoche erstehen zu lassen, wie wir nur durch sie sogar ein Bild des damaligen Lebens erhalten, und wie es vorzugsweise die düsteren Farben sind, die ihn anlocken; nichts erzählt er von den lustig flatternden Fähnlein der Burgen, nichts von den im Sonnenlicht glitzernden Zinnen der Stadttürme, sondern nur von „schwarzen“ Mauern und selbst die funkelnden Ritterrüstungen werden nur in dem düstern Bilde der zum Kampfe Ausziehenden erwähnt.

Aber noch zwei andere Triebfedern in Hermann Lingg's Geistesleben wiesen ihn vorzugsweise auf jene historischen Stoffe und seine eigenartige Behandlung, sowie Auswahl derselben hin.

Wenn Hermann Lingg's Sinnenwelt sich zu der düstern Schönheit hingezogen fühlt und in ihrer Verbildlichung ihre Befriedigung findet, so ist sein grübelnder Verstand ständig auf die Lösung der letzten Lebensrätsel hingewendet, auf jene „Frage“, die ich meinem Aufsatz als Motto voransetzte:

„Doch wo des Unglücks Grenzen liegen
Das ward noch keinem Menschen kund,
— — — — — — — — — — — — — —
Doch wer kennt Schicksal, deine Wege,
Wer hellt des Lebens Irrsal auf?“

Diese Grenzen möchte Lingg nun aber erreichen, diese Wege möchte er erkennen und ihnen folgend den Plan des Irrsals enthüllen. Und da greift er nicht hinab in die eigene Menschenbrust, nicht die psychologische Enthüllung der Innenwelt soll ihm diese Aufklärung bringen, sondern die Verfolgung der seltsamen Pfade der Geschichte, die Nachspürung der grossen Zusammenhänge im Leben der Völker, der Entwickelungen in den grossen Übergangsperioden der Menschheit. Denn er sieht

„als Gottes Hieroglyphen
Die Thaten grosser Männer an,
Je mehr wir uns in sie vertiefen,
Je klarer wird ihr höchster Plan.“

Und in dem schwungvollen Gedichte „Die grossen Stunden“ meint er:

„Momente, wie sie jedes Leben
Als höchste, die bestimmen, zählt,
Sind ja der Menschheit auch gegeben,
Um fortzuwirken auserwählt.“

Aber diese Momente sind ihm nicht „die rebenlaubumkränzten“, nein „Glut ist ihr Gewand und Thränen glänzten an ihren Wimpern stets und Blut“, so dass sich auch hieraus wieder seine Vorliebe für die düstern Motive erklärt.

Nicht das Einzelgeschick ist es, was besonders sein Interesse erweckt, sondern dessen Einfluss und Zusammenhang mit dem der gesamten Menschheit. Trotz seiner Schwärmerei für grosse Männer sucht er doch nicht ihres Wesens Eigenheit zu ergründen, sondern nur zu enthüllen, wie ihre grossen Ziele in das Ringen ihrer Tage und der ganzen Zukunft wie in ein Saitenspiel eingreifen. Alles Psychologische liegt ihm fern, und wo er einmal den Versuch der Behandlung eines psychologischen Problems macht, wie in der Novelle „Nicht zu hoch“, zerflattert ihm dasselbe bald unter den Händen und es bleiben eigentlich nur die Wirkungen des Thuns und Denkens des Einen auf das Schicksal der Andern übrig. Charakteristisch ist es in dieser Beziehung auch, dass er in dem mehrfach erwähnten Drama „Berthold Schwarz“ anfangs wohl das psychologische Problem andeutet, das in dem Gegensatz zwischen der Stellung des Helden als Mönch liegt und seinem wilden, thatendurstigen Charakter, der es ihn als besondere Lust empfinden lässt, der Erfinder des vernichtenden Schiesspulvers zu sein, dass Lingg diesen Gegensatz aber bald in den Hintergrund treten lässt und mehr die allgemeinen Menschheitsperspektiven zu enthüllen sucht, welche die furchtbare neue Erfindung eröffnen musste, und dass er einfach nur diese Perspektiven in einer Art von dramatischen lebenden Bildern festzuhalten sucht.

So giebt uns auch seine Tragödie „Catilina“ kein psychologisches Gemälde dieses „Ecksteines des Verhängnisses“, um mit Ibsens Maximos zu sprechen, keine Enthüllung der Keime und Ursachen, aus denen sich ein solcher Charakter

entwickeln müsste, sondern eben nur eine plastische Verkörperung dieser seiner geschichtlichen Sendung. Wir berühren damit eine der Grenzen des dichterischen Könnens von Hermann Lingg. Das Psychologische, die geheimen Irrpfade des inneren Seelenwaltens, hat er nie zu enträtseln versucht, oder wo er es versuchte, erlahmte seine Gestaltungskraft. Ich habe die in dieser Beziehung sehr charakteristische Novelle „Nicht zu hoch" oben schon erwähnt, in der er anfangs einen Menschen zu zeichnen versucht, den die einseitige Beschäftigung mit kriminellen Verwickelungen in eine Art Verfolgungswahn hineinzutreiben droht, in die Vorstellung, dass man ihn für den Schuldigen bei einem begangenen Verbrechen halten könnte, aber bald giebt Lingg die weitere Verfolgung dieses rein psychologischen Problem's auf, die Entwickelung rein äusserer Vorgänge und die Rückwirkung der Handlungen des Einen auf das Schicksal des Andern drängt sich in den Vordergrund.

Die mangelnde psychologische Vertiefung oder richtiger gesagt Verinnerlichung ist es auch, die seinen dramatischen Dichtungen so etwas Unklares und Sprunghaftes giebt und die Wirkung derselben so stark beeinträchtigt. Man empfängt an allen Handlungsperipetien den Eindruck, dass seine Menschen ganz ausserordentlich unverständig und verkehrt handeln und ihre Situation völlig falsch zu beurteilen scheinen. Nun ist es ja richtig, dass dem aussenstehenden, oberflächlichen Zuschauer auch im wirklichen Leben die Handlungen der Menschen vielfach so erscheinen, aber das doch eben nur, weil er die feinen Fäden nicht sehen kann, welche die Gedanken und Handlungen beeinflusst haben, jenes mächtige Kleine, das uns überall umsteht und bedrückt, jene tausenderlei Beziehungen zu unserer Vergangenheit und Umgebung, welche unsere Entschliessungen beeinflussen. Hier pflegt sonst eben die Hand des Dichters einzugreifen und mit wenigen scharfen Schlaglichtern diese feinen Fäden blosslegen. Und weil dieses bei Lingg nicht der Fall ist, darum tritt das Interesse für die Menschen als Individuen in seinen Dichtungen so in den Hintergrund und beherrscht das Gesamtbild, das Kulturgemälde vorzugsweise unsern Sinn. Überall in seinen Dramen liessen sich Stellen ausfindig machen, an denen man diese psychologischen Lücken fühlt, er lässt Gründe für diese oder jene Entschliessung seiner Personen anführen, aber weil dieselben losgelöst, vereinzelt für sich dastehen und nicht ein einzelnes kleines Glied in einer langen Kette von Ursachen sind, erscheinen sie meist zu schwach, zu kleinlich für die aus ihnen entspringenden Handlungen, so namentlich in dem Trauerspiel „Violante", so auch im „Dogen Candiano". Nirgend weiss uns der Dichter unter jenen Zwang zu beugen, der uns das, was geschieht, als eine Notwendigkeit begreifen lässt, sondern unsere Vernunft beginnt mit ihm zu hadern, ob er hier und dort nicht dem „Zufall" zu viel Vorrechte eingeräumt hätte. Eine seltsame Ironie, dass gerade er, welcher die Vorstellung von dem unermesslichen Zusammenhange aller Geschehenisse besitzt, in den Kunstwerken, die ein scharfes Bild dieser zielbewussten Lebenswirklichkeit geben sollen, in seinen Dramen, bei der Darstellung dieser inneren Notwendigkeit erlahmt.

Um so eindringlicher, farbengewaltiger leuchtet aber auch aus jedem seiner Dramen ein allgemeines Zeit- und Stimmungsbild hervor, um so mehr ist jedes ein reiches, fast erschöpfendes Gemälde des allgemeinen Wesens der Zeit. Und die einzelnen Gestalten in diesem Gemälde hinterlassen ebenfalls einen Eindruck wie die Figuren einer Malerei: ein einziges, bestimmtes Bild, das vielleicht den Grundzug ihres Wesens erkennen lässt, aber keinen Eindruck gewährt in die feinen Einzelzüge ihres seelischen Seins und die sich erst aus den Handlungen ergeben könnten. Auch hier haftet seiner Poesie etwas „Malerisches" an.

Auch seine Novellen sind nicht ganz von diesem Lückenhaften freizusprechen, auch hier wie z. B. in „die beiden Wagenlenker" und im „Bilderstreit", wie auch in „Die Lateiner", aus den „Byzantinischen Novellen" vermissen wir an den Wendepunkten in den Handlungen der Personen das Herauswachsen ihrer Thaten aus der Eigenheit ihres Seins, resp. vermögen wir diese Eigenheit und seine Entwickelung nicht klar zu erkennen. Die Novellen, auch selbst die rein historischen wie „Die Bregenzer Klause" oder die dem Gegenwartsleben, wie „Grenzen" und „Nicht zu hoch" entlehnten (in der Sammlung „Von Wald und See") erhalten dadurch etwas Sagen- oder noch besser „Legendenhaftes." Es liegt in dieser Menschendarstellung fast etwas kindlich Naives, weil man das freie Walten der Phantasie spürt. Seine Ausblicke sucht er nicht aus der Erforschung der geheimen Seelenfurchen, sondern aus dem Zusammenhange der Geschehenisse zu gewinnen.

Aber auch seine Novellen entschädigen auf der andern Seite durch den Farbenreichtum und die düstre Glut ihrer Scenen und gewähren gemäldeartige Zeit- und Situationsbilder, die sich unauslöschlich der Erinnerung einprägen.

Um so berauschender und mächtiger wird aber das Klingen seiner Poesie, wenn er sich ganz dem freien Spiele der Phantasie überlässt und in eine Märchenwelt herniedersteigt, wie in der Novelle „Sieg des Lebens". So wenig hier auch die Wandlungen in den einzelnen Charakteren uns zu überzeugen vermögen, so wenig selbst das Ideen-Problem zu klarer Anschaulichkeit gelangt, so mächtig ist die Wirkung dieser Arbeit durch die Schilderung des Wunderschlosses am Meere mit seinem seltsamen Bewohner Tata, der den Mechanismus für mächtiger als das Leben hält und dasselbe durch ihn bezwingen möchte, bis das Leben ihn durch die Liebe, die Schönheit des Weibes bezwingt, sodass er selbst hingeht und das Meisterwerk seiner mechanischen Schöpfungen vernichtet. Man fühlt sich an ein Gemälde

Böcklins mit seiner Farbensymphonie und seinen Phantasiegestalten erinnert.

Hermann Lingg zählt 75 Jahre, und wie ihm schon zu seinem siebenzigsten Geburtstage von allen Seiten Huldigungen dargebracht wurden, wird es auch diesmal am 22. Januar nicht daran fehlen, und das um so mehr mit vollem Rechte, als sein Schöpfergeist noch immer nicht erlahmt ist.

Wenn sein dem Düstern entgegenneigender Geist in seinem Gedichte „Abnehmonde Tage“ sich auch schon selbst eine Art Grablied sang:

Noch war mit ihren Blumen allen
Die Wiese bunt geschmückt und reich,
Doch wie der Sense schon verfallen,
Und wie von Ahnungsgrauen bleich! —
Es klang ein Echo ferner Laute —
Und noch in diesem Abend lag
Ein Etwas, das mir still vertraute:
Von heute nimmt nun ab der Tag.
Ob auch noch stolze Freuden kommen,
Und Alles uns noch glücken mag,
Doch wirklich hat schon abgenommen
Das Licht von unserm Lebenstag.

Noch scheint ihm wirklich Alles glücken zu wollen. Und das ist ja auch der beste Wunsch, der ihm an seinem Geburtstage zugerufen werden kann.



Das Menuett.

Psychodrama aus der Rokokozeit von

Alice Freiin von Gaudy.

Du lieber, goldener Sonnenschein!
— Du sitz' ich gefangenes Vögelein
Betrübt auf des offenen Fensters Bank
Und lausche hinab zu der Finken Gesang,
Die unten im Garten sich fröhlich tummeln!

Grosspapa hasst das Schwärmen und Bummeln.
Bei ihm soll man immer nur fleissig sein,
Und nähen und stricken und sticken und stopfen,
Und Röcke bürsten und Betten klopfen,
Perücken kämmen — — — das Alles — nein —
Das Alles thu' ich so garnicht gern!

Wie? Täuscht mich das Auge? Da seh ich von fern
Den Vetter Albrecht gewandelt kommen.
Er hat sich doch wohl nicht vorgenommen
Uns zu besuchen? — Das wäre fatal,
Denn Grosspapa hat wieder einmal
Den Schlüssel des Häuschens zu sich gesteckt
Bevor er sich zur Ruhe begeben,
Und wird er vom Mittagsschlummer geweckt
So giebt's was! O — — es klingelt soeben!
Was soll ich thun? Ich kann nicht hinaus .....

(Laufend.)

Hör, Albrecht — geh' du mir ruhig nach Haus:
Den Schlüssel hat Grosspapa in der Tasche.

(Antwortend.)

Warum? — Er fürchtet vielleicht, ich nasche
Die köstlichen Erdbeeren unten im Garten!

(Ablehnend.)

O nein — das geht nicht! Du kannst nicht warten.
Es dauert zu lange! Er hat erst begonnen,
Und ehe zwei volle Stunden verronnen
Wacht er nicht auf — das darfst Du mir glauben.

(Empört.)

Wie meinst Du? Ich solle den Schlüssel ihm rauben?
Schäme Dich, Albrecht! Was denkst Du von mir?

(Schmollend.)

Ich soll wieder gut sein? — Ich zürne Dir!
Ach schmeichle nur! Ja . . So . . Hm . . , ...
das Menuett!

(Aufjubelnd.)

Da hast Du Recht! Wie wäre es nett
Grosspapa morgen zu überraschen —

(Für sich.)

Und bei den weiten Schlafrocktaschen
Gelingt mir's vielleicht ...... Ob's Unrecht ist?
Ob nicht gestattet die kleine List?
Sie dient ja doch nur dem guten Zwecke.

(Rufend.)

Hör Albrecht, — warte dort an der Hecke:
Vielleicht bekomm' ich den Schlüssel zu fassen —

(Beklommen.)

Da steht er nun und schneidet Grimassen!
Solch Schülergewissen ist niemals schwer:
Mir schlägt schon jetzt das meine so sehr.
Grandpère ist zwar (leider!) ein wenig taub —
Und dennoch — — ich zittre wie Espenlaub.
Jetzt leise die Thür auf — — leise — ganz leise —
Da ruht er im Lehnstuhl nach alter Weise,
Im Schlafrock aus rotem, geblümten Kattun.
Einladend klafft schon die Tasche! — — Was nun?
Ich schleiche mich näher — und sachte — rücke
Ich seitwärts den Ständer der Puderperücke.
O, weh! — Sie schüttelt den Reisstaub-Regen
Auf meine Schultern! — — Nun, meinetwegen.
Jetzt — eilig gewagt den Griff in die Tiefe — —
Ich hab' ihn!! — Mir war's, als ob Albrecht schon riefe.
Fort — fort auf den Zehen — es brennt mein Gesicht.

(Innig.)

Du lieber Grosspapa, zürne mir nicht!
Nur Deinem morgenden Feste zu lieb
Werde ich heute zum heimlichen Dieb.

(Erschreckt.)

O — Himmel! Was fällt da? Die Tabaksdose,

Gestreift von des Übergewandes Saum?
Vernahm er den Lärm? — — Er rührte sich kaum.
Die Zipfelmütze sitzt schief und lose
Und winkt mir bei jedem Atemzug
Als drohte ein Finger ..... Genug! Genug!

(Gedämpft.)

Couche-toi, Alkmene! Dein klappender Schritt
Könnte ihn wecken. — So — Du willst mit?
Dann lass das Gähnen, und komm geschwind.

(Übermütig.)

Wie bin ich froh, dass wir draussen sind!
Zum Tändeln, mein Tierchen, ist jetzt keine Zeit:
Hier — hopp auf das Fenster. Sieh, wer dort steht!
Ja, freu Dich und wedle! Doch bleibe gescheidt,
Couche!! — Wenn uns des Windspiels Bellen verrät!

(Pathetisch.)

Albrecht, merk auf: Wie Apollos Geschoss
Fliegt jetzt der Schlüssel. — Nun? Öffne das Schloss!
Es geht nicht? — Ei, freilich! Du drückst nur nicht recht.

(Spottend für sich.)

Der dünkt sich nun einer vom starken Geschlecht
Und kann nicht das Leichteste!
Endlich. — Glück auf!
Nun — stürme nur nicht so die Treppe herauf.
Willkommen, du Wildfang!
Nein — Albrecht, halt' ein!
Das Küssen erlaube ich Ihm nicht — nein —
Und fängt er mir so an: Monsieur — dort die Thür,
Trotz Bittens und Schmeichelns — — ich stehe dafür!

(Pause.)

Er schmollt? .... Mir ist's recht! — — O, hätt' ich's geahnt,
Nie hätte mit Ihm das Menuett ich geplant!
Adieu, beaux rêves! ... Es ist mir recht leid .....

(Schalkhaft.)

Wie sagt Er, mon cher? Aus tiefälligkeit
Will Er mir gern den Gefallen thun
Und das Menuett exercieren? — — Nun,
Da muss ich wohl auch so gefällig sein
Und Ihm die versprochene Hülfe leih'n?
Ja — lache nur, Trotzkopf! — Doch jetzt, mit Verstand
Reich mir die Spitzen der rechten Hand.
Ich nehme den Fächer. — So! — Hebe den Fuss —
Das Kompliment — — noch tiefer der Gruss!
Und nur nicht so plump und so steif, mon cher:
Du tanzt wie ein grämlicher Jahrmarktsbär!
Das geht nicht! Auch hältst Du Dich viel zu krumm,
Nur Grazie — Grazie! — Wie stellst Du Dich dumm.
Jetzt tournez. Doch langsam. — Nun vis-à-vis ...

(Beunruhigt.)

Was hat denn Alkmene? Was winselt sie?
Sie kratzt an der Thür dort — sie möchte hinein —
Grandpère wird doch nicht aufgewacht sein?

(In höchster Aufregung.)

Ach Albrecht! Ich hör' ihn — er räuspert sich laut.
O, Wehe mir, wehe, wenn er Dich schaut!
Er kommt — Du kannst nicht hinaus mehr — zu spät —
Nur hier in den Schrank noch — versuch ob es geht,
Ich schliesse die Thür. — So! —

(Sehr verlegen und hastig.)

Ei, — Grosspapa! —
Ach — bist Du schon wach? Ja? — Bist Du schon da?
Das war wohl heute ein kurzes Schläfchen?

(Gekränkt.)

Nun nennst Du mich wieder ein kleines Schäfchen!
Die Zeit ist mir gar so eilend vergangen.
Du fragst mich, was ich denn angefangen?

(Das Folgende abwechselnd laut zum tauben Grosspapa und leise für sich.)

Was geb ich zur Antwort? Nicht viel — nicht viel!
Erst — trieb ich mit Alkmene mein Spiel,
Dann hab' ich den Vöglein zugeschaut,
Und für morgen — für morgen Luftschlösser gebaut.
Du weist doch, dass morgen ein wichtiger Tag,
Gelt, Grosspapa? .... Was er nur haben mag?
Er steuert dem Schranke entgegen! Was nun,
Grossväterchen? Sag — was willst Du jetzt thun?
Toilette machen? — Und dann in die Stadt?
Ach — sieh — da wirst Du so müde und matt;
Was sollst Du Dich erst in den Frack einzwängen,
Geh lieber doch in des Gartens Gängen
Im Schlafrock ein wenig auf und nieder!
Mir zittern und beben schon alle Glieder:
Er will an den Schrank. — Ich stell' mich davor.

(Schmeichelnd.)

Hier, nimm — hier hast Du Dein spanisches Rohr,
Auch die Perücke hol' ich Dir gleich!
Die Stadtluft macht Dich immer so bleich —
Im Garten dagegen ist's wundervoll .....

(Für sich.)

Ich weiss nicht, was ich noch sagen soll!

(Sehr unruhig.)

Nein? Willst Du partout Deinen Frack jetzt? Ja?
Ich gebe ihn Dir — — nur — komm nicht so nah:
Denn denke — ich will es Dir offen gestehn —
Ich habe im Schrank gestern — Mäuse gesehn,
Vor denen entsetzt Du Dich immer so sehr!
Nein — komm' nicht so nah und sieh auch nicht her.

(Ärgerlich.)

Was ist das, Alkmene — Du dummes Tier,
Marsch! Fort! — Was schnupperst und wedelst
Du hier?
Sie kratzt an der Schrankthür — — Nun bin
ich entdeckt!

(Pause. — Kläglich.)

Du fragst mich — Grandpère — was hier
drinnen versteckt?
— Sieh — morgen wollt' ich mich festlich
schmücken
Und Dich mit einem Menuett entzücken:
Du liebst das Menuett ja für Dein Leben —
Und dieser hier — sollte den Partner geben.

(Bedrückt.)

Ja, Albrecht — komm nur heraus an's Licht:
Ein länger Verbergen hilft uns nicht,
Und all' das Lügen und Drehen und Wenden,
Das wird für uns Beide wohl kläglich enden!

(Schüchtern.)

Gelt — Grosspapachen, Du zürnst uns sehr?
Nein? — Willst Du verzeih'n, wenn ich nimmermehr
In Zukunft so tolle Streiche begehe,
Und innig um Deine Vergebung flehe?

(Jubelnd.)

O — sieh nur Albrecht! Er nickt und lacht:
Es hab' es Grossmama grad so gemacht!



Die Berliner Theater-Saison.

Von Heinrich Stümcke.

III.

Als der Bürgersmann in Stadt und Land jüngst wieder einmal nach einer Nacht voll Punschbowlen, Feierstimmung und Spektakel mit schwerem Kopfe beim verspäteten Morgenkaffee zur Neujahrsnummer seines Leibblattes griff, an dessen Spitze die übliche nach bewährtem Rezept aus Gesinnungstüchtigkeit, Klagen und Ausdrücken der Hoffnung zusammengebraute Neujahrsbetrachtung prangt, konnte er das Blatt mit befriedigtem Nicken zur Seite legen und auch heute getrost sein Mittagsschläfchen machen. Man erinnerte freilich noch geschwind einmal an das russische Väterchen und den korrekten Beherrscher des Elysée im Präsidentenfrack, die der Zug des Todes im verflossenen Jahre dahingerafft, an das Gespenst der wiederauftauchenden Mainlinie, an die hochverweigernde Singerkompagnie, an diverse Moritaten und Unglücksfälle, aber in der Hauptsache bleibt alles unverändert: Michel steht mannhaft wie immer bis an die Zähne gewaffnet und zuckt nicht mit den Wimpern, wenn weit ostwärts von der Türkei Schlitzaugen und Zopfträger aufeinanderschlagen und jenseits der Vogesen der gallische Hahn übermütig sein Gefieder plustert. Und da mit Michel in dieser Pose gar nicht zu spassen ist, so hofft alles zuversichtlich, dass man auch im kommenden Jahre das schöne lebende Bild des bewaffneten Friedens nicht in Aktivität umzusetzen brauchen wird, und die Perspektive in den Blättern aller Parteischattierungen gestaltet sich am Schlusse fast rosig. Warum soll ich, denkt der brave politische Wetterprophet mit 3—30000 Mark Jahresgehalt, den geneigten harmlosen Leser auf das Schafwölkchen am politischen Horizonte aufmerksam machen, aus dem unter Umständen freilich eine schwere Wetterwolke werden kann? Und der Leser dankt im Stillen dem freundlichen Manne, der dem süssen Rausch der Sylvesterbowle nicht eine so jähe Ernüchterung folgen lassen will, indem er ein Mene tekel auf die erste Seite des Leibblattes am Neujahrsmorgen malt. Monatsschriften, zumal wenn sie die kleine hoffentlich verzeihliche Schwäche haben, nicht pünktlich am 1. Januar zu erscheinen, können rücksichtsloser sein, und sie müssen es, wenn sie die Jahresbilanz in Sachen der Kunst und Litteratur zu ziehen haben. Der Politiker mag sich angenehmer Selbsttäuschung und optimistischer Erwartung hingeben und Schein- oder Misserfolge als Siege ansehen, der Chronist der Theater- und Litteraturereignisse thut auch heute wieder gut, das Grau auf seiner Palette hübsch vom Rosa getrennt zu halten.

Ganz besonders ist das für eine kritische Betrachtung der hauptstädtischen Theaterverhältnisse vonnöten. Auch das letzte Viertel des verflossenen Jahres hat der Bühne keine Messiasthat beschieden. Die ohnehin dem Theater ungünstige Weihnachtszeit stand unter dem Zeichen gähnender Langeweile beim Publikum und zumeist auch gähnender Leere im Zuschauerraum. Mit Not und Mühe erzielte die immer müder und neuerdings affektiert werdende Duse mit 3 Paraderollen im Lessingtheater ein volles Haus. Selbst die Lachgeister, die der findige Blumenthal mit seinem Freunde Kadelburg früher erfolgreich beschworen, versagten bei der jüngsten „2 Wappen“ betitelten Schwank-Missgeburt im „Theater der Lebenden“. Dieser Gegensatz zwischen dem protzigen Millionär und Schweineschlächter aus Chicago und dem deutschen hochmütigen Standesherrn, deren Kinder sich geheiratet haben, zog trotz alter und neuer Kalauer aus Oscars Raketenkiste denn doch nicht. Leidlichen Erfolg erzielten im „Neuen“ und im „Deutschen Theater“ die Wiener Autoren Karlweiss und Davis mit ihren Schwänken „Der kleine Mann“ und „Die Katakomben“. Beide Stücke geisseln mehr humorvoll als satyrisch das Strebertum, dessen Ziel der Gemeindeausschuss oder die Excellenz ist. Der reiche unfähige Fabrikant und Hausbesitzer Rohrbeck in Karlweis' Stück will mit Hülfe des „kleinen Mannes“, den ein verbummelter Flickschuster nebst seiner Sippe repräsentieren, das ersehnte Ziel erreichen, weil der schlaue Allerweltsagent

Walzl ihm weiss macht, ohne den „kleinen Mann“ ginge es nicht. Aber er hat nur Kosten, Ärger und schliesslich eine eklatante Niederlage, obgleich dem Schuster wie weiland dem biedern Piepenbrink in Freytags Journalistenstücklein mit Wein und Liebenswürdigkeiten um den Bart gegangen wird, und wer zuletzt lacht, ist der schlaue unverfrorene Wahlagent Walzl, der sich wie Paillerons Pegomas meuchlings selber als Kandidaten proklamiert. Was hier der „kleine Mann“ besorgen soll, thuen in Davis „Katakomben“, den unterirdischen Bureauräumen des Wiener Hofarchivs, kokotte intriguante Frauen, die freilich ebensowenig wie der Flickschuster uns idealer Liebe zur Sache und Person Hände und Stimme leihen. — Die Autoren vom Donaustrande hatten an den spärlichen Ehren der Theaterabende im letzten Viertel des alten Jahres überhaupt noch den ergiebigsten Anteil. Dass man einmal mit ungemischten Empfindungen aus dem arg entweihten Tempel Thalias in die Winterluft hinaustreten konnte, verdankte man dem grossen unvergesslichen Anzengruber, dessen mit Unrecht häufig geringgeschätzte Weihnachtskomödie „Heimgefunden“ im „Berliner Theater“ in neuer Einstudierung erschien. Gewiss steht das Stück nicht ganz auf derselben Höhe namentlich des technischen Könnens wie andere Werke des Wiener Meisters, den wie Hebbel erst spätere Geschlechter in seiner ganzen Grösse würdigen werden, aber es ist dennoch ein echtes Volksstück, treuherzig, packend, lebenswahr, die Empfindung lauteres Gold, nicht „Talmi“, wie in dem Pseudo-Volksstück dieses Namens, mit dem das Schillertheater seine erste grosse Niederlage erlebte. Ein Fall, der übrigens nicht der Tragikomik entbehrt, da der jetzige Direktor des Schillertheaters, Dr. R. Löwenfeld, vor einigen Jahren Theaterreferent der „Freisinnigen Zeitung“, bei Gelegenheit der Kritik dieses Volksstückes der Herren Schlesinger und Hermann, das damals im Wallnertheater eine freundliche Aufnahme erlebte, zuerst die Idee des „Schillertheaters“ entwickelte und bedauerte, dass sich für solche „Volksstücke“ bei den hohen Theaterpreisen kein Publikum finde. Nun hat der „kleine Mann“, der die Bänke des jetzt auf Schillers Namen getauften Wallnertheaters füllt, Autoren und Direktor jämmerlich getäuscht. Die Kritik kann sich in solchem Falle die Mühe ersparen, auf Tote mit Steinen zu werfen, und ebensowenig verlohnt es sich, an Werke, die sich eines kurzlebigen Scheinerfolges mit Ach und Krach erfreuen, viel Worte zu verschwenden. In diese Kategorie gehören Skowronneks Jägerstück „Halali“ auf dem Schauspielhause, das in etwas deplaciertem Wohlwollen gleichzeitig noch eine zweite einaktige Nichtigkeit desselben Verfassers „Die stille Woche“ spielte, ferner Lubliners Lustspiel „Das neue Stück“, in dem geschickte Mache und die Mätzchen des Herrn Benn gelegentlich triumphierten, endlich Wolzogens Schauspiel „Daniela Weert“, in dem das Thema von der unverstandnen modernen Frau und dem gewissenlosen kaltblütigen Streber, die Fulda in den „Kameraden“ eben travestiert, wieder einmal zur ernsten litterarischen Diskussion gebracht wird, leider mit unzulänglichen dramatischen Mitteln. Wie konnte eine Agnes Sorma in der Hauptrolle unter solchen Umständen mehr als einen Pyrrhussieg erringen, da selbst ihre unvergleichliche fein und geistvoll ausgearbeitete „Nora“ uns heute nicht mehr recht von der psychologischen Richtigkeit und Notwendigkeit im Handeln dieser kleinen kapriziösen Frau, hinter deren Vogelköpfchen plötzlich die mähnenumwallte Riesenstirn des nordischen Meisters der Problemdichtung auftaucht, überzeugen kann? Wo die Ehefrage auf der Bühne behandelt wird, kann Sardou natürlich nicht fehlen. Der gewandte alte Praktikus vom Seinestrande kam gleichzeitig auf vier Berliner Bühnen zu Worte. „Andrea“ wurde in der Filiale des Herrn Lautenburg am Schiffbauerdamm, „Cyprienne“ im „Deutschen Theater“ aufgefrischt. Leider gewinnen Stücke nicht wie Weine durch Ablagern an Güte, im Gegenteil, man merkt immer deutlicher die Schliche, mit denen der Schlossherr von Marly die Karten mischt und seine Trümpfe ausspielt. Aber man muss sich trotzdem über die Gewandtheit und das Raffinement, das er dabei entwickelt manchmal verwundern und halb unwillig den kecken Zauberkünstler bewundern, der mit ehelichen Mitternachtszärtlichkeiten, Toilettewechsel einer Prima ballerina bei offener Bühne, Scenen in der Polizeipräfektur und im Irrenhaus und andern auf des Messers Schneide sich bewegenden Situationen so geschickt jongliert, dass weder das Stück noch die Moral am Schlusse den Hals bricht. Neuerdings zeigt er freilich stellenweise eine befremdliche Neigung zu dem sonst von den Franzosen am tötlichsten gehassten genre ennuyant, und die Kunstgriffe und Kniffe, mit denen er sein Publikum blenden will, vergröbern sich und sinken auf das Niveau der Vorstadt- und Specialitätenbühne. Die böse Sarah, die nicht nur neue Paraderollen, sondern auch als Leiterin des Pariser Renaissancetheaters Zugstücke braucht, hat ihn verdorben. Und der Alte setzte sich, nachdem er in der Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter geblättert, hin, verkehrte das, was er eben gelesen, so ziemlich ins Gegenteil und schrieb das Drama von der schönen Ghismonda, der Herzogin von Athen, das die Sarah Bernhardt und die Regiekünste des Renaissancetheaters wieder einmal im glänzendsten Licht zeigte. Auf der auf Lessings Namen frevontlich getauften Bühne des Herrn Blumenthal konnten höchstens die letzteren ein bedingtes Lob erfahren. Direktor und Hintermänner hatten ziemlich tief ins Portemonnaie gegriffen und die Ateliers für Dekorationsmalerei in Nahrung gesetzt. Da Dr. Blumenthal aber den Ehrgeiz hatte, am selben Abend die gleichfalls eine zahlreiche Comparserie erfordernde Madame Sans gêne in seinem Theater an der Charlottenstrasse aufführen zu lassen, fehlte es an dem nötigen Publikum, diesmal auf der Bühne, denn eine Sardou-Première bringt selbst zwei Tage vor Weihnachten ein volles Haus, das über das neueste Attentat auf die Nerven

mit lebhaftem Applaus dankend quittierte. Dass der Versuch stellenweise mit untauglichen Mitteln in Scene gesetzt wird, fällt beim Dramatiker bekanntlich die Strafe verschärfend, nicht mildernd ins Gewicht. Niemand wird leugnen wollen, dass sich aus dem Stoffe, den Sardou gewählt, etwas machen liess. Das Athen des Cinquecento, klassischer Boden, klassische Überreste, der ganze Pomp des christlichen Kultus, in der Ferne das alles vernichtende Mesleminentum, das mit gierigen Händen in Byzanz nach der Krone des lateinischen Kaisertums tastet. Eine eben gefundne Statue der schönen nackten Heidengöttin von Paphos wird von greisen Lüstlingen begafft und von fanatischen Mönchen zu Staub zerpulvert. In diesem Milieu ein schönes Weib im Purpurmantel und Krone mit den Instinkten der blonden Bestie Nietzsches, erst halb durch die Sklavenmoral gebändigt, aber noch voll ungebändigten Stolzes. Als ihr Söhnchen von einem Bösewicht in den Tigerzwinger gestossen wird, gelobt sie beim Kreuz des Galiläers dem, der es errettet, Krone und Hand, in dem sichern Glauben, dass es einer der hochgeborenen Fürstensöhne sein wird, von denen sie wie weiland die tugendhafte Gemahlin des schlauen Herrschers von Ithaka umworben wird. Aber es ist keiner der im Grunde ihres Herzens feigen Gecken, sondern Almerio, der Falkner, der Bastard, der Plebejer. Und wunderbar, ihm ist es nicht um die Krone, sondern um ihre schöne Trägerin zu thun. Und die Herrenmoral der stolzen blonden Frau wird allmählich vernichtet. Nur gegen das Gelübde ewiger Wittwenschaft oder bei freiwilligem Verzicht Almerios kann der Papst die verzweifelte Herzogin von ihrem Gelübde befreien. Ghismonda will das eine so wenig wie Almerio das andere. Und doch thut ers, als Ghismonda dem eisenköpfigen Manne, der sich durch Besiegung der Seeräuber NB. bei Marathon mit neuen Lorbeeren bedeckt und der Abgott des athenischen Volkes ist, in der einzigen guten Szene des Stückes, einem Liebesduett voll urplötzlich zu rasender Flamme emporzüngelnder Leidenschaft, eine einzige Nacht verspricht. In seiner Hütte zwischen den Trümmern eines Venustempels sucht sie ihn auf. Cytherea, die schöne Teufelin, deren Marmorbildnis die Priester schändend verderbt, hat sich gerächt, indem sie die stolze Fürstin in die Arme des Kindes der freien Liebe zwingt. — Damit könnte das Stück billig schliessen. Aber Frau Sarah braucht noch einen Akt. Witzig bemerkte ein Pariser Kritiker, die grosse Tragödin hätte bisher auf der Bühne gewürgt, erdolcht, erschlagen, vergiftet. Jetzt zerhackt sie, nämlich den Zaccario, einen der Freier, der selber nach Thron und Fürstin lüstern ist und den hartnäckigen Bastard aus der Welt schaffen möchte. Aber Ghismonda wird beim Verlassen von Almerios Hütte Mitwisserin des teuflischen Planes und wirft sich dem überraschten Mordgesellen mit ihrem Dolche entgegen. Zaccario fällt unter ihren Stössen nicht ohne den süssen Trost empfangen zu haben, dass die schöne Ghismonda in Almerios Hütte die Nacht verbracht hat. Ausser dieser Scene brauchte das Renaissancetheater aber noch eine Gelegenheit zur Entfaltung von Pomp und Massenaufzügen. Also geschwind eine grosse Pfingstprozession mit Palmen, Ornaten, Weihrauch und Orgelklang. Und mitten drin ein romantischer Verzicht des biedern Almerio, der sein Ziel erreicht hat, eine noch romantischere Anklage, er sei der Mörder Zaccarios, eine fabelhafte galante Diskretion des edlen Bastards, der lieber sterben, als seine Geliebte kompromittieren will, und als Bekrönung des Ganzen das Geständnis Ghismondas und eilige Trauung und Huldigung von Seiten gefälliger Bischöfe und Hofleute zum Lohn für soviel Grossmut und Stärke. — Mit der Ghismonda steht und fällt das Stück. Marie Reisenhofer gab was sie konnte. Ein Schelm giebt mehr als er hat. Wenn es auf Schönheit der äusseren Erscheinung ankäme, bedeutete Fräulein Reisenhofers Leistung einen vollen Sieg. Aber in Stimme und Haltung fehlte das hoheitsvolle, fürstliche, und in der einzigen guten Scene, wo Sardou sich den Luxus einer psychologischen Vertiefung leistet, war es mehr die kokette Pariser Dame aus dem Faubourg als eine Fürstin der Renaissance, die in heisern Kehltönen der Leidenschaft vor der siegenden flehenden Kraft des liebenden Mannes erstirbt. Am Ende hätte Berlin in Nuscha Butze oder Rosa Poppe eine geeignete Vertreterin für diese Rolle. Als Kriemhild hat die letztere in der Rolle einer liebenden Frau, die zur fürchterlichen Rachegöttin wird, eine grandiose Leistung geboten. Nachdem man ein Weilchen unnütze Kraft an Wilbrandts jüngste dramatische Dichtung aus grauer Vorzeit, „Der Königsbote", verschwendet, hat sich das Schauspielhaus an die Einstudierung von Hebbels gewaltiger Trilogie, dem hohen Lied der Mannentreue, gemacht. Wahrlich Bulthaupt sagt nicht zu viel, wenn er es „ein wahres Monument, aere perennius, die Schöpfung eines grossen, mit dem Mark unsrer Erde genährten Dichtergeistes" nennt. Wohl niemand aus dem vielköpfigen Publikum hat sich seiner nachhaltigen Wirkung entziehen können. Der 3. Teil, „Kriemhild's Rache", vor dem die Theater lange zurückgeschreckt, weil diese gewaltigen Szenen des Kampfes elementarer Mächte, Nibelungen und Hunnen, der Darstellung auf der Bühne zu spotten schienen, gestaltete sich zu einem wahren Triumph für Künstler, Regie, Comparserie und Maschinenmeister. Hie und da waren freilich die Bewegungen etwas zu fahrig, der Ton zu laut, das Tempo überhastet oder zu schleppend, aber die Hauptspieler, Kriemhild und Hagen, setzten bis zum Schlusse ihr Bestes ein. Fast alle Kräfte ersten Ranges standen an diesen Abenden auf der Bühne des Schauspielhauses, um die Recken germanischer Urzeit zu verkörpern. Matkowsky-Siegfried, Rosa Poppe-Kriemhild, Frl. Lindner-Brunhild, Molenar-Hagen, Ludwig-Etzel, ferner die Herren Kahle, Klein, Nesper, Kessler.

Durch die glückliche Lösung dieser grossen Aufgabe hat das Kgl. Schauspielhaus gezeigt,

dass es wieder Anspruch auf die Führerrolle auf dem Gebiet des klassischen Repertoirs machen darf, nachdem es fast ein Jahrzehnt lang diesen Vorrang dem Leiter des „Deutschen Theaters“ hatte überlassen müssen. L'Arronges Nachfolger Dr. Brahm hat sich gleich in den ersten Tagen seiner Direktionsführung das Scepter entwinden lassen, das freilich schon in der letzten Periode des alten Kurses nicht mit der anfänglichen Energie und imponierenden Machtfülle hochgehalten wurde. Die Aufführung von Kabale und Liebe im Stil der naturalistischen Komödie machte völliges Fiasco, im „Kaufmann von Venedig“ und „Hamlet“ versagte ein star wie Emanuel Reicher, und man ging schliesslich nur hin, um die Einzelleistungen von Kainz und Frau Sorma zu bewundern. Immer deutlicher tritt hervor, dass einige Kräfte ersten Ranges, zumal wenn sie ihre Hauptstärke im modernen Repertoir haben, bei der Aufführung der grossen Werke unserer Klassiker nicht genügen, sondern dass ein einheitlich durchgebildetes Ensemble, ein zahlreiches geschultes Statistenpersonal notwendig sind, um einen würdigen und befriedigenden Gesamteindruck zu erzielen. Dem Kgl. Schauspielhause, das nach Pflicht und Herkommen dem klassischen Repertoir nicht bloss vereinzelt eine Heimstätte zu bieten hat, ist es durch die Kgl. Subvention, ein festes gebildetes Stammpublikum einerseits, durch die Möglichkeit lebenslänglicher Kontrakte und Pensionsberechtigung des Personals vor allen andern Theatern möglich, über einen guten und festen Stamm künstlerischer Kräfte zu verfügen. Die scharfe Konkurrenz des „deutschen Theaters“ hat namentlich nach dem Abgange des Herrn von Hülsen schon gute Wirkungen auf das Schauspielhaus gezeitigt. Wenn dieser Stachel jetzt wegzufallen scheint, so macht sich um so gebieterischer das noblesse oblige für das Schauspielhaus geltend, das klassische Repertoir von Shakespeare bis Hebbel würdig zu vertreten. Denn über die diverse Versuche der anderen Berliner Bühnen würden wir am liebsten schweigen. Und doch haben wir einen Musentempel, der den stolzen Namen „Schillertheater“ trägt. Von der Presse wurde es von Anbeginn an mit einer Zartheit wie ein rohes Ei angefasst. Das Wohlwollen war gerechtfertigt, so lange es der Tendenz der Neugründung galt. In der That, ein Volkstheater mit billigen Preisen war und ist nicht nur in Berlin, sondern in allen grösseren Städten ein Bedürfniss. Im „Schillertheater“ sitzt der Abonnent für 1 Mk. im Parkett, während er anderswo 3 Mk. bis 4,50 Mk. zahlen muss. Aber leider ist diese Mark noch zu viel für die Kunstgenüsse, die auf der Bühne des horribile dictu Schillertheaters verzapft werden. Das Künstlerpersonal ist eine Anhäufung von Mittelmässigkeit und Talentlosigkeit, wie wir sie selbst in kleineren Provinzstädten, die ein ständiges Theater besitzen, kaum gesehen haben. Das Zusammenspiel entbehrt der Einheitlichkeit und Präzision, die Rollenbesetzung mutet uns stellenweise an, es solle eine Parodie gegeben werden. Und diese Mängel bleiben sich gleich, einerlei ob Grillparzers intimste Schöpfung, jene wundervolle Mischung von Griechengeist und Wienertum, „des Meeres und der Liebe Wellen“ oder Mosers freilich stark abgeblasstes aber als Typus seiner Gattung noch immer interessantes Lustspiel, „Krieg im Frieden“ dargestellt recte entstellt wird. Dass trotzdem das Theater allabendlich gefällt ist, kann keine Entschuldigung für die leitenden Männer dieses Theaters sein, die frohlockend richtig auf das Bedürfnis des „Kleinen Mannes“ gerechnet haben und nun ihre Rechnung finden. Auf die Dauer kommt auch er dahinter, dass ihm Steine anstatt Brot auf der Bühne seines Leibtheaters geboten werden, und das endgiltige Resultat wird die Diskreditierung aller für das Volk bestimmten künstlerischen Unternehmungen sein. Und doch würde ein echtes Volkstheater für Volk und Kunst zum Heil gereichen. Man hat früher weidlich über Herrn Barnay und seine Klassiker-Vorstellungen geschimpft, sein Virtuosentum und seine aus dem Ramschbazar bezogene Meiningerei in Kostümen und Requisiten getadelt. Aber man sah wenigstens einen Schauspieler von hinreissender Verve, der prachtvoll deklamierte, wenn er auf der Bühne stand, und stets ein stramm erzogenes Ensemble, über dem ein strenger Herr waltete. Wenn ich mit heimlichem Schaudern an Klassikervorstellungen in demselben Hause unter der Direktion Blumenthal mich erinnere, an „Emilia Galotti“ und Grillparzers „Traum ein Leben“, kann ich es den alten Abonnenten nicht verargen, die seufzend an die Fleischtöpfe Egyptens unter der Direktion Barnay zurückdenken und an dem Mannah und den Wachteln des Herrn Blumenthal keinen rechten Geschmack finden. Er will diesen Leuten die liebgewordne Kost nicht allzuplötzlich entziehen, darum giebt er ihnen mit seinen Klassikervorstellungen wenigstens Surrogate und kitzelt ihren Gaumen mit altbackenem Zuckerbrot, Lustspielen von Lindau und L'Arronge. — Für Klassikervorstellungen am Nachmittag und zu ermässigten Preisen finden auch die Direktoren Morwitz vom Belle-Alliancetheater und — man höre und staune — Lautenburg vom Residenztheater Zeit und Personal. Des Kritikers Höflichkeit schweigt von beiden ebenso wie von den „Klassikerabenden“ im Osten Berlins in den Häusern des Herrn Sasst. Als Kariosum sei hier noch mitgeteilt, dass der Direktor des alten Operettentheaters in der Friedrich-Wilhelmsstadt die Lorbeern (?) des Schillertheaters gleichfalls nicht schlafen lassen und er, wie es heisst, ein Volkstheater des Nordens — vielleicht Goethetheater? — einrichten will. — Was bei allen diesen Versuchen eigentlich Tadel verdient, ist die naive Meinung, für die Klassiker und für das Volk sei das schlechteste gut genug und eine „Minna von Barnhelm“ oder „Faust“ könne hastig wie ein Einakter als blosses Füllsel einstudiert und gegeben werden. Man

glaubt allabendlich auf 2 Bühnen spielen zu können und Sonntags womöglich je 2 mal. Der Kassenrappert mag am Ende das Experiment als geglückt erscheinen lassen, obgleich es in der Regel neuerdings auch in dieser Hinsicht hapert; die Kunst aber nimmt auf alle Fälle dabei Schaden.



Verschneit.

Die Wege sind verweht, das Dorf ist ringe-
schneit,
Der Lenz, die Lieb vergeht, und nicht das
Herzeleid.
Vom Astholz raucht der Schlot, bisweilen bellt
ein Hund,
Die Sorge und die Not wacht noch in später
Stund.

Am Himmel steht ein Stern als wie ein Meteor,
Der zeigt nach jener Fern, wo ich mein Glück
verlor,
Mein Glück so fluggeschwind, so sonnig, licht
und warm,
Da noch des Südens Kind geruht in meinem
Arm.

Noch strömt der Fluss daher, er fror bis jetzt
nicht ein,
Er fliesst hinab in's Meer. — Wie weit wohl
mag es sein?
Sie schaukelt dort im Kiel auf dunkelblauer
Flut
Und lenkt nach keinem Ziel, das Ruder lässig ruht.

Die Welle klopft um Bug, sie rollt hinaus zum
Strand,
Und der Gedankenflug eilt in's verschneite Land
Zum starren Tannenwald, wohin der Weg
verweht —
O Herzeleid, wie bald der Lenz, die Lieb vergeht.

München. Heinrich von Reder

Die Föhren.

Ich zog vom Lärm der Stadt hinaus auf eine
Bauernhube
Und schaue auf das Ackerfeld aus meiner
kleinen Stube —
Das streckt sich bis zum Buschgeländ in sanften
Wellenlinien,
Die Föhren, die vereinzelt stehn, erinnern
mich an Pinien —
An Pinien, unter deren Schirm vom Felsenrand
ich schaute
Auf's Meer, das wogend unter mir im weiten
Bogen blaute.
Marina sang ein Lied am Strand, im Schatten
roter Segel,
Hier hör ich nur im gleichen Takt den Schlag
der Drescherflegel.

München. Heinrich von Reder.

Stillleben.

Gedichte von Konrad Nies-New-York

I.

Mittagsmärchen.

Tief schläft der See in Mittagssonnenglut,
Kein Atemzug geht durch die Luft, die heisse,
Und wie ein Traum liegt auf der blauen Flut
Die Wasserlilie dort, die schlanke, weisse.

Davor im blendendhellen Ufersand
Reckt eine Schlange ihre Schuppenglieder,
Die kleinen Augen starren unverwandt
Auf den erschloss'nen Kelch der Blüte nieder.

Ein goldner Schein spielt um das Schlangenhaupt,
Gleich einem Krönlein will es sich gestalten . . .
Und aus dem Lotos, perlenüberstaubt,
Schwebt's auf wie eines Märchens Zauber-
walten . . .

II.

Falterglück.

Am Wege liegt, verrollt im weissen Sand,
Halbaufgelössen eine Apfelsine;
Dahingeschleudert hat aus schmutz'ger Hand
Ein Knabe sie mit unzufriedner Miene.

Nun wiegt sich auf der gelben Schale Rund
Ein Schmetterling in seligem Gekose,
Und durstig saugt der kleine Faltermund
Den süssen Saft aus der Verworfnen Schoosse.

Vom Wegrand lässt ein wilder Pflaumenbaum
Herüber seine weissen Blüten regnen —
Er denkt an einen alten Liebestraum
Und will gerührt den jungen Falter segnen.

Natur und Kunst.

Schreit' ich froh und wohlgemut
Auf der freien Landesstrasse,
Immer vorwärts, nur der Nase
Nach — Juchhei! Da singt sich's gut.
Ohne viel gelehrte Faxen,
Wie der Schnabel ist gewachsen,
Ringt sich's von der Seele los.
Hält sich auch der Herr Professer
Beide Ohren zu, so besser,
Andern klingt das Lied famos.

Alle Vögel gross und klein,
Auch der Handwerksbursch auf Reisen,
Stimmen in die schlichten Weisen
Gern mit voller Kehle ein.
Von der Arbeit eilt manch Mädchen,
Öffnet sacht das Fensterlädchen,
Sinnt und lauschet mit Bedacht!
Kaum die Thränen es bezwinget
Und durch seine Träume klinget
Noch das Lied die ganze Nacht.

Doch der Herr Magister sitzt
Hinter'm Ofen, Reim' auf Reime
Fügt er mit gelehrtem Leime
Und ein Kunstwerk ist geschnitzt.
Ist es hölzern auch und ledern
Und geschmückt mit fremden Federn,
Ist's doch styl- und kunstgerecht.
Nie doch wird's ein Echo wecken,
Einen Häring drein zu stecken,
Ist es ja noch viel zu schlecht.

Aschach. Armin Warherr.

Wintersonne.

O Sonne, lass den goldnen Schein,
Dass nicht dein Hauch die Saat bethört;
Was nützt es, wenn die Nacht mit Schnei'n
Und Stürmen drauf dein Werk zerstört?

O Glück, lass deine bunte Pracht,
Dass nicht das Herz dein Nahsein fühlt,
Was nützt es dir, wenn über Nacht
Ein neues Weh die Brust zerwühlt.

Oschatz Sachsen. Otto Ruhle

Der rote Mohn.

Auf öder Heide, angstverwirrt
Ein Mägdlein rastet, verlaufen, verirrt;
In weiter Runde kein Laut, kein Ton,
Und zu Häupten ihr duftet der rote Mohn.
Der rote Mohn mit vergessender Ruh,
Er schläfert verweinte Äuglein ihr zu. —
Schon kommt der Abend in leisem Flug,
Und die Nebel sie steigen aus Moor und Bruch,
Sie nahen, sie hüllen, weh Mägdelein,
Gifthauchend dichter und dichter dich ein.
Wach auf, wach auf! Zu lange schon
Du schliefst, betäubt vom roten Mohn;
Vom roten Mohn, der dir Ruhe gebracht,
Umwallt von Nebeln, in Nacht, in Nacht! —
Zu spät, zu spät: als das Morgenrot
Die Stirn ihr küsste, du war sie tot.
Auf öder Heide das Leben entfloh'n —
Und zu Häupten ihr duftet der rote Mohn.

Dresden-N. Karl Th. Schulz.

Sei gut!

Ich schwör' es dir, es war nicht Sinnenbrunst,
Nicht Liebe, heisse, erdenstaubentrückte,
Als ich den Kuss auf deine Lippen drückte
Und schmeichelnd warb um stiller Stunden
Gunst.
Seit frühster Jugend steckt er mir im Blut,
Der Drang, verlorne Seelen auszuspähen,
In Sünders Herz die Bitte einzusäen:
Sei gut!

Es war die alte Dichterleidenschaft,
Die nie verstanden, oft vom Mob verlachte,
Die fast zum Menschenfeind mich endlich
machte,
Ein Trieb, der lange schlief in strenger Haft.
Doch jetzt mag schwellen der Gefühle Flut,
Die, Mädchen, deinen tiefen Fall beklagen,
Jetzt lass mich's täglich, lass mich's stündlich
sagen:
Sei gut!

Sei gross, sei wahr, sei stolz! Und sei dir treu!
Den bessren Stimmen, die dein Sein durchbeben,
Sei folgsam! Weihe höh'rem Ziel dein Streben,
Und gehst du eignen Weg, thu's ohne Scheu,
Die in dir pulst und kocht, die wilde Glut,
Sie gleicht dem Most der Muskateller Traube;
Doch dass die Blume man dem Wein nicht
raube,
Sei gut!

Die andern alle sah'n die Hülle nur,
Und haben drum gebelfert und gegeifert,
Mit hartem Scheltwort gegen dich geeifert,
Ich wagt's, zu folgen deines Werdens Spur.
Und jetzt vertraust du selbst dich meiner Hut,
Willst mein sein, stark sein, treu sein ohne
Wanken?
O komm und lass mit Lied und Kuss dir danken,
Sei gut!

Berlin. Raimund Eckardt.

Nennt's immer Sünde . . . .

Nennts immer Sünde, wenn die Leidenschaft
In trotzgen Liedern ihre Losung schmettert,
Und wenn der Geist der gottgewollten Kraft
In Flammengluten durch die Seele wettert.

Nennts immer Sünde, wenn in wilder Glut
Zwei Herzen selig aneinander schlagen,
Und wenn der Wirbelsturm in unserm Blut
Uns götterähnlich will zum Himmel tragen.

Ihr ahnt ja nicht des Daseins goldne Höh'n
Und euer Wollen ist ein eitles Werben;
Mich dünkt allein das Ende gross und schön,
Im wilden Arm der Leidenschaft zu sterben.

Hamburg. Emil Möbis

Volkslied.

Und als allein wieder des Weges ich ging,
Den ich mit dem Liebsten gegangen;
Und als der Lenzwind mich sanft kosend umfing;
Mir war es: Er — hält mich umfangen!

Mit Rossegetrabe und Hundegebell,
Ein Wagen flog pfeilschnell vorüber.
Der Postknecht, der blies in sein Horn so hell!
Die Augen, die gingen mir über! —

O Schwager, wer hat dich das Liedlein gelehrt,
Das einst mir der Liebste gesungen?
Das ach, all mein Leben in Leid hat verkehrt,
Nun — ist in der Ferne verklungen!

Münster. Luise Rafael.

Falsches Glück.

Oft denk ich in der Dämmerstunde,
— Das Herz von Glück so schwer und voll,
Noch deinen Kuss auf meinem Munde —
Was wohl mit uns noch werden soll.

So gerne würde ich ja glauben,
Dass dieses Glück von Dauer sei,
Und doch, die Zukunft wird uns rauben
Die Wonne dieser Träumerei;

Und von dem schönen Zeitvertreiben
Mit Händedruck und langem Blick
Wird einzig die Erinnrung bleiben;
Du gleichst der Welle, falsches Glück!

Drum sei es aber noch genossen,
Dies süsse Spiel, der Küsse Raub,
Vielleicht, wo heut die Rosen spressen,
Ist morgen alles welkes Laub.

Dresden. Friedrich Hopf.

Verlorne Liebesmüh.

Der Herr Baron von Finkenstein
Ritt keck herab zu Thal:
Und da ihn grüsst' ein Mägdelein
Gefiel's ihm allzumal . . .

Der Herr Baron von Finkenstein,
Der lud sie auf sein Schloss:
„Dort hab ich Gold und guten Wein
Und reichen Dienertross . . . .

Der Herr Baron von Finkenstein —
Der wartet heut noch gar
Auf Gruss und Kuss und Mägdelein;
Am End wird's nimmer wahr! . .

Strassburg i. E. Gustav A. Müller.

Ahnung.

Mir ist, als müsst ich wandern
Weit in die Welt hinaus,
Bis dass ich endlich fände
Ein glückdurchsonntes Haus.

Ein blondes Engelköpfchen
Trug dort das Glück hinein;
O Sehnsucht meiner Seele! . . . .
Mir ist, als könnt' es sein! —

Berlin. Hermann Danziger.

Epigramme.

I.

„Dass der Baum uns nicht in den Himmel schiesst!"
Sich Axt und Säge beraten.
„Dass der gährende Geist uns nicht überfliesst!"
Die Bürokraten.

II.

„Der nährte sich von purem Geist?
Ist doch so stramm, so fett, so feist!
Kein Thierzüchter? kein Jäger?" —
Ein Buchverleger!

Prag. Franz Harold.

Rosita.

Der Engel der Vernichtung,
Bleich, düster,
Stark wie der Tod,
Sang Klänge vor Edens Thür
Und verwehrte dem Sehnenden den Eingang . . .
Und wieder naht mir die Qual:
O stürbe sie endlich einmal,
Könnt' ich die Schwesterseele, die zarte treue,
Wecken im Busen Dir
Der Seelenliebe himmlisches Gefühl!
Nicht fürder träufle
Serailsrosenöl
Ins üppigwallende, aschfahle Blondhaar!
Die Sinnenliebe ist ein wilder roher Barbar
Und entfesselt erniedrigt sie
Den Sohn der Götter,
Den Menschen zum wilden Tier — — —
Nein, uns winke der Freundschaft mildes Reich!
Eifersüchtig lasst uns hegen
Diese köstlich-seltene Seelenblume,
Die mit tausend und abertausend
Zarten, holden Sympathiefäden
Seele an Seele kettet
Und den stolzen, sinnentrunkenen Geist
Aus den Marterfesseln ichsüchtiger
Tierheit erlöst!!

Berlin. Wilhelm Arent.



Eingesandte Neuerscheinungen.

Vom 15. Dezember 1894 bis 15. Januar 1895.

Aus dem Verlage von G. J. Göschen in Stuttgart:

Isolde Kurz, Florentiner Novellen. 2. Aufl. 1893.
Dieselbe. Gedichte. 2. Auflage 1891.
Dieselbe. Phantasieen und Märchen.

Aus dem Verlage von J. Schabelitz, Verlagsmagazin, Zürich.

Maximilian Schacht, Sociologische Studien. M. 1,20
Derselbe. Wie sie fielen. Frauenbilder. Mk. 1,50.
Eduard Lauterburg, Glaubens- und Sittenlehre zum inwendig lernen. Mk. 0,60.
Warum ich fahnenflüchtig wurde. Apologie eines deutschen Einjährigen. Mk. 0,50.
Eugen Raspi, Emanzipiert. Mk. 1.
Hugo Grothe-Harkarnji, Frauenprofile. Illusionen Mk. 1,60.

Aus dem Verlage von Hermann Grüning in Hamburg.

Johannes Wedde, Gesammelte Werke. 1. Band.

Persönliches (Gedichte). 2. Band. Grüsse des Werdenden. Eskanova, Glaube und Unglaube, 1894.

Theodora Wedde, Joh. Wedde Gedenkblätter von seiner Schwester.

Wie kam Johannes Wedde zur Sozialdemokratie? Urteile über ihn von Fürst Bismarck usw.

Aus dem Verlage von Albert Langen, Paris und Leipzig.

I. P. Jacobsen, Niels Lyhne. Doktor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Aus dem Dänischen v. M. Mann. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer Vorrede von Theodor Wolff. Mk. 3.

Adolf Paul, Der gefallene Prophet. Mk. 3.

I. Pavlovsky, Aus der Welthauptstadt Paris. Mk. 4.

Tristan und Isolde, von Gottfried von Strassburg. Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. 2. Auflage. Stuttgart 1894. J. G. Cotta.

Rudolf Eckart, Der deutsche Adel in der Litteratur. Biographisch-kritische Essays. Berlin 1895. J. A. Stargardt.

Hermann Schreyer, William Shakespeare. Schauspiel in 5 Aufzügen. Nebst einem Anhang: Zur Shakespeare-Frage. Leipzig 1895. Otto Schmidt.

A. Ascharin, Nordische Klänge. Russische Dichtungen in deutscher Übertragung. Riga, 1894, Jonck & Poliewsky. M. 5,—

Horst Kohl, Bismarck-Gedichte des Kladderadatsch mit Erläuterungen. Mit vielen Illustrationen von Wilhelm Scholz und Gustav Brandt. Berlin, A. Hoffmann & Co.

Jeremias Gotthelf, Ausgewählte Werke. Erste illustrierte Prachtausgabe. Nach dem Originaltexte. Herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister, München. Karl Rupprechts Verlag. Lieferung 1 und 2. Subskriptionspreis Mk. 1,20.

Graf Leo Tolstoi, Christliche Gesinnung und Patriotismus. Übersetzt von W. Henckell. 3. Aufl. Berlin 1894. G. Müller. Mk. 0,75.

Gegen den Anarchismus. Ein Wort an die Regierungen. Von einem Mann aus dem Volke, ebenda.

Heinrich Düntzer, Goethes Stammbäume. Eine genealogische Darstellung. Gotha 1894 F. A. Perthes. Mk. 3.

Mathilde Henle, Humoristisches Künstlerdeklamatorium für Dilettanten. Eine Auslese der besten Deklamationsstücke heiteren Inhalts. Unter Mitwirkung der ersten deutschen Bühnengrössen. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagshandlung.

Oskar Leuschner und Wilhelm Becker, Psychodramatische Vertrags-Dichtungen. Berlin 1895. Verlag von Kühling & Güttner, Markgrafenstrasse 53.

Wilhelm Langewiesche, Im Morgenlicht. Gedichte. Leipzig, Verlag v. H. Hässel, 1894.

Der Stein der Weisen, VII. Jahrgang, Heft 1. à 50 Pf. L. Hartleben's Verlag, Wien.

Deutsche Rundschau für Geographie u. Statistik, XVII. Jahrg., Heft 4. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Le Monde moderne t. Heft 1, Paris, A. Quantin. Preis pro Jahrgang 21 Franks.

Wilhelm Emanuel Backhaus, Das Wesen des Humors. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Grillparzers sämtliche Werke. Lieferung 7—12, à 40 Pf. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Elisabeth Werner, Adlerflug. 2. Aufl. 4 Mark Richter Kuppler, München.

Clementine Helm, Leni von Hohenschwangau. Erzählung für erwachsene junge Mädchen. 3. Auflage. Preis 4 Mark. Richters Kappler, München.

Märchentafeln für Kinder, Text von Georg Zimmermann. Illustrationen von A. H. Drumm und H. Fresenier. Preis 5 Mk. Walther Seck, Berlin.

F. v. Senglin, Mutter, — erzählen. 51 Geschichten für unsere Kleinen. Preis 1 Mk. Ulrich Kracht, Berlin.

Hugo Kegel, Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos, 1895. E. Piersen, Dresden.

Paul Gutmann, Gedichte, 1895, ebenda.

Moritz Wirth, Das Richard Wagner-Museum und die Zukunft des Wagnertums. Ein Aufruf an die Wagnerianer „zu neuen Thaten!“ Leipzig, C. Wilds Verlag, 1894.

Alois John, Litterarisches Jahrbuch. 5 Band 1895. Central-Organ für die wissenschaftlichen litterarischen und künstlerischen Interessen Westböhmens. Eger, Selbstverlag des Herausgebers.

Heinrich Pudor, Französische Reiseskizzen. Pudorsche Reise-Bibliothek. 2. Bändchen. H. Pudor (Karl F. Fleischer) Leipzig. 3 Mk., gebd. 4 Mk.

Gustav Adolf Erdmann, Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied. Wittenberg, R. Herrosé 1895.

Goethes Briefe an Frau von Stein, nebst dem Tagebuch aus Italien. Mit Einleitung von K. Heinemann. 4 Bände, gebd. Mk. 4. J. G. Cotta, Stuttgart.

Peter Auzinger, Einig und frei. Hochdeutsche Gedichte. München, J. Lindauer, Mk. 2,50.

Georg Brandes, Menschen und Werke. Essays. 2. Auflage. Frankfurt a. M. Rütten und Löning.

Friedrich Nietsche, Werke. Erste Abteilung. Band 1—8. Leipzig 1895, C. G. Naumann. In 8 Halbsaffianbänden gebd. Mk. 72, brosch. 60 Mk. Subscriptionspreis.

Ludwig Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen herausgegeben. 3. Auflage. Mit Einleitung von Hermann Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta. 4 Bände, gebd. Mk. 4.

Wilhelmine Prinzhorn, Von beiden Ufern des Atlantic. Englisch-amerikanische Anthologie. Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur, Halle. Nr. 814/20. Mk. 1,75.

Ralph Waldo Emersen, Essays 1. Übersetzt und

eingeleitet von Dr. Karl Federn, ebenda. Nr. 821/22. Mk. 0,50.

Konrad Grethlein, Allgemeiner deutsch. Theaterkatalog. Ein Verzeichnis der im Druck und Handel befindlichen Bühnenstücke und dramatischen Erzeugnisse, nach Stichworten geordnet. Münster i. W. A. Russels Verlag. Preis Mk. 15,60.

Dr. Ludwig Chevalier, Zur Poetik der Ballade. I—III. 10—13. Jahresbericht des k. k. Staatsobergymnasiums in Prag. 1891-94.

Prof. Joh. Volkelt, Ästhetische Zeitfragen. Sechs Vorträge. München, C. H. Beck.

C. Victor, Fürstenmorde. Darstellung der interessantesten Fürstenmorde alter und neuer Zeit, der Attentate und Präsidentenmorde des 19. Jahrhunderts. Hamburg, O. Heyle. 1894. Mk. 1,50.



Litterarische Zeitungsschau.*)

Deutsche Rundschau. Herausgeber J. Rodenberg, Berlin. Jahrgang 1895. Heft. 1. Hermann Grimm, die Gebrüder Grimm. (Einleitung zu der neuen Ausgabe der Grimmschen Märchen.)

Die Berliner Revue. Herausgeber E. Dominik, Berlin. 1. Jahrgang. Nr. 1. Gustav Falke. Um es noch einmal zu sagen. (Geisselt die antimoderne hechlerische Kritik und die bekannte einseitige Vorliebe des grossen Publikums für die Modepoeten alten Schlages.)

— Nr. 2. Hedwig Lachmann, Detlev Freiherr von Liliencron. (Eine mit liebevollem Interesse für den Dichter geschriebene kleine Studie, die indess keine neue Gesichtspunkte bietet und der Tiefe ermangelt.) Nr. 3. Garde-Prien, Max Dauthendey. (Wirft sich zum Verteidiger dieses wunderlichen Neutöners und Farbenrausch-Schwelgers auf, dessen „Josa Gerth“ und „Ultraviolett“ nächstens in unserem Blatte einer eingehenden Würdigung unterzogen werden sollen.)

Die Kritik, Herausgeber Karl Schneidt, Berlin. I. Jahrg. Nr. 10. Musicus, Die Berliner Hofoper. (Scharfe zutreffende Kritik.) Dr. Hack, Shakespeare oder ? (Oberflächliche Behandlung der Baconfrage mit Hinneigung zu Bermanns Schlussfolgerung.)

— Nr. 11. Otto Erich Hartleben, Ein Goethe-Brevier. (Vorwort zu dem gleichnamigen Buche, das mit jugendlicher Keckheit den Goethe-Philologen den Fehdehandschuh hinwirft und Goethes Gedichte heute nur in einer chronologisch geordneten Auswahl für geniessbar und genussreich erklärt.)

— Nr. 12. Dr. Hans Schmidkunz, Vom Bummeln der Studenten. Emil Witta, Contes secs. (Berichtet über die kleinen roh stofflichen litterarischen Nippes, mit denen Coquelin in Pariser Salons augenblicklich furore macht.)

Nr. 13. Franz Scharwächter, Sozialistische Jugendlitteratur. (Kommt zu dem Resultat, dass die grossmächtige Partei der Zukunft noch nicht einmal einen annehmbaren Jugendschriftsteller aus ihren eigenen Lenden heraus hat zeugen können.)

Revue des deux mondes, directeur Fr. Brunetière, Paris. Jahrgang 1895, Nr. I. Fr. Brunetière, après une visite au Vatican. (Ein Besuch, der den bekannten akademischen Kritiker, der glücklicher als Zola eine Audienz beim Papste erhalten, vollständig zum Paulus gemacht hat, so dass er jetzt „Umkehr der Wissenschaft“ predigt,

Revue des Revues, directeur J. Finot, Paris. 1894 Nr. 23/24. les Reliques de Shakespeare. (Illustriert) Gerade jetzt ist infolge des erneuten Ansturms der Baconianer die Übersicht über die authentische Hinterlassenschaft des grossen Briten von besondrem Interesse.

Le monde moderne, A. Quantin, Paris. Janvier 1895. Mariaux Bertaux, Sarah Bernhardt. Kurze biographische Charakteristik der berühmten Tragödin, nebst 3 Porträts.

Schrattenthal's Rundschau, Herausgeber Prof. Weiss. II. Jahrgang, Nummer 6. Schrattenthal, Pressburg. (Interessanter Abdruck des Diploms, durch das der Prorektor der Universität Göttingen 1738 die thüringische Dichterin Zennemännin zu einer kaiserlich gekrönten Poetin ernannt.)

Bühne und Leben, Herausgeber Otto Sontag, Berlin. 3. Jahrgang, Nr. I. Eugen Isolani, Neue dramatische Werke von Theodor Körner. (Giebt über neue reichhaltige Funde im Dresdner Körner-Museum

*) Vergl. auch Litterarische Rundschau S. 12. Vielfach uns geäusserten Wünschen entsprechend, werden wir dieser Rubrik unseres Blattes fortan besondere Aufmerksamkeit schenken. Wir ersuchen darum alle verehrten Mitarbeiter und Freunde unseres Blattes, die Aufsätze litterarischen Inhalts in Tagesblättern oder weniger bekannten Zeitschriften veröffentlichen, uns ein Exemplar der betreffenden Nummer zustellen zu wollen. Herren, die die italienische, englische und nordische Zeitschriftenlitteratur lesen, werden uns durch Hinweis auf darin enthaltene Artikel, die unsere zeitgenössische Litteratur (ab 1870) jeder Richtung behandeln, zu besonderem Dank verpflichten. Wir sind gern bereit, mit den Redaktionen in- und ausländischer litterarischer Blätter in regelmässigen Tauschverkehr zu treten.

Die Redaktion.

Aufschluss und druckt ein kleines dramatisches Bruchstück ab.)

Euphorion, Zeitschrift für Litterarische Geschichte. Herausgeber Prof. Sauer, Prag. 2 Bände. 1. Heft, 1895. August Brunner, Litteraturkunde und Litteraturgeschichte in der Schule. (Treffliche Kritik der gebräuchlichen Lehrmittel, der Lehrpläne und Aufgaben des litterargeschichtlichen Unterrichts speziell an den bayrischen Gymnasien.) Siegfried Szamatolsky, Faust in Erfurt. (Eine alte verschollene Erfurter Chronik wird als Quelle des Faustbuches und als Zeugnis über den historischen Dr. Faust erwiesen.)

Gegenwart, Herausgeber Th. Zolling, Berlin. Jahrgang 1895, Heft 2. Karl Busse, Georg Ebers und sein neuester Roman. (Kritisiert „im Schmiedefeuer“ und im Anschluss daran die konventionellen Schwächen der Ebers'schen Romanschriftstellerei.)

Zukunft, Herausgeber M. Harden, Berlin, 1895. Nr. 5. Fritz Mauthner, Das Dogma vom klassischen Altertum. (In Anlehnung an Nerrlichs gleichnamiges Buch, das mit der klassischen Bildung scharf ins Gericht geht.)

Internationale Litteraturberichte, Leipzig C. F. Müller. Nr. 1/2. Heinrich Nitschmann, Schiller in der polnischen Litteratur. Ernst Brausewettor, Peter Egge. Ein nordisches Dichterprofil. Prof. Dr. C. Beyer, der neueste Roman von Ebers. (Eine der unfreiwilligen Komik nicht entbehrende unglaublich unkritische Verhimmlung der Ebersschen Werke, deren Erscheinen dem Verfasser „ein Ereignis bedeutet“. Einige Sätze dieser „litterarhistorischen Studie“ (!) mögen hier festgenagelt werden. „Es entsprechen unserer Forderung (einer grossen Idee oder eines ethischen Grundgedankens) . . . . . ganz besonders aber die Romane von Ebers, die auf wissenschaftlicher Basis ruhen, und die einen Meter (!) über ihrem Lesepublikum stehen und ebenso der Belehrung wie der Unterhaltung dienen. In jedem Ebersschen Prosa-Epos schuf uns der Dichter ein Bild von reicher bunter Farbenpracht mit lebensvollen (?) Figuren, in jedem hat er eine Fülle von Wissen der Nation gegeben und dadurch einen Beitrag zur Hebung des Jahrhunderts (!) geliefert.

Mögen alle Familien, die ihren Töchtern und Söhnen die gefährliche Lektüre leichtfertig (?) hingeworfener realistischer Romane verbieten müssen, das neue Eberssche Kunstwerk betrachtend und geniessend ihren Gliedern in den langen Winterabenden bieten. Aus ihm duftet Wissen, Sitte, Gemüt, Phantasie und jener erwärmende Hauch entgegen, der als Zeichen der poetischen Gesundheit erhebt, anmutet und veredelnd beglückt.“

Glücklicherweise kommt in Nr. 3 in einem Aufsatz Carl Busses die entgegengesetzte Meinung zum Ausdruck. Es heist da u. a.: Dieses Problem des neuesten Ebersschen Romans ist lächerlich, und es wirkt noch viel komischer, weil Ebers es ungeheuer wichtig anfasst. Er schiesst wirklich mit Kanonenkugeln auf Spatzen. Einer kleinen Verwechslung, einer Situation wegen, die zu Trugschlüssen Anlass giebt, wird das ganze Deutsche Reich in Bewegung gesetzt. Und das Schlimme dabei ist, dass für den Leser ein Problem eigentlich garnicht existiert, weil er durch den gefälligen Autor schon vorher über alles aufgeklärt ist. Und so müssen wir ohne stärkere Anteilnahme zwei volle Bände d. h. über 600 Seiten lesen, um die Folgen eines Missverständnisses sich allmählich klären und verlieren zu sehen. Das ist aber besonders bei Ebers nicht grade geschickter Technik zu viel, und ich weiss nicht, ob die deutschen Familien trotz der sechs Liebespaare, die am Schlusse zusammenkommen, von dem diesmaligen Weihnachtsbuche erbaut sein werden.“)

— Nr. 3. Ernst Brausewetter, Henrik Ibsens „Klein Eyolf“. (Die hilf- und ratlose Verlegenheit, die der grösste Teil der deutschen Presse gegenüber dem neuesten Werke des nordischen Dichters bekundet und die sich am liebsten in lustigem Schimpfen Luft macht, hat etwas ungemein Komisches an sich. Die obige Arbeit zeichnet sich dagegen durch verständige Darstellung und einzelne feine Bemerkungen über des Dichters Ziele und Absichten aus.)



Litterarische Rundschau.

Von unserm geschätzten Mitarbeiter Herrn Friedrich Düsel geht uns folgende Mitteilung zu, die weitere Kreise interessieren dürfte: In der vor kurzem erschienenen Geibelbiographie von Max Trippenbach (völlig umgearbeitete neue Auflage des bekannten Buches von Karl Leim-

*) Bestimmtes darüber lässt sich vorläufig bei der undatierten und völlig commentarlosen Überlieferung des Gedichts nicht ausmachen; Trippenbachs Vermutung ist ohne jede Stütze, und wenn er nicht etwa persönliche Andeutungen im Rückhalt hat, möchte ich weit eher als an die in Geibels Dichtungen sonst nicht erwähnte Alma von Firks an Henriette von der Malsburg denken, seine adelige Liebe aus den Escheburger Tagen. Das oben mitgeteilte Gedicht ist ganz auf Ton und Melodie des nachweislich an Henriette gerichteten Liedes gestimmt; man vergleiche es nur, im besondern den elegisch abfallenden Verschluss, mit dem bekannten: „O sieh mich nicht so lächelnd an“.

bach), die zwar nicht den Anforderungen einer litterarhistorisch erschöpfenden Monographie, wohl aber dem Ideale eines schönen und anregenden Familienbuches gerecht wird, teilt der neue Herausgeber ein bisher unbekanntes Gedicht Emanuel Geibels mit, das wahrscheinlich aus der Zeit eines Carolather Aufenthalts im Herbst 1850 stammt und vielleicht an Alma von Firks, eine junge Verwandte des Fürsten Carolath,*) gerichtet ist. Die wunderbar innigen und melodiösen Verse lauten:

O wenn sich unerbittlich Lieb auf Erden
In höchste Lust und tiefstes Weh entzweit:
Lass ihr, o Gott, zu Teil die Wonne werden,
Und mir das Leid.

Was glänzt und lächelt thu' zu ihrem Loose,
Mein sei das Dunkel und der Thränenborn;
Gieb ihr den vollen süssen Duft der Rose
Und mir den Dorn.

O keinen Schatten ihr und keine Zähre!
Wie sollt' ich's tragen, ach, dass so viel Huld,
Dass diese Friedenswelt zerschlagen wäre
Durch meine Schuld!

Wohl rang ich schwer, die Sehnsucht zu besiegen
Die stillen Flammen wollt' ich nie gestehn;
Doch endlich solchem Engelreiz erliegen,
War's ein Vergehn?

Und wenn's Vergehn war, dass zu ihren Füssen
Ich ausgeschüttet meiner Seele Schrein,
Dass sie mich nicht verstiess, lass mich es büssen
Doch mich allein!

Ja, wenn sich unerbittlich Lieb auf Erden,
In höchste Lust und tiefstes Weh entzweit:
Lass ihr, o Gott, zu Teil die Wonne werden
Und mir das Leid.

Der 1. Januar 1895 hat auch im Zeitschriftenwesen wieder einige Veränderungen gebracht. Der Hamburger „Zuschauer", Herausgeber Otto Ernst und Const. Brunner, hat sich in eine Wochenschrift verwandelt und zugleich sein früheres Oktavformat in Klein-Folie verändert. Der Abonnementspreis ist trotzdem bedeutend ermässigt worden. Die Nr. 1 des III. Jahrgangs enthält u. a. einen recht hübschen Prosabeitrag von Hermann Heiberg. Der gleichfalls in Hamburg erscheinende „Gesellschafter" wird mit der von Dr. G. A. Müller in Strassburg geleiteten Monatsschrift „Aus deutscher Brust" verschmolzen und fortan von Dr. Müller und R. Wald geleitet, während der frühere Mitherausgeber Max Beyer ausscheidet. Aus Wien wird uns die erste Nummer der „Allgemeinen Kunstnachrichten", Monatsschrift für Musik, Theater, Litteratur, bildende Künste und Kunstunterricht, zugesandt; im Oktober hatten bereits Hermann Bahr und Prof. Singer die Kaiserstadt an der Donau mit einer neuen Wochenschrift „Die Zeit" beglückt. Als Herausgeber und Chefredakteur der „Allgem. Kunstnachrichten" zeichnen der Musikschuldirektor Prof. Kaiser und Schriftsteller Viktor Bruckmüller. Die Redaktion befindet sich Wien I, Weihburgstr. 14, die Administration VII, Zieglergasse 29. Jahresabonnement 2 fl. — Aus Frankfurt a. M. wird uns von der Firma H. Bechtold ein neues Unternehmen „Der Musikführer" avisiert. In einzelnen Heftchen à 20 Pfg. sollen gemeinverständliche Erläuterungen hervorragender Werke aus dem Gebiete der Instrumental- und Vokalmusik mit Notenbeispielen geboten worden. Ein Abonnement auf 50 Nummern, die die Meisterwerke unserer Musikheroen von Händel bis Brahms bringen, wird 9 Mk. kosten. Unter den Mitarbeitern befinden sich u. a. Prof. Sittard und Humperdinck, der so schnell berühmt gewordene Komponist der reizenden Märchenoper „Hänsel und Gretel". — Verschiedne mit unserem Blatte in Tauschverkehr stehende Zeitschriften haben am 1. Januar ein neues Semester begonnen. So die von Robert Schumann 1834 begründete, jetzt von Dr. Paul Simon in Leipzig redigierte „Neue Zeitschrift für Musik" (C. F. Kahnts Nachf. Leipzig.) Die letzte Nummer des 90. Bandes enthielt einen bemerkenswerten Beitrag Cesare Lombrosos über „die Entwicklung der Sinne in der Kindheit" und über das „Farbenhören", eine der seltsamsten psychologischen Phänomene. Nummer 1 des 91. Bandes bringt u. a. eine Studie von C. Knortz „Rich. Wagner in Amerika". — Freunde des Occultismus und der Theosophie seien auf den neuen Jahrgang der von Dr. Hübbe-Schleiden geleiteten Monatsschrift „Sphinx" aufmerksam gemacht. In dem Januar-Heft erfährt der Vorkämpfer der Theosophie Dr. Franz Hartmann eine eingehende Würdigung und erzählt selber von seiner Untersuchung des Paracelsus-Schädels. Der Herausgeber berichtet über „Indische Essays". Beachtung verdient auch der Beitrag von Mead über „Yoga, die Wissenschaft der Seele". —

Ein neues Semester beginnt auch das unter Adalbert von Majerszkys Leitung stehende „Deutsche Dichterheim" in Wien, das nach unserm Geschmack freilich viel zu viel Gedichte und dazu oft recht minderwertige bringt. Die Rezensionen nehmen dagegen in diesem Blatte neuerdings einen erfreulichen Aufschwung. Die Piece de résistance im Prosateil liefert wieder einmal Karl Bienenstein, den auch wir als Mitarbeiter schätzen, mit seiner Plauderei über das 75jährige Geburtstagskind Theodor Fontane. Mit Poesien sind in der vorliegenden Nummer u. a. Hermann Lingg, Gustav Falke, W. Arent, Hermine von Preuschen vertreten. In Nummer 52 des 43. Jahrgangs des New-Yorker belletristischen Journal, einer Hochburg des Deutschtums in Amerika, finden wir Spielhagens „Susi" und Marie Conrad-Ramlos Klostergeschichte „Feuer", und zwar wie es einem vornehmen Blatte auch in Amerika geziemt, Copyright abgedruckt. Als weitere bestens zu empfehlende Zeitschriften nennen wir heute noch die ihren 2. Jahrgang beginnenden „Inter-

*) Siehe Anmerkung auf vorstehender Seite.

nationalen Litteraturberichte", (C. F. Müller, Leipzig), die wie das „Magazin für Litteratur" in den 80er Jahren der ausländischen Litteratur angemessene Aufmerksamkeit widmen und den Interessen der Bücherkäufer durch eine allwöchentliche sorgfältige Bibliographie der deutschen, französischen, englischen und italienischen Litteratur dienen. — Bei dem steigenden Interesse für Kolonialpolitik und die kriegerischen Verwicklungen in Asien und Afrika verdient die von Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien herausgegebne Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik (A. Hartlebens Verlag, Wien) besondre Beachtung, zumal die Lektüre dieses Blattes geeignet ist, die selbst bei akademisch Gebildeten oft sehr lückenhaften geographischen Kenntnisse zu ergänzen. — Von französischen Zeitschriften geben wir der Revue des Revues, Halbmonatsschrift, Paris, rue de Verneuil, die Nummer 75 Pfg., unbedingt den Vorzug und können uns den lobenden Urteilen der Zola, Dumas, Sarcey, Jules Simon über dieses Blatt, dessen Lektüre die einer ganzen Reihe anderer Blätter erspart, nur anschliessen.

Eine Reihe sehr bemerkenswerter Neuerscheinungen, die auch dem Titel und Zweck dieses Unternehmens bestens entsprechen, veröffentlichte in den letzten Monaten Philipp Reclams Universalbibliothek. Einen der bedeutendsten Briefwechsel der Weltlitteratur, den des Scholastikers Abaelard und seiner Geliebten Heloise macht Dr. P. Baumgärtner in einer wohlgelungnen Übersetzung aus dem Lateinischen nebst Kommentar weiteren Kreisen zugänglich. Dr. Carl du Prel giebt ein bekanntes standard werk des Occultismus, Justinus Kerners „Seherin von Prevorst", neu heraus. Dr. H. von Lenk vermittelt uns die nähere Bekanntschaft mit zwei der eigenartigsten und geistreichsten Frauen unserer Zeit durch seine Übersetzung der Biographie der berühmten russischen Mathematikerin Sonja Kovalevsky aus der Feder ihrer Freundin, der nicht minder berühmten schwedischen Dichterin Charlotte Leffler, Herzogin von Cajanello. Ein Werk von entzückender Einfachheit und Intimität der Darstellung. —

David Haek verdentscht das bekannte Buch des Engländers Samuel Smiles „Die Selbsthilfe", ein Vademecum für Leute, die wissen wollen, wie man ein selfmade man wird. —

Von Werken mehr wissenschaftlicher Richtung erwähnen wir ausserdem die kommentierte Ausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuch für Österreich, Rud. Freiherrn Prochaczkas feinsinnige Biographie des Liederkomponisten Robert Franz und die äusserst instruktive kurzgefasste Allgemeine Musiklehre von dem Kapellmeister Hermann Wolff. — Für das leichtere Genre der Unterhaltung sorgen u. a. L. Bulwers berühmter Roman „Nacht und Morgen" in einer Übersetzung von A. Tuhten, Xavier de Maistres hübsche kleine Erzählung „Die junge Sibirierin, die Dr. M. E. Wittmann verdeutscht hat, Iwan Turgenjews beste Bühnenleistung „Natalie" in einer deutschen Bearbeitung von C. F. Wittmann, ein französischer Roman „Tourmalins Zeit-Checks" von F. Anstey und die kleinen Geschichten von Fritz Singer „Thoren u. Thörinnen". Der unermüdliche C. F. Wittmann hat seine durchgesehenen und kommentierten Opernbücher bereits bis zum 28. Bande gebracht, und zuletzt Auber-Scribes bekannte Oper „Des Teufels Anteil" neu herausgegeben. In der dramatischen Abteilung der Universalbibliothek erschienen wieder eine ganze Reihe Lustspiele und Schwänke, teils ältere Sachen z. B. von Kotzebue in Wittmanns Neubearbeitung, teils Novitäten.

„Deutsches Volkstheater" in Berlin. Unter dieser Firma soll, wie wir kurz vor Redaktionsschluss erfuhren, zu Beginn der nächsten Saison ein durch Um- bezw. Aubau des Circus Schumann zu schaffendes volkstümliches Schauspielhaus eröffnet werden, das bei billigen Eintrittspreisen und vorteilhaften Abonnementsbedingungen seinen Besuchern gute neue Schauspiele, Lustspiele und Volksstücke in gediegener Darstellung und Inszenierung vorführen will. Die Begründung und Leitung des neuen Kunstinstituts liegt in den Händen der Herren Hans von Reinfels (artistischer Direkter) und Heinrich Ploch (technischer Direkter), denen sich als Dramaturg Dr. Otto Ploecker (Raimund Eckardt) anschliessen wird. Ausserdem ist der neuen Bühne der bekannte Regisseur Herr Schaumburg bereits als Ober-Regisseur verpflichtet. Nach den gegenwärtig vorliegenden Plänen wird das neue Theater ca. 2000 Plätze und eine Bühne erhalten, die derjenigen des alten Viktoriatheaters an Umfang nahe kommt. Mit der neugegründeten „Gesellschaft Deutscher Dramatiker", über die wir bereits in unserer letzten Nummer berichten konnten, wird das „Deutsche Volkstheater" in der Weise Fühlung haben, dass die von der Jury der „G. D. Dr." begutachteten Novitäten in besonderen Nachmittags-Aufführungen und zwar nach Pariser Muster ohne vorherige Nennung des Autornamens zur probeweisen Darstellung gelangen sollen. Im Übrigen wird das neue Theater jedoch sein eigenes, den litterarischen Bedürfnissen aller Bevölkerungsschichten angepasstes Repertoir erhalten". — Wir können dieses neue Unternehmen nur willkommen heissen, da es trotz der Menge der bereits in der Reichshauptstadt vorhandenen Theater einem wirklichen Bedürfnis entspricht, da das Schillertheater einerseits bei weitem nicht die Nachfrage nach Abonnements hat decken können und andererseits, wie wir in unserm letzten Theaterbericht ausgeführt haben, in künstlerischer Hinsicht so ziemlich alles zu wünschen übrig lässt. — Dass die „Gesellschaft Deutscher Dramatiker" in dem neuen Volkstheater zugleich die erwünschte Versuchs-

bühne erhält, ist für alle dramatischen Autoren von grösster Bedeutung, da erfahrungsgemäss der geringe Wagemut der Direktoren Anfängern und minder bekannten Autoren nur unter ganz besonderen Umständen die weltbedeutenden Bretter erschliesst, während die neue Versuchsbühne der „Gesellschaft Deutscher Dramatiker“ in finanzieller Hinsicht ganz unabhängig ist und lediglich nach dem künstlerischen Werte eines dramatischen Werkes fragen wird. Das aus mehreren Fachmännern bestehende Prüfungscomitée gewährleistet auch eine prompte und gründliche Prüfung der eingesandten Arbeiten, was an anderen Bühnen der eine vielbeschäftigte Dramaturg, der die erste Auswahl in der Regel zu treffen hat, selbst beim besten Willen meistens nicht fertig bringt. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch bemerken, dass der Vertrieb des Organs der „Gesellschaft Deutscher Dramatiker“ „Das deutsche Drama“ nicht dem Bühnenverlag Entsch, wie in Nr. 4 irrtümlich angegeben, sondern der Firma Bloch in Berlin übertragen worden ist, und dass das Bureau der Gesellschaft sich Berlin NW. Schiffbauerdamm 37 befindet.

Director Carl Fr. Wittmann, ersucht uns mitzuteilen, dass er eine Herausgabe von Gelegenheitsdichtungen vorbereitet und gütige Beiträge gegen eine Anzahl von Freiexemplaren an seine Adresse Berlin C. Augustenstrasse 46 zu senden bittet. Erwünscht wären Dichtungen zum Vortrag, für Hochzeitsfestlichkeiten, Gelegenheitsdichtungen und Solospiele.

Jeremias Gotthelf, der „Schweizer Auerbach“, den viele freilich als realistischen Dorfgeschichtenschreiber weit höher als den Schwarzwälder Poeten schätzen, erhält nun auch eine illustrierte Prachtausgabe, die im Verlage von Karl Rupprecht in München erscheint und von Prof. Otto Sutermeister redigiert wird. Die „ausgewählten Werke“ werden 4 Bände à 6 Mk., elegant gebunden 8 Mk. umfassen und im Subskriptionswege in 22 Lieferungen à 1,20 Mk. zu beziehen sein. Die Ausstattung verdient alles Lob, namentlich wegen des grossen klaren Drucks. Unter den Illustrationen der bislang uns vorliegenden 2 Hefte sind mehrere recht stimmungsvoll aufgefasst und durchgeführt. Wir werden nach Abschluss eines Bandes auf das Unternehmen zurückkommen.

Nachdem wir in der vorigen Nummer unsern Lesern die erste Lieferung eines Vademecums dramatischer Werke anzeigen konnten, möchten wir heute auf ein Werk aufmerksam machen, das den ganzen Schatz der dramatischen Weltlitteratur auf 807 sparsam und doch übersichtlich gedruckten Seiten überschauen lässt und wie wir uns durch zahlreiche Stichproben überzeugt haben, an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Vor dem Olith'schen Vademecum verdient dieser von Konrad Grethlein beurbeitete im Verlage von A. Russel in Münster erschienene „Allgemeine deutsche Theaterkatalog“ durch sein Prinzip der Ordnung nach Stichworten statt nach Autoren unseres Ernchtens den Vorzug. Man übersieht in einem Augenblick wie oft z. B. Gustav Adolf, Sakontala, Marius usw. dramatisch behandelt worden sind, so dass das stattliche Werk nicht nur als Nachschlagebuch, um sich Rats zu erholen, von Wert ist, sondern auch für den Litteraturfreund und Forscher auf dem Gebiet der Stoff- und Motivgeschichte, wie sie neuerdings für die ältere Litteratur, z. B. von Grisebach, Bolte und R. Köhler als Spezialität betrieben wird, eine instruktive und unterhaltende Lektüre bildet. Die Übersetzungen ausländischer Stücke sind vollzählig angeführt. Verleger, Erscheinungsjahr und -Ort, sowie Zahl der in dem betr. Stück auftretenden Personen beiden Geschlechts ist jedesmal vermerkt. Der Preis des Werkes ist bei der mühevollen Herstellung, dem grossen Umfang und der schönen Ausstattung ein mässiger zu nennen.



Beurteilungen.

Verse.

Besprochen von Max Hoffmann-Berlin.

II.

Ob der selige Schiller wohl beim Niederschreiben seiner pomphaften „Macht des Gesanges“, der mit Donners Ungestüm wie ein Regenstrom aus Felsenrissen kommt, daran gedacht hat, wie wässrig uns bisweilen diese Macht entgegentritt? Ja vielleicht! Es muss dann ein ironisches Lächeln um seine feinen Lippen gespielt haben, wir aber bewundern mit Staunen und mit Grauen die Gabe seiner voraussehauenden Symbolistik . . .

Da haben wir „Neue Gedichte“ von **Franz Wolff** (Leipzig, Oswald Mutze, 1893). Ganz nett, ganz hübsch, aber herzlich viel Wasser und auch nicht ein Tröpfchen Wein, der flammend durch die Adern rollt. Und dann eine Erinnerungsfähigkeit an bessere Gedichte, die merkwürdig naiv ist. Folgende Verse seien da erwähnt:

O freu' dich des Lebens zu jeder Frist,
Denn flüchtig rauscht es vorüber — — —
Entfremde dich den Menschen nie,
Zu bald stehst du allein — — —
Sei gegrüsst du grenzenloses
Unergründlich tiefes Meer — — —

Wenn Franz Wolff einen Mönch Dietbert vorführt mit Landknechtliedern und Scheffel-Reminiscenzen, so zeigt „Der erste Strauss“, ein Liederbuch von **Otto Rühle** (Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge) Spielmannslieder, deren ja auch schon etliche von unseren bei der Petroleumlampe im Zimmer hin- und

her- fahrenden Sängern gedichtet sein sollen. Da hören wir von der „blauen Blume“, von „Spielmanns Herzeleid“, von der „Lore-Ley“, vom „tirah auf der Heide“ und mehr dergleichen ganz funkelnagelneuen Dingen. Daneben steht aber auch manch treffliches Stimmungsbild wie „Clara“ und „Maienabend“:

Der Maienabend flutet schweigend
Durchs Waldthal wie ein stilles Kosen,
Taufeucht ihr purpurn Antlitz neigend
Blühn heckengrünumrankt die Rosen.

Die Dämmrung wogt in wunderbaren
Gestalten durch der Fluren Mitten,
Es ist, als ob der Engel Scharen
Segnend durch die Gefilde schritten.

Die „Gedichte“ von **Karl Wilh. Heer** (Dresden und Leipzig, E. Pierson 1894) zeigen den gereiften Mann, der seine Poeten kennt, und es findet sich sogar bisweilen ein Anklang an Heinrich Leuthold, der „wie eine Möve unstät am Meere der Kunst hinflatterte“. Aber doch nur ein Anklang! Denn den Gedichten Heer's fehlt die eherne Fülle, die köstliche Reinheit der Leuthold'schen Verse; sie sind gegen die des unglücklichsten Schweizer Dichters schwach und matt. Das zeigt sich besonders bei den Distichen. Vielleicht würde es nicht so stark hervortreten, wenn der Dichter mehr gesichtet hätte.

Schreiten wir nun weiter durch den Garten der heutigen Lyrik und hören immer wieder dieselben Klänge, so müssen wir uns eben daran erinnern, dass wir hier lauter Epigonen vor uns haben. So giebt uns denn auch „Junges Leben“, Gedichte von **Robert Hügger** (München, Selbstverlag des Verfassers, 1894), die alte Tonart: „Im Mai“, „in Sehnsuchtsträumen“, „Entsagung“ — der reine Leierkasten mit ewiger Walze! Ein Gedicht „Abendruh“ fängt an:

Schon sinkt die Nacht hernieder
So mild auf Wald und Flur,
Und sanft ruht alles wieder;
Vom Thal ein Läuten nur.

Verstohlen mag sich regen
Zuweilen kaum ein Hauch
Im reichen Blütensegen;
Still ruh'n die Vöglein auch — — :-

Wehe dir, winziges Dichterlein, wenn der Riese Goethe dir aus dem Grabe mit einem Finger droht!

Aus dem Kürschner kann man ersehen, dass **Anton Ohorn** zu den Vielschreibern gehört, und man ist erstaunt, beim Lesen von „Brevier und Fiedel“, Neue Gedichte (Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge, 1891) zu merken, dass er trotzdem gute Verse schreiben kann. Aber auch nur das! Denn der Inhalt ist von da ganz, ganz hinten. Gedichte, die das Kirchenjahr begleiten und sich also gewiss durch Abdruck in allen möglichen Blättern und Blättlein rentiert haben, und gereimte Leitartikel verschiedenen Inhalts. Doch schweigt, ihr niedern Seelen, denn Seine Hoheit der Herzog Ernst zu Sachsen-Altenburg haben sogar geruhet, das Buch in Ihre Allerhöchsten Hände zu nehmen — es ist Ihr ehrfurchtsvoll und dankbar zugeeignet.

Ein Dichter, der seinen Lenau mit gutem Erfolge gelesen hat, ist **Viktor Feldegg**. Er nennt seine Gedichte „Scolarenlieder“ (Dresden und Leipzig. E. Pierson, 1895), obwohl die Lieder auch aus jedem andern Munde hätten ertönen können. An Lenau erinnert „am Meere“, „Schilfgeflüster“, „Phantome“, besonders aber die „Singrakete“ auf Seite 5, die jemand, der den edlen Niembsch nicht kennt, gar nicht verstehen wird. In dem kleinen Cyklus „Kuga“ versucht der Dichter die Pest zu schildern, er hat es aber nicht vermocht, sie in ihrer grandiosen Grausigkeit darzustellen.

Herzlich brav und alte Gleise fahrend sind auch die Gedichte von **Fritz Rohrer** „Aus Hadlaubs Heim“ (Dresden und Leipzig. E. Pierson, 1895). Es fehlt jeder individuelle Hauch, jeder originelle Zug, man hat das alles schon einmal irgendwo ebenso oder besser gehört oder gelesen, ob der Verfasser nun „Heil'ge Nacht“ oder „Friede der Nacht“ oder „Schneeglöcklein“ oder „Frühling ist da!“ oder „Schöner Wald, auf Wiederseh'n!“ und derlei Merkwürdiges mehr singt. Man rühre gewisse Verse von Uhland, Geibel, Lenau und Eichendorf zusammen und es wird folgende „Frühlingsnacht“ entstehen:

Wundersames stilles Treiben,
Grosse Welt voll süsser Ahnung,
Ohne Rasten, ohne Bleiben
Wallt dahin des Lenzes Mahnung.

Silberwellen leis umfangen
Wald und Au mit weichem Glanze,
Heilig Schauern, freudig Bangen,
Nach des Lenzes Blütenkranze.

Wunderbares Frühlingswehen
Dringet sacht in alle Herzen,
Und in Blütenpracht erstehen
Rings des Maien Altarkerzen.

Sind die bisher genannten Dichter lyrisch angehaucht, so ringt **Franz Dittmar** durch seine „Balladen und poetische Erzählungen“ (Dresden und Leipzig. E. Pierson, 1895) nach der Palme des lyrisch-epischen Sängers. Am besten scheinen die Dichtungen gelungen, in denen ein Stoff aus dem modernen Leben behandelt wird, besonders „der Erde Geheimnis“, wo ein Gelehrter aus Forschertrieb sich zu weit an den Kraterrand des Vesuvs vorwagt und hineinstürzt; schwächer sind die historischen Stoffe behandelt. Besonders „des Polykrates Ende“ schmeckt wie matter Aufguss auf Schiller, und „Carus“ kann nicht entfernt neben dem bekannten herrlichen Gedichte Platens bestehen.

Von **A. Dannhacher** liegt ein Büchlein „Epigramme und Gnomen" (Dresden and Leipzig E. Piersan, 1894) vor, und wenn er sagt:

Den Deutschen liess des Schicksals Gunst
Des Buchdrucks Erfindung gelingen
Und gab ihnen, dass nicht müssig die Kunst,
Ein Heer von Dichterlingen,

so möchten wir wohl wissen, ob sein Verleger, der sich als höchst uneigennütziger und natürlich wohlwollend entgegenkommender Anwalt der zahlungsfähigen Talente zeigt, diese Verse zum Heile des deutschen Büchermarktes beherzigen wird. Unter der kleinen Münze dieses Baches befindet sich manches Witzige und Treffende, in sexueller Hinsicht aber auch manches Geschmacklose, und sonderbar berührt es, wenn der Verfasser heute noch den Apparat Lessings verwendet. Ich erwähne nur „Longus" — Phryne — Pulcella — Mävius, — Laïs. Das sieht sehr antik aus — nicht im guten Sinne! —

„Dichtungen" von **Wolfgang Arthur Jordan.** Zweite gesichtete und vermehrte Auflage. (Weimar 1894. A. Zuckschwerdt.) Wie tönt es voll und vornehm! Sehr selbstbewusst besagt denn auch eine Inschrift auf dem Umschlag, dass der Inhalt dieses „Werks in fast allen deutschen Ländern in Hunderten von Vorträgen vom Verfasser rezitiert worden ist", woraus wohl hervorgeht, dass der Verfasser ein Sohn des bekannten Nibelungen-Rhapsoden ist, der sich so kläglich-schwache „Deutsche Hiebe" gegen die moderne Dichtung geleistet hat. Wolfgang Arthur (Goethe und Schopenhauer!) Jordan muss übrigens ein ganz wunderbarer Rezitator sein. Auf Seite 142 steht ein Lied „Was die Nachtigall singt" mit folgendem Anfang:

Ein süsses Sterben
Ist Minnewerben
In Blütenpracht
Der Maiennacht.
Ach kurz, kurz, kurz,
Ist alle Lust.
Der Lenz entflieht,
Mit ihm das Lied;
Dann — husch, husch, husch,
Ich such' im Busch,
Wo's Liebchen steckt,
Das mich geneckt,
Neckt, neckt . . .

Dahinter steht die Anmerkung: „Dies Lied ist so zu sprechen, dass man die Nachahmung der Nachtigallentöne heraushört." Nun bitte ich den verehrten Leser, sich als Tierstimmen-Imitator zu üben!

Einen trefflichen Übergang bilden diese Dichtungen zu dem letzten heute vorliegenden Buche oder vielmehr winzigen Büchlein „Lieder des Himmels von **Hans B. Busse** (München, Karl Schüler), und zwar wegen des hier ebenfalls sich zeigenden enormen Selbstbewusstseins. Nur ist bei Busse zu diesem anspruchsvollen Auftreten mit all dem posenhaften fin de siècle-Bimborium auch nicht die minimalste Berechtigung vorhanden. Seine Verslein mit den krankhaft hervorgeschraubten Gefühlen erinnern zu sehr an das krenz und quer vollgeschriebene Pennäler-Diarium . . .

Lernen! Arbeiten!

Vom Damenschreibtisch.

Stichprobe aus der neusten Frauenlitteratur.

Von **Friedrich Düsel**, Berlin.

„Aus zwei Welten" heisst eins der Bücher, die ich hier besprechen soll; es bewegt sich in rationalistischem Spiritismus halb in der sinnlichen Welt hier unten, halb in der übersinnlichen der Geister dort oben. Wollte man für die neuen Frauenbücher, die mir ein krausköpfiger Zufall nach und neben einander auf das Pult geworfen hat, einen analogen Gesamttitel wählen, man müsste die spiritistische Zwei zu der musischen Neunzahl erhöhen, falls die Modernen unter meinen neun Schriftstellerinnen nicht etwa entrüsteten Protest gegen diese Antikisierung einlegen sollten. Denn jede einzelne Nummer aus meiner Neunzahl hat ihre eigene Welt: die verschwiegene Mühle der Romantik, die kokette Strandluft des Seebades, die fade Alltäglichkeit eines frauenzimmerlichen Überall und Nirgends, das nächtlich wirre Labyrinth der Brust, den Champagnerduft der hohen Aristokratin, den Lazarethgeruch des Krieges, den Geisterhauch der vierten Dimension, das schwüle Beieinander sinnlicher Gemeinschaft und das Kleinoktav des Gothaischen Hofkalenders. Sollte mans wirklich wagen dürfen, bei solcher kreisselnden Mannigfaltigkeit zu rubricieren? Gewiss nicht, und deshalb: laisser aller! Mögen sie wie Wandelbilder aus der Laterna magica des Frauenherzens in bunter Reihenfolge vorüberziehen!

Luise Schenck, Mühlengeschichten (Breslau, Ed. Trewendt, 1895).

Dieses neuste Buch der einst von Gustav Freytag so warm empfohlenen Verfasserin der „Brasilianischen Novellen" enthält drei Erzählungen, „Der Urmüller", „Die Rantzauer Lilie" und „Mühlenspuk", die ähnlich wie die „Ahnen" durch das innere Band der Generationenfolge zusammengehalten sind, indem die Schicksale dreier Geschlechter vor, unter und nach der Schleswig-Holsteinischen Bewegung des Jahres 1848 geschildert werden. Zwar die älteste dieser Generationen, durch den „Urmüller" vertreten, gehört schon, wenn die erste Erzählung einsetzt, einer überlebten Vergangenheit an, und auf den Ruhestuhl des Alters gebannt, lässt sie Schwiegertochter und Enkel schalten, wo einst der Schauplatz ihres Fleisses und ihrer Tüchtigkeit war. Aber der Segen dieses Daseins ist dem Hause deshalb nicht verloren Der

stumme Wink seiner Liebe und Sorge, die wie zwei gute Engel über der Mühle wachen, schützt den Enkel vor den herzlos berechnenden Plänen der derb realistischen Frau Elsbeth, sowie vor den Versuchungen seines eigenen etwas romantisch gefärbten Leichtsinns und führt ihn den Weg des Glückes an das Herz der Jugendgeliebten, die in ihrer keuschen Innigkeit und Treue das Ideal einer norddeutschen Hausfrau und Mutter verkörpert. Ihr hat die Verfasserin die ganze Wärme ihrer Kunst gewidmet. Die herbe, stille Grösse, die dieses herrliche Weib verklärt, ist mit dichterischer Gestaltungskraft gezeichnet: mild und erhaben, still und fest zugleich steht ihre Gestalt in der manchmal etwas irrlichtelierenden Handlung, und mehr als einmal zeigt sie den entzückenden herbstlich lächelnden Humor der Marie Salander. Weit weniger gut sind die koketten Intriguen eines undinenhaften Wildfangs und die halb romantisch, halb realistisch keck gestalteten Liebesscenen mit dieser abenteuertreuen „Nixa“ gelungen, während die Gestalt Rainer Lehsens selbst, des Liebhabers und Helden, besser getroffen ist, zumal da ein voller Strahl sonniger Schalkhaftigkeit auf ihn fällt. — Viel tiefer als diese steht die zweite Erzählung, „Die Rantzauer Lilie“. Hier macht sich der alte Fluch fast alles weiblichen Schaffens geltend, den neulich Heinrich von Treitschke selbst bei der Würdigung der Droste-Hülshoff hat erkennen müssen: „das Geheimnis der künstlerischen Komposition blieb ihr wie fast allen Waibern unfassbar“. Ein schöner Vorwurf auch hier: Anna Frauken, die junge Müllerfrau aus der ersten Geschichte, erzieht ein Mädchen — Melusine nennt sie es — ein Findelkind, an der Seite ihres eigenen Sohnes, als wärs ihr eigenes. Innig und fest verwächst ihre Liebe, ihr Glück und Herz mit dem des Kindes. Da tritt die natürliche Mutter, die intriguante Nebenbuhlerin der ersten Erzählung, eine glänzende, aber leichtfertige Erscheinung aus der höchsten Gesellschaft, dazwischen und fordert ihr Eigentum zurück. Melusine bleibt der Hüterin und Pflegerin ihrer Jugend treu; aber unter der furchtbaren Erschütterung, der seelischen Aufregung, die sie schon tagelang vorher wie ein grausiges Gespenst hat nahen sehen, bricht Anna Frauken tot zusammen. Getreu ihrer keuschen Natur, spricht sie als letztes Wort den Wunsch, Jachim, ihr Sohn und Melusine, ihre Pflegetochter, deren still aufkeimende Neigung sie mit dem bangen Blick gleichgemessener Mutterliebe längst erkannt hat, möchten die heiligen Schranken der Geschwisterliebe, die doch nun einmal lange Jahre für sie bestanden haben, nicht entweihen und jedem anderen Begehren Schweigen gebieten. Jachim verspricht es dem Vater, der streng dem Vermächtnis der Geliebten die Erfüllung sichern möchte. Aber die Leidenschaft ist mächtiger als die Pflicht des Versprechens, beim Abschied aus dem Elternhaus übermannt sie ihn und wider den Zorn des Vaters und die Bitte der Mutter folgt er dem Gebot der Liebe. Viel krauses, unnützes Rankenwerk schlingt sich um diesen Kern der Handlung, eine altfränkische rührselige Romantik, die mit wahrsagendem Zigeunertum und geheimnisvollen Münzen operiert, ist damit verquickt, und wo die Verfasserin sich verlocken lässt, politische Register zu ziehen, spielt sie die Weisen der Luise Mühlbach. Auch der Verkehrston der Kinder schwankt zwischen gezierter Naivetät und altkluger Steifheit haltlos hin und her, die erwachende Liebe Jachims, des „wettergebräunten Kriegers“, der auf der „Droning Maria“ mitgekämpft hat, ist mit gar zu kindischer Weichheit geschildert, und für epische Vorgänge, wie den Sturm auf die Mühle, die den straffen Zügelgriff einer Männerfaust wollen, reicht das zahme Talent der Verfasserin nicht aus. Aber wo ein milder Ton weiblicher Keuschheit und Innigkeit, ein herber Zug grotesken Humors aufkommen kann, da ist Luise Schenck auf ihrer Höhe. Die keusch zurückhaltende Schamhaftigkeit Melusinens, als sie das erste Pochen der Liebe spürt, und die episodische Gestalt eines Knechtes, der sich beim Tode seines Herrn uns Kummer betrunken hat, aber doch die Rappen einfahren möchte zum Begräbnis, sind mit sichrer Hand getroffen. Künstlerisch und lebensvoll gestaltet sich auch der Schluss, wie sich Jachim und Melusine finden und wie endlich der Widerstand des zürnenden Vaters überwunden wird; aber dass die Verfasserin ein hochehrwürdiges Konsistorium für die Rechtfertigung dieser Leidenschaft nötig hat, ist eine traurige Feigheit. — Am schlichtesten und dabei doch am tiefsten ist das letzte Stück „Mühlenspuk“, ein Gemälde eigentlich nur. Die dumpfe Verzweiflung eines vereinsamten, am Grabe seines häuslichen Glückes und Wohlstands stehenden Paares wird mit erschütterndem Ernst gemalt; das brutale Messer des Unglücks fängt an, auch in ihren Charakter zu schneiden: die Zärtlichkeit des Mannes wird bitter und mürrisch, die Liebe des Weibes kalt und ungerecht. Da bringt eine frohe Botschaft die Erlösung und ein glückliches Vorzeichen die Hoffnung auf fröhliche Wendung: der Rappe, den das Gericht gehalt und den Jachim hat fahren lassen, obgleich er wusste, dass die erinnerungsbedürftige Liebe seiner Frau daran hing, weil ihr kleiner Detlev, den ihr früh der Tod genommen hatte, seine kindliche Reiterfreude drauf fand, kehrt wiehernd, aber tatwund galoppierend zu seinem Herrn zurück, und nun, da der Trotz des bösen Schicksals besiegt ist und der Zwiespalt seine Sühne hat, muss das alte Vertrauen und die alte Liebe zurückkehren, und der „glückliche“ Schluss, den die Verfasserin noch angeklebt hat, wäre dieser knappen, aber deshalb erst recht beredten Geschichte gewiss nicht nötig gewesen: so packend und überzeugend ist die innere Sprache dieses erschütternden zugleich und erhebenden Schicksals-, Seelen- und Zeitgemäldes.

Emmy Jansen, die Verfasserin der Badenovelle „Fräulein Kunigunde“ (Berlin 1894, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft), hätte nicht nötig gehabt, in die Hosen pseudonymen

Männertums zu steigen: trotz des kriegerischen Namens Emil Roland bläst sie statt des Hernes Olifant im Thale Renceval nur die Mundharmonika einer Backfischpension. Ihre Novelle ist eine verwässerte Modernisierung der Handschuh-Ballade, so platt, wie sie kaum einst dem seligen Langbein gelungen ist:

„Ach, lieber Ritter,“ sprach die junge Schöne,
Zu ihrem Trauten, „lauf geschwind
Und hol' ihn mir, wenn nicht bloss leere Töne
Die Schwüre deiner Liebe sind.“

Ein geistreicher Gelehrter, der die Geliebte seines Herzens unter eigner Lebensgefahr aus einer Sturzflut rettet, für ihr Armband, das sie dabei verloren, aber nicht noch einmal in den Rachen des Todes zu tauchen gewillt ist, lässt die herzlose Kokette à la Ritter Delorges dem wohlverdienten Altjungfertum verfallen und holt sich eine würdigere Braut. Das ist an einigen Stellen ganz hübsch und flott hergeplaudert, nirgends aber mit irgend welcher psychologischen Vertiefung zu erklären versucht. Hier und da findet sich ein Ansatz zu graziöser Naturschilderung, aber ein unausstehliches Salonparfüm mischt sich sofort in den aufsteigenden Strand- und Buchenduft: man merkt, Dingelstedt ist Emmys Lieblingsdichter. Ein Glück, dass das Büchlein gar so bescheiden in seinem Umfang ist: „nur ein Viertelstündchen,“ die neuste Schlummerrollendevise, könnte drauf stehen.

Schläfrig sind **Lina Vagt's** Novellen, die sie uns unter dem Titel „Ein Geheimnis“ (Erfurt, Ed. Moos, 1895) auftischt, nun nicht. Sie weiss wenigstens, was eine Novelle der alten Schule haben muss: das unerhörte Ereignis, und um kühne Erfindungen ist sie nicht verlegen. Nur schade, dass dabei der edle Falke, den Paul Heyse in bewunderndem Andenken an Meister Boccaccio jeder Novelle gewünscht hat, meist zu einem kreischenden Kohlraben oder einem pluppernden Papagei wird. Entfaltet die Verfasserin in der ersten Geschichte noch ein geschicktes, wenn auch rein äusserliches Erzählertalent, so begnügt sie sich in den späteren mit der plumpen Klebetechnik der Kolportagelitteratur. Die psychologische Motivierung ist unbeholfen wie ein neugeborenes Baby, und die Liebe, von der die Frauen doch sonst einiges zu verstehen pflegen, kommt vom Himmel geschneit wie die kleinen Kinder im Ammenmärchen. Dazu eine plumpe Affekthascherei, Berliner Lokal-Anzeiger-Rhetorik, frauenzimmerliche Beschränktheit in der Auffassung politischer und sozialer Bewegungen, und vor allem eine so unkünstlerische Sprache, dass die bescheidenste Höhere Töchterschule ihr Abgangszeugnis verweigern würde. Dass die Erzählerin auch für die Idylle keine Spur von Talent hat, beweist die letzte Geschichte „Weihnachtsabend“, deren Motiv so altmodisch ist wie Ottilie Wildermuth, deren Novelle — „Margarethens Sylvesterabend“ heisst sie, wenn ich nicht irre — es entlehnt sein könnte. Wer eine günstigere Kritik über Lina Vagt lesen möchte, bitte den Herrn Verleger um einen Senderabdruck der dem Bande vorgehefteten Reklamerezensionen! . . .

Kein grösserer Gegensatz kann so leicht gedacht werden, als Emmy Jansen und Clara Eysell. Dort ein Konversationshistörchen, nicht gut genug, um ein halbwegs geistreiches Backfischchen ein Viertelstündchen nach dem Diner damit zu unterhalten, hier die ernsten, schweren Konflikte einer sittlich und künstlerisch reifen Frau, die in des Lebens und vor allem in der Liebe Tiefe blickte. („Aus der Art geschlagen. Novellen von Clara Eysell. Leipzig, Wilh. Friedrich, 1893.) Eine mütterliche Freundin, der ich das Buch zu lesen gab, sah mich mit unbeschreiblich ernstem Blicke an, als sies mir wieder in die Hände legte. Es war eine „unmoderne“ Frau, eine von den Alten, die sich sträuben, die alles enthüllende Kunst der Modernen neben der decent umschleiernden, die ihnen während ihrer schönern Jugendzeit ans Herz gewachsen ist, als berechtigt anzuerkennen. An diesem Buche aber schien sie erpreht zu haben, dass es zwischen den beiden eine herbe Mitte giebt, welche nicht mehr die Herzwärme des Gemütes, aber auch nicht mehr die hausbackene, skandalscheue Braveleutepoesie der Alten hat, welche noch auf die nervöse Nacktheit der ganz Modernen verzichtet, aber auch jene haarspitze Unmittelbarkeit nicht hat, die sich in die Adern bohrt und einen Saft ins Blut träufelt, dass man Nachts das Haupt schlaflos auf dem Pfühle wälzt und immerfort im wilden Traume hört: Das geht dich an! Das geht dich an! — — —

„Wie manches regt sich in der Brust der Frauen,
Das für das Licht des Tages nicht gemacht“

sprach meine Freundin seufzend der sanften Prethoe in Kleists „Penthesilea“ nach. Das war ein Eingeständnis, dass hier seelische Konflikte getroffen, die nicht ertiftelt, sondern aus der Wirklichkeit des Frauenherzens geschöpft sind. Frauenempfinden, und zwar nicht blos blondes Backfischentzücken und jungfräuliche Dämmergefühle, sondern gerade die düstern, die in der Tiefe schlummern: schlafloser Zweifel, sinnlicher Ekel vor dem Allernächsten und Natürlichsten, eifersüchtige Keuschheit und das fürchterlichste von allem: öde, blöde Langeweile, fürs Leben an ein ungeliebtes Wesen geknüpft. Die Frauengestalten gelingen der Verfasserin denn auch am besten, da ist selten einmal ein leiser conventioneller Zug, sonst alles im Besondern angeschaut und gestaltet. Leider sind die Männer dagegen nicht scharf genug kontrastiert, auch sie tragen oft einen frauenhaften Zug um die weichen Lippen. Eigen sind der Künstlerin nur die Männerfiguren der zweiten (Abenddämmerung), der fünften (Generalprobe) und allenfalls noch der letzten Novelle (Ein Fund): vor allem der stille, häusliche Privatlehrer, der spät die lange, lange Liebe seiner Jugend in sein bescheidenes Heim geführt hat und der recht glücklich ist, bis die alle Heuchelei hassende Wahrheitsliebe seiner Marie ihm sagt, dass ihr

„Glück“ ja Lüge und ihre Liebe Unwahrheit sei; ihre welken Wangen und ergrauenden Haare klagten sie an, — er aber, gedrückt von den engen Verhältnissen, findet nicht den lachenden Mut und die fröhliche Kraft, sie stürmisch wieder jung zu küssen, und „So lass es uns gemeinschaftlich tragen, mein armes Weib“ sagt er, ergreift ihre Hand und hält sie warmen Druckes in der seinen. Man sieht, diese weiche, matte Männergestalt ist ein — zum Glück für die Verfasserin — älterer Bruder des „früheren Standenlehrers“ Alfred Allmers in Ibsens „Klein Eyolf“, von dessen zermürbender Gefühlstiftelei hier auch sonst noch Spuren zu finden sind. Aber ich müsste ungerecht gegen die Verfasserin werden, wollte ich so zu skizzieren fortfahren. Den geheimen Seelenzauber, der über dem allen liegt, kann ich doch nicht zeigen. Dazu gehörte ein Buch. Mit dem schon angedeuteten Tadel, dass die Männergestalten denen der Frauen gegenüber zu kurz gekommen sind, dass einige humoristische Lichter aufsetzende Episodenzüge ins Karikirte fallen (Vater Langhammer in der ersten Erzählung) und dass in einigen Stücken (wie „Erste Liebe“ und „Generalprobe“) die Verfasserin das Beste und Tiefste ihres Talentes auf dem bequemen Fauteuil alltäglicher Bühnenmotive ein kurzes Mittagsschläfchen halten lässt, — damit hebe ich meine Kritik so gut wie entwaffnet: vor den andern — „Flitterwochen“ mag trotz des verbrauchten Vorwurfs einiger scharfer charakteristischer Züge wegen noch mit drauf gehen — vor den andern Stücken den Hut ab! Das ist erlebt durch und durch und künstlerisch gestaltet durch und durch. Wer sich nach Emmy Jansens vollendeter Fadheit und der ganzen Heerde ihres Gleichen an aufrüttelnder Lebenspoesie das Herzpochen innerster Erregung erstehen will, der vertiefe sich in Clara Eysells Offenbarungen.

Emile Zola hat einmal in cynischem Sarkasmus den Vorschlag gemacht, ein lukrativer Kopf solle doch endlich ein Leihinstitut von hässlichen Frauenzimmern einrichten, es würde sicher florieren, denn jede einigermaassen Gescheidte wisse, dass nichts so sehr die eigene Schönheit hebt, als die Hässlichkeit zur Folie zu haben. Ein halbes Stündchen am Arm einer solchen gemieteten Hässlichkeit auf dem Boulevard, und alle Schönheitsmittel der Welt seien geschlagen. Wenn Zola Recht hat, so wäre Clara Eysells Begleitung — aber sie wird sich schön bedanken, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen — schon gefunden: keine andere als die Verfasserin des modernen Sittenromans „Ehrlose Scham“ müsste es sein (Bibliographisches Institut, 1894), die sich in sehr gerechtfertigter Zurückhaltung, aber doch noch nicht genügender Erkenntnis ihrer völligen Obskurität in die Anonymität eines Dreigestirns *** gehüllt hat. Alle Auswüchse einer von alt- und frischbackenen Romanen überfütterten Phantasie vereinigt diese „ehrlose Scham“, welche ein ehebrecherisches Paar verhindert, sich vor der Welt als Gatten zu bekennen und schliesslich ihre Kinder, die sich als Geschwister nie erkennen durften, zum angeahnten Verbrechen der Blutschende treibt. Über die barbarische Geschmack- und Talentlosigkeit der Verfasserin brauchte ich eigentlich keine Worte zu verlieren, nur einige der geilsten Schösslinge will ich doch zur Schau stellen. Für die Tiefe der Gedanken mag folgendes Aperçu zeugen: „Wenn es wahr ist, dass in der Brust des Menschen zwei Seelen wohnen, so lieferte Marie Emberg den Beweis davon.“ Und für Stil, Grammatik und Geschmack der schöne Satz: „Die hübsche ein grosses Vermögen zu erwartende Anna hatte ihm schon damals in die Augen gestochen.“ Zum Schlusse noch — Unsinn! „Zum Schlusse!“ Was hat man da zu schliessen, wo sich nichts, rein gar nichts aufthut?! Aber wenn ich Apotheker wäre, nähme ich eine Totenkopf-Etikette und klebte „Gift! Gift!“ auf die „Ehrlose Scham“, denn wo Rohheit und brutale Unkunst sich gatten, wird auch die Frauenlitteratur gemeingefährlich.

Ein reineres Gewand trägt Marie Corelli in ihrem „Roman aus zwei Welten“ (Aus dem Englischen von Isabella Hummel. Stuttgart, Lutz 1894.) Die Verfasserin, die nicht umsonst Engländerin ist, sieht als Quelle für all das freudlose Elend und für all die müde, gelangweilte Verdrossenheit dieses Erdenlebens den Unglauben an und kämpft nun einen ehrlichen, aber nüchternen Kampf, um das verlorene Gut, den christlich-theistischen Glauben, zurückzuführen. Ihre Sphäre ist die „verborgene Welt der Menschenseele und des Weltalls“, die Sphäre der Rätsel, der Wunder, der übersinnlichen Erscheinungen, und da spielt sie nun ihre kleinen vermeintlichen wissenschaftlichen Trümpfe aus, indem sie uns alle Mystik durch elektrische Erklärung in rein rationalistischer Art näher zu bringen sucht. In der Darstellung ist der Roman nicht ganz so unglücklich wie der Grundgedanke, aber die Sprache ist nüchtern moralisierend und die Personen sind fast durchweg durch immer dieselbe bunte Brille aus Himmelskrystall angeschaut. — Über solche Tendenzbücher ist schwer was Rechtes und Gerechtes zu sagen. Um Genuss an ihnen zu finden, muss man eine gleich gestimmte Art Sektenseele mitbringen, dessen ich mich nicht rühmen will, — desshalb hier nur der lakonische Wegweiser.

Minna Kautsky, Helene. Roman in drei Büchern (Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz 1894.)

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Ein sozialdemokratischer Tendenzroman; aber in seinem ersten Teile mit bewunderswürdigem Geschick in der Sphäre der Kunst gehalten. „Die Liebe zum Mann ist nicht das Einzige, das das Leben eines Weibes erfüllen soll, und nicht einmal das Höchste“ heisst es einmal mit bedeutungsvollem Nachdruck, und so wird denn Frau Helene, nachdem sie die Eierschalen des „qualligen“ Mädchentums abgestreift hat, über die rauhen Kampfplätze

sozialer Not und Bedrückung getrieben, bis sie endlich doch wieder dem Manne, nun aber nicht dem Roué des aristokratischen Salons, sondern dem sozialistischen Führer, der strotzt von Kraft und „keuscher Männlichkeit", an die Brust sinkt. In den ersten Büchern waltet eine straffe Komposition, die es dann und wann sogar zu der kühnen Spannung eines dramatischen Aufbaus bringt, und mir will nach dieser tüchtigen Leistung nicht recht in den Kopf, wie ein soziales Drama der Verfasserin, „Eda Mitzi", jüngst im Wiener Raimund-Theater so erbärmlich hat Fiasko machen können, wie „staatserhaltende" Blätter versichern. Aber freilich, wenn etwa die matte Luft der letzten Bücher drin wehte, könnte ichs begreifen. Hier bleibt alles im Rohen stecken und will doch so fein sein, es ist, als wollte die plumpe Faust eines Grobschmieds den Watteau-Pinsel führen. Dass wir wenig oder nichts von der Schlagsahne und den Baisers der obligaten Backfischgefühlchen zu kosten bekommen, danken wir der Verfasserin; wenn nur ihre zersetzende Zergliederung der jungen Mädchenempfindungen auch beleben und neuschöpferisch gestalten könnte! Könnte? Ich glaube fast, Minna Kautsky könnte es, wenn ihr nicht immer wieder die Tendenz, die leidige Tendenz ein Schnippchen schlüge! Wer so hübsche und dabei psychologisch vertiefte Züge findet, wie den folgenden, um das Vertrauen des verschüchterten Kindes zu dem selbstherrlich überlegen vornehm vor ihr stehenden Manne zu erklären: „Sie verbeugte sich, viel zu tief für eine Dame, aber er imponierte ihr immer mehr. „Sie sind Arzt?" Nein, ich bin Ministerialbeamter, und er nannte den Namen des Ministeriums, in welchem er diente. Mein Vater ist in demselben Ministerium. Sein Name? „Joachim Röder". Wirklich? „Kennen Sie ihn vielleicht?" Gewiss kenne ich ihn. — Sie schlug die Hände zusammen: „Ach das ist gut! Es klang lieblich und hell, wie das Entzücken eines Kindes, das einsieht, dass es sich umsonst gefürchtet hat, und in reizender Vertrauensseligkeit streckte sie ihm die Hand entgegen, die sie ihm bisher verweigert hatte; — wer ferner so dramatisch bewegt das Leben und Treiben in den russisch-türkischen Lazarethen zu schildern und jede einzelne Gestalt so leibhaftig auf die Füsse zu stellen vermag: den jungen Arzt, der nach einem „interessanten Fall" lechzt und dem doch bei jeder Wunde, die er heilen soll, das weiche Herz in rein menschlichem Mitleid erzittert, die keusche Frau, die Ekel und Scham mit dem höheren Gedanken der hilfreichen Menschlichkeit überwindet und mit milder Hand über die schwärenden Wunden streicht, der brutale Inspekteur, der in diesem Labyrinth von Schmerz und Elend nur nach den Paragraphen seiner Lazarethordnung späht, aber doch mit seinem geilen Auge an den Reizen der „Schwester Helene" herumtastet, und das in diesem Meer von Weh und Qual: — wer das alles zu gestalten und mit künstlerischer Sprache zu gestalten vermag, der könnte wohl ein Frauenleben, wie es ihr sozialistisches Ideal ist, mit rein künstlerischen Mitteln vor uns aufsteigen lassen, ohne dass eine parteilose Kritik daran Anstoss nehmen dürfte. Aber ihr Roman „Helene" bietet das noch nicht. Dafür wird viel zu viel raisoniert, moralisiert — ja! „moralisiert": man kann auch von der sozialistischen Rednertribüne moralisieren —, motiviert, interpretiert und polemisiert. Es wäre interessant, nach diesem Roman das Ideal der sozialdemokratischen Frau zu zeichnen; leicht liesse sich zeigen, wie doch auch sie im Grunde nicht los kann von der glücklichen Beschränktheit ihres „schwachen Geschlechts" und nicht zu verzichten wagt auf die altmodischen Tugenden unserer Mütter und Grossmütter. Aber dazu ist hier nicht der Ort, und wenn ich gerecht sein will, gerecht vor allem gegen die zahmere Kunst, die Minna Kautskys zarte Schwestern vertreten, so brauche ich allen, aber auch allen Raum, der mir für sie noch bleibt, um Tadel auf Tadel zu setzen. Das ganze dritte Buch ist, wenige saftige Oasen ausgenommen, eine Wüste von krasser Unnatur, roher Geschmacklosigkeit und fader Impotenz. Da marschieren plötzlich eine ganze Gallerie russischer Sozialisten auf, die, wenn sie das Wort Liebe aussprechen möchten, nur ein „Partei! Partei!" über die knirschenden Zähne bringen, da kommen und gehen Leute, die innerlich gar nichts mit der Handlung zu thun haben, huschen über das Bild wie trübe Wasserflecken im Skioptikon und verzerren die Komposition, da plätschert altmodischer Ausdruck und altfränkische Technik, wie sie Spielhagen an Goethes „Wilhelm Meister" verspottet hat, mitten unter den Sturzfluten der Moderne, und ein Liebesgespräch wird uns kalt in der dritten Person serviert! Nein! — hier im letzten Teil des — nochmals seis gesagt, an andern Stellen ungewöhnliches Talent verratenden — Romans hat Bastard Tendenz die Mutter Poesie und Kunst mit brutalem Fusstritt in die Grube gestossen, nun sitzt sie triumphierend auf dem Grabe, freut sich, dass die Alte mausetot, lacht Hohn und fletscht grinsend die Zähne. —

Isolde Kurz, Phantasien und Märchen. (Stuttgart. G. D. Göschensche Verlagshandlung, 1890.)

. . . „Als der Knabe mit dem Pfarrer zurückkehrte, begegnete ihnen unterwegs eine weise Frau, die sah ausserordentlich schön und huldreich aus, und der fromme Mann bat sie, ihm bei seinem Werk behilflich zu sein und das Kind aus der Taufe zu heben. Sie willigte ein . . . Nachdem die Ceremonie beendigt war, bettete sie ihr Taufkind wieder in den Korb, legte ihm die Hand auf die Stirn und murmelte einige unverständliche Worte. Und als der Vater sie nach dem Pathengeschenk fragte, entgegnete die weise Frau: „Ich habe ihm das Beste verliehen, was ich zu verleihen habe: ich habe die andere Hälfte seines Lebens vergoldet. Sowie er das Auge schliesst, werden goldene Träume um sein Bett stehen und werden ihn

für alles entschädigen, was er am Tage zu leiden hat.“ Der Vater Weber machte sich verdriesslich wieder an sein Tagewerk. „Träume,“ brummte er vor sich hin, das ist mir ein sauberes Präsent. Und von Gold? Hm, das wird auch ein gutes Gold sein, so echt wie das, welches mir der Sonnenuntergang auf meine Gipswände wirft. Aber so sind die vornehmen Leute, wenn es ans Schenken geht.“ — — Mit Haschisch, Heiligenscheinen, Sternenmärchen und Leuchtkäferchen zaubert auch dies Buch wie die weise Frau Patin goldene Träume um unsre Seele. Aber es ist kein Einschläfrungsmittel, das uns den Sorgen, Mühen und Kämpfen des Tages entrückte, sondern ein heller Zauberspiegel, aus dem sie uns, nur verklärt und geläutert, zu poetischen Gestalten verkörpert ansehen. Wohl etwas überzierlich ist diese Poesie hie und da, aber es ist Poesie zart, duftig, lieblich wie eine warme Mondennacht, und von „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ empfing auch diese Dichterin:

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Friedrich Dukmeyer's Werke.

Besprochen von Hans von Bassdow, Berlin.

Es ist ein eigentümlich Ding um Friedrich Dukmeyer. Es ist ein Zwiespalt in ihm, der in allen seinen Werken ersichtlich ist, ein mächtiges Ringen und Streben und Wollen und ein nicht sehr kräftiges, ich will nicht gerade sagen Können, so doch Vollbringen. Es ist etwas Germanisches und etwas Russisches in ihm — ganz deutlich sind die Einflüsse und Beeinflussungen spürbar, — das kämpft mit einander in heissem Ringen, eint sich kämpfend und zeitigt Früchte, denen man den Kampf und eine gewisse Unfertigkeit, ein Nichtausgetragenwordensein ansieht. Vorwurf im Lob — Lob im Vorwurf. Beides ist Friedrich Dukmeyer gegenüber berechtigt, denn er ist entschieden eine Individualität, mit allen Vorzügen, mit allen Mängeln einer solchen.

Friedrich Dukmeyer ist eine Kampfnatur, mit sich selbst kämpfend, mit dem Zwiespalt in sich kämpfend, mit Anderen kämpfend. Und Kampfnaturen sind stets interessant, stets teilnahmeerweckend, stets — widerspruchfordernd. Das ist eben ihr Wesen, ihr „Urphänomen“. Es ist nicht nur der Germane, der mit dem Slawen in Friedrich Dukmeyer kämpft, auch der Poet kämpfte in ihm mit dem Philologen — das harte Wort: Schulmeister will ich nicht gebrauchen. Das ist gar oft in der Form, dem Styl Dukmeyer's zu merken, wie auch in dem Bestreben, möglichst klar zu sein. Klar? Jawohl — nur ist zwischen künstlerischer und philologischer Klarheit ein wesentlicher Unterschied — und Dukmeyer opfert die künstlerische zu Gunsten der philologischen — daher die harten Übergänge in der Form, im poetischen Gehalt, das häufige Schwinden jeglicher Stimmung, und dafür Erscheinen der Phrase, des Wortschwalles, letzteres besonders bemerkenswert bei einem Mann, der über grossen Stimmungsreichtum verfügt, und gerade im Suggerieren der Stimmung Grosses leisten würde — wenn nicht der nüchterne Philologe hinter dem stimmungsreichen Dichter stände.

Zuerst lernte ich Friedrich Dukmeyer kennen aus einer Broschüre „Füchse mit brennenden Schwänzen“ (wie alle übrigen Schriften Dukmeyer's im Verlage von Eduard Rentzel zu Berlin erschienen). Ein rembrandtalserzieherisches — der Adjektivbandwurm wird wohl gestattet sein — Buch, das viel Goldkörner birgt. Ein origineller Kopf, etwas bizarr, deshalb interessant, ein scharfer Geissler. Schon der Titel ein Schlagwort. Füchse mit brennenden Schwänzen gejagt in das Lager der Philister. Leider ist die biblische Zeit vorbei. Philister gibt's zwar noch, viele, allzuviele — aber die brennenden Schwänze der Füchse zünden ihr Lager nicht mehr an. Die Philister haben sich gut verwallt und verschanzt hinter die Banausie, den alten Schlendrian, die Gewohnheit und die Denkfaulheit. Die Füchse zünden nicht, sie verbrennen selbst leider, leider und nochmals leider! So ist's mit Friedrich Dukmeyer's Buch. Nur bei den Denkenden — wie wenige deren sind, das weiss ja der Leser selbst — haben sie gezündet, aber nicht um zu verbrennen das Schlechte, sondern anzuzünden den Prometheusfunken des Guten. Es ist ein Buch für Wissende — als solches bedeutend, vortrefflich und — unnötig. Vorwurf im Lobe — Lob im Vorwurf. Diese kurze Formel wird der Refrain der Besprechung jedes einzelnen Buches sein.

Um auf den Dichter Dukmeyer zu kommen, will ich mich zu den dramatischen Werken wenden. Sie haben, wie Alles, was Dukmeyer schafft, den oben erwähnten Zwiespalt. Es fehlt an der Charakterisierung der Figuren ein ganz bedeutendes Etwas: Blut und Nerven. Sie sind wohl Wesen, aber nicht immer Lebewesen. Es ist etwas Schematisches in ihnen, etwas Konstruiertes — ihr Charakter, ihre Eigenart ist der Charakter, die Eigenart der Schachfiguren. So — und gerade so müssen sie handeln und handeln sie, aber nicht immer aus innerer Notwendigkeit, sondern weil ihnen ihre Schachfigurenindividualität den und den bestimmten, rein äusserlichen Weg verzeichnet. Der festgefügt, von Fr. Dukmeyer sehr klug und mit feinem Verständnis vorher berechnete Plan ist es, der sie zu ihren Handlungen, die auf eine bestimmten Tendenz hinausgeben, treibt oft auf Kosten ihrer Wahrheit, ja nur Glaubhaftigkeit. Und eben das Vorherrschen, das Überwiegen dieser Tendenz ist es, das Lob und Vorwurf der dramatischen Schöpfungen Fr. Dukmeyers

bildet. Ich will hier nicht näher auf die einzelnen Werke eingehen, das wird in dieser Studie, in der es mir ja nur auf die Hauptcharakterisierungspunkte ankommt, zu weit führen, jedoch will ich ein paar Punkte herausheben, die als Illustration des oben Gesagten dienen können. Im patriotischen Trauerspiel „Tod dem Verräther“, die Geschichte Sand's und dessen Ermordung Kotzebues behandelnd, ist das Alles recht ersichtlich. Dukmeyer giebt in oft kraftvollen Scenen von grosser Plastik ein anschauliches Bild jener Zeit, durchweht von glühendem Patriotismus, und gerade er war dazu berufen, denn was in ihm selbst kämpft: Russentum und Germanentum macht auch den Grundstoff dieses Trauerspiels aus. Aber wie Friedrich Dukmeyer den Patriotismus schildert, das ist für jene Zeit nicht ganz richtig — er ist zu gesund. Und durchweg gesund war der Patriotismus damals durchaus nicht, er war durchsetzt mit krankhafter Schwärmerei, Sentimentalität und einer Dosis Überspanntheit, wie bei Sand, oder mit Schrullen, wie bei dem Turnvater Jahn, dem Hofrat Fries und dem oft lächerlichen teutonischen Gefolge. Fr. Dukmeyer schildert nur den Patriotismus an sich mit glühender Begeisterung, er stellt die patriotische That Sand's hoch hin, ohne in Betracht zu ziehen, dass sie nur die Ausgeburt einer krankhaften Überreizung infolge der Lehren Follen's und dessen Schriften war, dass ihre Basis also eine bizarre. Sand, der Held, hätte psychologisch behandelt werden müssen — denn er ist ein psychologisches Problem. Das hat sich Fr. Dukmeyer ganz entgehen lassen — und so ist ihm auch der Geist jener Zeit entschlüpft. Sand ist bei Friedrich Dukmeyer ein Schönredner — von den inneren Regungen sieht man Nichts, und das ist schade. So ist es auch mit Kotzebue. Der geschmeidige Hofmann mit immerhin feiner Bildung und klarem Blick für die Übertreibungen der Deutschtümler, der dadurch und deshalb gehasst und schliesslich getötet wurde, kommt nicht zur Geltung. Auch er ist nur Redner — die hochinteressanten psychologischen Kontraste des patriotischen, schwärmerischen Jünglings und des gereiften, klarblickenden Hofmanns sind fallen gelassen — um die patriotische Tendenz scharf zum Ausdruck zu bringen. Ich bedauere das, um so mehr, als es mir scheint, dass auch die gewählte Form — das Trauerspiel ist in Versen geschrieben — einen Teil der Schuld an der epischen Breite und dramatischen Schwäche: an Phrasenreichtum trägt. Weniger Worte, mehr psychische Phasen und Thaten. Höher steht Friedrich Dukmeyer's anderes Trauerspiel „Pietro Aretino“, wohl das Kraftvollste und Einheitlichste, was Fr. Dukmeyer geschaffen. Hier ist das Problem energisch mit fester Hand angepackt und markig durchgeführt. Auch die Sprache steht hier höher, wie im „Verräter“, was um so spürbarer ist, als die auch hier immerhin starke Vielrederei dem Gehalte des Werkes nicht widerspricht und mit einer Vertiefung der psychologischen Seite, mit einer Verinnerlichung Hand in Hand geht. Das eben hebt dies Werk über die anderen des Verfassers. Die Ausgeglichenheit, die Grösse des Stoffes und die Kraft der Durchführung stempeln es zu einer Schöpfung, der man das epiteton ornans bedeutend nicht versagen kann.

Von Friedrich Dukmeyer's poetischen Werken möchte ich die epische Dichtung „Joseph und Arvid“, sowie die „Gedichte“ nennen. Auch hier wieder ein Kampf, der Kampf des innigen, poetischen Empfindens mit der Form. Letztere hat Mängel, viele Mängel. Die Verse sind knorrig und knorplig — das ist unter Umständen ein Vorzug, d. h. dann, wenn diese Härte und Schärfe der Form einem harten und schroffen Inhalt entspricht, wie z. B. bei den, von Mackay und Knortz so trefflich übersetzten amerikanischen Dichtern wie Whitman. Das ist aber bei Friedrich Dukmeyer nicht der Fall. Hier findet sich zumeist ein Widerspruch zwischen Form und Gehalt, zwischen Leib und Seele der Dichtung. Und noch ein zweiter Widerspruch findet sich — wie verträgt sich diese ungelenke Form mit dem grade in formaler Hinsicht so feinfühligen Philologen? Da giebt es nur eine Erklärung: Das Empfinden ist mit allen Bedenken durchgebrannt, die Verse sind mit dem Herzen geschrieben, ohne den Verstand zu konsultieren und so komme ich wieder zu dem alten Refrain: Lob im Vorwurf, Vorwurf im Lob. Übrigens ist der Ideengehalt in den epischen sowohl, wie in den lyrischen Dichtungen ein grosser, wenn er auch nichts Neues zu Tage fördert. Es werden da ab und zu ganz interessante Probleme, „Fragen“ aufgeworfen, die ich eigentlich originell beleuchtet und beantwortet zu finden hoffte, eben weil ich eine starke Eigenart in Friedrich Dukmeyer gefunden habe. Das ist aber nicht der Fall, Friedr. Dukmeyer bewegt sich in der Aufsuchung und Lösung dieser Probleme in den, nicht gerade breitgetretenen, so doch bereits befahrenen Geleisen, nicht neu also, doch auch nie seine Natur verleugnend. Und so scheint mir wiederum ein Kampf stattzufinden, der des Selbstschöpfers mit dem — hier muss ich das Wort gebrauchen — Schulmeister. Friedrich Dukmeyer hat entschieden grosse, starke, mutige, neue Ideen — aber er getraut sich nicht über das hinauszugehen, was die „Schulweisheit sich träumen“ lässt. Es finden sich immer nur Rudimente dieser originalen und originellen Ideen, die ahnen lassen, wie gross und schön sie sein würden, wenn sie sich auswachsen, in ihrer Vollendung zeigen dürften. Und da bedauere ich, dass es der Schulzopf ist, der diesen Ideen einen Klaps auf den Scheitel giebt mit dem bekannten: Duck unter, hier giebt's nichts Neues — es lebe der Zopf! — Friedrich Dukmeyer will das nicht, er sträubt und stemmt sich mit Händen und Füssen dagegen — aber er kann nicht anders. Und gerade der Umstand, dass er in Russland praktisch thätig als

Lehrer ist, dürfte dafür ausschlaggebend sein — Mütterchen Russland schneidet alle Ecken und Kanten ab, damit die lieben Kinderchen nicht nach dem gelobten Sibirien müssen. Schade, dass diese geistige Kastrierungsmethode auch Einfluss auf einen so originellen Kopf, auf einen so interessant bizarren Geist, wie Fried. Dukmeyer, gehabt hat; dessen freie und selbstkräftige Entwicklung ein Gewinn für die moderne Poesie gewesen wäre.

Und nun zu den Prosaschriften Friedrich Dukmeyers, dem Novellen- und Skizzen-Band „Russisches Leben". Merkwürdig — in diesen Prosasachen ist Friedrich Dukmeyer oft mehr Dichter, als in den poetischen. Seine Individualität kommt da mehr zur Geltung, seine Eigenart lebt sich mehr aus, unbeengt von dem Formenzwange, der Widerspenstigkeit der Verse. Schade nur, dass Friedrich Dukmeyer oft sein Können an Stoffe verwendet, die rührend nichtssagend sind und einer ernsten Behandlung unwert. In dieser Naivität der Stoffe, in dem minutiösen Ausgestalten derselben sind übrigens wieder russische Einflüsse erkennbar. Merkwürdig hingegen ist es, dass dieselben gänzlich in der Schilderung des Weibes fehlen. Ein russisches Weib, eine Slawin hat Friedrich Dukmeyer nicht gezeichnet. Ob es wieder der Schulmann ist, der die psychologischen Tiefen und Untiefen der Slawin nicht sehen wollte? Übrigens sei vor Allem anerkannt, dass die Sprache, die Valeurs der Sprache, — der aus der Malerei herübergenommene Ausdruck wird verständlich sein — dem Grundton der Novelle entsprechen. Da ist alles wohl fein abgestimmt, bald mit zarten weichen Farben, und doch klar, etwa wie eine Idylle von Roche oder ein Porträt von Dora Hitz, bald mit kräftigen, markigen Strichen gezeichnet. In dieser Ausgeglichenheit, dieser Einheitlichkeit und Komprimiertheit der Stimmung liegt der Hauptwert dieser Skizzen. Auch der Humor fehlt nicht — dass er Friedrich Dukmeyers starke Seite ist, möchte ich nach der Skizzen „Zustand der geladenen Flinte" — deren „neckische" Idee schon vor 200 Jahren behandelt ist, nicht behaupten. Die Sache ist allzu wohlfeil — und wozu billige Geistesstoffe verwerten, wenn man die Mittel hat, nicht sehr teuere und wertvolle zu gebrauchen?

Nochmals: Friedrich Dukmeyer ist eine Persönlichkeit, eine Persönlichkeit, die aus allen Seiten seiner Schriften spricht und eine interessante Persönlichkeit. Der Kampf, den diese Persönlichkeit kämpft, ist für den Litteraturpsychologen ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis des inneren Werdens einer Dichtung, dem grossem Publikum dürfte er verborgen bleiben. Es liest eben, um zu lesen, nicht um ein Dichterwerk kennen zu lernen. Aber jeder, der sich mit der modernen Litteratur befasst, muss zu Friedrich Dukmeyer greifen, man darf an ihm nicht vorübergehen — darf ihn nicht aus der Hand legen, ohne den Wunsch: könnte sich dieser originelle Kopf doch frei entwickeln, er würde Bedeutendes, Eigenartiges und Beständiges schaffen. Das wenigstens ist der Wunsch, mit dem ich von Friedrich Dukmeyer scheide.

Maupassant in Deutschland.

Es hat verhältnismässig lange gedauert, bis sich die Übersetzerthätigkeit in Deutschland den Werken des grössten Stilkünstlers, den Frankreich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hervorgebracht, zugewandt hat. Die litterarischen Feinschmecker kannten und schätzten ihn natürlich schon lange, aber sie lasen ihn in der Ursprache, und das grosse Lesepublikum? Durfte ein biedrer deutscher Verleger, den die tränseliesel und egyptischen Königstöchter reich gemacht hatten, es vor 10 Jahren wohl wagen, so gefährliche Contrebande wie die Geschichten vom Maison Tellier und den entzückend leichtsinnigen Schwestern Rondoli unter seiner Flagge einzuschmuggeln? Zumal man sie in Paris durchaus nicht für einen Pappenstiel verkaufen wollte. Dem grossen Zola war es ähnlich gegangen; eine berüchtigte Budapester Firma, die bei allen Weinreisenden wegen ihrer Eisenbahnlektüre in gutem Andenken steht, und ein nicht minder berüchtigter Pseudoschriftsteller, der in Übersetzungen und Plagiaten macht, haben sich meines Wissens zuerst um die Verdeutschung der Rougon-Maquart, freilich fragt mich nur nicht, wie?, herumgemacht. Der Gigantenkampf für die Moderne hat darin freilich Wandlung geschaffen. Heute werden Übersetzungen der Werke Zolas und seiner Jünger und Freunde von den angesehendsten deutschen Buchhändlern verlegt und stark begehrt. Selbst die Blödesten haben allmählich eingesehen, dass diese Schriftsteller doch noch etwas anderes wollen und können als kritischer Unverstand und pfäffische Gehässigkeit ihnen insinuierten, und dass Leute, die mit Anatole France, Hermann Bahr und andern litterarischen Feinschmeckern ein Kunstwerk wie eine Auster schlürfen möchten, geeignete Objekte innerhalb unserer Grenzpfähle noch immer sehr spärlich finden. Dass eine Übersetzung jemals den Reizen des französischen Originals ganz gerecht wird, halte ich freilich kaum für möglich. Gerade die wunderbare Einfachheit der Kunstmittel, mit denen Maupassant arbeitet, seine Fähigkeit mit einem Wort zu charakterisieren, die Prägnanz, die Weichheit und Grazie seines Stils bereiten dem Übersetzer oft mehr Schwierigkeit als die glänzende Wortfülle Zolas, der rhetorische Prunk Viktor Hugos und die kühnen Neuschöpfungen und Argotausdrücke der Goncourt. Einer verständigen und gewissenhaften Arbeit, die nicht durch allerlei übel angebrachte Mätzchen, beabsichtigte und unbeabsichtigte Loddrigkeit des Stils den Schein einer kongenialen Verdeutschung erwecken möchte, à la Heinz Tovote's „Yvette", die eine gewis e Clique als

Meisterwerk ausschreit, gebe ich darum den Vorzug.

Wilhelm Lilienthal's bei R. Eckstein, Berlin erschienene Übersetzung einiger Novellen Maupassants unter dem Gesamttitel „Die Wahnsinnige", verdient dieses Lob. Dass die schwächste Geschichte dem Bande den Namen gegeben hat, entspringt natürlich der leidigen Sucht der Verleger nach einem sensationellen Titel. Maupassant hat das doch wahrlich nicht nötig. Die Novellen „Auf dem Meere", „Dies Schwein, der Morin", „Die Furcht" und „Pierrot" repräsentieren recht glücklich die mannichfachen Seiten von Maupassants unvergleichlichem Erzählertalent. Dasselbe gilt von den im Verlage von E. Pierson, Dresden erschienenen Novelletten, die J. Pfenninger mit leidlichem Geschick verdeutscht hat. Dies Bändchen enthält u. a. eine der ergreifendsten Erzählungen Maupassants, „Das Kind", die unter dem Titel „Musotte" bekanntlich auch dramatisiert worden ist. In zweiter Auflage liegen die gleichfalls bei E. Pierson erschienenen Novellenbände „Die Geschwister Rondoli" und „Zur linken Hand" vor. Zwei der reifsten Schöpfungen Maupassants, die eine ihn als Meister der so viel angefeindeten und so viel nachgeahmten Gauloiserie zeigend, die andere durchweg Probleme des illegitimen Liebeslebens behandelnd, mit orientalischer Glut wie in der marrokkanischen Erzählung „Allouma", mit gewaltiger Tragik wie in „Der Hafen", „Die Ordonnanz", mit satyrischer Grazie in „das Stelldichein" und die „Steeknadeln". Wer das pikante Geschichtchen von den gefälligen Schwestern Rondoli, und die andere von der gefälligen Pensionsmutter oder die in ihrem unbeholfnen normännischen Dialekt so rührende Schilderung, wie der Matrose Cölestin von vieljährigen Reisen heimkehrend seine Schwester in einem verrufenen Marseiller Hause wiederfindet, im Urtexte gelesen hat, wird bei L. Wechslers fleissiger Verdeutschung den Reiz des Originals schmerzlich vermissen. Hin und wieder hat der Übersetzer auch in usum delphini auslassen oder abschwächen müssen, denn „es lässt sich nur auf Griechisch sagen", wie der alte Wieland sich entschuldigte. Die Gauloiserie und der esprit sind eben Originalgewächse und müssen an der Quelle genossen werden, sonst fehlt jenes undefinirbare Etwas, das selbst die Moralisten entwaffnet, und den Kunstkenner in Entzücken versetzt. Unter diesem Vorbehalt kann ich auch die von einem Ungenannten hergestellte Übersetzung von Maupassants letztem grossen Roman „Stark wie der Tod" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) Litteraturfreunden, denen die Lektüre des Originals unmöglich ist oder allzuviel Schwierigkeiten bereitet, empfehlen. Es ist ein Werk, das langsam und mit Bedacht genossen sein will, nicht spannend im herkömmlichen Sinn, aber als die reifste und abgerundetste Schöpfung eines grossen Poeten der ernsthaftesten Teilnahme wert. Mit seinen Romanen hatte der geniale Franzose anfangs kein Glück. „Une vie" krankte ebenso wie „Notre Coeur" an zu breiter Ausführung eines Themas, das für eine Novelle genügt hätte, und streifte stellenweise an das von allen Franzosen am meisten gehasste genre ennuyeux. Wohlwollende und nörgelnde Kritiker rieten dem jungen Meister, bei seinen kleinen Erzählungen zu bleiben und auf die Lorbeeren Zolas zu verzichten. Aber mit der Zähigkeit des Normannen arbeitete der Dichter fort und brachte trotz der Unzahl kleiner Geschichten den Roman „Bel ami", der die berühmtesten Schöpfungen der Daudet und Zola fast in den Schatten stellte. Das ganze vielseitige Können Maupassants trat in dieser Geschichte von dem jungen Litteraturstreber, der mit Hülfe schöner intriguanter Frauen und einer unglaublichen Dosis Cynismus und Skrupellosigkeit glänzende Carriere macht, ins hellste Licht. War ein Fortschritt nach der Seite psychologischer Vertiefung in der Charakteristik der Personen noch möglich, so geschah dies in „Fort comme la mort". Die Frommen und Prüden hatten an dem konsequenten Realismus des Bel ami vielfach Anstoss genommen. Nun zeigte der Dichter, dass er die lilienweisse Unschuld mit ebenso diskreten Farben zu malen verstünde wie das Laster mit gleissenden. Daudets oft weiblich anmutende Zartheit, Bourgets tief wühlende psychologische Seelenanalyse, Zolas unerbittlich konsequenter Realismus, er suchte sie zu vereinigen in der so einfachen und menschlich so wahren und ergreifenden Geschichte von dem Künstler, der eine schöne stolze Frau geliebt hat und sich in ihr verjüngten Ebenbild, die hold erblühte Tochter verliebt, und um diesen Konflikt zu lösen, sich von den Rädern eines Omnibus zermalmen lässt. In solch paar dürftigen Worten kann man das grobe stoffliche der Handlung dieses Romans fixieren; den ungemessnen Reichtum der seelischen Vorgänge, die Tiefe und Feinheit dieser Schilderungen hier enthüllen zu wollen, wäre ebenso vermessen wie undankbar.

Berlin Heinrich Stümcke.

Neue Dramen.

Einen Philosophen zum Mittelpunkt eines Theaterstückes zu machen, gehört zu den misslichsten und undankbarsten Dingen von der Welt, umsomehr wenn man die Absicht hat, ein Drama a priori, will sagen: ein aufführbares Drama zu schaffen und dabei den Philosophen vom Menschen trennt, um lediglich den Ersteren darzustellen. Selbst ein genialer Dichter dürfte an dieser Klippe Schiffbruch leiden. Und Hugo Müller ist kein genialer Dichter, ja vielleicht überhaupt kein Dichter (der Name kommt mir zum ersten mal unter) und wird auch keiner werden, falls er auf dieser Bahn weiterschreitet. Sein „Rousseau" (1 Akt. Rich. Lepinski, Leipzig. 36 S. 30 Pfg.) macht vollen Anspruch darauf, für ein Prototyp der Jambendramen zu gelten, die über ihre eigenen

Füsse stolpern. Charakterzeichnung so oberflächlich als nur möglich, Handlung existiert überhaupt nicht, Sprache ohne Schwung, — Hauptsache: Tendenz. Aber selbst diese rekrutiert sich aus altbackenen Zeitungs-Bumbumphrasen. Bedauerlich, wenn „Arbeiterorganisationen" nichts besseres aufzuführen wissen, als diese unsäglich matte, farblose Glorifizierung des grossen Natur-Evangelisten, dem alles Matte aus tiefster Seele verhasst war. Gegen solch einen Unfug muss man selbst als überzeugter Demokrat protestieren. Eine amüsante Lektüre ist „Rembrandt", Lustspiel in 3 Akten von Eugen Friese (Dresden, Verlag der Punaten, 99 Seiten, 2 Mk.). Flott eingesetzt, mit nett ausgearbeiteten Charakterfiguren — nur schade, dass von der Mitte ab alles in Schwanken gerät und schliesslich im Sande verläuft. Es scheint, als ob der Autor seiner Arbeit überdrüssig geworden wäre und sie mit Unlust zu Ende gebracht hätte. Die Einbusse, die dadurch das Stück erlitt, ist umso bedauerlicher, als (wie oben bemerkt) einzelne Charaktere frisch gezeichnet sind, so die praktische Schwägerin des Rembrandt: Katharina Eilenberg, und dessen Schüler, der geizige Ferdinand Maas und der Geldbedürftige Nikolaus Bnl. Das Drama verdiente eine Umarbeitung und zwar eine gründliche, denn auch die Intrike (Verkleidung 3er Personen) ist ungenügend. Was Müller nicht besitzt, hat Friedrich Dukmeyer im Übermaass. Die Lektüre seines „Pietro Aretino" (5 Akte, Selbstverlag, 67 Seiten) rief mir die Stürmer und Dränger sehr lebhaft ins Gedächtnis zurück. Dasselbe asthmatische Hasten, dieselbe Unklarheit und die gleiche Unordnung. Ein Chaos von Ideen, das keinen Eindruck hinterlässt. Der Autor wollte, wie ich glaube, in grossen Umrissen ein Bild der Rennaissance zeichnen, deshalb die schier unabsehbare Masse von Personen (u. a. Viktoria Colonna, Papst Clemens VII., Michel Angelo, Tizian, Foscari, Laskaris), aber es gebricht ihm an Kraft, dieses Aufgebot von Berühmtheiten richtig zu verteilen und mit der Charakterisierung derselben auch das Milieu der Zeit zu reproduzieren. Dass Dukmeyer eine künstlerische Ader besitzt, davon zeugen viele Stellen des Dialogs, aber was wollen diese Lichtblicke in der grandiosen Wirrnis bedeuten! Vielleicht ist es dem Autor vergönnt, sich aus sich selbst herauszuarbeiten — mein Gott: der Meister, der direkt vom Himmel gefallen ist, muss noch gesucht werden. Wenn Dukmeyer über sich klar wird, dann dürfen wir manches Schönes erwarten, vorausgesetzt, dass er das unnötige, übrigens formell sehr unzulängliche Pathos (Jambenreden des Aretiners) ganz aufgiebt. Ulrich von Hutten hat schon viele Dichter begeistert. Ausser unzähligen grösseren und kleineren Gedichten, sowie mehreren Erzählungen existieren auch einige Dramen, in denen unser erster politischer Dichter von Bedeutung, seit Walther v. d. Vogelweide, die Hauptrolle spielt.

Aber alle diese Dramen leiden — das eine mehr, das andere weniger — an einem Übel: sie rhetorisieren zu viel. Diese Skylla hat Carl Wilhelm Marschner glücklich vermieden, ohne jedoch der unausstehlichen Jamben-Charybdis zu entwischen. Sein deutsches Drama: Ich hab's gewagt! (5 Aufzüge, Berlin, Eduard Rentzel, 206 Seiten), repräsentiert ein tüchtiges, achtungswertes Stück Arbeit. Die Charakterzeichnung ist fast durchgängig gelungen (bes. die deutschen Fürsten, Hutten, Tetzel, die fahrenden Schüler und die Landsknechte), die Handlung (soweit man von einer solchen sprechen kann) konsequent durchgeführt, die Sprache natürlich und schwungvoll. Dass der Autor die Jamben ruhig beiseite lassen konnte, ohne seinem Drama Abbruch zu thun, das zeigten die prächtigen Szenen (I 3, 4) zwischen den Fahrenden und den Landsknechten, deren leidenschaftlich-bewegte Prosa die Charakterzeichnung prächtig bebt. Marschner verfügt zwar über eine schöne Jambensprache, — aber was nützt das, wenn es Vorherbestimmung ist, dass Blankverse die Charakterisierung beeinträchtigen? — Eine Aufführung des Werkes wäre wohl zu wünschen, würde jedoch beim jetzigen Umfang desselben (206 Seiten!) an gute 4 Stunden dauern. Auch das ist ein Fehler des Dramas, aber ein recht unnobler. Das fünfte, mir vorliegende Theaterstück steht ganz ausserhalb der Sphäre, worin sich die eben besprochenen bewegen. Helden desselben ist weder Philosoph, noch Satyriker, noch Maler, noch politischer Dichter. Auch der Autor ist keiner von den vieren. Ich kenne Otto Wichers von Gogh bisher nur aus seiner vorzüglichen Flugschrift „Das Elend der deutschen Schauspieler" und würde ihm auf Grund dessen ein dramatisches Gallimathias wie „Krieg dem Kriege!" (dramatisches Zukunftsbild. Zürich, Sozialdemokratischer Verlag, 94 Seiten) nicht zugetraut haben. Alles im urältesten Fahrwasser des Radduu-Phrasentums. Die Bösewichter: nachtschwarz, die Guten: schneeweiss. Über die Tendenz will ich nicht sprechen, das ist Ansichtssache. Ich erwähne nur noch, dass dem „sozial-politischen Schauspiel" ein Nachspiel folgt: Nach der Revolution — der Himmel auf Erden, wie er auf dem Papier steht. „Wie nennt ihr das Stück, Vetter Hamlet?" „Eine Mausefalle, Herr Ohm!" —

Wien. Ottokar Stauf v. d. March.

Otto Mora, „Die Bildungsmüden", Roman. Berlin, 1895. Verlag für freies Schrifttum, Band I.

Vor Jahren fiel mir ein Buch in die Hände: Otto Mora's „Überreif". Der Inhalt offenbarte eine Reihe wunderbar gezeichneter fin de siècle-Typen aus allen möglichen Gesellschaftskreisen, jenes Klein-Paris, von dem im Lied schon ein Goethe sagte, es bilde seine Leute. Der Verfasser sei Student und lebe in Leipzig: das war Alles, was ich über dieses grosse Talent in Erfahrung bringen konnte, über diesen deutschen

Schriftsteller, welcher offenbar von dem Franzosen Zola ausgegangen war, um dann aber — von wahrer Schöpferkraft erfüllt — aus eigenem Innern ein typisches Zeitwerk zu schaffen, welches, in späteren Jahren vielleicht, für unsere Zeit eben jene grosse psychologische Bedeutung als Zeitdokument haben wird, welche heutezum Ausgang unseres Jahrhunderts Goethes Werther für uns hat. Seitdem war mir der Name Otto Mora nicht mehr vorgekommen. Nur in einer Nacht, welche mich noch in die Palmengrotte, jenes berühmte Kellnerinnen-Restaurant der Leipziger Studenten- und Schriftsteller-Bohème, führte, wurde mir in einer Nische einsam, mit aufgestützten Händen in tiefes Sinnen versunken, eine Persönlichkeit gezeigt, welche mir als Otto Mora bezeichnet wurde, jener ist's, wurde mir mit vielsagendem Lächeln mitgeteilt, welcher auch die hier bedienende Offiziers-Else, wie sie leibt und lebt, in sein seltsames Buch „Überreif" gebracht hat. Im Herbst des Jahres befand ich mich eine Zeit lang in Loschwitz an der Elbe, der klassischen Schillerstätte. Die Langeweile trieb mir einige Bände der Kollektion Janke in die Hände, darunter, wie gross war mein Erstaunen, zwei Sachen von Otto Mora — jetzt nannte er sich Oskar Mysing: Ein Kampf um Liebe, und „Satan auf Reisen". Beide Bändchen haben brillante Titel, aber der Inhalt liess stark die alte Kraft vermissen und Mora schrieb in Familienblattmanier, auch hier schienen die prosaischen Forderungen des Lebens wieder einmal ein echtes Talent zur Lohn-Arbeit gezwungen zu haben. In „Satan auf Reisen" standen allerdings Einzelheiten der Schilderung ganz auf der Höhe des früheren Mora, aber auch hier, wie jetzt wieder in den „Bildungsmüden", fällt gegenüber der Sicherheit des Verfassers, sobald er akademische, Offiziers- und ähnliche Kreise schildert, das direkte Stolpern in minutiösen Details auf, sobald er lebemännisch wirken will.... „Die Bildungsmüden" rollen uns ein Stück Tolstoi auf, die moderne Variation des alten Rousseau-Rufs „zurück zur Natur". Wie Tolstoi, welcher in Bauernhemd und Bauernstiefeln selbst seine Scholle beackert, so auch Edgar Landers, der Held des Romans „die Bildungsmüden". Aus der staubigen Atmosphäre toten Wissens, aus dem Wust überlieferter Formen und Regeln, wie sie die Tradition auf den Universitäten kasernenmässig eintrichtert, sich zur inneren Freiheit herauszuretten, das ist Edgar Landers Ziel: „nicht das mechanische Wissen macht frei, aber das Gefühl, sich praktisch am Leben zu beteiligen". Edgar Landers zeigt sich also als ein echter Flüchtling der Kultur und auch auf ihn passt mein Wort „Kulturkrank". Das Buch bietet eine Gallerie von scharfgezeichneten Universitätstypen, diese bilden das milieu der „Bildungsmüden". Wie kümmerliche Pflanzen dort im Treibhaus bacillenhafter Rein-Kultur mechanischen Wissens gediehen, weist der Verfasser gleich im ersten Kapitel energisch-drastisch mit feiner Satyre nach. Auch auf die glitzernde, herzlose, käufliche Scheinwelt der Bühne fallen starke, schillernde Lichter. Moras Styl nimmt immer, wenn er wunde Stellen des Gesellschaftskörpers aufdeckt, etwas ungemein Düsteres, Kaltes und Reserviertes an. Gerade dies Verschlossene ist es, was für mein Gefühl so zwingend, packend auf den Leser wirkt. Nicht der nervöse, sprunghafte Styl des Raskolnikow, nicht der koupierte, interjektionsreiche Styl eines Huysmans, nicht die gesunde, goldklare Feinheit Maupassants giebt er uns, sondern ein Zolascher Würde sich nähernder eherner Ton zwingt uns, mit dem Verfasser zu empfinden. Und dieser Ton ist es, welcher wahrhaft objektiv zeichnet und das Geheimnis lebensvoller Plastik in sich birgt. Auch die düstern Schatten der Sozialdemokratie spielen natürlich in das Treiben der verletterten Grossstadt-fin de siècle-Gesellschaft hinein. Moras Buch erweist sich erneut als starke Talentprobe. Hoffentlich finden wir den Verfasser recht bald wieder auf dem alten künstlerischen Niveau, auf jenem Niveau, welches ihn prägnant aus der Masse unserer heutigen Romanschriftsteller heraushebt.

Berlin. **Wilhelm Arent.**

Herm. Sudermann, Es war. Cotta. Stuttgart 1894.

Es gehört seit mehreren Monaten bei der Berliner Kritik zum guten Ton, Sudermann zu zerreissen. Harden hat den Anfang damit gemacht, und die Schaar seiner Akolyten und Nachahmer folgt ihm getreulich nach. Den äusseren Anlass dazu gaben die Schmetterlingsschlachten, wo sich der Dichter erlaubt hatte, ganz anders zu werden und ganz Anderes zu leisten als sich die Herren Kritiker gedacht hatten. Und das vergaben sie ihm natürlich nicht . . . . .

Eine bedeutende Natur wie Sudermann mit dem Maassstab der Tageskritik messen, hat dasselbe Resultat wie auf der andern Seite das gewerbsmässige Heraufschrauben von Dilettanten zu bedeutenden Geistern — es wirkt gequält und unnatürlich. Über den vorliegenden Roman hat der Verfasser dieses fast nichts Gutes in den Tagesblättern gelesen, und doch gehört er zu den Besten, die Sudermann geschrieben hat. Es ist nichts Neues darin — die Landschaft, die Menschen, der Himmel sind das echt Sudermannsche Milieu: die ostpreussische Ebene, harte, in sich beruhende Menschen mit unbändigen Leidenschaften, mit diesem ewigen Anprall eines bis zum Wahnsinn erregten Seelenlebens gegen die nüchterne protestantisch-norddeutsche Aussenwelt, die sie umgiebt — man weiss, das ist der Kern jeder Sudermannschen Dichtung. Aber diese Menschen sind mit einer Genauigkeit und Sinnentreue geschildert, diese Frauen sind mit einer Feinheit analysiert, die das Interesse stets wachhält. Es giebt Wenige, die über Frauen so schreiben wie Sudermann, darin liegt auch ein Erfolg. Er ist kein Psychologe wie Bourget oder kein Satyriker im grossen Stile wie Maupassant — sondern ein Mitempfinder. Er geht den geheimsten Regungen nach;

er beherrscht fast das ganze — nicht eben sehr ausgedehnte — Seelenrepertoir der Frau mit all ihren Tönen und Nuancen.

In diesem Roman ist die Leidenschaft, das verbrecherische Verhältnis zur Frau des Freundes wieder die Hauptsache — es ist durchaus kein Roman im grossen Stile, es ist allerdings nicht das, was Sudermann eine Zeit lang zu versprechen schien.

Dieser Schriftsteller gehört zu den Leuten, die viel können und bisweilen wenig wollen — man muss also abwarten, bis er viel wollen wird.

Berlin. O. Bysing.

C. von Massow, Reform oder Revolution! Berlin, Otto Liebmann, Preis Mk. 4.

In der Flut der Tagesschriften, die sich mit der Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft und Reformvorschlägen befassen, seit langem die bedeutsamste Erscheinung. Der Verfasser, Geheimer Regierungsrath und Vorsitzender des Centralvorstandes deutscher Arbeiterkolonien entwirft mit gründlichster Sachkenntnis und unerschrockener logischer Konsequenz ein Bild der tiefahren der unvermeidlichen sozialen Revolution, die nicht durch Maulkorbgesetze und Palliativmittelchen, auch nicht durch rohe Gewalt, sondern nur durch umfassende und gründliche Reformen auf allen Gebieten des geistigen and wirtschaftlichen Lebens vermieden werden könne. „Für das neue Jahrhundert ein neues Geschlecht auf neuen Wegen," lautet seine Parole. Die Reform muss bei den gebildeten und besitzenden Klassen beginnen, „weil der geistige Niveauunterschied zwischen den Massen und uns nicht mehr gross genug sei, um ihnen zu imponieren und sie unserer Leitung gefügig zu machen". Über Unterricht und Selbststudium auf Gymnasien und Universität, Unterrichtsmethoden, Lesen und Schreiben verbreitet sich Verfasser an der Hand gutgewählter Beispiele. In zweiter Linie kommt die Erziehung der erwerbsarbeitenden Jugend. Massow wünscht hier: Einführung der Pflegschaft für unbeaufsichtigte jugendliche Arbeiter, Befähigungsnachweis für die Lehrherren, Verstaatlichung der Volks-, obligatorische Einführung der Fortbildungsschule, Fürsorge für Schüler- and Volksbibliotheken, Hebung des Lehrerstandes und Durchsetzung desselben mit Elementen, die durch das Leben selbst geschult sind: das alles zu dem Zwecke, die Jugend unseres arbeitenden Volkes wirksam zu erziehen, den Einflüssen der Sozialdemokratie entgegen zu arbeiten, ihr den Zufluss abzusperren, Fühlung mit dem Volke wiederzugewinnen. In vier weiteren Kapiteln behandelt Massow die Reform der Wirtschaftspolitik, der Armen- und Schutzpflege, der Staatsverwaltung and die Arbeiterfrage. Von der komplizierten und schwerfälligen Maschinerie, mit der die Männer vom grünen Tisch arbeiten, entwirft er ein anschauliches Bild und konstatiert überall einen Stillstand in der Civilverwaltung gegenüber den Fortschritten im Militärwesen. An geeigneten Vorschlägen zur Besserung lässt er es auch hier nicht fehlen, doch zeigt er sich überall von protzigem Eigendünkel, der allein Recht und Patent haben will, weit entfernt. Am ehesten Widerspruch dürfte das Schlusskapitel „Empor" erregen, da Massow hier den Nutzen and die Wirkungen des religiösen Moments entschieden überschätzt und von einer Kirche ohne Dogma and den abstrakten Sittlichkeitsbegriffen der neuen ethischen Bewegung nichts wissen will. Aber auch hier wird die Polemik nie gehässig and persönlich and für die sozialen Aufgaben der heutigen Vertreter der Kirche zeigt Massow vollstes Verständnis. Alles in Allem ein Buch, das keiner, der es mit sich und seinem Volke wohlmeint, ungelesen lassen darf.

Berlin. H. C. Alwin.

Epische Dichtungen.

Tristan und Isolde von Gottfried and Strassburg. Neu bearbeitet von W. Hertz, zweite durchgesehene Auflage. J. G. Cotta, Stuttgart 1894.

Mit keinem würdigeren Werke könnten wir die in nächster Nr. fortzusetzende Revue epischer Dichtungen einleiten als mit dem unsterblichen Meisterwerke des Strassburger Minnesängers, das sich uns in prächtigem neu deutschen Gewande präsentiert. Wilhelm Hertz als Poet — ich nenne nur sein Klostermärchen „Brüder Rausch" — nicht minder bekannt denn als Litterarhistoriker, hat in dem Wettkampf mit zwei Meistern deutscher Übersetzungskunst, Simrock and Hermann Kurz, entschieden gesiegt. Heute darf sich niemand mehr, der den Tristanstoff nur von der Opernbühne her kennt, mit der Ausrede entschuldigen, das mittelalterliche Original verstehe er nicht und die Übersetzungen seien ungeniessbar. Mit sicherem Verständnis hat Hertz zahlreiche uninteressante und unwichtige Längen beseitigt, dunkle Stellen erläutert, heute anstössig Dünkendes gemildert. Seine Verse fliessen glatt and gewandt wie in Immermanns leider Torso gebliebener Originaldichtung dahin und lesen sich meines Erachtens weit besser als die oft gesuchten und holprigen Reimpaare moderner Minnesänger. — Als Schluss ist eine freie Bearbeitung der Tristandichtung Thomas des Trouveres angefügt, da bekanntlich Meister Gottfried die Vollendung seines Werkes nicht erlebte. — Eine sehr glückliche Idee von Hertz war es, den reichen Wissensschatz, den er in seinen Anmerkungen aufgespeichert, durch ein Schlagwort-Register bequem nutzbar zu machen. Ausstattung, Druck und Papier sind wie bei allen Werken, die den berühmten Stattgarter Greif auf dem Titelblatt tragen, gediegen und geschmackvoll.

Berlin. Heinrich Stümcke.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Für den Inseratenteil: E. Hentzel, Berlin.
Druck von Schumann & Grube, Cothen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. März 1895. Nr. 6.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel**. — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke**.

Verlag von **Eduard Rentzel, Berlin W. 57**, Yorkstrasse 48.

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Die Umsturzvorlage und die moderne Litteratur.

Am 23. Januar dieses Jahres sprach Maximilian Harden über den „Umsturz in der Litteratur“ vor einer zum grössten Teile aus Schriftstellern, Verlegern und Künstlern bestehenden kleinen Versammlung. Der Vortrag wurde von der Berliner Tagespresse mit zwei, drei Ausnahmen totgeschwiegen. Wer Harden einerseits, anderseits die Berliner höheren Reporter fürs Feuilleton, die der streitbare Herausgeber der ‚Zukunft‘ nicht gerade sanft zu streicheln pflegt, kennt, weiss, dass diese Schweigsamkeit nicht durch Mängel der Sache, nicht durch Hardens nicht gerade hervorragende rhetorische Begabung, den fatalen Reichtum seines Stils an selbstgefälligen Pointen, provociert worden ist, sondern dass die Blätter, die sonst keine Sporteln und Spesen für Telegramme sparen, um schnell und haarklein zu berichten, was Hans bei der Suppe geredet, andere Ursachen hatten, ihren Lesern vorzuenthalten, was der einzige Journalist Deutschlands im europäischen Stil, neben M. G. Conrad, wie Hermann Bahr den Herausgeber der ‚Zukunft‘ nicht mit Unrecht bezeichnet, von der Rednertribüne herab geplandert. Dieser an und für sich sträfliche Missbrauch oder vielmehr Nichtgebrauch des journalistischen Rüstzeugs gereicht der Berliner Presse um so mehr zum Vorwurf, als es sich bei Hardens Vortrag um einen Gegenstand handelte, von solcher Wichtigkeit für alle litterarischen und litteraturfreundlichen Kreise, dass die kurzsichtigste Verblendung dazu gehört, aus persönlicher Rancune einen Kämpfer von erprobter Gewandheit mundtot zu machen. Denn seit langem ist die Notwendigkeit, dass alle Mann auf Posten sind und ihr Pulver trocken halten, im Reiche der Feder nicht so dringend gewesen, wie in den gegenwärtigen Wochen, wo eine vielgliedrige Kommission in den behaglichen Prunkgemächern des Riesenbaues am Reichstagsufer sich mit einem hässlichen Wechselbalg beschäftigt, der bald herausgelassen wird und wie Moloch Litteratur und Litteraten zu verschlingen droht. Ich brauche hier die vielzitierten Paragraphen der famosen Umsturzvorlage, die sich gegen alle schriftlichen und mündlichen Äusserungen richten, die zu Vergehen gegen Monarchie, Religion, Ehe, Familie, Eigentum anzuregen geeignet sind oder diese Institutionen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise „beschimpfen“, nur zu erwähnen. Sie sind durch die Tagespresse genügend verbreitet worden und allbekannt. Noch lange nicht genug erkannt und gewürdigt sind aber die Gefahren, die in diesen Paragraphen, falls sie Gesetz worden sollten, für das Schrifttum, für das Geistesleben der Gegenwart verborgen sind, noch lange nicht heftig genug ist der Sturm der Entrüstung, um diesen Entwurf wie weiland den Schulgesetzentwurf von Zedlitz Gnaden hinwegzufegen wie Spreu, die der

Wind zerstreuet. Darum ist es nicht nur erlaubt, sondern Pflicht, dass auch in diesem Blatte, das sonst nicht die Aufgabe hat, den Spuren der Tagespolitik zu folgen, das aber als Organ deutscher litterarischer Gesellschaften pro domo reden darf, die neue Gesetzesvorlage und ihre Konsequenzen näher in Augenschein zu nehmen und zwar speziell sub specie der Litteratur.

In erster Linie kämen als Verteidiger aller durch die neuen Paragraphen bedrohten Interessen natürlich die Reichstagsboten aus Stadt und Land in Betracht. Fragt sich nur, ob diese vielköpfige aus allen Berufs- und Gesellschaftsklassen bunt zusammengesetzte Versammlung litterarisches Interesse und vor allem litterarisches Verständnis in hinlänglichem Maasse besitzt, um der bedrohten Litteratur wirksam und zielbewusst zu Hülfe zu kommen. Wir sind so frei, beides mit einem Riesenfragezeichen zum mindesten zu versehen. Wenn wir den „Mutterliederfabrikanten“ Träger und den „Dichter der Spar-Agnes“ Eugen Richter aufführen, glauben wir die litterarischen „Kapazitäten“ des Reichstages vollzählig beisammen zu haben. Vielleicht machen noch ein paar Kapläne in geistlichen Versen, und eine ganze Anzahl alter Herren haben als Primaner sicher mal gedichtet. Aber das kann doch hier wohl nicht in Betracht kommen, selbst wenn diese Jugendsünden gedruckt sein sollten. Bleiben als Nächstbeteiligte die Professoren des Parlaments. Wenn ich Kürschner trauen darf, leider alle von der juristischen Fakultät. Wegen unbefugten Dichtens ist keiner von ihnen, so viel ich weiss, vorbestraft. Etliche andere Herren aller Parteien haben sich gelegentlich auch über die schöne Litteratur geäussert, aber wir wüssten keine einschlägige Debatte, die nicht durch die Würze unfreiwilliger Komik leidlich geniessbar geworden wäre trotz aller Irrtümer und Plattituden. Ob nicht die Anschauung, dass Litteratur und Kunst ja manchmal recht unterhaltend, namentlich wenn sie im „Wintergarten“ und im „Adolf Ernst Theater“ serviert werden, aber im Grunde doch recht nebensächlich und wohl gar überflüssig seien, bei den Reichstagsboten recht verbreitet ist? Der agrarische konservative Junker, dem zum Düngeraufladen Analphabeten am liebsten sind, harmoniert hier mit dem Centrumskaplan, der die Litteratur auf Bibel und Kirchenväter beschränken möchte, mit dem Manchestermann und mit dem Sozialdemokraten, für den die soziale Frage damit gelöst ist, dass jeder Bauer täglich sein Huhn im Topfe hat. So ungemein verständnisvolle Darlegungen über die Reform des Geisteslebens, wie sie jüngst C. v. Massow in seinem Buche „Reform oder Revolution!“ vorgebracht hat, sind im Bannkreis des Parlaments noch niemals vernommen worden. Eine 28gliedrige Kommission hat jetzt die Umsturzvorlage für die Generaldebatte mundgerecht zu machen, d. h. sagt der berühmte Jenenser Hochschullehrer Ernst Häckel treffend in seiner mannhaften Verteidigung des Glaubensbekenntnisses der modernen Welt gegenüber den Gelüsten der Reaktion (Zukunft 1895, Nr. 5), die Herren haben neben der Duellfrage und anderen schönen Dingen, mit Begriffen wie Ehe, Eigentum, Religion, zu operieren, an denen sich die Philosophen zweier Jahrtausende die Zähne ausgebissen haben. Selbst ein geborener Optimist wird sich demnach nicht in süsse Hoffnungen einlullen dürfen. Und gesetzt auch, der Einzelne zeigt Interesse und Verständnis für die in Betracht kommenden litterarischen Fragen: man weiss, Fraktions- und Parteiinteressen sind im Spiel und die eiserne Parteidisziplin beugt die Nacken. Es bietet sich hier wieder mal Gelegenheit, einen Kuhhandel mit der Regierung zu machen. Zumal das Centrum lässt solche Gelegenheit nie unbenutzt vorübergehen. Für ein paar Jesuiten liefert es die ganze Litteratur mit Haut und Haaren aus wie weiland Judas den Herrn für 30 Silberlinge. Es könnte so scheinen, als ob auch die katholische Kritik, z. B. die Bezeichnung Gustav Adolfs als Mordbrenner, von den Paragraphen der neuen Vorlage getroffen werden könnte. Aber wer die Berichte über die Kommissionsverhandlungen verfolgt hat, der weiss, dass verblümt oder deutlich den Herren vom Centrum zu verstehen gegeben ist, die katholische Propaganda solle nicht getroffen werden. Bei der Bezeichnung des Schwedenkönigs als Mordbrenner, der protestantischen oder Civilehe als Konkubinat, der Titulierung Luthers als Selbstmörder und Goethes als H . . . eukneeht von Seiten der Majunke und Brunner, der ‚Germania‘ und ‚Kölnischen Volkszeitung‘ e tutti quanti ultramontaner Kämpen und Blätter und ihrer Verlästerung des protestantischen Geisteslebens der Nation wird der Staatsanwalt auch künftig ein Auge zudrücken. Das Centrum gilt eben als staatserhaltende Partei. Der Sack, den man mit der Vorlage schlagen will, ist die sozialdemokratische Partei, der Esel, den man meint, das moderne Geistesleben in Kunst und Wissenschaft. Andere meinen, die Sache sei umgekehrt. Wie dem auch sei, bei der ominösen Fünfzahl der zu schützenden Güter der Nation bildet mit oder wider Willen der Männer am Regierungstisch die moderne Litteratur speziell den leidenden Teil trotz des den eigentlichen Schlag erhaltenden sozialdemokratischen Sackes. Man darf sich nicht dabei beruhigen, dass nicht einmal die ganze sozialdemokratische Parteipresse und Litte-

ratur, sondern auch hier nur die Extreme getroffen werden würden. Mit Recht entgegnet man da, dass zum Schutz gegen extreme Ausschreitungen genügend Gesetzesparagraphen von jeher vorhanden sind, dass aber die neuen Paragraphen und erst recht ihre Anwendung so unbestimmt und dehnbar sind wie nur irgend möglich. Schon die billigen Witze etlicher Volksvertreter, die im Plenum fragen, ob bei Religion und Monarchie auch Herr von Egidy und der König von Dahomey geschützt werden solle, trafen den Nagel auf den Kopf. Eine einigermassen befriedigende Definition dieser und anderer in Frage kommenden Begriffe hat man weder aus den Reihen der Volksvertreter noch vom Tische des Bundesrats vernommen. Wie wunderbar würde eine solche Definition auch ausfallen, wenn die Herren sich in die Schätze der kostbaren Bibliothek im Reichstagsbau vertiefen wollten! Da würden die Kapläne mit den Folianten des heiligen Thomas, die Juristen mit Savigny und Jhering, die Sozialdemokraten mit den Werken der Marx, Ricardo und Engels, andere mit der Ethik und Logik von Paulsen, Spencer und Wundt, wieder andere mit Stirner und Nietzsche, Herzen und Bacunin anrücken; viel gelehrte Worte, viele geistreiche Difteleien würden da zu Tage kommen, aber man würde in Sprachen reden so unverständlich einer für den andern wie weiland beim Turmbau zu Babel. Vielleicht zerstreuten sich dann wie damals die Herren unwillig in alle Winde, und daheim in der stillen Klause entdeckten vielleicht auch König Stumm und Herr Gröber, dass der Ausspruch des alten jonischen Weltweisen „Alles fliesst“, auch und besonders für solche abstrakte Begriffe wie die zu definierenden gilt und bureaukratische Weisheit sie nicht beliebig einschachteln und etikettieren kann, um sie dann als Tabu zu erklären.

Ein noch grösserer Übelstand ist, dass die Männer, die die neue Vorlage ausgeheckt, vorgebracht und vertreten haben, offenbar nur sehr mangelhaft darüber unterrichtet sind, in wie umfassender Weise und mit welcher Schärfe gerade heute Kritik an den durch die neue Vorlage mit einem Dowe'schen Panzer zu schützenden Gütern geübt wird, von Männern, die mit der sozialdemokratischen Partei und Parteidoktrin auch nicht das mindeste zu thun haben, die ebenso wenig dem Anarchistenklub Autonomy angehören, ja die nicht einmal den Freisinn der Richter und Rickert, oder Ahlwardts Rachedurst wider Sem teilen. Unbekannt scheint in den beteiligten Kreisen ferner zu sein, dass die ganze moderne Litteratur nicht nur Deutschlands zu $^3/_4$ Problemdichtung ist und sich mit dem Problem der Liebe, Ehe, Religion, oft auch des Eigentums und der besten Staatsform befasst, und zwar in einer Weise, die durchweg mit rücksichtsloser Offenheit alles Morsche, Verfaulte, Verlogne, Konventionelle aufdeckt und so machtvoll, dass der öffentliche Frieden aller Philister und Spiessbürger in der That dadurch gestört wurde und wird. Die sozialdemokratische Partei stellt unter diesen Männern ein verschwindendes Kontingent. Gerade die Jüngsten revoltieren gegen die unerkannten Führer und gehen eigene Wege und mausern sich wie die Bruno Wille, M. v. Stern und Henckell. Von den grossen Umwertern aller Werte ganz zu schweigen. Auch der blödeste Parteiverstand wird Nietzsche auch seinen letzt veröffentlichten Schriften nicht mehr für die Gefolgschaft der Bebel und Liebknecht in Anspruch nehmen. Dasselbe gilt von Strauss und Feuerbach, die nächst Nietzsche die schärfste und treffendste Kritik am Christentum und seinem Stifter geübt haben. Was will ferner Bebels Buch von der Frau gegenüber der Kritik der modernen Ehe und der Sklaverei der modernen Frau besagen, die von den Ibsen, Zola, Tolstoi, der Amalie Skram und andern berühmten wahrhaftig nicht sozialdemokratischen Ausländern geübt ist? Mit Recht machte sich Harden in seinem Vortrage über das unschuldige Gedichtchen lustig, das der Staatssekretär als Probe revolutionärer Poesie verlesen. In Henckells Anthologie „Buch der Freiheit“ könnte Herr Nieberding ganz andere Proben von sehr angesehenen und im Schooss der Familie heimischen Poeten finden, dass allen ‚Frumben‘ die Haare bei der Deklamation im Reichstagssaal zu Berge stehen würden. Trotz dieser Gedichtchen ist der Krieg 1870/71 gewonnen und das deutsche Reich gegründet worden und das Dreigestirn Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Moltke so populär wie nur jemals der alte Barbarossa im Kyffhäuser. Vielleicht würde es den leitenden Männern doch ein wenig bänglich zu Mute werden, wenn sie die gewaltigen Listen der Proskribierten sehen, die die Männer der Feder bei energischer Handhabung der Umsturzvorlage stellen müssten. Sehr illustre Namen, auch Herren mit Titel, Adel und Orden sind dabei. Ich weiss nicht, ob sie in der Denkschrift, die die Fuldaer Bischofskonferenz über die unsittliche moderne Litteratur eingereicht hat, alle verzeichnet stehen. Die Drucklegung und Verschleissung dieser zeitgemässen Ergänzung des römischen Index, der eben den ganzen Zola verschlungen, wird im Interesse aller Psychologen und Kuriositätensammler hoffentlich bald erfolgen. Ein kleines Register der hauptsächlich in Frage kommenden Sünder aus dem Gebiet der Belletristik und Popularphilosophie wird zur näheren Orientirung Freunden und Feinden der Vorlage

nicht unerwünscht sein. Jeder mag sie sich in seinem Scherr, König und Leixner rot anstreichen. Der Zeitersparnis halber empfehle ich so etwa von 1882 ab einfach einen dicken roten Strich über die ganzen Seiten zu machen, es sei denn, dass „der historische Roman“, oder „der moderne Minnesang“ darüber steht. Ich beschränke mich auf dies Jahrhundert. Das Exemplifizieren auf Schiller, Goethe und Shakespeare ist ein billiger Börsenwitz. So weit wird man sich schon aus Furcht vor der Lächerlichkeit nicht versteigen, Tell und Carlos zu verbieten. Auch den grossen Briten wird man nebst Rabelais, Montaigne und Molière ungeschoren laufen lassen müssen.

Zuerst kämen in der deutschen Litteratur unseres Jahrhunderts allerhand böse Gedichte aus der Zeit des Wartburgfestes und der Karlsbader Beschlüsse, sodann die Männer vom jungen Deutschland in Betracht. Gutzkows „Vally“, Laubes Novellen, seine Neuausgabe gewisser Werke Heinses, vor allen Dingen Heine erregen ernste Bedenken. Das „Weberlied“ ist schon ohnehin verboten. Aber was soll man z. B. zu folgendem Gedichte sagen? Sollte man nicht meinen, der ungezogene Liebling der Grazien habe die Umsturzvorlage vorausgeahnt und sie dichterisch verewigen wollen? Der Raumersparnis halber und aus Respekt vor allen Brause- und Donnerwettern will ich nicht zitieren, aber keiner versäume es in seinem Heine unter „Letzte Gedichte“ nachzuschlagen. Es heisst „Aus Krähwinkels Schreckenstagen“.

Die Dichter des „tollen Jahrs“ 48 hier namhaft zu machen, erspare man mir und sei der Einfachheit halber auch hier mit dem Rotstift nicht zu sparsam. Dass Freiligrath wegen des „Löwenritts“ und der andern schönen exotischen Schulgedichte die politischen Sachen verziehen werden, halte ich für ziemlich unwahrscheinlich.

Von spätern stars müsste sich Spielhagen auf eine gesinnungstüchtige Revision seiner Romane gefasst machen. Die „Problematischen Naturen“ erregen bei zielbewussten Katholiken und Landpfarrern ohnehin längst schwere Bedenken in sittlicher Hinsicht. Heyse, in dessen Novellen, wie die Männer von der „Allgem. konservativen Monatsschrift“ so schön sagen, die Sünde lauert, wie die Schlange im Blumenkörbchen, Heyse, dieser „geistvolle Prophet der Fleischeslust“ laut demselben Gewährsmann, müsste wegen der „Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“, die Ehe und Religion verletzen, verdammt werden. Hebbel dürfte kaum ganz verschont bleiben. Fitgers „Hexe“, ganz besonders seine prachtvollen Gedichte dürften den Männern der Umsturzvorlage schwerlich konvenieren. Sobald wir in die 80er Jahre eintreten, wird die Sache vollends trostlos. Kommen wir doch jetzt zu den Männern, die schon unter den bisherigen Gesetzen grösstenteils von Justitia an der Hüfte gerührt sind, weil sie zu leichte Füsse hatten. M. G. Conrad, Alberti, die beiden Hart, Walloth, Conradi, Kretzer, Stern, Henckell, Mackay, Holz, Zoozmann, M. Hoffmann, Hauptmann, Sudermann, Halbe, Hartleben u. s. w. mit Grazie ad infinitum, die ungezählten Schaaren der politischen Leitartikler, Feuilletonisten und Kritiker eingeschlossen, hätten beständig das Damoklesschwert der Konfiskation oder Internierung in Plötzensee und andern idyllischen Luftkurorten über dem Haupte schweben. Von den berühmten Ausländern, deren Werken die Übersetzerthätigkeit sich zugewandt, ganz zu schweigen. Ich brauche bloss die Titel von 3 Schriften Tolstois, Das neue Evangelium, Vaterlandsliebe und Christentum, die Kreuzersonate, zu nennen, und der gräfliche Einsiedler ist nach der neuen Vorlage dreimal schuldig.

Man wende mir nicht ein, dass es ja in jedem einzelnen Falle der richterlichen Genehmigung einer Strafverfolgung bedürfe.

Selbst ein so bedächtiger Mann wie Professor Friedrich Paulsen steht nicht an, in solchen Fällen die richterliche Unparteilichkeit in Zweifel zu ziehen. Sind erst 10 Schriftsteller in rascher Folge verurteilt, so gilt der elfte, der vor die Schranken des Gerichts zitiert wird, leicht von vorne herein als überführter Sünder. Bei allem Respekt vor der Unbestechlichkeit und dem guten Willen des deutschen Richterstandes kann man ferner nach der Art und Weise, in der in den letzten Jahren litterarische Prozesse geführt wurden, zu urteilen, sich keinen tröstlichen Erwartungen für analoge Fälle in der Zukunft hingeben. Die erstaunte Frage des Staatsanwalts in dem Leipziger Realistenprozess: „Wer ist Hebbel? Sind dessen Werke in Leipzig erschienen?“ wirft ein grelles Schlaglicht auf die litterarische Unbildung von Leuten, die künftig immer häufiger Gelegenheit haben werden, über das Wohl und Wehe der Litteratur und ihrer Vertreter im buchstäblichen Sinne des Wortes zu Gericht zu sitzen.

Die moderne Litteratur erfreut sich ohnehin schon der liebevollen Aufmerksamkeit staatsanwaltlicher Kreise, die nichts weniger als erwünscht ist. Die Thatsache, dass mehr als die Hälfte aller richterlichen Entscheidungen hinsichtlich Konfiskation eines Buches und Verbot eines Theaterstücks durch eine höhere Instanz aufgehoben wurde, beweist, dass der Eifer schon jetzt eher zu zügeln als anzuspornen ist. Ein weiterer bedenklicher Umstand ist, dass nicht überall mit gleichem Maasse gemessen wird und dem subjektiven Ermessen des ein-

zelnen Richters ein ungeheurer Spielraum gelassen ist. Er hat ethische und ästhetische Werturteile oft im Handumdrehen zu fällen, über die die erleuchtesten Köpfe aller Nationen und Zeiten sich nicht heben einigen können. Ein Mord oder ein Diebstahl wird in Wien nicht anders empfunden als in Berlin oder Schöppenstedt. Aber der Richter in einem erzkatholischen Landstädtchen hat über die Unsittlichkeit eines Litteraturerzeugnisses ganz andere Anschauungen als ein Kollege in Berlin, der vielleicht selbst Verse macht und keine Schwankpremière im Residenztheater versäumt.

Schon bei der gegenwärtigen Handhabung der Gesetze werden Bücher in Berlin verboten, die in München und Dresden in allen Schaufenstern liegen, und umgekehrt. Die Reproduktionen von Bildern, die dem Pinsel hervorragender moderner Maler entstammen und in Berlin oder München von hohen und allerhöchsten Herrschaften wohlgefällig in Augenschein genommen sind, werden anderwärts von einer wohlweisen Behörde konfisziert, und nicht nur in Schöppenstedt oder Schilda. —

Wir dürfen uns keinem Zweifel darüber hingeben, dass nach Inkrafttreten der neuen Gesetzesparagraphen und ihrer energischen Handhabung unsere gegenwärtige Litteratur unter einem noch stärkeren Drucke stöhnen wird, als die russische unter der Knute der Censoren. Henrik Ibsen hat freilich einmal gemeint, ein solcher Ausnahmezustand gebe dem Dichter einen moralischen Ruck und aus Opposition rege sich der freie Geist erst recht, aber er hat dann selbst zugestanden, dass er nicht zu den Leuten, die die Knutenhiebe bekommen, gehören wolle. Nicht jeder ist ferner von dem Holze, aus dem Märtyrer geschnitzt werden, und wie die Menschen einmal sind, ist anzunehmen, dass das beständige Schielen nach dem Staatsanwalt eine infame Leisetreterei, Doppelsinn, ein zwischen den Zeilen zu lesen hervorrufen wird oder eine stumpfe Resignation. Triumphieren werden die Leute, die ohnehin nur Wassersuppen kochten und Zuckerwasser kredenzten, die Backfisch- und Gouvernantendichter, die litterarischen Zuckerbäcker, Heiligenbilderschnitzer, Festedenschneufer, Possenreisser und Hurrahpatrioten.

Man wusste auch vor der Unterredung Wilhelms II. mit Jules Simon, dass Emile Zola nicht nur im Vatikan, sondern auch im Berliner Schlosse persona ingreta ist. Schillers Vers: Keines Medicäers Güte u. s. w. trifft auf das Verhältnis der leitenden Kreise zu der modernen Litteratur vollständig zu. Gewiss, zwischen der höfischen Dichtung und der Armeleutepoesie liegt eine Welt, aber das schlimme ist, dass die heute hoffähige Poesie von berufenen Kritikern überhaupt nicht mehr recht als Poesie anerkannt werden kann. Wenn die einmütig als unglaublich triviale und abgeschmackte Machwerke bezeichneten Schwänke englischer Litteraturklowns per Extrazug in die Schlösser der Regierenden geholt werden und der geschäftskundige Importeur, der sie vorführt, hernach eine grosse Medaille für Kunst und Wissenschaft erhält, so muss in den Köpfen vieler Leute notwendig eine Begriffsverwirrung entstehen. Ein Lob aus fürstlichem Munde ist für alle, die den Mann nicht von seinem Amt zu scheiden wissen, weit schwerwiegender als die Urteile der gewiegtesten fachmännischen Kunstkenner. Und mehren sich nun, wie wir es in letzter Zeit bei dem Reichstagsbau, dem Schillerpreis und der Dekorierung der Frau Parlaghi erlebt haben, die Fälle, in denen das Urteil des Monarchen dem der Fachleute diametral entgegensteht, so bildet sich eben jene eigentümliche Kunst heraus, deren oberstes Gesetz nicht des Urteil der Ästhetiker, sondern regis voluntas ist. So lange sie ein Gegengewicht in dem freien Sichausleben aller unabhängigen, künstlerischen Richtungen hat, die nicht von Gottes und Königs Gnaden ihre Gesetze empfangen, mag es angehen. Aber will man der freien Kunst den Lebensnerv unterbinden und sie den Männern des Gesetzes ausliefern, so ist die Furcht nur zu berechtigt, eine unselbstständige und gehaltlose Afterkunst möchte die Gaben der Muse überhaupt für lange Zeit diskreditieren. Die Wissenschaft befindet sich in ähnlicher, wenn auch nicht ganz so schlimmer Lage. Die Reden gewisser Centrumsabgeordneten lassen keinen Zweifel darüber übrig, dass man nicht nur Friedrich Nietzsche und die Jünger von Marx und Lassalle, sondern auch Friedrich Paulsen, Wilhelm Wundt und Ernst Häckel nebst der ganzen Schaar ihrer Anhänger und Jünger in deutschen Gelehrtenkreisen vor den Stuhl des heiligen Loyola fordern möchte. Alle philosophischen und sozialpolitischen Schriften, die nicht in den ‚Stimmen von Maria Lauch‘ und im Verlage der Herder'schen Buchhandlung in Freiburg erscheinen resp. das S. J. auf dem Titelblatt hinter dem Autornamen tragen, sind den Herren ein Dorn im Auge. Von allen Seiten werden darum auch Protestkundgebungen gemeldet. Sie können nicht laut und nicht zahlreich genug an das Ohr der Volksvertreter dringen, die nächstens ihre Stimme für oder gegen die neuen Knebelparagraphen abzugeben haben werden. Mögen sie folgende nur in einem Worte von mir veränderte Frage des grossen Umstürzlers Friedrich Nietzsche sich gewissenhaft vorlegen:

— Ist das noch deutsch?
Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte . . .
Denn wes ihr hört, ist Rom —
Roms Glauben und Roms Worte!

Berlin, 13. Februar 1895. H. St.



Münchener Theaterbrief.

Von Hans Soltau.

Die nachstehenden Zeilen müssen, sollen sie ihre Aufgabe, einen zusammenfassenden Rückblick über das Münchener Kunstleben zu geben, erfüllen, etwas weit ausholen; wenn auch nicht gerade ab ovo, so doch mit den hundstägigen Zeitläuften des Jahres 1894 hat der Geschichtsschreiber der gegenwärtigen Theatersaison zu beginnen. Das hängt mit unserer — etwas seltsamen äusseren Theaterorganisation zusammen, welche nur eine grössere Ruhepause in der Arbeit unserer hauptstädtischen Theater kennt: die einmonatlichen Sommerferien. Nach denselben rollt der Thespiskarren ruhe- und rastlos weiter, kein grösserer Abschnitt tritt mehr ein und es ist daher schliesslich nur aus der einmal herkömmlichen Gepflogenheit zu erklären, wenn auch wir von einer Sommer- und einer Wintersaison sprechen; bei gutem Willen liesse sich vielleicht noch das weitere Kriterium für die Wintersoison finden, dass für diese Zeit regelmässig unsere theatralischen Neuheiten — versprochen worden (gehalten wird dies Versprechen indes nicht etwa in der Wintersaison, sondern die Spielzeit ist oft bereits bedenklich ihrem Ende zugerückt, wenn die letzten der versprochenen Neuheiten vom Stapel laufen. Dadurch ergiebt sich unmittelbar eine gewisse Gleichförmigkeit und Monotonie in unserem Theaterleben; zumal die „grossen Ereignisse“ samt und sonders in jene Epoche verlegt sind, welche unmittelbar nach den Sommerferien folgt. Um diese Zeit hat unser Generaldirektor Possart die heisse Fehde mit Bayreuth durch die gleichzeitigen Wagnerfestspiele ausgefochten — und wahrlich nicht zu seinem Unterliegen! Um diese Zeit ist der Meister des Théâtre français Msr. Coquelin über den Rhein zu uns gekommen; um die gleiche Zeit endlich hat unser Schauspiel es mit einem Cyklus Shakespearescher Königsdramen versucht.

Nachdem das kunstpolitische Interesse, welches Coquelins Überschreiten des Rheines als das erste komplette Gastspiel französischer Künstler auf deutscher Erde besass, bereits durch das ondere fait accompli, welches das Théâtre libre in Berlin inzwischen geschaffen, weit überhult worden ist, würde ich auf die obengenaunte französische Tournée nicht zurückkommen, wenn nicht eine Frage allgemeinen litterarischen Interesses mich dazu zwänge. Neben dem modernen Repertoire des Théâtre français, zu welchem merkwürdiger Weise auch die Posse: Les surprises du divorce (Madame Bonivard) gehört, interessierten natürlich in hervorragendem Maasse die Darstellungen Molièrescher Komödien. Man ist bei uns in München Molière gegenüber in zwei Extreme verfallen; nach dem einen gilt für Molière das Dante'sche „lasciate ogni speranza“, m. a. W. eine Wiederbelebung der Molière'schen Muse für die moderne Bühne wäre überhaupt verlorene Liebesmühe; dem Geschmacke unserer Zeit stehe diese Moral und Komik so ferne, dess ein szenisches Näherbringen ausgeschlossen sei. Das andere Extrem — und ich halte es für ein Extrem — glaubt, durch Modernisierung der Form das Problem zu lösen. De soll insbesondere statt des freilich auf steifen Stelzen einherhumpelnden Alexandriners der quecksilberne deutsche Knittelvers Molière retten. Ja der Gedanke wäre wohl vortrefflich, wenn es heute gälte, Molières Komödien für die deutsche Bühne erst zu dichten. Für den schon gedichteten Molière aber ist der Alexandriner ein ebenso wesentliches Requisit, wie etwa das groteske Barockkostüm seines Mascarilles, die Perücke seines Tartuffes (oder wie Coquelin schreibt — „Tartufes“!) Wären die Dramen des geistvollen Komödiographen Ludwigs XIV nicht jene vollendeten Dichtungen, die sie in der That sind, dann liesse sich wohl bessern eine Kostümierung in moderner Theaterpappe denken; so aber sind sie das wehrhaftige Produkt ihrer Zeit, in der ihre feste Wurzel gefasst haben und ausser der sie einfach unmöglich sind. Statt also sie durch modernes Gewand, das ihnen nun doch einmal nie passen wird, immer mehr von dem Ideal zu entfernen, das sie für die Komödiendichtung aller Zeit sein werden, ist es wohl richtiger, ihnen das Milieu, all' die köstlichen Einzelheiten, all' den historischen Stil zu verleihen, in dem sie einmal die Bewunderung der Welt verdient haben. Das lehrt Coquelin; anderer Ansicht ist Fulda und übersetzt Molière in deutsche Verse. Ich werde der letzte sein, der Fuldas Verdienst schmäht; die Schönheit seiner Sprache, die Souveränität seines Verses schon würde dos verbleten — allein den Molière Ludwigs XIV. hat er nicht der Bühne wiedergegeben. Man hat in München Fuldas Übersetzung nach wenigen Reprisen wieder ad acta des Theaterarchives gelegt, das beweist für die oben ausgeführte Ansicht, wenn schon die Thatsache nach anderer Richtung nicht ganz gerecht ist.

Einen originellen Gegensatz zu dem französischen Gastspiele bot die Tournée der Duse, welche zum zweitenmale München heimgesucht hat. Eleonora Duse, diese seltsame Frauengestalt, ist von der Münchener Kritik als eine „künstlerische Offenbarung“ begrüsst worden. Mir scheint es, als ob dieses Epitheton doch mehr einem begeisterungsfähigem Herzen, als einem scharfabwägenden Verstande entstommt. Die Duse ist eine prächtige Darstellerin; nicht ihre „Kameliendame“, nicht ihre „Magda“,

wohl aber ihre Locandiera (in Goldoni's gleichnamigen Lustspiele) setzen dus ausser allem Zweifel; wo trotz eines unbestreitbaren Mangels körperlicher Reize eine Darstellerin solche Siege bestrickender Anmut und Koketterie erzielt, da ist der Erfolg durch eine grosse Darstellungskunst errungen. Aber die Duse ist kein Wunder, zu welchem unsere Zeitgenossen die kleine nervöse Frau zu gerne gemacht hätten. Die Künstlerin beschränkt ihr Repertoire auf ca. 6 Rollen, und wer wollte bezweifeln, dass bei solcher Beschränkung auf dem engbegrenzten Gebiete naturgemäss Besseres, ja geradezu besonders Gutes sich erzielen lässt; zudem sind die Duserollen nicht von jener Art, die eine hervorragende geistige Mitarbeit der Darstellerin erfordern; eine Kameliendame, eine Santuzza (Cavalleria rusticana von Verga") sind wahrlich nicht Gestalten für selbstständige Kunstoffenbarung. Was die Duse indes soweit über ihre Kolleginnen stellt, das ist, dass sie die Schablone verabscheut und dem Verismus auch im Schauspiel zum Rechte verhilft. Und wir selbst sind dankbare Zuschauer, sehen wir einmal an Stelle der konventionellen Pose eine einfache, aber unendlich mehr sagende Mienenbewegung, hören wir statt des tragischen Aufschreies einen konvulsiv erstickten Seufzer, so sind wir überrascht, und da uns das Horaz'sche nil admirari heute mehr als je fremd geworden ist, sprechen wir von „künstlerischer Offenbarung". In München selbst aber hat die Duse sich einen Trik gestattet, der einer grossen Künstlerin wahrhaftig nicht würdig ist. Eines Tages erfuhr durch die Tagespresse unser dusetolles Publikum, dass die Künstlerin für immer von der Bühne Abschied nehme und zwar auf dem Münchener Hoftheater zum letztenmale vor die Rampen treten werde. Die nächste Folge war, dass die Dusebegeisterung den Gipfelpunkt einer Art Dusewahnsinn erreichte; das bis zum letzten Winkel gefüllte Haus applaudierte wie toll, und wohl nie hat unser Theater eine grossartigere Ovation gesehen, als beim Abschied der Duse. Zwei Wochen später verkündete die Presse, dass die Duse demnächst wieder in London auftreten werde und auch für 1894 bereits wieder ein Ensemble zu einer zweiten Tournée durch Deutschland geworben habe. Die schamlose Komödie des Duseabschiedes ist für unser Publikum eine harte, aber heilsame Lehre gewesen. Die Duse kam thatsächlich ein zweites Mal nach München; aber an Stelle der ehedem von glänzenden Toiletten bevölkerten Logen und Sitze ein erschreckend leeres Haus, gähnende Sperrsitzreihen. Ich nahm dies für eine unzweideutige Antwort unseres Publikums. — Dabei läge es nahe, ein paar Worte über die Reklame oder um politischer den Ausdruck zu wählen! — über den unlauteren Wettbewerb in der Kunst zu sprechen; wäre das nur so einfach und erforderte es nicht eine berufenere Feder, unserer Kunst die unsauberen Machenschaften zu beleuchten, die wahrhaftig nicht zu ihrem Heile dienen. Namen wie Duse, Coquelin, Sonzogno und Mascagni würden in einer Geschichte der modernen Kunstreklame bedenklich im Vordertreffen stehen. — Zum Glücke manövriert unsere erste Bühne, abgesehen von auswärtigen Gästen, nur wenig mit Gastspielen. Ich sagte: zum Glücke! Denn schliesslich ist es doch richtig: je vornehmer eine Bühne geleitet ist, umsoweniger Gastspiele wird sie haben. Ich stehe nicht an, Gastspiele als eine Gefahr für jede Bühne zu erachten. Bei unseren modernen Gastspielgrössen überwiegt regelmässig eine hervorragende individualistische Begabung; diese Individualität wird im ungewohnten Rahmen, d. h. in der Bühne und dem Ensemble, in welche der berühmte Gast eintritt, störend, fremdartig wirken. Ich kann mir beispielsweise nichts entsetzlicheres denken, als ein hervorragendes Drama zwar von einem in dasselbe eingespielten Ensemble, aber in der Hauptrolle von einem naturgemäss durch Eigenart weit abstehenden fremden Künstler dargestellt zu sehen; der künstlerische Zwiespalt, der notwendige Mangel an Einheit — das Alles sind Folgen einer solchen theatralischen Unthat. Ein Vorteil mag Gastspielen ja jederzeit zugestanden werden: sie sind ein Stück moderner Theatergeschichte, insofern sie ein Bild von dem Stande der Theaterkunst ausserhalb der Grenzpfähle zu bieten im Stande sind und so gewissermaassen zum intellektuellen Ansporn für die einheimische Kunst werden — können. Aber dazu genügt es, wenn diese Gelegenheit einmal geboten wird, zweimal die Duse nach München zu berufen, ist Luxus, dreimal: wäre Unverstand. Mit Recht hält die Leitung unserer Bühnen Maass in Gastspielen, soweit es das Schauspiel wenigstens anlangt, und in der Oper sind derartige Dinge ja naturgemäss nicht so gefährlich. Im Grossen und Ganzen beschränkt sich der fremde Einfluss auf eine Ausländerei und auf die Gastspiele der Frau Clara Ziegler, die überdies insofern nicht als Gastin im strengen Wortsinne anzusehen ist, als sie ehedem unserer Hofbühne angehörte und noch heute deren Ehrenmitglied ist. Diese hervorragende Tragödin bedeutet für München den Bestand des klassischen Dramas; wie ihre Gestalt, so ragt auch ihre Kunst weit über das Mittelmaass zeitgenössischer Grösse hinaus und ihre Medea in Grillparzers gleichnamiger Trilogie, ihre Pentesilea in Kleist's Tragödie, das sind Darbietungen wahrhaft klassischer Kunst. Leider unterliegt auch die grösste Kunst dem ehernen Gesetze des Alters! es ist hart, inmitten der Bewunderung einer ächten Künstlerin an das leidige Alter denken zu müssen, allein was hilft hier Selbsttäuschung? Die Rolle einer Sappho muss schon heute aus dem Repertoire der grossen Tragödin gestrichen werden; doch die Medea wird dafür vielleicht noch ein Dezennium von wahrhaft erhabener Kunst ein Zeugnis ablegen dürfen. — Eine hochkünstlerische That, die ihrem geistigen Urheber grosse Ehre macht, ist der Cyklus Shake-

spearischer Königsdramen gewesen. Es gehört schon ein gut Stück Mut dazu, in unseren Tagen mehrmals Shakespeare zu geben, und doch verliert die Zeit und die Bühne, welche auf Shakespeare verzichten wollte, ihr vornehmstes Muster und ein wirkliches Korrektiv ihrer dramatischen Thätigkeit. Leider hat unser Bühnenleiter auf die von seinem Vorgänger eingeführte Shakespeare-Bühne verzichtet. Das ist bedauerlich, denn diese Bühne mit ihrer Dreiteilung hatte erhebliche Vorzüge. In unglaublich schneller Folge konnte Szene an Szene sich reihen. Durch eine geschickte Wandeldekoration im Hintergrunde des vornehmen Bühnenrahmens war es ermöglicht, selbst die zügelloseste Willkür Shakespearescher Phantasie zu realisieren, ohne durch Fallenlassen eines Vorhanges störend zu wirken. Ohne diese Bühne wird man stets zu Kürzungen und — was das Bedenklichste ist, zu Kombinierung mehrerer Szenen in eine schreiten müssen. Shakespeare hat aber auch heute noch ein Recht darauf, entweder so, wie er geschrieben hat, oder — eben gar nicht gespielt zu werden. Das ist — abgesehen von der immerhin für Bühne und Publikum anerkennenswerten Parforceleistung der Gesamtaufführung der Wallensteintrilogie an einem Sonntagnachmittage — (Anfang 2 Uhr Nachmittags, Ende 10 Uhr Abends) — so ziemlich Alles, was wir für das klassische Drama in dieser Saison gethan haben.

Was die „Neueren“ anlangt, so wird dieser Rückblick sich zumeist mit der Konstatierung ihrer Aufführung begnügen können, denn einerseits sind es Novitäten, die auch anderwärts, insbesondere in Berlin, bereits dem Publikum bekannt geworden sind, anderseits aber solche, die es nicht verdienen, über das Weichbild Münchens heraus bekannt zu werden. Zu den ersteren gehören die Lustspiele „Heiratsnest“ von Davis, „Fräulein Frau“ von Moser, „Minnekönigin“ von Gumppenberg, „Herr Senator“ von Schönthan, „Zwei Wappen“ von Blumenthal, „Schmetterlingsschlacht“ von Sudermann; zu der zweiten Gruppe aber Claars entsetzliches Drama „Die Schwestern“ e tutti quanti! Leider ragt über alle diese Novitäten eine hervor: Sardous effektvolle Madame Sans-Gêne. Ich stehe nicht an, diese Komödie als eine bedauerliche Erscheinung auf der Bildfläche einer Hofbühne zu erachten. Allein schliesslich machen auch Hofbühnen dem Geschmacke ihres Publikums kleine Zugeständnisse und der Geschmack unseres Publikums ist sehr unzweideutig für Sardous neue Theatermache, denn selbst die 60. Reprise hat vor ausverkauftem Hause statt gehabt.

Ein Drama, das bis heute leider eine Art Münchener Reservatrecht geblieben, ist Schaumbergers „Neue Ehe“; das Theaterstück dieses Münchener Poeten zeigt wirklich prächtiges Wollen und sicherlich auch ein gut Stück Können noch dazu. Leider erfolgt die Peripetie der auf Ibsen'scher Basis ruhenden „alten“ Ehe in etwas jähem Sturze, und das ärgert die Hörer regelmässig, die da mit viel Behaglichkeit der psychologischen Entwicklung harren. Die übrigen Münchener Dichter werden dem Publikum stets „kollektiv“ vorgeführt. Unser Generaldirektor hat zu diesem Zwecke die sog. „Münchener Dichterabende“ geschaffen, deren Material regelmässig der Rechtsanwalt Bernstein, der Legationsrat Böhm und ausserdem noch ein oder der andere Dichter von Beruf wie Herm. Lingg und M. Greif stellen. Es liegt nahe, dass der lokalpatriotische Wert dieser Abende den litterarischen meist weit überholt. Aus der mit Beginn der Saison veröffentlichten „Verspruchsliste“ ist man uns noch die dramatischen Neuheiten: „Inez de Castro“, Trauerspiel von Gottfried Böhm, „Wohlthäter der Menschheit“ von J. Philippi, „des Szepters Schwere“ von Lichtenfelde, „Ein Nachtlager Corvins“, historisches Lustspiel von Fr. Nissel, schuldig geblieben; davon also später!

Nachdem Zahlen mehr als Alles beweisen, möchte ich noch das Verhältnis unserer Oper zum Schauspiele, (die ja leider beide und zwar in ihren sämtlichen Nuancen — musikalisches Drama, romantische, komische und Burleske-Oper, klassisches und modernes Drama, Lustspiel, Posse und Schwank — in ein und demselben Hause ihre Heimstätte haben) ziffernmässig feststellen. Während das verflossene Jahr 1894 im Ganzen 187 Opernaufführungen brachte, ist das Schauspiel mit 114 Abenden vertreten (wobei allerdings die Vorstellungen im Residenztheater, dem künstlerischen Appendix des Hoftheaters mit berücksichtigt sind.) Das Verhältnis zwischen musikalischen und dramatischen Darbietungen ist also ein immerhin für die dramatische Kunst recht erfreuliches.

Nur mit ein paar Worten noch lassen Sie mich des zweiten Theaters in München: des Gärtnertheaters gedenken! Der eklektische Spielplan dieses Theaters, das eben all' das, was von den beiden Hofbühnen aus programmmässigen oder Etiquette-Gründen ausgeschlossen ist, thunlichst in Berücksichtigung ziehen muss, erfordert eine tüchtige Kraft an der Spitze der Bühne. Man darf mit dem Leiter wohl zufrieden sein, der ausser dem immer noch unverwüstlichen Komiker Schweighofer dem Publikum auch Künstlerinnen vom Range einer Nuscha Butze vorstellt. Wenn die Letztere auch den Höhepunkt ihrer Kunst vielleicht bereits überschritten, so hat sie doch erst jüngst noch in Minna von Barnhelm, in Ibsens Gespenstern (Frau Alwing) u. a. noch soviel Eigenart und Kunst bewiesen, dass ihre Gastspieltage in München wahre Festtage für den Kunstfreund bedeuten. —

Im Augenblick wo ich die Feder aus der Hand legen will, bemerke ich, dass ich durch Expektorationen allgemeinen Interesses abgelenkt nur ein unvollkommenes Bild unseres konkreten Theaterlebens gegeben habe. Allein es darf, wie jede Epistel ihre Einleitung, vielleicht auch die Reihe „Münchener Revuen“ ihren Einleitungsbrief beanspruchen!



Der Schmuck.

Novelle von Guy de Maupassant

Deutsch

von Wilhelm Lilienthal.

Sie gehörte zu jenen hübschen, reizenden Mädchen, die ein Irrtum des Schicksals in eine einfache Beamtenfamilie verpflanzt hatte. Sie besass keine Mitgift, keine Hoffnungen, und so liess sie sich denn mit einem mässig besoldeten Beamten aus dem Unterrichtsministerium verheiraten.

Sie fühlte sich für den Luxus und den Reichtum geboren und litt unter ihrer untergeordneten Stellung. Ihre bescheidene Wohnung, die kahlen Wände, die gewöhnlichen Möbel, die hässlichen Stoffe, all' das war ihr ein Greuel.

Wenn sie sich an den mit einem leinenen Tuch belegten Tisch mit ihrem Gatten zum Essen niedersetzte, und ihr Mann beim Anblick der Suppenterrine mit verzückten Augen erklärte: „Ach, es giebt doch nichts schöneres, als eine gute, kräftige Brühe," dann dachte sie an feine Diners mit glitzerndem Silbergeschirr, galonnierten Dienern, auserlesenen Weinen und köstlichen Speisen.

Sie besass keine Toiletten, keinen Schmuck, nichts. Und doch schwärmte sie so sehr dafür; sie fühlte sich dafür geschaffen. Sie hätte so gern gefallen mögen, sie wollte bewundert und beneidet sein. —

Sie hatte eine reiche Freundin von der Pension her, die sie aber nicht mehr besuchte, weil ihr der Anblick ihres Glückes weho that. Und so sass sie oft und weinte vor Kummer, Zorn und Verzweiflung.

Eines Abends kam ihr Mann mit glückstrahlendem Gesicht nach Hause; in der Hand hielt er ein Couvert und sagte:

„Da, sieh, das ist etwas für Dich."

Sie öffnete schnell den Umschlag und zog eine Karte heraus, auf der folgende Worte standen:

„Der Unterrichtsminister Georges Ramponeau und Gattin beehren sich, Herrn und Frau Loisel zu der am Montag, den 18. Januar a. c., im Ministerhotel stattfindenden Ballfestlichkeit ergebenst einzuladen."

Aber anstatt, wie ihr Gatte es vermutet, in hellen Jubel auszubrechen, warf sie die Einladung missmutig auf den Tisch und rief:

„Was soll ich damit?"

„Aber, meine Liebe, ich glaubte, Du würdest Dich freuen. Du gehst nie aus, und jetzt hast Du doch dazu Gelegenheit. Es wurde mir sehr schwer, die Karte zu bekommen, die Beamten sind nicht allzu reichlich bedacht worden. Du wirst dort die ganze vornehme Gesellschaft kennen lernen."

Sie sah ihn zornsprühend an und erklärte ungeduldig:

„Möchtest Du mir nicht sagen, was ich zu einem solchen Feste anziehen soll?"

Daran hatte er allerdings nicht gedacht und meinte:

„Nun, das Kleid, das Du immer im Theater trägst; es ist doch noch recht gut . . ."

Er schwieg bestürzt, denn seine Frau fing plötzlich zu weinen an. Er sah, wie zwei dicke Thränen ihr die Wangen hinunterrollten und sagte:

„Was fehlt Dir? Was hast Du?"

„Nichts. Ich habe nur keine Toilette und kann infolgedessen auch dieses Fest nicht besuchen. Gieb Deine Karte einem Deiner Kollegen, dessen Frau bessere Garderobe hat, als ich."

Er war untröstlich und entgegnete:

„Sage 'mal, Mathilde, wie viel würde denn eine anständige Robe kosten, die Du noch zu anderen Gelegenheiten tragen könntest?"

Sie dachte einen Augenblick nach und erwiderte zögernd:

„Ich weiss nicht genau, aber ich glaube, mit 400 Francs liesse sich's einrichten."

Er war ein wenig blass geworden, sagte aber doch:

„Gut. Ich gebe Dir die 400 Francs. Aber suche Dir nur etwas recht schönes aus."

Der Tag der Festlichkeit rückte näher, und Mathilde schien traurig und unruhig. Eines Abends fragte sie ihr Gatte:

„Was fehlt Dir denn? Du bist ja seit einigen Tagen ganz sonderbar?"

Sie erwiderte: „Ich habe keinen Schmuck, kein Geschmeide. Ich werde so ärmlich aussehen, darum möchte ich am liebsten den Ball gar nicht besuchen."

Er meinte: „Du steckst lebende Blumen an. Das ist jetzt sehr chic. Für zehn Francs kannst Du zwei bis drei prachtvolle Rosen haben."

Sie war durchaus nicht zufrieden.

„Nein, es ist mir zu peinlich, unter all den reichen Damen so ärmlich zu erscheinen."

„Du bist doch recht thöricht!" erwiderte er, „suche Deine Freundin, Madame Forestier, auf und bitte sie, Dir ihren Schmuck zu leihen. Du bist ja sehr befreundet mit ihr, und sie wird Dir wohl den Gefallen thun."

Sie stiess einen Freudenschrei aus und rief:

„Das ist wahr. Daran hatte ich gar nicht gedacht."

Am nächsten Tage begab sie sich zu ihrer Freundin und klagte ihr ihr Leid. Madame Forestier ging zu ihrem Schrank, entnahm demselben ein Kästchen, öffnete es und sagte zu Mathilde:

„Da, wähle Dir etwas aus."

Sie probierte erst Armbänder, dann ein Perlenhalsband, dann ein venetianisches Kreuz von wunderbarer Arbeit. Aber nichts schien ihr recht zuzusagen, und sie fragte schliesslich:

„Hast Du weiter nichts?"

„Ja. Sieh nur nach, ich kenne ja Deinen Geschmack nicht."

Endlich entdeckte sie in einem mit schwarzer Seide ausgeschlagenen Kästchen eine reizende Diamanten-Rivière. Mit zitternden Händen befestigte sie das Kleinod, betrachtete sich freude-

strahlend im Spiegel und fragte zögernd und ängstlich:

„Möchtest Du mir das leihen?"

„Gewiss."

Glückstrahlend fiel sie der Freundin um den Hals, küsste sie ab und eilte mit ihrem Schatz nach Hause.

Der Tag des Festes kam. Mathilde feierte einen kleinen Triumph. Sie war hübscher und eleganter als alle anderen Damen Die Männer erkundigten sich nach ihr und wünschten ihr vorgestellt zu werden. Alle Attachés tanzten mit ihr, selbst der Minister geruhte, sie zu bemerken.

Sie tanzt leidenschaftlich, wie im Taumel, und denkt im Triumph ihrer Schönheit, im Ruhm ihres Erfolges an nichts.

Um 4 Uhr morgens brechen sie auf. Ihr Mann schläft bereits seit Mitternacht in einem Salon, neben ihm thun drei andere Herren, deren Frauen sich prächtig amüsieren, dasselbe.

Er legt ihr den recht bescheidenen „bürgerlichen" Mantel um, dessen Ärmlichkeit mit der Eleganz des Ballkleides seltsam kontrastiert. Sie fühlt den Unterschied und will schnell fort, um von den anderen Damen, die sich in prächtige Pelze hüllen, nicht bemerkt zu werden; aber ihr Gatte hält sie mit den Worten zurück:

„Warte doch. Du wirst Dich erkälten. Ich werde Dir einen Fiaker holen."

Sie aber hört nicht und eilt schnell die Treppe hinunter. Endlich finden sie auf dem Quai eine jener altmodischen Droschken, die man in Paris nur bei Nacht sieht, als schämten sie sich am Tage ihres jämmerlichen Aussehens.

Sie fahren nach ihrer Behausung in der Rue des Martyrs, und sie betritt traurig ihre kleine Wohnung. Sie denkt, jetzt wäre es für sie vorbei; einmal und nicht wieder. Er meint, er müsse morgen um 10 Uhr im Ministerium sein.

Sie nimmt den Mantel ab und tritt vor den Spiegel, um sich noch einmal zu bewundern. Plötzlich stösst sie einen Schrei aus; die Diamant-Rivière ist nicht mehr da!

Ihr Mann, der es sich inzwischen bequem gemacht, fragt:

„Was hast Du denn?"

Entsetzt wendet sie sich um.

„Ich . . . ich . . . ich habe meinen Schmuck nicht mehr!"

Er stammelt: „Wie! das ist ja nicht möglich!"

Sie suchen in den Falten der Robe, im Mantel, in den Taschen, überall. Aber sie finden nichts. Er fragt schliesslich:

„Hast du ihn denn auch noch gehabt, als Du den Ball verliessest?"

„Ja, ich habe ihn im Vestibule des Ministeriums ganz sicher noch gehabt!"

„Aber wenn Du ihn auf der Strasse verloren hast, so mussten wir ihn doch fallen hören. Er wird in dem Fiaker liegen!"

„Ja, wahrscheinlich. Weist Du die Nummer?"

„Nein. Weisst Du sie nicht?"

„Nein."

Bestürzt blicken sie sich an. Schliesslich kleidete sich Loisel wieder an und sagte:

„Ich werde den Weg, den wir zu Fuss gemacht haben, noch einmal zurückgehen und sehen, ob ich die Rivière nicht finde."

Damit ging er. Sie blieb gedankenlos, ohne sich anzukleiden, auf dem Stuhle sitzen.

Um sieben Uhr kam ihr Mann nach Hause. Er hatte nichts gefunden.

Er begab sich nach der Polizei-Präfektur, zu den Zeitungen, schrieb eine Belohnung aus, kurz, setzte alle Hebel in Bewegung, des Schmuckes wieder habhaft zu werden. Sie wartete den ganzen Tag über in der grössten Aufregung.

Niedergeschlagen und erschöpft kam Loisel Abends nach Hause, ohne auch nur eine Spur entdeckt zu haben.

„Du musst Deiner Freundin schreiben," sagte er, „Du habest die Einfassung zerbrochen und liessest sie reparieren. So gewinnen wir wenigstens Zeit."

Sie that, wie er ihr gesagt. Nach einer Woche gaben sie jede Hoffnung auf.

Loisel, der um 5 Jahre gealtert schien, erklärte: „Wir müssen den Schmuck ersetzen!"

Am nächsten Tage nahmen sie das Etui, in dem der Schmuck gelegen hatte, und begaben sich zu dem Juwelier, dessen Name darin stand. Er sah in seinen Büchern nach und sagte: „Ich habe diese Diamant-Rivière nicht verkauft, sondern habe nur das Etui geliefert!" Nun gingen sie von Juwelier zu Juwelier, und suchten nach einem Schmuck, der dem verlorenen ähnlich sah.

Endlich fanden sie in einem Laden des Palais-Royal einen Diamantschmuck, der dem ersten zum Verwechseln glich. Er kostete 40000 Francs. Für 36000 wollte man ihn ihnen lassen.

Sie baten den Juwelier, ihnen das Verkaufsrecht auf drei Tage zu belassen und stellten als Bedingung, er müsse ihn für ein gewisses Reugeld zurücknehmen, falls sich der erste vor Ende Februar wiederfände.

Loisel besass 18000 Francs, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Den Rest lieh er sich.

Er lieh von dem einen 1000 Francs, von dem andern 500, von einem dritten 200 Francs und so fort, bis er die Summe beisammen hatte. Er unterschrieb Wechsel, ohne die Gewissheit zu haben, sie auch einlösen zu können, kaufte den Schmuck und bezahlte dem Juwelier die geforderte Summe von 36000 Francs.

Als Mathilde ihrer Freundin den Schmuck zurückbrachte, sagte diese in kühlem Tone:

„Du hättest ihn mir auch früher wiedergeben können, denn ich brauchte ihn."

Sie öffnete das Etui nicht, wie Mathilde gefürchtet hatte. Wenn sie den Tausch bemerkte, was würde sie denken? was würde sie sagen? würde sie sie nicht für eine Diebin halten?

Mathilde kannte das entsetzliche Dasein der Entbehrung. Sie hatte heldenmütig ihren Entschluss gefasst: diese Schuld musste getilgt werden, auf jeden Fall. Sie schaffte das Dienst-

mädchen ab, die Wohnung wurde gekündigt, und eine Mansarde unter dem Dache gemietet.

Jeden Monat mussten sie einige Wechsel bezahlen, andere prolongieren, um Zeit zu gewinnen, kurz, es war ein grässliches Leben.

Der Mann führte abends einem Kaufmann die Bücher und schrieb in der Nacht Manuskripte ab, für 5 Sous die Seite.

Dieses Leben dauerte zehn Jahre.

Nach zehn Jahren war alles abbezahlt, alles mit den Wucherzinsen und den neu aufgenommenen Wechseln.

Mathilde sah jetzt recht alt aus. Sie war die starkknochige, rauhe Hausfrau des Kleinbürgertums geworden. Manchmal, wenn sie ihren Mann auf dem Bureau wusste, setzte sie sich ans Fenster und dachte an jenen Ball, auf dem man sie so gefeiert und umschwärmt hatte.

Eines Sonntags ging sie, um sich von den Strapazen der Woche zu erholen, nach den Champs-Elysées, da bemerkte sie plötzlich eine Dame, die ein Kind spazieren führte. Es war Madame Forestier, die noch immer jung, schön und blendend aussah.

Mathilde fühlte sich bewegt. Sollte sie sie anreden? Gewiss. Jetzt, da sie alles abbezahlt hatte, konnte sie auch alles sagen. Weshalb nicht? Sie trat näher und sagte:

„Guten Tag, Jeanne!“

Die andere erkannte sie nicht und schien sich zu wundern, von einer Bürgerfrau so vertraulich angeredet zu werden; sie sagte daher:

„Madame ... ich weiss nicht ... Sie irren sich wohl ...“

„Nein, ich bin Mathilde Loisel!“

Ihre Freundin stiess einen Schrei aus: „Oh! meine Freundin, wie Du Dich verändert hast!“

„Ich, ich habe recht harte Tage durchgemacht ... und das verdanke ich Dir!“

„Mir? Wieso?“

„Du erinnerst Dich wohl noch an den Diamantschmuck, den Du mir damals geliehen?“

„Ja! Und ...“

„Ich hatte ihn verloren!“

„Du hast ihn mir doch aber wiedergebracht!“

„Ich gab Dir einen ganz ähnlichen zurück. Seit zehn Jahren bezahlen wir daran. Du begreifst, es ist uns nicht leicht geworden, denn wir besassen nichts ... na, es ist ja jetzt glücklich vorüber!“

„Du hast mir für meinen Schmuck einen anderen gekauft!“

„Ja. Hast Du es nicht bemerkt? Sie waren allerdings sehr ähnlich!“ sagte Mathilde mit glücklichem Lächeln.

Tief ergriffen, erfasste Madame Forestier die Hand ihrer Freundin und sagte:

„Meine arme Mathilde! Die Steine waren ja falsch. Der ganze Schmuck war höchstens 500 Francs wert! ...“

Zwei Sonette

von Richard Zoozmann.

I.

Eva.

Der erste Mensch erwachte; stumpf an Sinn,
Rauh sein Gemüt, grob sein Empfinden. —
Ich bin! ruft er — doch weiss ich nicht warum ich bin?
Einsam, freudlos schlepp ich mein Dasein hin!

Da fühlt er einen Arm weich seinen Hals umwinden,
Er blickt empor — und glaubt vor Staunen zu erblinden.
Vor ihm steht Eva, die als Dienerin
Nach Gottes Wort dem Mann sich soll verbinden.

Im Auge Demut, in der Brust Begierde,
Sieht er und fühlt des Leibes süsse Zierde —
Schutzflehend schmiegt sie seinem Arm sich an.

Und von der Schönheit erstem Strahl bezwungen,
Hält jauchzend er sein Ebenbild umschlungen —
Gott schuf den Menschen — und das Weib den Mann!

II.

Kain.

Weh! was that ich? — Wohnt in deinem Munde
Keine Sprache mehr? — Am Haupt die Wunde
Öffnet nur die roten Lippen weit,
Dass ihr rauchend Blut gen Himmel schreit! —

Bruder! Schloss dein Aug für Ewigkeit
Meine Hand in dieser schwarzen Stunde?
Ach! vom Tod schaf ich mir schrecklich-sichre Kunde,
Doch dies Wissen schafft mir Leid! —

Fort — dass ich nicht mehr dein Blut seh' rinnen,
Fort, eh mich am diesen Mord
Furchtbar fordert Gottes Donnerwort.

Nie wird Ruh und Rast mein Herz gewinnen;
An der Stirn das grässlich-glüh'nde Zeichen
Treibt mich Gottes Fluch zu ew'gem Flieh'n und Weichen!

Gedichte in Prosa.

Von Arthur Bornstein, Berlin.

I.

Heiliges Lachen.

Da alles um mich niedersank, da alle mich verliessen — in jenen Nächten voll Todesqual, da ich den schwersten Kampf gekämpft, den blutigen Kampf gegens eigene Herz, da hab ich das Weinen mir abgewöhnt

und habe Lachen gelernt. O, bitter schwer lernt dies Lachen sich. 'S ist nicht das Lachen der blöden Lust. In diesem Lachen verdorret der Schmerz, verwelkt die Freude. Ein Siegsruf ist's, und der ihn ausstösst — zertrümmert hat er mit starker Hand das eigene Herz.

Und doch, wohl dem, der es erreicht. Das hebt uns hoch aus dem Staub empor. Wie Riesen steh'n wir auf Bergeshöhen und baden die Stirn im ewigen Licht und unsern Scheitel umspielet klar die leuchtende, goldene Sonne. Und drunten, da wälzt sich in ödem Wust das Leben der Alltagstiere herum; das kriecht wie Gewürm um des Berges Fuss, das heulet und kläfft zu den Höhen, das zucket geblendeten Auges zusammen und ballet die Faust — und wir, wir lachen darob!

Uns ist das alles ein alter Witz, ein schlechter Witz, was man Leben nennt. Der Menschen Treiben ein Possenspiel, und was sie fühlen, ein Narrenstand, den wir belachen.

In der Menschheit Gewühl und nichtigen Kampf, ins Kreisen des ewigen Weltenraums tönt grell und klar mit gewaltigem Klang, wie schmetternder Ton des Weltgerichts unser bitteres, heiliges Lachen. Und die Erde erbebt, es erdröhnt der Raum, in ihren Festen wanket die Welt. Doch durch das Brausen des heulenden Sturms, durch den Donnern der erschütterten Welt tönt grell und klar und bitter und frei unser ewiges heiliges Lachen —

— — Wir lachen! — —

II.

Jenseits von Gut und Böse.

Von den Höhen stieg ich hernieder zu wandeln in der Menschen Städten. Ich schritt fürbass meines Weges und schüttelte den Kopf über all die spielenden Kinder, die mir so fremd geworden, so unverständlich. Da war ein Lärmen auf dem Markt. Sie drängten sich um ein zerfallenes Weib, das ward in Fesseln und Ketten geschleppt, und schön war sie in ihren Lumpen, ihrem Elend. Sie schrieen wie Kinder. — Da trat ich näher:

„Was ist dem Weib?"

„Sie hat gemordet."

Ich sah sie an. Nicht kennen wir Hass, nicht Liebe, Mitleid und Erbarmen, wir von den Höh'n. Ich sah sie an, teilnahmslos, grossen Auges, ruhig, und sie mich wild, verstört, verzweifelt. Aus Neugier fragte ich:

„Was thatest du? Warum?

Da murrten, die sie führten. „Du hast's gehört, sie hat gemordet. Der Fall steht fest. Was schert es uns, warum?"

Und sie: du fragst warum. Ich liebte ihn und er mich nicht. Doch stiess er mich in Schande und Schmach. Und dann lief er zu einer andern. Ich habe gefleht, geweint, Unmenschliches erlitten. Mit meinem Kind in Schnee und Regen stand ich vor seiner Thür, da er in jener Armen lag. Da stieg der Teufel aus der Hölle, die ich im Herzen trug — der Hass, der sinnverwirrende Hass, dass ich es that — und ich hab ihn dennoch geliebt und liebe ihn noch.

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

Und über mich kam des Meisters Geist, ein Wehen von den heiligen Höh'n.

„Nicht du bist schuldig; diese alle sinds. Sie alle haben teil an dieser That. Vor ihnen bist du schuldig, nicht vor mir. Der Meister kennt nicht Schuld aus Liebe, denn Liebe hebt empor zum grossen Jenseits, drin die Begriffe ihres Stümpertums verbluten."

Pflicht und Glaube.

Weh denen, die das Auge nicht
Voll Hoffen in die Zukunft wenden!
Ihr sollt, das sei Euch ernste Pflicht,
Den Glauben an ein Siegen spenden!

Was unsre Zeit so wild umloht,
Das glutensprüh'nde, grimme Hassen, —
Einst naht des Friedens Morgenrot,
Und jenes Feuer muss erblassen.

Ein sel'ger Friede folgt dem Krieg,
In dem wir, ach, so schwer gerungen;
Drum auf! Denn unser ist der Sieg,
Die kraftstolz stets sich selbst bezwungen!

Die zielbewusst in Manneskraft
Der Gegenwart sich treu verpflichtet,
Und doch den Blick, — nie kampferschlafft,
Voll Hoffen auf den Sieg gerichtet!

Bremen. Franziskus Hähnel.

Gedichte von Graf Karl Snoilsky.

Verdeutscht von Fr. Ohnesorge.

I.

So und nicht anders.

Samenkörner, gleich an Kräften,
Trug der Wind — eins weht die Luft
Auf das Land mit Nahrungssäften,
Eins in dürre Felsenkluft.

Jenes wuchs, und Vögel sangen
Bald im schlanken stolzen Baum.
Doch das andre, eng gefangen,
Fand zum Wachsen wenig Raum.

So verteilt das Glück die Gaben:
Felskluft — unterdrückter Strauch,
Fruchtland — Tanne hoch erhaben,
So soll's sein, so ist es auch.

II.

In der Porzellanfabrik.

Mit Freude hab' ich in Fabriken schon
Mit angesehn, wie aus dem weichen Thon

Bei steiem Drehn durch wohlgeübte Hand
Bald eine Schüssel, bald ein Krug entstand.

Mehr als getriebnes Silber bist du mir,
Du Schüssel, lieb, so arm an Kunst und Zier.
Mehr, als des Fürsten Festpokal es kann,
Freust du mich, Krug für den geringen Mann.

Ich schätze dich, einfaches Hausgerät,
Das tausendfach bald in die Ferne geht,
Des Handwerksmanns und Bauern Hütte zu,
Wo Mühe findet kurze Mahlzeitsruh.

Am schönen Tand hab' ich mich satt gesehn,
Den leicht das Volk entbehrt und gern lässt stehn.
Doch Heil der Hand, die still Geräte schafft
Fürs niedre Heim der arbeitsmüden Kraft.

Ja, Heil sei jeder unbekannten Hand,
Die Form der Schale gab, an deren Rand
Ein durst'ger Mund mit warmer Eile trinkt,
Wenn für ein Weilchen matt das Werkzeug sinkt.

Ach, diese Hand, so unbeachtet meist,
Ist unentbehrlicher, als unser Geist,
Der Blasen wirft in schönen Worten frisch
Zum Spiel an übersatter Bildung Tisch.

O könnt' ich geben jeglichem Gedicht
So eine Form, verständlich, einfach, schlicht,
Die Tausenden ein kräftig Hausbrot giebt,
Das nicht der Überfluss, doch Hunger liebt.

O könnt' ich formen für der Arbeit Rast
Den Becher, der zu jedem Munde passt,
Der schöpft tief aus dem Born der Zeit den Trank
Für Tausende, die dürsten nach Gesang.

Kluge Selbstsucht.

Was Narren Menschenliebe nennen,
Als weise Selbstsucht wir erkennen:
Die einzig wahre Menschenliebe
Steht auf dem Selbsterhaltungstriebe.
Du säest, was dir Nutzen bringt,
Vertilgst, woraus dir Schaden springt;
Du ebnest Ab- und Zufuhr-Wege,
Legst Brücken an und sichre Stege,
Du tötest Adler, Wolf und Bär,
Die tragen nach dem Vieh Begehr;
Dein Nachbar, der ganz ähnlich handelt,
Nur eigne Wege bahnt und wandelt,
Erfährt wie du bald: Was mir frommt,
Dem Nachbar auch zugute kommt,
Und was entgegensteht dem Einen,
Bringt Schaden wohl dem Allgemeinen.
So werden, just wie Hahn und Huhn,
Sich Hans und Kunz zusammenthun,
Und jeder wird nur Opfer bringen,
Wo Nutz und Vorteil ihm entspringen,
So baut sich aus der Selbstsucht auf
Der Weltgeschichte glatter Lauf.

Hildesheim K. v. Wissell.

Epitaph.

Ins Fell des Wolfes hab' ich mich gehüllt,
Wenn mich das Schicksal unter Wölfe brachte,
Mit Rindern hab' so tapfer ich gebrüllt,
Das manchem Herzen Rührung drob erwachte.

Ich war ein Lamm, so lieb, so sanft, so rein,
Wie lieber nie ein Lämmlein je gewesen,
Mit Hunden wieder war ich hundsgemein,
Als Affe hab' den Voltaire ich gelesen.

So hatte ich vor ihnen meine Ruh',
So lange mich das Lumpenpack bewachte,
Doch schloss die Thür sich hinter ihnen zu,
Sie sahens nicht, wie ich — ein Gott! — da lachte.

Berlin. Paul Gutmann

Sansara.

Jäh liegt vom Rachepfeil der Wahrheit
Gestürzt das Götterbildnis
Der herzgeliebten Frau;
Zertrümmert liegt's in düsterer Schmerzenswildnis,
Bereift vom Thau
Grausam-düstrer Erkenntnis . . .
Auch dieses Götterbild war Schein
Auch dieses Sternbild,
Holden Schein nur gab's,
Weil Phantasie
Dem Einsamen
Als Fata Morgana ihn vorgegaukelt
Im nimmerruh'nden Kampflärm
Der kalten Welt . . .
O gold'nes Traumlicht,
Wo bist Du geblieben?
Einsam das Haus:
Umsonst wähnte
Die Dichterpsyche, die seelensgute,
Ihrer Leiden Ende,
Bethörte sie der Hoffnung
Liebliche Magie,
Suchte Seele der Seele Grund:
Das Gefäss der Eigenliebe,
Beim Hirnweib ist's satt und unerschöpflich
An Fluten eiskalter Selbstsucht
Wie das Weltmeer, das grosse, an Sumpftang und Algen.
Ja der Eispanzer
Ichtrunkenen Nietzschetums
Ertötet Herz und Seele.
Und nur die Ichgedanken
Des kalten, feilen selbstsüchtigen Hirns
Nährt des modernen Weibes
Raubtierinstinkt
In unersättlichem Ichtraum,
Amor's Fackeln löschten aus,
Tiefe, kalte nordische Finsternis
Brütet mit hundert Gespensteraugen
Aus dem milchbleichen, undurchdringlichen Nebel
Der dichter und immer dichter
Den Einsamen umzieht,
Wie das Geheimnis des Todes.

Berlin. Wilhelm Arent.

Die beiden Kater.

Ein schöner Frühlingsmorgen war's,
Der wonnigste des jungen Jahr's,
Drum segelten auch die Schwalben so munter.
Vergeblich wünschte sich eine herunter,
Der auf dem Zaune lauernd sass,
Herr Kater Murr, zum Frühstücksfrass.
Zu ihm heran durchs junge Gras
Der Kater Schnurr, sein Freund, sich schlich,
Sein Freund, d. h. sie hassten sich;
Jedoch um Leute von Welt zu heissen,
Thaten sie selten sich kratzen und beissen.
— Mein Freund, sprach Murr, woher so früh?
Und deine Augen, was sind sie so glüh?
— Ich komme, sprach Schnurr, von höchstem
Genuss;
Drüben im Hag, in der Haselnuss
Seit Mitternacht, viel Stunden lang
Lauscht' ich dem Lied der Nachtigall;
Nie hört' ich eine so süsse Kehle,
Noch ganz entzückt ist meine Seele;
Nun will ich schlummern, leb wohl indessen — —
Murr sprach: Du hast zu sagen vergessen,
Dass Du die Nachtigall aufgefressen.

Mannheim Bruno Rüttenauer.

Lesseps.

(Eröffnung des Suezkanals.)

Das grosse Werk ist nun vollendet,
Und der Vollendung gilt das Fest:
Ein letzter Spatenstich beendet
Die Trennung zwischen Ost und West.
Bald dampft durch des Kanales Enge,
Am sand'gen Rand der Wüste her,
Die Flotte Frankreichs mit Gepränge
In stolzem Zug von Meer zu Meer.

Der Fellah lauscht gebannt den Weisen,
Die ihn zum Ballsaal lockend zieh'n,
Sieht Paar um Paar im Tanze kreisen,
Bald schäkernd nah'n, bald neckisch flieh'n.
In seinen schwarzen Augensternen
Blitzt der Reflex von Prunk und Pracht,
Vermählend sich in dunklen Fernen
Dem Sternenglanz der Tropennacht.

Durch die geschmückten Räume tänzelt
Mit seiner Dame Galliens Sohn,
Ein Schwarm besternter Fräcke schwänzelt
Den Töchtern nach von Albion.
Gelehrte, Dichter, Diplomaten
Von Ruf und Namen, Stand und Amt,
Gesandte fremder Potentaten:
Lesseps berief sie allesamt.

Mit freud'gem Stolz in Blick und Mienen
Bewegt er sich im Kontretanz,
Das Fest soll ihm als Folie dienen
Für seines Namens Ehr' und Glanz,
Blickt doch die Welt bewundernd heute
Auf ihn, als Frankreichs grossen Sohn,
Der seines Volkes Ruhm erneute:
Der kühnen That dankt reicher Lohn! —

Da naht mit schreckensbleichen Zügen
Dem grossen Mann sich ein Trabant:
„Verzeiht, stör' ich Euch im Vergnügen,
„Ein Schiff sitzt im Kanal auf Sand.
„Der Dampfer lässt sich nicht bewegen,
„Die Zeit ist knapp, die Arbeit hart,
„So muss für morgen man verlegen
„Den Durchstich und die Probefahrt!"

Doch Lesseps führt, verbindlich lächelnd,
Dem Gegenpart die Dame zu,
Dann wendet er, die Stirne fächelnd,
Zum Boten sich mit eis'ger Ruh':
„„Der Kasten kostet?"" „Zwei Millionen!"
„„Kein Zaudern, sprengt ihn in die Luft,
„„Ihr habt ja Dynamitpatronen!
„„Jetzt stört mich nicht, die Tanzpflicht ruft!"""

Frankfurt a. M. Eugen Hané.

Traum vom Frühling.

Ist es der Frühling, der mit Goldwolken uns
wieder umhüllt,
Ist es köstlicher Westhauch, der die schlummernde Rose weckt,
Ist es der Vögel Gezwitscher, das aus den
Bäumen klingt,
Sind die Staare nordwärts gekehrt mit Lockruf?

Nein, nein, zischender Eiswind saust durch
ödes Wintergeäst,
Wolken türmt er herauf, schneeschwere.
Bleiche Furcht deckt die Auen.

O, dass ich mit der Schwalbe gezogen wäre
zum Süden,
Dort wo die Cypresse sich schattend emporhebt,
Wo das Mondgold auf den Wellen des ruhigen
Stromes schläft.
Dort sind friedliche Vögel ohne Zahl, und ihr
Schreien
Schallt wie Gelächter, träumerisch weht ihr
Flügelschlag.
Dort kommt nicht schleichend die Sehnsucht
über uns
Nach fernen, schöneren Landen, nicht Neid
und Missgunst
Schielt nach spärlichen Feldern des Nachbarn,
Nicht Hunger mordet um Brot, nicht Lüge
stiehlt sich Gewinn.
Dort lächelt Freude über die Habe des Bruders,
Mitleid hilft der seltenen Notdurft,
Und Zufriedenheit freut sich trunken des Tags.

— — —

Träume, Träume,
Zischender Eiswind saust durch ödes Wintergeäst.

Reudnitz Köhler-Haussen.

Geringes Weh.

Gedicht von Karl Schatz-Strassburg. Halle.

Am Fenster piepst der Spatz so grell,
Als gäb' es arge Not:
Komm her, du bettelnder Gesell
Und nimm dein Morgenbrot.

Du klagst mir, dass mit Eis und Schnee
Bedeckt sind Thal und Höh'n? —
Ich sorg für dich — nun still dein Weh,
Auch Winterszeit ist schön.

Die ganze Welt im Unschuldsstaat,
Die Luft so klar, so rein. —
Sieh, unterm Schnee träumt schon die Saat
Vom Frühlingssonnenschein.

Frühling.

Wenn auch erst im Herbst des Lebens
Dir erwacht der Liebe Glück,
Zaubert sie den sonnbeglänzten
Frühling in Dein Herz zurück.

Stuttgart. Bertha Ackermann.

Weidenkätzchen.

Des Frühlingslichts Goldwellen fluten
Weich um der Weide Purpurruten,
Wo junge Silberkätzchen sitzen,
Vorstreckend ihre Pfötchenspitzen.

Sie lauern nach den Schlehdornhecken,
Wo zarte Mäuschen sich verstecken
Blausammtnen Felles — düftevolle
Märzveilchen einer Rasenscholle.

Nesselwitz. C. Klings

Frühlingserwachen.

Es liegt die Welt in Sonnenglanz und Licht,
Drum bin ich heut' den alten Pfad gegangen,
Und in mir jubelt's wie ein Lenzgedicht
Von blonden Locken und von ros'gen Wangen.

Durch's Heidekraut vorbei am Ginsterstrauch
Führt mich der Fuss auf blütverschneiten Wegen,
Und aus den Auen wogt mir Frühlingshauch
Wie Odem einer neuen Welt entgegen.

Es lacht die Welt, es lacht der weite Plan;
Weshalb soll ich mich nicht des Glückes freuen?
Auch mir hat's heut der Lenztag angethan,
Ich denk' an einen Lenz, den Lenz zu zweien.

Ich jauchze hell und schwinge meinen Hut
Und sing ein Lied aus jugendfroher Kehle,
Der Frühling stieg mir heut' in's junge Blut,
Ein Frühlingskind mir in die junge Seele. —

Hamm, Westfalen. Uhlmann-Bixterheide.

Im Frühlingswald.

Im frühlingsstillen Walde zwitschert eine Meise.
Fast hör ich, wie aus ihren braunen Höschen
Die Knospen schlüpfen. Von dem jungen Reise
Tropft Sonne auf die weissen Buschwindröschen.

Aus grünen Dämmern sieht mir's märchenhaft entgegen,
Ein Hauchen weht von veilchenschwungren Winden.
Mir ist, als müsste ich auf diesen stillen Wegen
Den lieben Herrgott, oder dich, Lieb, finden.

Wieselburg a. d. Erlaf, N.-Ö. Karl Bienenstein

Ewiger Sonntag.

Durchs Fenster, das bejahrter Epheu küsst,
Ums morsche Holz, das grüne Ranken säumen,
Das Abendlicht in roten Ringeln fliesst
Auf Feierstunden, die vom Werktag träumen.

Es geht ein schwüles Zittern durch die Luft,
Als ob der Südwind auf der Flur entschliefe,
Es geht ein leises Klingen durch die Luft,
Als ob Natur die Welt zum Beten riefe.

Am Ephenfenster über ihrem Buch,
Darin der Heiland spricht, sitzt meine Muhme,
Sie sinnt und sinnt, die Sonne malt dem Buch
Ein golden Kleid, wie einem Heiligtume.

Nun dunkelt's schneller, leise tickt die Uhr,
Die Alte denkt des Glücks, das ihr beschieden,
Ihr Leben ist ein Maiensonntag nur,
Voll Frühlingspracht und stillem Winterfrieden.

Iserlohn Karl Hülter.



Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

Biographische Skizzen.

Herausgegeben von Franziskus Hähnel.

V. Klaus Groth.

Als im vorigen Jahre der Schillerpreis nicht einem Dramatiker der Gegenwart, sondern dem grossen Ehrenretter und Erneuerer der niederdeutschen Sprache verliehen wurd, erhob sich überall ein „Schütteln des Kopfes". Nicht etwa, weil man Klaus Groth als Dichter des unsterblichen „Quirkborn" unterschätzte oder ihn des Preises nicht für wert hielt, sondern weil man es eben nicht verstehen konnte, dass unter den Dramen der Gegenwart keins des Preises für würdig erachtet ward. Es dürfte

wohl nur wenige Gebildete geben, die, wenn auch nicht immer den ganzen „Quickborn", so doch die bekanntesten Gedichte Groth's kennen gelernt haben. Hatte doch Fürst Bismarck Recht, als er 1870 an Groth schrieb, dass seine Gedichte mitgewirkt hätten, die deutschen Stämme einander kennen und achten zu lehren. „Die Ausbreitung oder doch uneingeschränkte Erhaltung der plattdeutschen Sprache betrachte ich fortgesetzt als mein Lebenswerk," schrieb der Dichter noch 1891 in seinen „Lebenserinnerungen". Groth und Reuter haben das grosse Verdienst zu beanspruchen, die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volke durch ihre Dichtungen überbrückt und ein treues Abbild des Lebens und der Sinnesart der Norddeutschen gegeben zu haben. Wie sehr dies in Mittel- und Süddeutschland anerkannt worden ist, ward wiederholt von hervorragenden Männern ausgesprochen.

Klaus Groth wurde am 24. April 1819 zu Heide im Norderdithmarschen geboren, wo sein Vater eine Windmühle und etwas Ackerland besass. Er besuchte daselbst die Bürgerschule, eigentlich war es nur eine Dorfschule, in der plattdeutsch unterrichtet ward, und ward mit 15 Jahren als Schreiber in der Kirchspielsvogtei zu Heide angestellt. Hier benutzte er fleissig die Bibliothek und studierte vor allem gründlich die Klassiker. Von 1838–1841 besuchte er dann das Lehrerseminar zu Tondern, wo er sich vor allem dem Studium der Naturwissenschaften und Mathematik, den alten und neuen Sprachen, auch der Musik, mit rastlosestem Eifer und unermüdlicher Ausdauer hingab. Nach seinem Abgange vom Seminar erhielt er die zweite Mädchenlehrerstelle in Heide. Neben umfangreichen Studien fasste er hier den Entschluss, für die Hebung des damals verachteten Plattdeutsch in Wort und Schrift zu wirken. Obgleich er als Lehrer hochgeachtet war und grosse Unterrichtserfolge erzielte, nahm er 1847 seinen Abschied, um in Kiel sich für das höhere Lehramt vorzubereiten. Seine bisherige Behörde bewilligte ihm dazu für die nächsten 4 Jahre eine bestimmte Summe. Doch Groth's Kraft war infolge unausgesetzter Arbeit und geistiger Anstrengung gebrochen, so dass er fast 6 Jahre zur Genesung nach Fehmarn zu seinem Freunde, dem Lehrer Leonhard Selle, — dem späteren Komponisten seiner Lieder —, ziehen musste. Hier in Fehmarn entstand seine plattdeutsche Gedichtsammlung „Quickborn", die ihn schnell bekannt machte. Seinem schlichten Vater gefiel diese Thätigkeit durchaus nicht. Er sagte einst: „Du kannst mi hannig leid don, Klaus. Holl di doch an din Geschäft; bi de Dichterie kümmt doch nix herut, un da kann ick mir gar nix bi denken." Aber Klaus Groth erwiderte: „Ick will di watt seeggen, Du möst Di denken, Du steist vor eenen breeden Graben. Up düsse Sit is drögen Sant un gar nix los; up de anner Sit äwer is dat ganz wunnerschön; denn möst Du doch heröwer! — Ick kann dat nu man noch nich. Äwer ick möt heröwer, un ick kom heröwer!"

Das bewies die Folgezeit. 1853 kehrte Groth nach Kiel zurück, mit bestem Erfolge die Bäder von Düsternbrook benutzend. 1855 begab er sich über Hamburg nach Pyrmont und von dort nach Bonn, wo er wie ein Sohn im Hause Ernst Moritz Arndts und Dahlmanns verkehrte und 1856 zum Doktor der Philosophie „honoris causa" ernannt ward. Zwei Jahre darauf liess er sich als Privatdozent für deutsche Litteratur und Sprache an der Kieler Universität nieder. 1866 wurde er dort zum Professor ernannt und 1872 erhöhte das preussische Kultusministerium sein Gehalt um das Doppelte. Ehrenvolle Einladungen hatten ihn schon vorher nach dem Auslande gerufen. So erhielt er von Oxford die Aufforderung zu einem Cyclus Vorträge; auch in London, Leyden und Amsterdam hielt er solche. Das „German Athenaeum" in London und die „königliche Vlaamsche Akademie" ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. An seinem 70. Geburtstage 1889 ward ihm nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande die ehrenvollste Anerkennung zu teil. Seit dem Tode seiner geliebten Frau, die 1877 einem neunjährigen Leiden erlag, ist Groth ein stiller Mann geworden; er widmete sich nur noch seiner Lehrthätigkeit an der Universität, die ihn auch jetzt noch trotz seines leidenden Zustandes frisch erhält. Wie er all seine Lieben hat dahinfahren sehen, schilderte er ergreifend in dem schönen Gedichte „Min Poort" (Meine Pforte, — Gartenthür), das mit folgenden Versen schliesst:

„So wardt se stil und stiller min poort,
Al wat mi lief is, gaeit heen-nut un hlift voort,
Bekende to veel, immer weniger vrind'n,
Un endliek blif iek alleen hierbinn'n.
Un wenn de poort tolest 'mal knart,
Dän ist, wen men mi'r utdragen wardt.
Un dän vöör de andren gaeit se als nu,
Un he röept to een ander, wenn se gaeit:
Dat bist Du.

Un de hier geplant un geset de poort,
Em droegen se'r nut an een stillen oord."

Klaus Groth's Werke sind folgende: „Quickborn", zuerst 1853 erschienen, ein zweiter Band folgte 1885; „Hundert Blätter hochdeutscher Gedichte" 1855, Vertelln (Plattdeutsche Erzählungen) in zwei Bänden 1855 und 1859; die Kinderreime „Voer de Gaern" 1858; Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch 1858; Über Mundart und mundartliche Dichtung 1873 (Im Verlag der „Gegenwart"); Ut min Jugendparadies 1876; Drei plattdeutsche Erzählungen 1881; Lebenserinnerungen 1891. Gegenwärtig giebt Klaus Groth eine Gesammt-Ausgabe seiner Schriften heraus, die die Entstehung vieler Gedichte und Erzählungen im Einzelnen erläutert.



Eingesandte Neuerscheinungen.

Vom 15. Januar bis 15. Februar.

Aus dem Verlage von Philipp Reclam, Leipzig:

Universalbibliothek 3321/22, 3324/25, 3326/27, 3329/30.

Percey B. Shelley, Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama in 4 Aufzügen. Deutsch von H. Richter.

Heliand. Nach dem Altsächsischen von Paul Hermann.

Shakespeare, König Heinrich VI. Historisches Drama in 5 Aufzügen und 1 Vorspiel. König Heinrichs VI. Tod. Historisches Drama in 5 Aufzügen. Nach der Übersetzung von A. W. Schlegel für die deutsche Bühne neu bearbeitet von Wilhelm Buchholz. Herausgegeben von C. F. Wittmann.

J. Nestroy, Hinüber — Herüber. Scherzspiel in 1 Aufzug. Herausgegeben von C. F. Wittmann.

Fr. Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. 5. Band. Katharina I. von Russland.

Aus dem Verlage von E. Pierson in Dresden:

Joseph Grunzel, Sturmflut. Drama in 5 Aufzügen. 1894.

Eberhard Kraus, Germanenblut im Osten. Erzählungen und Skizzen. 1895. Mk. 2.

H. Steinitzer, Honos. 1895. Mk. 2.

Heinrich Steiner, Anti. 3 Novellen. 1895. Mk. 2.

Richard Heine, Qualm! Studenten-Humoreske. 1895. Mk. 2.

Ernst Brandt, Eine lyrische Geschichte. 1894.

Wolfgang Kirchbach, Des Sonnenreiches Untergang. Kulturdrama in 5 Aufzügen. 1894. Mk. 1,50.

Joseph Göbel, Gedichte. 1895.

Robert Steinhauser, Der Übermensch. Lachen. 2 Wiener Geschichten und ein Zwischenstück. 1895.

Theodor Herzl, Die Glosse. Lustspiel in 1 Akt. 1895. Mk. 1.

Ernst Ewert, Najas Seele. Novelle. Mk. 1.

Margarethe Halm, Frau Holdings Herz. Die Geschichte einer Familie. 1895. Mk. 2.

W. Popper, Altmodische Leute. Novelletten und Skizzen. 1895. Mk. 3.

Michael Flürscheim, Bausteine. Beiträge zur Sozialreform. 1895. Mk. 2.

Ludwig Lessen, Vignetten. Gedichte. 1895.

J. Kohler, Neue Dichtungen. Mannheim. J. Bensheimer. 1895.

Ludwig Poyssl, Der Zar. Roman, ebenda.

E. Mensch, Der neue Kurs. Litteratur, Theater, Kunst, Journalismus der Gegenwart. Neue Folge von Nouland „Menschen und Bücher der modernen Welt". Stuttgart. Levy & Müller.

Prof. Dr. Friedr. Umlauft, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. XVII. Jahrgang. Heft 4 und 5. à 85 Pfg. A. Hartleben, Wien.

A. von Schweiger-Lerchenfels, Der Stein der Weisen. Illustr. Halbmonatsschrift für Haus und Familie. 7. Jahrgang. Heft 3. à 50 Pfg., ebenda.

Haasenstein & Vogler, Notiz-Kalender und Zeitungs-Katalog für 1895. Berlin.

Joseph Kürschner, Deutscher Litteraturkalender für 1895. 17. Jahrgang. G. J. Göschen, Stuttgart.

Wilhelm Weigand, Agnes Korn. Drama in drei Akten. München 1895. Herm. Lukaschik.

Elise Polko, Bedeutende Menschen. Portraitskizzen, Lebenserinnerungen u. Novellen. Breslau. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer.

Ludwig Schemann, Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr herausgegeben von Ludwig Schemann. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1894.

Le monde moderne, Revue mensuelle illustrée. Février et mars 1895. A. Quantin, Paris.

Revue des revues. Paris, rue de Verneuil. 1895. Nr. 3 und 4.

Das neue Theater-Journal. Berlin, M. Schlesinger. Nr. 1.

Der Zuschauer, herausgegeben von O. Ernst und C. Brunner. Hamburg 1895. Nr. 3—7.

Der Gesellschafter, herausgegeben von R. Wald und H. A. Müller. Hamburg 1895. Nr. 4 und 5.

Sterns litt. Bulletin der Schweiz. M. v. Stern. Zürich 1895. Nr. 4 und 5.

Jung-Deutschland und Jung-Elsass. Verleger und Redakteur G. L. Kattentidt, Strassburg i. E. 3. Jahrg. Nr. 3.

Die Kritik, Wochenschau des öffentl. Lebens. Herausg. Karl Schneidt. Berlin, Hugo Storm. II. Jahrg. Nr. 4—19. à 50 Pfg.

Aus dem Verlage von Otto Janke, Berlin:

Bruno Garlepp, Am Hofe Friedrich I. von Preussen. Vaterländische Erzählung.

Ola Hausson, Vor der Ehe. Roman. Pr. Mk. 1.

L. Glass, Unser Doktor. Roman. 3 Bde. Pr. Mk. 10.

Anna Seuron, Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. Herausgegeben und eingeleitet von E. Zabel. Berlin 1895. S. Cronbach. Mk. 2.

G. L. Kattentidt, Jung Deutschlands Musenalmanach. II. Jahrg. 1895. Strassburg i. E. Preis Mk. 2, geb. Mk. 3. G. L. Kattentidt.

Friedrich Corleis, Die Tragödie der Idee. Modernes Drama in 5 Aufzügen. Hamburg 1825. Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.

Litterarische Gesellschaft in Köln, Festschrift zum 31. Januar 1895. Köln. J. G. Schmitz' Com.-Verlag.

Friedrich Masson, Napoleon I. und die Frauen. Mit 11 Vollbildern. Übertragen von Os-

kar Marschall von Biberstein. Preis Mk. 3,60, gebd. Mk. 4,60.

Elise Henle, Was soll ich deklamieren? Unter Mitwirkung der ersten deutschen Bühnengrössen herausgegeben. 5. Auflage. Stuttgart, Schwabacher, Preis brosch. Mk. 3, geb. Mk. 4,50.

Olga Hallin, Eva's Sohn. Eine psychologische Novelle. Leipzig 1895, Schaumberg-Fleischer's Verlag.

Fridolin Katzenberger, Wirre Blätter. Gedichte. 2. Aufl. Hof i. B., Verlag von G. A. Grau & Cie.

Gustav Wenng, Warbeck. Tragödie in vier Akten und ein Vorspiel. Bremen 1895, Verlag von Karl Behrens.

Karl Bienenstein, Gedichte. Zürich und Leipzig 1895, Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz“. Preis Mk. 2,50.

Otfrid Mylius, Bienemanns Erben. Roman. Heft 1 und 2. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

O. Stauf v. d. March, Romanzero und Lieder eines Werdenden. Strassburg in Elsass. G. L. Kattentidt.

Rochus Schmidt, Deutschlands Kolonien. 1. Bd. Ostafrika: 10–12 Tausend. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde Schall & Grund.

A. Ch. Leffler, Eine Sommergeschichte. Roman. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1895.

Jonas Lie, Niobe. Roman. Ebenda.

Fedor v. Zobeltitz, Der kleine Pastor und andere Novellen. Dresden, E. Pierson, 1895.

Leopold Katscher, Friedensstimmen. Eine Anthologie. Eingeleitet von C. F. Meyer und Bertha von Suttner. Leipzig, E. Wartigs Verlag. E. Hoppe, 1895. Preis elegant gebunden Mk. 6.



Litterarische Zeitungsschau.

Deutsche Rundschau, Berlin. Februarheft. Julius Rodenberg, Meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein nebst Briefen.

Nord und Süd, Breslau. Februarheft. Ulrich Frank, Konrad Telmann.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Weimar. Band 8, Nummer 1.

Die „Münchner Allgem. Zeitung“ schreibt darüber:

Ein neu aufgefundenes Werk Lessings erscheint soeben in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ (Bd. 8, Heft 1. Weimar, bei Emil Felber) und erweist sich als eine echt philologische Arbeit, die nicht nur für den bedeutenden Kenner des klassischen Altertums, sondern auch für den scharfsinnigen Kritiker und Exegeten in Lessing neues Zeugnis ablegt. Der glückliche Finder dieses Schatzes, Professor Richard Förster in Breslau, druckt den Band in sorgfältigster Weise ab, so dass man ein genaues Bild der Handschrift erhält. Der Titel des Quartbandes trägt auf dem Einbande die Aufschrift: Schneideri Collectanea ad Aesopi fabulas, auf Blatt 2 steht aber von Lessings Hand: „Ein älterer und besserer Aesop als der gewöhnliche des Planodes aus einer Augsburgischen Handschrift gezogen von Mad. Reiske.“ Ernestine Reiske, die den Augsburger Aesop-Codex (jetzt in München) für Lessing kopiert hatte, war die Gattin des ausgezeichneten Orientalisten und Klassizisten Johann Jakob Reiske, der als Professor und Rektor der Nikolai-Schule in Leipzig wirkte. Im August 1771 besuchten Reiske und seine Frau Lessing in Wolfenbüttel, wo das gelehrte Ehepaar orientalische Handschriften benutzen wollte, und als Dank für manche wissenschaftliche Hilfe hat Lessing in seinem ersten Beitrag, den er „Zur Geschichte und Litteratur“ aus den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek herausgab, ein liebenswürdiges Kompliment für Madame Reiske eingeflochten, „die sich (mit der Abschrift dieser Aesop-Handschrift) um die griechische Litteratur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen französischen Übersetzungen, wenn man künftig einmal den Aesop so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun . . . wohl nie gelesen hätte“. Diese Handschrift also, auf welche Lessing hier mit Nachdruck hinweist, ist es, die er mit seinen kritischen und exegetischen Bemerkungen versah, deren Wert für die Gestaltung des Aesop-Textes Professor Förster in einem weiteren Aufsatz im „Rheinischen Museum für Philologie“ darthun wird. Der Hauptreiz dieser Anmerkungen liegt darin, dass sie uns Lessing unmittelbar bei der Arbeit zeigen und noch nicht die für die Veröffentlichung bestimmte Form haben. Man müsste den Urtext einer Fabel mit abdrucken, um den geistreichen Reiz, den diese philologischen Bemerkungen ausüben, empfinden zu lassen. Herrn Professor Förster gebührt besonderer Dank, dass er uns einen Lessingschen Torso, sowohl für die Altertumswissenschaft, wie für die Kenntnis des grossen Kritikers merkwürdig, zugänglich gemacht hat.

Um noch ein persönliches Motiv zu berühren, sei darauf hingewiesen, dass Madame Reiske nach dem 1774 erfolgten Ableben ihres Gatten, dessen Nachlass sie bearbeitete, wobei ihr Lessing behilflich war, ihrem Herzenswunsch, des Dichters Gattin zu werden, ziemlich unverblümt Ausdruck gab. Doch Lessing lag bekanntlich längst in andern Fesseln.

Deutsches Dichterheim, Wien. Nr. 4. Konrad Telmann, Zola in Rom. Nr. 5. K. Bienenstein, Ferdinand Avenarius.

Der Zuschauer, Hamburg 1895. Nr. 4/5. Moritz Brasch, Der älteste deutsche Satiriker vor 400 Jahren. (Behandelt Seb. Brants „Narrenschiff“.) — E. Bransewetter, E. v. Wildenbruch. Ein Dichterprofil. — Wilh. Antony, M. G. Saphir.

Tägliche Rundschau, Herausgeg. von Friedrich Lange, Berlin. Jahrg. 1895. Nr. 29 ff. (Unterhaltungsbeilage). Unveröffentlichte Briefe von Emanuel Geibel. Von Heinrich Hink. (Acht Briefe Geibels an den Berliner Komponisten und Kapellmeister Wilhelm Heinefetter. Die ersten fünf aus den Jahren 1869 und 1870 beschäftigen sich mit der Aufführung der Geibel'schen Tragödie „Sophonisbe", um die sich H. durch seinen regen Eifer nicht geringe Verdienste erwarb; die folgenden zwei haben die grossen Ereignisse der siebziger Jahre zum Gegenstande, der letzte Brief führt über die körperliche Verstimmung und seelische Vereinsamung des Dichters ergreifende Klage.)

Deutsche Revue, Stuttgart 1895. Januarheft. R. v. Gottschall, der Frauentypus auf der modernen Bühne. (Analyse, Versuch einer Klassifizierung. Resultat: das moderne Theater hat nichts neues gebracht.) — Moritz Carrière, Wo stehen wir und wohin gehen wir? (Die letzte Arbeit des jüngst verstorbenen Münchener Ästhetikers).

Neue deutsche Rundschau, Berlin, Januarheft. John Henry Mackay, Aus dem Nachlasse Max Stirners, des „Vaters des Anarchismus".

Die Zeit, Wien, 1895. Nr. 14/15. Dr. Alb. Moll giebt eine kritische Übersicht über die in letzter Zeit veröffentlichten Bücher über das Weib von Lombroso, Ellis und Kurella.

Zukunft, Berlin, 1895. Nr. 18. E. Häckel, Die Wissenschaft und der Umsturz. — Al. Tille, Eine neue Goethe-Biographie. (Kritik des Buches von R. M. Meyer). — Nr. 19. Prof. Friedr. Paulsen, Die Universitäten und die Umsturzvorlage.

Internationale Litteraturberichte, 1894. Nr. 34. Ottokar Stauf v. d. March, Czechische Dichter der Gegenwart. — 1895. Nr. 5. Prof. J. Maehly, Das Recht der Kritik. (Verteidigt sich gegen die Angriffe der G. Keller-Verehrer sans phrase, denen Maehlys Keller-Artikel in der Gegenwart nicht behagt hat.) — H. Bender, Sur la couronne. (Bericht über die Aufführung von François Coppées letzter dramatischer Schöpfung dieses Namens.) — Nr. 7. E. Brausewetter, Carl Michael Bellmann. (Eine Studie zum 100jährigen Todestage des grössten schwedischen Lyrikers.)

Bühne und Leben, 1895. Nr. 6. E. Iseloni, Saphir als Kritiker. (Zeichnet in kurzen Strichen das recht unvorteilhafte Bild des rückgratlosen kalauernden Wiener Witzbolds, dessen 100jähriger Geburtstag dieser Tage mit Recht vom grössten Teil der deutschen Presse nicht in Leitartikeln „gefeiert" worden ist.)

Die Sphinx, Februarheft 1895. Paul Lanzky, Über den freiwilligen Tod. Dr. Göring, Die Theosophie und ihre Gegner. — Dr. Göring, Hellsehen im Dienste der Polizei.

Der Gesellschafter, Februarheft 1895. Roder. Wald, Wilhelm Arents „Irrflammen". (Eingehende aus dem Rahmen der Einzelbesprechung zur psychologisch vertieften Gesamtcharakteristik des Dichters strebende Kritik.) — Gustav A. Müller, Ein bisher ungedrucktes Strassburger Hochzeitscarmen des Dichters J. M. R. Lenz. (Abdruck des Gedichts und Kombinationen über die Person, an die es gerichtet.)

Zeitschrift für deutsche Sprache, Herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sanders. Heft 11. Februar 1895. Rudolf Klahre, Heinrich von Kleist's Michael Kohlhaas, in seinen beiden Fassungen. (Ein trotz des philologischen Themas ungemein fesselnder Aufsatz, der mit feinsinniger Nachempfindung und künstlerischer Gestaltungskraft „trockene" Varianten einer psychologischen Charakteristik des Dichters Kleist dienstbar zu machen weiss.) Dr. Eduard Schulte, Der Prolog zum Wallenstein. (Eine unsägliche platte und prosaische „Umgestultung" der Schiller'schen Gelegenheitsdichtung, zu dem Zwecke, diese ihrer „vergänglichen Zufälligkeiten" zu entkleiden und auch für unsere Tage verständlich ze machen.)

Magazin für Litteratur, 1895. Nr. 5. Ludwig Stettenheim, Schillers Demetrius. (Bespricht die von Gustav Kettner nach Handschriften des Weimarer Archivs herausgegebene) Fragmente von Schillers letzter Dichtung.)

Die Kritik, 1895. Nr. 15. (K. Schneidt) Professor Pietsch. (Sucht die Ludwig Pietsch jüngst zu teil gewordene Verleihung des Professortitels als Symptom eines Umschwungs in dem Urteil des Kaisers über den deutschen Journalismus und seine Vertreter hinzustellen.)

Nr. 16. Dr. Chr. Rüpprecht, Die soziale Aufgabe der Bibliotheken. (Plaidiert für Vermehrung und Vergrösserung der Volksbibliotheken und liberalere Ausleihreglements der Staatsbibliotheken.)

Nr. 18. (K. Schneidt), Wandelbilder (u. a. Herr Max Harden in der Glaskammer und der Umsturz in der Litteratur.)

Nr. 19. Max Wundke, Lehrer oder Erzieher? (Wünscht Zurücktreten des pädagogischen Elements, weil bei dem Massenunterricht der heutigen Volksschule und der Relativität sittlicher und religiöser Begriffe ohnehin so gut wie unmöglich, zu Gunsten eines freien Unterrichts.) — Hans von Basedow, Musik-Ketzereien. (Betont das sexuelle Moment in der Musik.)

— Nr. 20. Fritz Stahl, Bruno Piglheim. (Liebevolle Würdigung des zu früh ver-

storbenen Münchener Meistors). — Dr. L. Bräutigam, Eine Marschenfahrt. (Unterhaltende und belehrende Plauderei aus der Feder des Biographen des „Marschendichters“ Hermann Allmers.) — Hans von Basedow, der Wunderdoktor von Radbruch. (Sucht die Erfolge des Wunderdoktors Schäfer Ast aus dem Gefühl des Volkes für Heide- und Schäferromantik psychologisch zu erklären.) — Die Regulative des königl. Schauspielhauses (macht auf einen gefährlichen Fallstrick in dem Regulativ für den Verkehr der Intendanz mit den dramatischen Autoren aufmerksam. „Während eines Zeitraums von 2 Jahren kann die Intendanz von dem Vertrage über die Aufführung eines acceptierten Stückes zurücktreten.“)

Das Recht der Feder, Berlin. Nr. 75/76. Schweden und die Berliner Konvention. (Bericht über die Eingabe des schwedischen Schriftsteller-Verbandes, die schwedische Regierung möge dem Reichstag Vorschläge über die Veränderungen des geltenden Rechtes machen, welche sich für den Beitritt Schwedens zur Berner Konvention als notwendig ergeben würden, und Maassregeln zum Abschluss mit den Staaten ergreifen, die sich nicht der Berner Konvention angeschlossen haben, namentlich also die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas.)

Le monde moderne, Paris. Quantin. Fevrier 1895. Edmond Bailly, l'esprit contemporain en Allemagne. (Daraus von besonderem Interesse die Charakterisierung unserer „Modernen“: „Fontane, au Gaulois, qui a pris le rôle de Sachem (fetisch) des jeunes réalistes et applaudit à leurs hardiesses; Mme. Ebner-Eschenbach, une George Sand et mieux encore; C. F. Meyer, un Mérimée psychologue; Mauthner, un le Sage; Max Nordau, de tous les esprits, qui nient, un des plus aiguillonnants. Von den „Jüngsten“ werden u. a. citiert: D.-V. Liliencron (sic!) O.-G. Hartleben (sic!), F. Hollander (sic!). Sudermann ist „à la fois l'Augier et le Sardou, le Pailleron et le Dumas de la nouvelle école“. Enfin, en tête des Jeunes, marchant vers l'avenir, bien loin en avant, sur un plan élevé, apparait, en pleine lumière, un homme de génie, Frédéric Nietzsche, le Jean-Jacques, le Faust et aussi le Méphistophélès de cette génération.) — Paul de Bilhaud, Profil de Parisienne. (Witzige, äusserst chic illustrierte Studie über die Pariser Modedamen.)

Revue des Revues, Paris 1895. Nr. 3. Ola Hansson, le petit Eyolf et d'autres Germains. (Richtet sich gegen Ibsen, Björnson, Strindberg. Quintessenz: les poètes du Nord, que le public parisien acclame maintenant comme les plus récents héros intellectuels importés du miraculeux pays des brouillards, n'ont plus, depuis longtemps chez nous l'importance de porteurs de culture pour cet avenir au quel nous aspirons. Nous les respectons encore comme des classiques, après les avoir jadis adorés en notre juvénil enthousiasme. Ils sont déjà les grands . . . morts. Leurs oeuvres figurent en de belles reliure comme des cadeaux de famille sous l'arbre de Noël. — Ähnlich äussert sich Hanssons Gattin L. Marholm im „Berliner Tageblatt“ über Ibsen: Der alte Herr würde keine Dramen mehr schreiben, wenn er nicht in Berlin und München seine Gemeinde hätte.)

Revue bleue, Paris. 19/24. Januar. E. Neukomm, E. Th. A. Hoffmann. (Portraitskizze in Anlehnung an G. Ellingers jüngst erschienene Biographie.)

Revue de Paris, Paris, Janvier 15. E. Lavisse, Victor Duruy.

Contemporary Review, London, Januarheft. Prof. J. W. Hales, Shakespeare und die Puritaner.

Harpers Magazine, Januarheft. Cabot Lodge, Americanismen bei Shakespeare.

North American Review, Januarheft. (Der berühmte Humorist Mark Twain tadelt scharf Paul Bourgets Buch „l'Outre mer“ wegen der darin enthaltenen schiefen Urteile über das amerikanische Leben.)

Elet, Budapest 1895, Januar. Géza Szilágyi, Reclame und Moral. (Würdigt ausgehend von H. Stümckes Studie über R. Zoozmann vornehmlich des letzteren Josepha-Cyclus und richtet sich gegen die Tadler dieser Gedichte und etliche ungarische moralinsaure Kritiker,d ie Ignotus, einen der bedeutendsten ungarischen Poeten wegen ähnlicher Gedichte verfehmen).

Elet, 10. Februar-Nr. Béla Vikur, Szél és kandiság. (Übersetzung des in Nr. 1, Jahrgg. III der N. l. Bl. veröffentlichten Gedichtes von R. Zoozmann „Wind und Neugier.“



Litterarische Rundschau.

Sudermanns „Heimat“ ist bereits bis nach Turkestan gedrungen. Wie uns Friedrich Dukmeyer nämlich aus Taschkent mitteilt, hat die „Genossenschaft russischer dramatischer Künstler“ ihre diesjährige Saison im dortigen Stadttheater mit der „Heimat“ am 9. Januar 1895 eröffnet. Die Übersetzung hat A. W. Kuscheleff besorgt.

„Der Stein der Weisen“ eröffnet sein diesmaliges (4.) Heft mit einer umfassenden Abhandlung über „Thierselbstschutz“, welche

manches Interessante bietet. Hieran schliesst sich ein technischer Aufsatz über „Schiffshebewerke“ (illustriert) und weiterhin ein Artikel R. Falb's „Über Erdbeben“. Drei grosse Abbildungen bringen „Die elektrische Station in Charlottenburg“ zur Darstellung. Sehr eingehend und durch hübsche Abbildungen unterstützt, behandelt ein Fachmann das Thema „Orientalische Teppiche“. Das Heft enthält ferner eine kurze Biographie des verstorbenen Assyriologen Layard (mit Portrait), technische und naturwissenschaftliche Mitteilungen (durchweg illustriert), durch Abbildungen erläuterte physikalische Experimente, Ansichten aus den Karpathen, sowie (auf dem Umschlage) die Forsetzung der „Städtepläne aus allen Weltteilen“ (4 weitere amerikanische Städte). Alles in Allem: Vielerlei und reichlicher Lesestoff von sorgfältiger Auswahl. Die Zeitschrift (A. Hartleben's Verlag, Wien) erfreut sich eines anerkannt guten Rufes, den sich zu erhalten die Leitung ihr Möglichstes aufbietet.

Der zweite Jahrgang der im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erscheinenden belletristischen Zeitschrift „Die Romanwelt“ liegt uns bis Heft 17 vor. Seit unserer letzten Berichterstattung ist de' Marchis Mailändischer Sittenroman, der nicht verfehlen wird, dem hervorragenden italienischen Erzähler neue Freunde bei uns zu erwerben, zum Abschluss gekommen; die Resignation, worin er austönt, steht in Einklang mit der Lebenswahrheit der ebenso trefflich beobachteten wie gut geschilderten Sitten und Begebenheiten. Durchaus nicht auf Resignation angelegt scheint der in den letzten Heften hervortretende Theaterroman „Die kleine Elten“ von R. Stratz, das mit virtuoser Kunst entworfene Bild einer kleinen Welt für sich, dessen augenscheinliche Naturtreue auch dem nicht Eingeweihten sofort einleuchtet; psychologisch besonders interessant ist die anmutige Heldin durch ihre naive Gabe, sich einer unbequemen Vergangenheit zu entschlagen, und wir sehen mit Spannung der weiteren Entwicklung ihrer Geschicke entgegen. Dass die arabische Erzählung „Khaled“ von F. Marion Crawford die Teilnahme des Lesers beständig zu fesseln vermag, ist das beste Zeugnis für die Echtheit ihres an „Tausend und eine Nacht“ gemahnenden Kolorits. Indessen sie sich zum Ende neigt, taucht eine reizende Pariser Geschichte hervor: „Der Tintenfleck“ von René Bazin, voll von liebenswürdigem Humor und behaglichster Anregung. In den fernen Osten versetzen uns die „Japanischen Herbsteindrücke“ von Pierre Loti, diesem meisterhaften Vertreter einer eigenartigen ethnographischen Romantik; sind sie gleich kein Roman, so lesen sie sich doch wie ein solcher, und dem träumerischen Zauber dieser exotischen Schilderungen wird sich niemand entziehen. „Die Romanwelt“ kann in Wochenheften zu 25 Pfennig, sowie in Vollheften (je 4 Wochenhefte enthaltend) zu 1 Mark bezogen werden.

Kürschners Litteraturkalender für 1895 (J. G. Göschen, Stuttgart) ist wieder mit erfreulicher Pünktlichkeit erschienen. An Umfang hat sich das „Schloss der Geister“ wenig verändert. Der Herausgeber gesteht selbst, dass er das Ideal auch nur annähernder Vollständigkeit nicht mehr zu erstreben wagt. Wie es scheint, werden die direkten Mitteilungen der Autoren jetzt vorzugsweise berücksichtigt. Die katholischen Schriftsteller, für die Keiters Kalender als Hauptquelle dient, sind weit vollzähliger aufgeführt, als die protestantischen. Bei der medizinischen Fakultät vermissen wir manchen Autor, der sich nicht nur auf seinem Fachgebiet einen Namen gemacht hat, z. B. den bekannten Berliner Augenarzt und Reiseschriftsteller Professor Hirschberg und den Psychologen Dr. Wollny. Von den bekannteren Belletristen ist gleichfalls mancher im Kürschner nicht aufgeführt, z. B. St. Przybyschewsky. Dauthendey, Pudor, Eckardt, L. Scharf, H. v. Peschinger, A. von Wallpach, R. Schellwien, P. Bornstein. Diese Mängel sind lediglich darauf zurückzuführen, dass der Herausgeber noch lange nicht genügend Unterstützung durch direkte Mitteilungen der Autoren erfährt. Hinter sehr bekannten Namen starrt schon seit Jahren die ominöse Klammer. Dass gewisse Autoren sogar die Annahme der Formulare verweigern, verdient als Kuriosum aufgeführt zu werden. Am Ende sind diese Leutchen eitler, als die Auchdichter und lyrischen Eintagsfliegen, die sich in den Kalender drängen, indem die Formularverweigerer glauben so berühmt zu sein, dass der vielgeplagte Kalendermann alle ihre Werke ohne nähere Angaben kennen müsse. Denn dass irgend jemand, der im litterarischen Leben steht, den „Kürschner“ heute entbehren kann, ist undenkbar. Die ganze grosse Republik der Dichter und Denker schuldet darum auch diesmal dem Wirt des Schlosses der Geister, der sie alle eingeladen und beherbergt, für seine Mühewaltung Dank. Der stattliche Band ist mit dem Bild der Witwe Fritz Reuters und dem, der bei Eisenach belegenen Villa des berühmten Humoristen, der jetzt die Schillerstiftung überwiesen ist, geziert.

Eine äusserst vornehm ausgestattete und reichhaltige litterarische Festschrift hat die Kölner litterarische Gesellschaft zu ihrem Winterfest am 31. Januar herausgegeben. Das Heft enthält u. a. einen Prolog von Johann Fastenrath, ein Festspiel von Jos. Lauff und Gedichte von Georg Barthel Roth. Obgleich die Gesellschaft erst 1893 gegründet ist, zählt sie schon 107 Mitglieder. — Der Vorbericht giebt über die äusserst rege Thätigkeit des Vereins Auskunft. Wir wünschen von Herzen, dass solche erfreuliche Beweise des litterarischen Interesse aus allen Gauen Deutschlands sich einstellen und dass recht viele Zweigvereine der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“ in die Lage kommen, über eine so rege Vereinsthätigkeit in einer so stattlichen Festschrift wie die der Kölner Litteratur-Freunde berichten

zu können. Nicht minder aber wünschen wir, dass sich die Presse anderer Städte an ihren Kölner Kollegen ein Muster nehme, was eingehende und objektive Berichterstattung über die litterarischen Veranstaltungen diesbez. Vereine angeht.

Wilhelm Arent gedenkt demnächst eine neue litterarische Zeitschrift zu gründen, die die Lyrik, Prosaskizzen und Kritik pflegen und „Die Musen“ heissen soll.

Als dritter Band des vierten Jahrgangs der Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde, Berlin“, erschien soeben: „Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwicklung und Hilfsquellen“ von Rochus Schmidt, Hauptmann. Band I. Ost-Afrika. 22 Bogen. Preis geheftet Mk. 5, gebunden Mk. 6. — Mit dem vorliegenden Buch verfolgt die Verlagsbuchhandlung, die es sich angelegen sein liess, dasselbe reich mit Bildern und Karten auszustatten und es zu einem äusserst billigen Preise zugänglich zu machen, den Zweck, das Interesse an unserer Kolonialpolitik im Volke zu verallgemeinern und das Verständnis hierfür zu fördern. Das Buch umfasst zehn Kapitel, die wir hier der grösseren Übersicht wegen gleich anführen. Erstes Kapitel: Die Erwerbung der Kolonie durch Dr. Karl Peters und ihre weitere Entwicklung bis zum Eingreifen der Reichsregierung. Zweites Kapitel: Die Niederwerfung des ostafrikanischen Aufstandes durch Major Hermann v. Wissmann. Drittes Kapitel: Deutsch-Ost-Afrika nach dem deutsch-englischen Vertrage. Abtretung der deutschen Schutzherrschaft über Witu an England. Viertes Kapitel: Deutsch-Ost-Afrika in naturwissenschaftlicher Hinsicht. Fünftes Kapitel: Der ostafrikanische Handel. Elfenbein. — Sklaverei. Sechstes Kapitel: Dr. Emin Paschas Expedition. Begründung deutscher Stationen im Seengebiet. Siebentes Kapitel: Antisklaverei und Missionen. Achtes Kapitel: Militärische Maassnahmen im Inneren unter dem Gouvernement von Soden und von Schele. Neuntes Kapitel: Wirtschaftliche Unternehmungen. Zehntes Kapitel: Deutschlands Kolonialverwaltung. Ausserdem als Anhang ein vollständiges Namensverzeichnis und eine bis auf die Neuzeit ergänzte Karte von Ost-Afrika.

Das fünfaktige Drama „Nornagest oder Aus Walhallas letzten Tagen“ unseres Mitarbeiters, des Archäologen und Schriftstellers Dr. Gustav A. Müller in Strassburg i. E. wurde am 1. und 6. März zu Gunsten der Pensionskasse deutscher Journalisten und Schriftsteller, sowie der dortigen Stadtarmen unter der Regie des Schauspielers Albert Borée und unter Mitwirkung des Fräulein Margar. Harden vom dortigen Stadttheater durch ein Comité aufgeführt. Dieses Stück des neuerdings durch „Die Nachtigall von Sesenheim“ als Epiker weit bekannt gewordenen Autors ist bereits 1893 zu Köln mit nachhaltigem Erfolg gegeben worden.

Eine ganz thörichte Spekulation auf die Eitelkeit der an unheilbarer Dichteritis Erkrankten setzt ein Herr Hugo Gunske in Berlin in Scene. Zu Nutz und Frommen aller Neugierigen seien einige Zeilen aus dem den Redaktionen zugesandten Waschzettel hierhergesetzt:

„Die „Moderne Dichtung“, eine Blumenlese moderner Litteraturerzeugnisse aus der Feder junger Dichter und Dichterinnen, insbesondere begabter Dilettanten, bezweckt, ihren Mitarbeitern durch die kostenlose Veröffentlichung ihrer Werke, welche in ganz Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz Verbreitung finden, Gelegenheit zur Entfaltung ihres Talents zu bieten. Die voraussichtlich starke Beteiligung ermöglicht eine besonders sorgfältige Auswahl des Materials. (?)

Die Moderne Dichtung bringt als Anhang Biographien ev. mit den Bildnissen derjenigen ihrer Mitarbeiter pp., welche auf litterarischem Gebiet Erfolge nachweisen können. (!!)

Die zehn besten Beiträge eines jeden Bandes werden ausser in der „Modernen Dichtung“ in einem zweiten Abdruck auf einzelnem farbigen Carton-Bogen hergestellt und in einer hochelegant ausgestatteten Sammelmappe an die betreffenden Autoren als Prämie verteilt. Eine besondere Kennzeichnung der prämiierten Arbeiten, welche in der Sammlung die Bezeichnung „Perlen“ (!) führen, erfolgt in der „Modernen Dichtung“ insofern, als unter die bezüglichen Beiträge der Vermerk: „In den „Perlen“ veröffentlicht“, gesetzt wird.“

Und der ganze Scherz kostet nur 2 Mark! Ja, wir Deutschen sind einmal ein Volk von Idealisten!

(Vom Theater.) Eins der grossen Ereignisse der Pariser Saison bildet die Aufführung von Sudermanns „Heimat“ im Renaissancetheater mit Sarah Bernhardt als Magda.

Die Pariser Kritik konstatierte ziemlich einstimmig einen bedeutenden Erfolg und machte dem Chauvinismus nur insoweit Konzessionen, als sie die französischen Einflüsse auf Sudermanns Technik übermässig betonte und die Leistung der Bernhardt nicht nur über die aller deutschen Vertreterinnen der Rolle, sondern auch über die der Duse stellte. — Das Publikum bereitete dem deutschen Stück eine sympathische Aufnahme. Dem neu belebten Interesse für die Märchendichtung hat auch Richard Voss entgegenzukommen gesucht und unter Benutzung eines Andersen'schen Stoffes eine die blonde Kathrein betitelte Märchendichtung über die Bühne des Dresdner Hoftheaters mit ziemlichem Erfolge gehen lassen. — Dem glücklichen Komponisten von Hänsel und Grethel ist auch der pekuniäre Erfolg nicht ausgeblieben; sein Verleger konnte ihm in einem Monat nicht weniger als 15000 Mk. Tantièmen zahlen. — Die Première von Mascagnis Ratcliff, die eigentlich in Berlin stattfinden sollte, ist nun doch von dem rührigen Sonzogno

für Mailand gerettet und mit dem üblichen Tamtam der Reklame in Scene gesetzt wurden.

Von Alphonse Daudet ist soeben ein neuer Roman „la petite paroisse“ bei Lemerre, Paris, erschienen. Auch Pierre Loti hat einen neuen exotischen Roman „le desert“ vollendet. Von sonstigen bekannten Pariser Autoren haben ferner Lavedan, Mendès, Maël, Bonrgot neue Werke jüngst veröffentlicht. Zolas „Rome“ wird bereits unter den künftig neu erscheinenden Büchern angezeigt, obgleich der eben aus Italien heimgekehrte Verfasser wohl noch nicht allzuviele Zeilen seines neuen Werkes zu Papier gebracht haben dürfte.

Unserm Mitarbeiter Dr. Arthur Pfungst ist eine silberne Medaille verliehen worden — freilich nicht von irgend einem gekrönten Haupte für seine gedankentiefen Dichtungen, oder seine humanitären Bestrebungen im Dienste der Volksbildung, auch nicht von einem indischen Nabob oder gelehrten Gesellschaft für seine Arbeiten auf dem Gebiete der altindischen Litteratur, sondern — von der industriellen Gesellschaft in Mülhausen für einen von ihm erfundnen Autoklaven, der die Einschmelzröhren im Laboratorium ersetzen soll, eine erfreuliche Anerkennung der seltenen Vielseitigkeit Dr. Pfungsts.

Unser Mitarbeiter Wilh. Lilienthal veröffentlichte soeben eine Übersetzung von Zolas jüngster novellistischer Schöpfung „les trois guerres“, sowie einer weitern Anzahl von Novellen Maupassants und des berühmten Romans „Madame Gervaisais“ von J. & E. de Goncourt.



Beurteilungen.

Neue Dichtungen.

Besprochen von **Dr. Arthur Pfungst**, Frankfurt a. M.

Moses, Epische Dichtung von Rudolf Bode. Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Ahasver, der ewige Jude, Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Johannes Lepsius. Leipzig 1895, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber.)

Der ewige Jude, Episches Gedicht von Joseph Seeber. 3. Auflage. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Faust und Prometheus, Dichtung von Hermann Hango. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

„Neuer Wein in alte Schläuche“ —; dieses Motto könnte man den Werken der vier Autoren versetzen, mit welchen wir uns nachstehend beschäftigen wollen. Oft besungene Helden steigen vor uns auf, und wir sollen sagen, ob es den Autoren gelungen ist, die alten Gestalten mit neuem Geiste zu erfüllen. Es mag interessant erscheinen, der Frage nachzugehen, ob es für den Dichter leichter ist, durch die Belebung eines häufig verwandten Stoffes auf den Leser einzuwirken, als durch Behandlung eines unbekannten. Der Dichter, welcher es unternimmt einem alten Stoffe seinen Geist einzuhauchen, hat vor Allem mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dass in der Phantasie des Lesers zuerst die Erinnerung an frühere Eindrücke verdrängt werden muss, die das gleiche Thema einst wachgerufen. Es wird also nur dann ein Erfolg zu erwarten sein, wenn die neue Dichtung mit so urgewaltiger Macht, mit so sieghafter Wirkung den Leser erfasst, dass alle früheren Eindrücke vor dem Anprall des Neuen erblassen müssen, oder aber wenn sie den Gegenstand in einer so originellen Weise zu behandeln versteht, dass die alten Erinnerungen nicht wachgerufen werden. In diesem Kampfe mit früheren Dichtungen unterliegt gar häufig eine neue Dichtung, deren eigener Wert vielleicht ausreichend gewesen wäre, ihr einen Erfolg zu sichern, wenn sie nicht die Schatten der Vergangenheit herausgefordert hätte. Jede Behandlung eines alten Stoffes wird aber um so schwerer um den Erfolg zu ringen haben, je vollendeter die früheren gewesen. Man vergegenwärtige sich beispielsweise, ein Dichter unternähme es, einen neuen Macbeth, Wallenstein oder Faust zu dichten — wie wenig Aussicht hätte sein Werk, zur allgemeinen Anerkennung zu gelangen!

Bei dieser Sachlage müsste es als eine unklärliche Thorheit erscheinen, dass sich immer und immer wieder Dichter finden, welche sich solchen häufig behandelten Stoffen zuwenden, wenn nicht zwei Momente in Betracht kämen, die das Vorgehen derselben verständlich machten — ein subjektives und ein objektives.

Was zunächst das subjektive anbelangt, so muss in Berücksichtigung gezogen werden, dass sich in jedem originellen Geiste die überkommenen Gestalten der Sage und der Dichtung auf besondere Weise abspiegeln, und dass daher in dem Einen oder Andern leicht der Wunsch lebendig wird, den Helden einmal so darzustellen, wie er ihn gesehen. Diesen Trieb können wir ja in jeder Kunstgattung verfolgen. Vielleicht ist er nirgends deutlicher in die Erscheinung getreten, als in der Malerei des Mittelalters, in der die Darstellung von Persönlichkeiten der heiligen Schrift zum allgemeinen Thema wurde — wollte doch jeder Künstler einmal zeigen, was ihm der Gekreuzigte, was ihm die Madonna war.

Aber dieses subjektive Moment würde nicht ausreichen — es kommt noch ein objektives dazu. Der Künstler, welcher einem bereits bekannten Helden neues Leben einhaucht, hat den grossen Vorteil, dass sein Sujet ohne Weiteres in dem Leser oder Hörer eine bestimmte Disposition hervorruft, welche die Wirkung der Dichtung verstärken muss. Wenn der Name „Faust“ ausgesprochen wird, denkt

man sofort an den Schwarzkünstler, der mit der Hölle im Bunde gewesen, und eine düstere Stimmung überkommt uns. Alles, was wir jemals vom Faust gehört, tritt uns vor die Seele, und alle, scheinbar längst vergessenen, Eindrücke früherer Zeiten schwingen mit, wenn wir eine neue Faustdichtung zur Hand nehmen. — Wenn wir den Namen „Ahasver" hören, sehen wir die hagere, bleiche Gestalt durch die Jahrtausende ziehen, und ahnungsvolles Grauen durchbebt uns, wenn wir Neues von ihm erfahren sollen, dem einzigen Menschen der Vergangenheit, der nie den Tod gekostet.

Der grosse Dichter wird aus diesem „Mitschwingen" früherer Eindrücke Vorteil ziehen, während der mittelmässige seinem Werke einen schlechten Dienst erweist, indem er selbst dem Beurteiler die Wage darreicht, auf der sein Werk zu wägen ist —; wie oft wird es für zu leicht befunden werden!

Wenn wir nun zunächst die Dichtung **„Moses" von Rudolf Bode** betrachten, dann müssen wir sagen, dass sie uns keineswegs jene angedeuteten Eigenschaften zu besitzen scheint, welche Erfolg in Aussicht stellen. Der Verfasser behandelt die Geschichte seines Helden im Anschluss an die biblische Erzählung, und man muss sagen, dass seine Verse häufig von echt poetischem Geiste erfüllt sind. Aber die poetische Ausgestaltung des Stoffes ist doch nicht packend genug, um den Leser wirklich gefangen zu nehmen. Man weiss im Grunde nicht, welchen Zweck der Autor mit seiner Dichtung verfolgt. In unserer Zeit kann es sich doch nicht mehr lediglich darum handeln einen biblischen Stoff neu in Versen darzustellen, ohne ihn nach irgend einer Richtung hin zu vertiefen oder zu erweitern! Unseres Erachtens könnte für den modernen Dichter nur der religiöse oder der rein künstlerische Gesichtspunkt bei der Abfassung einer solchen Dichtung in Betracht kommen. Von beiden Gesichtspunkten aus ist aber heutigen Tages nur dann noch eine wirkungsvolle Dichtung zu gestalten, wenn ein schöpferischer Geist hinter dem Stoffe steht. Bei der vorliegenden Arbeit ist dies nicht der Fall. Vielleicht ist es religiöse Begeisterung gewesen, welche dem Autor die Feder geführt hat — jedoch hätte er gewiss dann besser gethan, sich an die historischen Berichte nur in grossen Zügen zu halten und einen Moses eigener Fraktur vor unser Auge zu stellen. Man darf nicht vergessen, dass bei modernen Menschen die Gestalten der Vergangenheit nur dann Interesse erwecken, wenn es dem Künstler gelingt, sie psychologisch zu vertiefen. Das äussere Geschehen ist uns sehr langweilig.

Ohne Zweifel wäre Moses auch heute noch ein Stoff, der einem Dichter eine dankbare Aufgabe bieten könnte: die mächtige Persönlichkeit mit dem edlen Zorne, deren zähe Ausdauer ein Volk der Knechtschaft entreisst. Der Gesetzgeber voll heiliger Begeisterung, der Prophet, der sich mit seinem Gotte eins weiss, und der wie eine Säule aus dem Dunkel vergangener Jahrtausende in die Gegenwart ragt — und der fehlende Mensch, der sterben muss, ohne das gelobte Land gesehen zu haben, — welche reiche Motive!

In Bode's Dichtung findet sich von alledem recht wenig. — Doch sind manche schöne Strophen uns in der Erinnerung geblieben. Um von der Art und Weise, wie Bode dichtet ein Beispiel zu geben, führen wir nachstehend einige an: pag. 32:

Und den Schleier, der sie einst verhüllt,
Als der Mann sie in dies Haus geführt,
Ihres ersten Glückes teures Bild
Hält sie in den Händen tief gerührt.

„Aus dem Hause soll ich, aus dem Land
Heute zieh'n, das meinen Frieden barg!
Meines Jüngsten kleine Wiege stand
Hier in diesem Winkel und sein Sarg.

Hier an diesem Herde manches Jahr
Sassen wir zum heil'gen Mahl vereint,
Sahen wachsen unsrer Kinder Schaar,
Haben froh gelacht und still geweint . . ."

pag. 35:

Wehe dem Mann, der dem Feinde sich beugt,
Welcher der Faust des Tyrannen gehorcht,
Aber der eigenen Würde nicht sorgt —
Wehe dem Weibe, das Sklaven gesäugt.

Wenden wir uns nun den beiden Dichtungen zu, welche den „Ewigen Juden" behandeln: **Johannes Lepsius** lässt die Handlung seines Mysteriums in jener Zeit spielen, die mit dem Ausbruche des jüdischen Krieges beginnt und mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus schliesst. In dem Vorspiele, das trotz seiner unklaren Fassung in poetischer Beziehung der gelungenste Teil des Werkes ist, versucht der Todesgott Asmaveth von Moses und Elias, welche vor dem Thore einer Höhle unter dem Berge Nebo Wache halten, die Bundeslade mit den Gesetzestafeln vom Sinai, die in der Höhle verborgen sind, zu erlangen. Als Preis bietet er ewiges Leben für Ahasver. Moses und Elias weisen dieses Ansinnen mit Entrüstung von sich und Asmaveth verfolgt nun den Ahasver ohne ihn je töten zu können, weil es der Wille des Höchsten nicht zulässt.

Ausser diesem Motive ist noch die Sage von jenem Schuster in die Handlung verwoben, der dem unter der Kreuzeslast zusammenbrechenden Nazarener einen Stoss gegeben und ihm zugeschrien haben soll, er möge seines Weges ziehen, worauf der Nazarener geantwortet habe: „Wohlan, ich werde gehen, doch du sollst wandern bis in alle Ewigkeit". — Es ist uns nicht recht verständlich geworden, in welcher Weise beide Motive neben einander bestehen können. Wenn der Todesgott den Ahasver nicht töten darf — was dem Moses und Elias nach ihren Worten bekannt ist —, muss doch die Zusage Asmaveths den Ahasver

sehenen zu wollen, jeden Eindruck auf die Hüter der Bundeslade verfehlen. Es ist gewiss nicht angezeigt, an ein Mysterium die strengen Anforderungen zu stellen, die man an ein Drama zu stellen berechtigt ist, aber beide Motive scheinen sich uns doch gegenseitig zu stören. Die eigentliche Handlung des Stückes, in welcher sich der Untergang Jerusalems vorbereitet, weist zum Teil lebendige und recht wirkungsvolle Szenen auf. Namentlich die Volksszenen sind gut gelungen. Aber die Dichtung krankt an ihrer unklaren Disposition. Auch muss die von dem Verfasser gewählte historische Zeit die künstlerische Wirkung beeinflussen. Ahasvers charakteristische Eigenschaft ist die, dass er als der einzige Mensch der Vergangenheit durch die Ewigkeiten wandert und nicht sterben kann. Wenn uns dieser Mann nun in einer Epoche seines Daseins vorgeführt wird, in der er im natürlichen Gange der Ereignisse wohl auch noch leben würde, dann muss das den Eindruck, den seine Gestalt auf uns machen soll, doch gewiss beeinträchtigen, um so mehr, wenn der Todesgott unaufhörlich mit ihm spielt, wie der Löwe mit der Maus, so dass wir schliesslich gar nicht mehr so recht wissen, ob Ahasver dem Tode verfallen wird oder nicht. — In formeller Beziehung wäre die Sprache zu loben, doch bliebe zu beanstanden, dass das Vorspiel zu viele Anklänge an Goethes „Faust“ aufweist. Man lese beispielsweise die folgenden Strophen, die keineswegs vereinzelt dastehen:

Asmaveth:

Ruht nur noch manche hundert Jahr in Frieden!
Mit dieser Antwort bin ich gern beschieden.
Doch rat' ich, kommt im Guten mit mir aus!
Zum andern Male lass' ich mich nicht prellen,
Ich lasse mich auf morgen nicht bestellen,
Denn für den Tod ist jedermann zu Haus.
Was stellt Ihr Euch so drohend mir entgegen?
Was ist Euch an dem Alten da gelegen?
Seht an! ein Häufchen Knochen, Sehnen, Haut,
Ein Lederbalg mit Odem in der Nase usw. usw.

Während die Dichtung von Lepsius immerhin geeignet erscheint unser Interesse wachzurufen, wenn sie auch Grund zu manchen Ausstellungen bietet, muss von **Joseph Seebers** „Ewigem Juden“ gesagt werden, dass sein Werk für den modernen Leser, dem nicht die konfessionelle Bedeutung Ersatz für künstlerische Eigenschaften bietet, wenig Anziehendes hat. — Die Handlung spielt in der Zukunft zur Zeit des Antichrists. Der Antichrist wird von den Juden als Messias aufgenommen und auch von Ahasver als solcher anerkannt. Aber Gott der Herr zerschmettert den Antichrist (Sotér), schleudert ihn in die Tiefe und zerstört Jerusalem. Da wendet sich Ahasver von dem Glauben an den Antichrist ab; Gott der Herr erscheint ihm mit dem Sohne am Kreuze und da bekehrt sich Ahasver. Er befiehlt den Juden den Glauben an Christus als Apostel durch die Welt zu tragen und stirbt erlöst. Man könnte den Inhalt der Dichtung, von der wir nur das Skelett hier geben können, als die „Erlösung Ahasvers“ bezeichnen. Die Handlung, welche sich in siebzehn Gesängen abspielt, ist natürlich vielfach verschlungen. — In einem Anhange verweist der Autor auf eine grosse Anzahl von Weissagungen aus der heiligen Schrift und auf viele Stellen in den Kirchenvätern, welche seine Auffassung von der Ahasver-Sage stützen. Von dem konfessionellen Standpunkte des Verfassers aus finden wir das gerechtfertigt. In rein ästhetischer Beziehung ist es ohne Belang. Hier haben wir nur nach dem künstlerischen Werte der Arbeit zu fragen, der nicht allzu bedeutend ist. — Als Versmaass sind ungereimte fünffüssige Jamben gewählt, die sich glatt lesen. Aber trotzdem ist die Lektüre ungemein ermüdend. Man hat ein Gefühl, als ob man erbarmungslos durch eine eintönige steinige Gegend geschleift würde. In dem Buche wird zwar Vieles geredet und erzählt, aber Alles ist äusserliches Geschehen, nichts erwärmt uns, nichts reisst uns mit, die Personen sind uns im 17. Gesange genau ebenso gleichgiltig, als im ersten, und schliesslich fragen wir uns im Stillen, wozu sich eigentlich der Verfasser die Arbeit gemacht habe, diese Tausende von Verszeilen zu drechseln. Die Dichtung wird als religiöses Erbauungsbuch vielleicht Beachtung finden; für die deutsche Litteratur kommt sie einige hundert Jahre zu spät.

Wenden wir uns nun zum Schlusse zu **Hermann Hangos** „Faust und Prometheus“. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ möchte ich ausrufen. Ein kleines Buch, aber sein Verfasser ein Dichter. Jede Seite verrät uns, dass wir in Hango einen Künstler vor uns haben, der unser Interesse in hohem Maasse beanspruchen darf. In seinen Versen ist Mark und Kraft, und auch derjenige, welcher, wie der Referent, seine in glühenden Versen verkündete Lebensanschauung nicht zu teilen vermag, wird sich dem Eindruck der Dichtung nicht entziehen können.

Wir finden Faust, „einen Enkel jenes zaubermächt'gen Ahnen, der an den Zweifel seine Seele gab“, zu Anfang der Dichtung auf einer Zinne der Anden, wo er sich Betrachtungen über alles Werden und Vergehen hingiebt. Diese Betrachtungen sind Ausbrüche tiefster Verzweiflung. Faust rüttelt mit gigantischem Wüten an der Bestimmung der Menschen und der Welt, und schleudert dem All ein rasendes „Wozu?“ entgegen. Da erscheint ihm Prometheus, „der erste Freund des Menschen“, und zürnt ihm, weil er in unberechtigtem Pessimismus an der Menschheit verzweifle. Die Menschheit habe sich ihr Elend selbst bereitet, indem sie alles Wissen nur zur Befriedigung kleinlicher Selbstsucht verwendet habe. Prometheus führt ihm nun in einer Reihe von mit grosser poetischer Kraft gezeichneter Visionen das Werden der Erde aus dem Chaos, die Bildung von pflanzlichem und tierischem Leben und das erste

Erscheinen des Menschen vor. Hieran schliesst sich die Schilderung des Entstehens der Kultur und des Sieges der Menschen über die feindliche Natur, der jedoch das Glück nicht brachte, weil der Mensch des Menschen Feind ward. Aber in furchtbarem Ringen wird auch diese Feindschaft überwunden und edle Sitte herrscht auf Erden. In ihrem Schutze entstehen die Künste, und der Mensch vermag mit freiem Geiste nach dem letzten Grunde der Dinge zu forschen. Nun sieht Faust in seiner Vision, wie sich Scenen aus der Vergangenheit vor ihm abspielen. Moses, Buddha und Christus ziehen an ihm vorüber und jeder kündet ihm seine Lehre. Er sieht, wie aus Christi Grab die Kirche wächst, und wie die Kirche die Liebe vergisst, die Christus gepredigt, wie sie Ketzer verbrennt und Völker ruchlos in den Krieg hetzt. — Endlich sieht Faust seinen eig'nen Ahn, jenen Faust, der zuerst an Allem zweifelte und der mit furchtbaren Worten das Geschick anklagt, das nichts Bleibendes gewähren könne. Da zeigt Prometheus endlich, was Menschengrösse so Gewaltiges vermag. Er führt Kolumbus vor, der sich den Weg zu neuen Welten bahnt, Giordano Bruno, der der Finsternis Hohn spricht und auf dem Scheiterhaufen stirbt.

„Erschüttert wandte Faust sein Haupt . . .
Auf Erden
„Geschehen Sünden wider Recht und Licht,
„Dass manches Aug' sich sehnte blind zu
werden;
„Denn nicht ein jedes sieht das End-Gericht . . .
„. . . . Und jetzt, so traurig wie nur eins
auf Erden,
„Erstand vor Faust ein anderes Gesicht:
„Den Heimgang sah er jenes grossen Weisen,
„Der lebte — uns das Weltall zu beweisen."

Prometheus zeigt dem Faust den Tod Galileis. Da fasst Faust neuen Mut. An diesem grossen Toten erhebt er sich, und nach einem Zwiegespräche von gewaltigem poetischen Schwunge, in dem ihn Prometheus zum Leben bekehrt erwacht Faust — dem Leben zurückgegeben. — Dies ist der Rahmen der Dichtung.

Es kann natürlich hier nicht unsere Aufgabe sein uns mit dem Dichter über die Tendenz seiner Dichtung auseinanderzusetzen. Überzeugt hat er uns nicht davon, dass „des Lebens Wille Sieg ist", aber was mehr ist, er hat uns erquickt und erhoben. In dem Werke findet sich so ungemein viel Wertvolles, dass ihm jeder ehrliche Freund deutscher Poesie weiteste Verbreitung wünschen muss. Einzelne Aussetzungen, welche an manchen Versen wohl zu machen wären, dürfen unerwähnt bleiben. Einem Publikum, wie dem deutschen gegenüber, das eine heilige Scheu vor poetischen Werken empfindet, handelt es sich für den Rezensenten weniger darum, kleinen Mängeln einer Dichtung nachzuspüren, als ihren künstlerischen Wert als Gesamtleistung festzustellen. Und während wir die drei zuerst besprochenen Bücher kaum als besonderen Gewinn für das moderne Schrifttum betrachten können, ist dies bei Haago's Werk in desto höherem Maasse der Fall.

Die Beschäftigung mit den behandelten Dichtungen zeigt uns, dass die Gestalten der Überlieferung an sich wenig Reiz mehr auf uns ausüben — sie sind uns „Hekuba", wenn nicht ein Bildner dahinter steht, der aus dem alten Thon neue Gebilde kneten kann, die uns zu Herzen gehen.

Historische Dramen.

Von Hans von Basedow, Berlin.

1. Ariovist. Dramatische Dichtung von August Schmitz, Leipzig, J. G. Findel.
2. Hermann der Cheruskerfürst. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Wilhelm Österhaus. Detmold, Meyer'sche Hofbuchdruckerei.
3. Der Kampf um Wien. Historisches Schauspiel von Auguste Wahrmund. Wien, K. Gerold's Sohn.
4. Rabbi David. Schauspiel in 5 Aufzügen von P. W. N. v. S. Leipzig, Philipp Reclam.
5. Die verlorene Kriegskasse. Geschichtliches Schauspiel von Wilhelm Tobien. Schwelm, M. Scherz.
6. Der wilde Markgraf. Historisches Schauspiel von Konrad Friedrich. Ansbach, Max Eichinger.

Die historischen Dramen kranken gemeiniglich an einem Fehler; nicht jene Zeit, in der sie spielen, ist es, was uns geboten wird, nicht jene Menschen, sondern das, was über sie in der Schule gelernt worden ist, mit allen moralischen Nutzanwendungen und Randglossen, die der Lehrer dazu gegeben hat, oder aber das — es sind ja zumeist Schulmeister, die solche Stücke schreiben — was der Lehrer seinen Sextanern beibringt, fein, nach allen Regeln der Kunst versifiziert, dabei ist eben nur das Eine bedauerlich, dass das Theater keine Schule und die Theaterbesucher keine Sextaner sind. Fast in allen diesen Werken handeln die Menschen nicht aus jener heraus. Die Sache entwickelt sich nicht, sondern steht von Anfang an fest, darum wissen die einzelnen Figuren auch schon im ersten Akte ganz sicher, was sie im letzten thun werden. Alles was dazwischen liegt, erscheint deshalb so ziemlich zweck- und fruchtlos. Nun wissen ja allerdings die Dichter, dass ihre Figuren nach der historischen Überlieferung so und so handeln müssen — das genügt aber nicht. Es soll eben gezeigt werden, wie und wodurch diese Handlungsweise begründet ist — nicht nur äusserlich, sondern vor Allem psychologisch

Es muss gezeigt werden, dass diese Handlungen wahr sind — der einzige Wahrheitsbeweis ist in diesen Werken aber nur eben die historische Überlieferung. Ein anderer Grund existiert für die Figuren nicht, die nur das thun und hersagen, was sie über sich in der Schule gelernt haben. Historisch treu — das zu sein protendieren ja diese Werke vor Allem — sind sie deshalb nicht, sondern nur psychologisch treu. Der Zeitgeist fehlt als causa movens. Da sind denn doch die historischen Fälschungen aus Schiller bedeutend besser — er hat wenigstens Menschen hingestellt, denen man glaubt, dass sie Menschen sind, trotz aller idealistischen Übertreibungen, die aus dem Geiste ihrer Zeit heraushandeln, trotz aller theatralischen Zuspitzungen; wenn er auch keine Maria Stuart, kein Wallenstein, kein Don Carlos der Geschichte ist — was wir da vor uns sehen, so sind es doch Wesen von Kraft und Saft, und keine schulmeisterlich zusammengestoppelten Puppen. Das weist übrigens auf die beiden Richtungen im historischen Schauspiel hin — die eine bietet Figuren mit historischen Namen und Kostümen, weiter aber auch Nichts — die andern schildern den Geist der Zeit vielleicht sogar ohne historische Namen und ohne historische Handlung. Und auf den Zeitgeist kommt es an — ohne ihn sind die Figuren Schemen, Kostümpuppen für den Garderobier, die oft nur den Zweck haben, infolge einer Prophezeihung das voruuszusagen, was wir jetzt erreicht haben, Weihrauch zu streuen so der Jetztzeit und ihren Lenkern, — wie manche längst vergessene Figur ist aus dem Grunde hervorgekramt! Dichter sind Propheten — jawohl — aber diese Art Prophezeihung ist denn doch zu wohlfeil. Diesen Vorbehalt treffen den grössten Teil der hier zu besprechenden Werke, von denen — Ehre, wem Ehre gebührt, ich erwähne sie zuerst — zwar überhaupt nicht ernstlich in Betracht kommen. Das sind: „Der wilde Markgraf" von Konrad Friedrich und „Die verlorene Kriegskasse" von Wilhelm Tobien. Diese beiden Werke sind so blutig dilettantisch, dass mich ein grosses Mitleid mit den Setzern dieser Werke packte. Der Ertrag der Buchausgabe von „Die verlorene Kriegskasse" ist nach Abzug der Kosten für das Museum zu Schwelm bestimmt. ' Armes Schwelmer Museum. Übrigens — Alles was recht ist, humoristische Verse können die beiden Dichter schreiben — nur haben sie sie hier versehentlich an Stellen angebracht, wo sie ernst sein wollten. Nun, das kann einem Dichter, der von seinem Stoffe gepackt ist, schon passieren. Doch genug — ich habe mich bei diesen Werken schon zu lange aufgehalten.

Das historische Schauspiel „Der Kampf um Wien" hat einen schönen Umschlag und ist von einer Dame, Auguste Wahrmund. Das hatte mich eigentlich ein wenig misstrauisch gemacht. Die Kritik der schönen Umschläge ist sonst ziemlich sicher — in diesem Falle täuschte sie. Das Schauspiel ist nicht nur nicht schlecht, sondern sogar recht gut. Die Sprache ist kräftig und rein, nur aus einzelnen Weitschweifigkeiten kann man die Dame spüren. Der Stoff ist recht gut eingeteilt und zubereitet. Die Durchführung von lobenswerter dramatischer Kraft und Einheitlichkeit, ohne Zersplitterungen und Abirrungen wird das Ziel erreicht. Auch die Charakteristik der Figuren ist verhältnissmässig — bei den Jambendramen hupert es ja damit immer mehr oder weniger — eine erträgliche. Mit einigen Zügen wird eine Figur angedeutet und dann al fresco weitergeführt. Wie weit die historische Wahrheit dieses Werkes geht, resp. ob die zahlreichen Episoden freie Erfindung der Dichterin, oder auf historischer Überlieferung beruhen, vermag ich nicht zu sagen. Ganz unbeeinflusst ist die Verfasserin jedenfalls nicht — wer spürt die Anlehnung, den Einfluss verschiedener Dichter in der Diction, von gewissen kraftvollen Redenwendungen und an grossen Gedanken. So ist das Werk denn nicht durchaus original, dennoch aber gut. Wenn der Stoff nicht zu weit abläge vom allgemeinen Interesse, dürfte das Werk sogar seinen Weg über die Bühnen machen, denn es hat recht wirkungsvolle Szenen. So ist es nur die Huldigung einer Wienerin an Wien und von lokaler Interesse. — Ein „Hermann der Cheruskerfürst" darf natürlich in einer Besprechung historischer Dramen nicht fehlen. Der diesmalige ist von Wilhelm Österhaus. In den wenigen Monaten, in denen ich die eingelaufenen Novitäten für das Weimar'sche Hoftheater begutachtete, wurden mir nicht weniger als 37 „Hermann" unterbreitet. Ich habe sie alle gelesen — leider. Ich habe seitdem keinen Hermann wieder in der Hand gehabt — bis nun dieser Österhaus'sche kam. Er ist ja nicht schlecht, es ist viel guter Wille darin, aber sehr wenig Kenntnisse der Bühne! Da, wo das Werk bühnenmässig werden will, wird es opernmässig, macht den Eindruck eines Musikdramas. Ja — in gewissen Scenen hat dem Verfasser Richard Wagner allzudeutlich vorgeschwebt. Eine fleissige, ehrliche Arbeit — aber eben eine Arbeit. Die Arbeit eines Mannes, der einmal ein patriotisches Schauspiel schreiben wollte. Damit ist eigentlich Alles gesagt — ein Werk, wie gar Mancher es schreibt, nicht schlechter und nicht besser, nicht ideenreicher oder ideenarmer, nicht richtiger oder unrichtiger. Er ist eben da, hat in Detmold einen Verleger und ein Paar Aufführungen begleitet von lokalem Erfolge erlebt. Die Konstatierung dieser Thatsachen genügt. Und nun der erste Teil der dramatischen Dichtung „Ariovist" von Aug. Schmitz. In dem Werke findet sich Eigenart und Kraft, vor Allem, was man ja in historischen Werken selten findet: Natürlichkeit. Aber dieses Natürlichkeitsstreben scheint mir in Einzelheiten zu weit zu gehen, wenn Spurius da sagt: „Er ist eben undefinirbar", oder Metillus von „philosophischen Landherrn" redet, so dürfte das anzufechten sein. Ich muss jedoch bekennen, dass mir's gefällt, da gerade in diesen Kleinig-

keiten die Figuren und ihre Anschauungen ungemein scharf charakterisiert werden. Im Ariovist sind auch Gedanken, die noch nicht alle, wenigstens noch nicht so gedacht sind, im „Ariovist" ist auch Poesie im modernen Sinne, und doch packt den Leser in einzelnen Momenten die Faust des Althergebrachten und reisst ihn aus seiner reinen Freude heraus. Jedenfalls ein originelles Talent, nicht ganz unbeeinflusst, wie Grabbe und etwa Büchner, aber nichts desto weniger von Wert für die Ausgestaltung und Entwicklung eines historischen Dramas in modernem Sinne. Und nun zu dem grossen Versteckspieler P. W. N. v. S. und seinem Schauspiel „Rabbi David". Ich will mich nicht dabei aufhalten, Vermutungen über den Dichter auszusprechen, denn ich weiss es schon, wer er ist. Der Verfasser kennt das Theater und dessen Wirkungen, er weiss, dass grosse Effektszenen, dass Folterkammern, Kindsmorde, Aufzüge u. s. w. auf gewisse Leute wirken, hat das Äussere der „Meiningerei" genommen und dazu ein Stück geschrieben, das aus Heinrich Heine's „Rabbi von Bacharach" herausgewachsen. Er hat ganze Sätze und Genie herübergenommen, die Bewunderung ihre eigene Hände seitens der Schnapper-Elle eine Rebecka, der Gattin Ben Saarons in den Mund gelegt, ein paar neue Figuren erfunden — oder vielmehr aus der Requisitenkammer geholt, hübsch von Staub gereinigt und aufpoliert, — dass sie ihre eigene Frische verloren haben und nun den Eindruck geschminkter Leichen machen, thut ja Nichts zur Sache — hat seinen Uriel Akosta noch einmal vorgenommen und nach diesem löblichen Vorbilde seinen Rabbi geschaffen; eine effektvolle, nicht ohne Interesse, aber voller innerer Widersprüche, die ein Heinrich Heine psychologisch lösen konnte und so hinwegtilgen, die ein P. W. N. v. S. theatralisch löste und so verschärfte. Das Ganze ist ein Tendenzdrama gegen die antisemitischen Hetzereien, dem wohl die theatralische Mache zur Seite steht, die poetische Mache aber völlig fehlt. Schöne Phrasen sind noch keine Poesie. „Worte, Werte, Nichts als Werte". — Das Ganze ist ein Sensationsdrama — Nichts weiter, und über ein solches kann man fröhlich zur Tagesordnung übergehen.

Neue Dramen.

Besprochen von **Franz Wichmann** (Schweiz).

Wolfgang Kirchbach, Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1894.

Statt des etwas pompösen Titels könnte das Stück auch den Namen tragen: „Atahualpa oder der Fluch des Goldes". Es behandelt die Zerstörung des Sonnenreiches von Peru durch die Spanier unter Franzisco Pizarro um die Mitte des 16. Jahrhunderts und kann insofern als ein Kulturdrama bezeichnet werden, als es die Vernichtung einer alten durch die neue Kultur behandelt. Die letztere erscheint hier freilich durch die Schuld ihrer gewissenlosen Vertreter, die das Christentum nur zum Zweck, sich zu bereichern, missbrauchen, als die schlechtere, während diejenige, welche ihnen zum Opfer fällt, uns heute in der Verwirklichung eines sozialistischen Zukunftsstaates wieder als Ideal vor Augen schwebt. Wenn zum Bestehen desselben die Naivetät der unschuldigen, vertrauensvollen Peruaner, die den Wert des Geldes, mit dem sie sich verschwenderisch schmücken, nicht kennen, als Voraussetzung erforderlich ist, so wird unsere moderne Menschheit allerdings für immer auf die Erreichung eines solchen verzichten müssen und nichts als ein erkünsteltes Stückwerk zu Stande bringen, das keine Dauer haben kann. Kirchbachs meisterhafte Schilderung des Sonnenreiches giebt uns nur die Gewissheit, dass alles schon einmal da war und dass das modernste Streben nichts als die Wiederauffrischung des Ältesten bedeutet. Die Ungerechtigkeit, die dem Menschen als eigentliche Erbsünde angeboren ist und sich im Streben nach egoistischem Machtbesitz äussert, kann auch das idealste Staatswesen nicht ausrotten, und sie ist es, die den edlen König Atahualpa, nachdem er seinen Bruder Huascar, den rechtmässigen Inka, entthront, ins Verderben treibt. Diese Schuld bietet den eindringenden Feinden die offene Stelle, wo sie den Hebel ansetzen, um sein ganzes Reich aus den Fugen zu heben, und wenn der König, um sein Volk zu retten, sich schliesslich bis zum Brudermord fortreissen lässt, so ist sein Untergang der verdiente, doch unser tiefstes Mitleid erweckende eines echten tragischen Helden. Mit grausamer psychologischer Konsequenz hat es der Dichter verstanden, diese Katastrophe vor unseren Augen heraufzuführen. Auch die wilden Leidenschaften der goldgierigen spanischen Abenteuerer sind mit unerbittlicher Wahrheit geschildert, nur verführt Kirchbachs Schönheitssinn ihn bisweilen, den rohen, gänzlich ungebildeten Pizarro, der nicht einmal zu schreiben versteht, eine gar zu edle, poetische Sprache reden zu lassen. Hier könnte ein wenig mehr Realismus nicht schaden, der deswegen noch nicht in Prosa auszuarten braucht. Neben dem Helden ist die rührendste Gestalt die seines sanften Weibes Tschuke, die ihn als Bruder und Gatten zugleich liebend, in weiblicher Hingebung selbst die Mitwissenschaft des Verbrechens auf sich nimmt, vielleicht die ergreifendste Figur, die der Dichter bisher geschaffen. Auch die Nebenpersonen, Pizarros Bruder, seine Anführer, Almagro und der Dichter Tschumbo, dem stimmungsvoll das letzte Wort der Dichtung zufällt, sind mit vollendeter Kunst charakterisiert. Eine unheimliche Spannung, die an jene blitzschwangere Atmosphäre des Verbrechens in des gleichen Verfassers Trauerspiel „Der Ingenieur" erinnert, zieht sich durch die Handlung und erhält den Leser in atemloser

Unruhe. Die Komposition zeigt die wuchtige Kraft des echten Dramatikers, die durch die fliessenden, klangvollen Verse wiederum zur Harmonie der Schönheit gemildert erscheint. Wenn unsere, an leeren Possen und verzuckerten Ehebrüchen sich ergötzende Zeit nicht dem ernsten Drama so gleichgültig und fühllos gegenüberstände, müsste dieses packende Schauspiel auf der Bühne von grösster Wirkung sein. So ist nur zu hoffen, dass die Schilderung des peruanischen Gleichheitsstaates durch die Berührung mit manchen Hoffnungen und Wünschen der Jetztzeit dem modernen Publikum ein Interesse abnötigt, welches das von tiefster Poesie erfüllte Stück aus ganz anderen Gründen verdiente.

Wolfgang Kirchbach, Gerdon Pascha. Ein Zeitdrama in fünf Aufzügen. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson's Verlag. 1895.

Dieses Stück, das ebenfalls auf fremdem Boden, doch in unserer Zeit spielt, steht mit dem vorhin besprochenen in einem gewissen innern Zusammenhange, obwohl es einen Gegensatz dazu bildet. Hier wie dort handelt es sich um den Kampf zweier feindlicher Kulturen, um die Einführung des Christentums unter barbarische Völker, wenn auch die sanften Peruaner diesen Namen weit weniger verdienen, als die wilden Araber des Mahdi. Doch das Christentum, welches Gordon Pascha bringt, ist nicht mehr jenes der streitenden Kirche, die mit Schwert und Feuer bekehren will, sondern das Evangelium der Humanität, der reinen menschlichen Liebe, die ihre Brüder von dem Elend der Sklaverei befreien möchte. Sowie die Lehre unterscheiden sich auch ihre Propheten, dort der lasterhafte, ehr- und goldsüchtige Pizarro, hier der edle, selbstlose Gordon, dort Europas Kultur als Vernichterin, hier als Segenspenderin. Das Resultat freilich ist ein betrübendes, denn Pizarro siegt und Gordon geht zu Grunde. Menschliche Schwäche, die in unbedachtem Zorne einen Augenblick ihn das erste seiner eigenen Gebote vergessen lässt, sowie ein Irrtum in der Wahl des Rettungsmittels treiben ihn in die Gefahr, in der die berechnende Krämerpolitik seines Volkes ihn umkommen lässt. Da die Helden, wie Kirchbach sagt, nicht nur hehrer, sondern auch seltener werden, und der Trieb des Menschen zur Heroenverehrung nur mehr wenige findet, die das helle Glanzlicht der Geschichte umleuchtet, während die meisten still für ihre Ideale duldenden und sterbenden Helden der Menge unbekannt bleiben, so musste die Gestalt des unglücklichen Gordon Pascha naturgemäss die Dichter zu seiner Verherrlichung anregen, und von denen, die bisher seinen Untergang dramatisch behandelten, erscheint uns Wolfgang Kirchbach als der berufenste. Mit Recht hat er sich vor einer unwahren Idealisierung seines Helden gehütet, er giebt uns das Bild eines edlen, aber nicht vollkommenen Menschen, der das Beste will und doch nicht vollbringen kann. Seinen eingehenden Studien des interessanten Stoffes entsprechend und in der Absicht, ein durchaus wahres Portrait Gordens zu liefern, lässt er ihn zumeist mit überlieferten eigenen Worten, wenn auch in wohllautenden Versen sprechen. Das Gegenspiel ist durch den fanatischen, selbstbewussten Mahdi packend vertreten, und der erste Akt, der uns sein buntbewegtes Lagerleben, die Greuel der Sklaverei, die Leiden der gefangenen Missionare vorführt, bildet eine trefflich anschauliche Exposition. Das weibliche Element ist bei der Eigenart des Stoffes naturgemäss in den Hintergrund gerückt, und das traurig endende Liebesverhältnis der befreiten griechischen Sklavin Iphigenie mit dem Timeskorrespondenten Power, das durch die Plötzlichkeit seines Entstehens zudem etwas unnatürlich erscheint, hat nur den Wert einer Episode, die wenig interessiert, vom Publikum aber als eine seinem Geschmacke gemachte Konzession betrachtet werden darf. In der Absicht, mit seiner Dichtung dem einzelnen Manne ein Denkmal zu setzen, hat der Verfasser alle Kunst auf die Bearbeitung der Bausteine zu diesem verwendet und auf die Charakteristik der übrigen Personen geringeres Gewicht gelegt. Am schärfsten erscheint neben Gordon und dem Mahdi die zweifelhafte Figur des Verräthers Faragh Pascha gezeichnet. Die stürmisch vorwärts schreitende und den Leser fortreissende Handlung kommt, frei von naturalistischen Lauten der Leidenschaft, in ruhiger, vornehmer Sprache zum Ausdruck, die an klassische Muster gemahnt. So bildet sie zugleich die würdigste Einkleidung für die Gedanken des grossen Mannes, den sein Glaube an den Edelmut der Menschen ihn gerade die Wege wählen lässt, auf denen bereits das Verderben gegen ihn heranschreitet. In wenigen knappen Worten lässt ihn der Dichter selbst das schönste Bild von sich entwerfen, wenn er ihm die Verse in den Mund legt:

„Das ist nicht gross, die Kleinen aufzuopfern
In grosser Sache, nein, sich selbst zu opfern
Für das Geringste, das ist Herzenspflicht.
Ich bleibe hier bei denen, die auf mich
Gewartet, will mit ihnen leiden, — sterben!"

Das Gesagte möge zum Beweise dienen, dass es Kirchbach gelungen ist, ein erschütterndes Zeitdrama, das wir vor wenig Jahren selbst miterlebten, in das verklärende poetische Gewand einer zu Herzen gehenden Tragödie zu hüllen.

Hanns von Gumppenberg, Alles und Nichts. Dichtung in drei Abteilungen und zwölf Bildern. Grossenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge (Heinrich Ronge). 1894.

Während Kirchbachs Dramen sich auf geschichtlichem Boden bewegten, führt uns Hanns von Gumppenberg in seiner gross angelegten

Bühnendichtung „Alles und Nichts“ in die Märchenwelt des fernen Indiens. In Wahrheit aber ist auch dieses Stück historisch, denn in dem sagenhaften Königreich am Himmalaya geht es sehr real zu, es dient nur als Spiegel für die Zustände unserer Zeit, die vom Hofleben des Gottesgnaden-Königs Triçanku bis zur Gründung des sozialen Bruderstaats an uns vorüberziehen. Indessen hat der Dichter für den letzteren keineswegs Propaganda machen wollen, denn das gerechte Bild, das er uns von ihm entwirft, ist keineswegs erfreulich; auch alle uns wohlbekannten politischen Parteien bekommen mit köstlicher Satire ihr verdientes Teil. Trotz der klangvollen indischen Namen fühlen wir uns in der bunten Gesellschaft ganz wohl, denn wir erkennen darin unsere Landsleute mit allen ihren Fehlern und Schwächen, aber auch die edelsten Seiten unseres Volkscharakters in dem Helden Ayana, den sein fühlendes Herz zum „König des Leids“ macht. Er, der von den Priestern auserlesen ist, der Glücklichste auf Erden zu werden, der sich alles erwerben soll, erwirbt in schwerem Kampfe nur das Nichts und die traurige Erkenntnis, dass unser Wissen Stückwerk ist. Von der Liebe, die ihn beseligen soll, verschmäht, vom Kriege, der ihm den Lorbeer des Sieges bringt, angeekelt, als Begründer des Zukunftsstaates von seinen Brüdern verkannt, endet er, der König, als asketischer Krankenpfleger in schwerer Pestzeit, erst im Sterben beglückt durch den Gedanken, wenigstens eine Seele, die der still Geliebten, der Menschlichkeit gerettet zu haben. Wenn das an sich mehr als tragischer überhaupt, denn als dramatischer Stoff erscheint, so ist es doch von dem Dichter in lebendigster, bühnenwirksamster Weise ausgeführt, wobei nur die unglückliche Liebe einen etwas zu breiten Raum einnimmt. Am wenigsten gelungen will uns Gumppenbergs in der Sache selbst durchaus berechtigte Opposition gegen den Massenmord des Krieges bedünken. Wenn wir die Entrüstung seines Helden teilen sollen, so dürften die Boksas nicht einen räuberischen Einfall in das Land machen, dem gegenüber selbst einem Triçanku doch nichts anderes übrig bleibt, als die Notwehr, die sich niemals aus der Welt schaffen lassen wird; vielmehr hätte der König, für den Ayana kämpft, den Krieg selbst mutwillig und leichtsinnig vom Zaune brechen müssen. Nur so könnten wir das Mitleid des Helden mit den gefallenen Söhnen des Gegners verstehen. Bezeichnend ist es auch, dass in dem idealen Zukunftsstaate die unzufriedenen Elemente bereits wieder im Begriff stehen, einen Bruderkrieg zu beginnen, den nur der Ausbruch der Pest verhindert. Die Stellung eines Königs in dem neuen Bruderreiche trägt ebenfalls das Verhängnis der Unmöglichkeit in sich, denn ein Herrscher, der seinen Unterthanen völlig gleich stehen will, der nur Brudertreue und Freundschaft verlangt, ist eben kein solcher mehr. Eine Freundschaft unter tausenden widerstrebt dem Egoismus der menschlichen Natur. Freilich, wenn uns der Dichter nur die Unvollkommenheit alles Irdischen beweisen wollte, so hat er Recht, und diese Absicht scheint er in der That gehabt zu haben. Wenn er es auch mit der Gerechtigkeit, die er allen gegenüber walten lässt, niemandem recht machen wird, so muss doch seine Tragödie auf jeden Leser einen erschütternden Eindruck machen und ihn zur stillen Einkehr in sich selbst mahnen, gleich dem Holden Ayana, der den schwersten Kampf mit der eigenen, immer wieder durchbrechenden Selbstsucht zu bestehen hat. Am ergreifendsten kommt dieses Ringen da zum Ausdruck, wo derselbe als schönheitstrunkener Dichter sein Volk veredeln und erziehen will und dieses statt seiner einem seichten Bänkelsänger den Lorbeer reicht. Die Figuren des grossen Gemäldes sind alle klar und scharf gezeichnet, ihre Charaktere mit strengster psychologischer Konsequenz entwickelt. Die Sprache ist wesentlich für die Bühne berechnet und wirkt beim Lesen durch die zu grosse Freiheit, mit der der Vers behandelt ist, störend. Unserer Ansicht nach sollte der Dichter dem Schauspieler nicht zu weit entgegen kommen, es ihm nicht gar zu bequem machen wollen. Ein bedeutender Künstler wird auch dem formvollendeten fünffüssigen Jambus die Natürlichkeit des Ausdrucks verleihen können, ohne dass ihn der Dichter verstümmelt. Dafür bilden Shakespeares Meisterwerke den besten Beweis. Wenn wir genötigt waren, einige äusserliche Ausstellungen zu machen, so kann das unser Gesamturteil über die hervorragende Dichtung nicht beeinflussen. Schon der Entwurf eines solchen Werkes, das die Höhen und Tiefen der Menschheit umfasst, erforderte nicht nur einen echten Poeten, dem der Wehlaut des Erdenjammers in tiefster Seele widerhallt, sondern auch einen reifen, zielbewussten Künstler, der, unparteiisch, in stolzer Einsamkeit alles begreift und alles verzeiht. Als solcher hat sich Hanns von Gumppenberg bewährt. Und wenn er das harmonisch-schöne Gewand des Märchens für sein Stück wählte, so that er es nur, um offener zu seinem Volke sprechen zu können, als es sonst den Priestern der Wahrheit gestattet ist.

Städte- und Reisebilder.

Besprochen von Heinrich Stümcke.

Julius Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben.

Derselbe. Neue Folge.

Derselbe. Unter den Linden. Berlin Gebrüder Pätel.

„Die rapiden Veränderungen, welche während der letzten fünfzehn Jahre das ehemalige Berlin fast ganz unter einem neuen dahinschwinden liessen, haben mir die Feder in die

Hand gegeben. Es schien mir des Versuches wert, diesen Moment der Entwicklung von der preussischen Residenz zur deutschen Reichshauptstadt mit der Unmittelbarkeit des empfangenen Eindrucks festzuhalten, das Charakteristische, das, was ich selber an Ort und Stelle vorgehen oder entstehen gesehen habe." Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, hat der bekannte Herausgeber der „Deutschen Rundschau" als emsiger Spaziergänger zu jeder Tages- und Jahreszeit alle Winkel der Riesenstadt zu durchforschen gesucht. Er interessiert sich für die letzte Pappel, die der Bauwut zum Opfer fällt, für die Sonntagsnachmittagsfeier der kleinen Leute vorm Landsbergerthor. Er beobachtet den Bäckerjungen und den Milchfuhrmann, die an grimmigkalten Wintermorgen zuerst hinaus müssen. Er spaziert zum Kreuzberg und in die Müllerstrasse, um als getreuer Chronist zu melden, wie das Riesenkind weniger Jahre seine steinernen Fangarme immer weiter ausstreckt. Er kennt alle die alten Häuser, wo ein Geistesheros vergangner Tage gehaust hat, und die alten Kneipen, wo er sich zu fröhlicher Runde am Stammtisch mit gleichgesinnten vereinigte. Über den wunderlichen alten E. T. A. Hoffmann, über Meyerbeer, Auerbach, Heine, über den Studiosus Bismarck und über viele andere bekannte Gäste der Weinstuben „unter den Linden", der Konditorei Spargapani erfahren wir allerlei petits faits. Manchen hat Rodenberg als junger Student noch selbst kennen gelernt, und es wird ihm wehmütig ums Herz, wenn er ein Haus nach dem andern, ein verräuchertes Weinstübchen, an das sich klassische und romantische Erinnerungen knüpfen, fallen und modernen Riesenbauten mit Wiener Kaffees und chambres séparées Platz machen sieht. Der letzt erschienene Band „Unter den Linden" kann auf besonderes Interesse Anspruch machen. Rodenberg führt uns in die Zeit zurück, wo die fromme Kurfürstin Dorothea die ersten schwachen Lindenbäumchen an der Stelle pflanzte, die heute einen Mittelpunkt des Weltverkehrs bildet, wo der Platz, auf dem sich heute die eiserne Riesenhalle des Bahnhofs (Friedrichstrasse) erhebt, sumpfiger Moorgrund war und der Bürgersmann nur angstvoll nächtiger Weile über den schlüpfrigen „Katzensteg" huschte. Dann zeigt uns Rodenberg die historische Strasse an den grossen nationalen Fest- und Trauertagen, als man dem heimkehrenden Sieger und dem 90jährigen Friedensfürsten zujubelte und als die trauernde Stadt ihren kaiserlichen Herrn zur letzten Ruhe begleitete.

Ein wehmütiger Zug geht vornehmlich durch diesen letzten Band. Aber die Alten werden um so lieber an der Hand des kundigen Führers in Erinnerungen schwelgen, und die Jungen, denen nur die Weltstadt bekannt ist, können wie in einem Wandel-Diorama Alt-Berlin sich bei der Lektüre vor die Augen zaubern.

Aus einer ganz andern Stimmung heraus sind die „Glücklichen Reisen" von **Ludwig Hevesi** (Ad. Bonz & Co., Stuttgart 1895) geschrieben. Wie auf seinen Wanderungen jenseits des Kanals, im Lande der Citronen und in dem gemütlichen Kreuz und Quer von Kulau bis zur Heimatstadt des Scheffelschen Trompeters bewährt sich der Wiener Feuilletonist als amüsanter Plauderer, der nie seine gute Laune verliert, an Dingen und Menschen das Komische und Merkwürdige schnell herausfindet, aber sich gelegentlich auch über sich selber harmlos lustig macht. Er ist diesmal weit in der Welt herumgekommen, von Drontheim bis nach Capua, von Helsingfors bis nach le Coq bei Ostende. Wo er weniger betretne Pfade wandelt, ist er auch in der Erzählung seiner Abenteuer origineller, als wenn er z. B. in den kleinen „Schweizer Erfahrungen", „Sonnendienst auf Rigi Kulm", „Die Boaille à Baisse" den Vergleich mit kleinen Meisterstücken Daudets nicht zu seinen Gunsten, herausfordert. Dass Hevesi auch ernsthaft berichten kann, zeigen seine Feuilletons „Die Grotte des Schlafes" und „Die 3 Zauberer von Nancy", in denen er seine Besuche bei den Matadoren der Suggestionstherapie, Dr. Wetterstrand von Stockholm und Bernheim Liebault & Co. schildert. Speziell als Reiselektüre kann ich diese „glücklichen Reisen" aus eigner Erfahrung bestens empfehlen.

Eine ganze Reihe unterhaltender kleiner Abenteuer aus einer freilich engumzirkten Welt und von einem kleinen Waldbauernbuh, der mittlerweile ein gar angesehener Poet, wenn auch kein „grosser" Dichter geworden ist, enthält auch **Peter Roseggers** neues Geschichtenbuch aus der Waldheimat „Als ich noch jung war". (Leipzig, L. Staakmann, 1895.) Ein echter Rosegger mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, voll von sonnigem Optimismus und Humor, das kleine und kleinste behaglich berücksichtigend, hin und wieder ein bischen zu behaglich, salopp und breit, ein bischen selbstzufriedner Ich-Kultus. Aber der wird dem Steyrer Poeten in diesem autographischen Buche von seinen Verehrern gern zu gute gehalten werden. Für die wird auch das Titelbild, Rosegger als Waldbauernbub darstellend, von besonderem Interesse sein. Ein Wiener Professor hat den jungen unbekannten Burschen einst abkonterfeit und dies Bildchen ist jüngst durch einen glücklichen Zufall wieder zum Vorschein gekommen.

Und nun ein gewaltiger Sprung aus dem stillen Waldwinkel in das Seinebabel. „Aus der Welthauptstadt Paris" betitelt der russische Journalist **J. Pavlovsky** seine gesammelten Feuilletons (Verlag von Albert Langen, Paris und Leipzig, 1895), die freilich kein erschöpfendes Bild der Weltstadt geben, sondern vorzugsweise das dunkle und dunkelste Paris behandeln, Lasterhöhlen und Verbrecherkneipen, die Geheimpolizei, Gefängnisse, Hospitäler, sensationelle Prozesse u. s. w. Durch seine Verbindungen mit höheren Polizeibeamten hat Pavlovsky mancherlei zu sehen bekommen, was andern verschlossen bleibt. Die Skizze „Aus der Praxis des Direktors der Geheimpolizei"

erinnere ich mich übrigens schon genau so bei Méténier, dem in seinen Mussestunden Romane fabrizierenden Polizeisekretär, gelesen zu haben. Die Mehrzahl der Feuilletons erhebt sich nicht über die ähnlichen Berliner und Wiener Bücher von Lindenberg, Klaussmann, Meissner und die diversen anonym erschienenen Memoiren pensionierter Polizeileutnants, die freiwillige oder unfreiwillige Musse lukrativ ausnutzen wollen. Wem es um aufrichtige Belehrung über soziale Missstände im Seinebabel zu thun ist, wird besser zu den einschlägigen Werken von Coffignon und Parent Duchatelet greifen. Am wertvollsten in Pavlovskys Buche sind die Aufsätze über die Trunksucht in Frankreich und ihre Bekämpfung, über den Mont de Piété, das grosse Pariser Leihhaus, und über die Margarinefrage in Frankreich. — Die Übersetzung lässt an manchen Stellen zu wünschen übrig.

Nicht nur über Paris und einzelne französische Landschaften, sondern auch über angrenzende Gebiete, die Riviera, Belgien, die Kanalinseln plaudert **Heinrich Pudor** in seinen „Französischen Reiseskizzen" (München, 1895, H. Pudors Reisebibliothek Bd. 2). Ich muss gestehen, dass ich mit gewissem Misstrauen an die Lektüre dieser Pudorschen Schrift ging, da ich mich kaum von der des „Jauchzen der Zukunft", der „Kirtharu" und ähnlicher unverdaulicher Schriften Heinrich Schams erholt hatte. Aber ich konstatiere mit Vergnügen, dass man den bösen Heinrich Scham, der Gras fressen und nackend laufen möchte, um sein wunderlich aus Nietzsche und Guttzeit zusammengestoppeltes Evangelium in die That umzusetzen, nicht mit dem wohlgesitteten Heinrich Pudor verwechseln darf, der sich begnügt, statt auf wilden ungesattelten Vollblutpferden auf seinem Bicycle zu reiten und sich in dem vorliegenden Bändchen als gewandter und unterhaltender Plauderer entpuppt. Die Schilderung seiner Eindrücke und kleinen Abenteuer ist frisch, farbig und gar nicht überspannt, sondern gelegentlich von gesunder Begeisterung für das von Natur und Kunst unter verschiedenen Himmelsstrichen dargebotene Schöne durchweht. Wo der Verfasser wie in der Schilderung seines Besuchs der Kanalinseln vom üblichen Touristenpfade abweicht, gewinnt sein Buch auch eine mehr als das momentane Unterhaltungsbedürfnis befriedigende Bedeutung.

Alfred Friedmann. Russische Rache. Der neue Aktäon. Zwei Novellen. Leipzig. Reclam.

Alfred Friedmann hat das Bestreben, neben vielem Anderen auch Lyriker sein zu wollen. Es ist nicht möglich, irgend eine Nummer einer der Lyrik-Pflege gewidmeten Zeitschrift aufzuschlagen und nicht auf ein Gedicht unseres Autors zu stossen. Ich glaube, dieses Verständnis für die Neigungen des Publikums hat unserem Autor auch schon bei Lebzeiten zu der Ehrung verholfen, sich selbst in manchem Werk der Erzählungskunst durch die Firma Reclam unter die Klassiker versetzen zu dürfen. Friedmann schreibt in der ersten Novelle einen fliessenden Erzählerstyl und namentlich die frisch und lebendig hingeworfenen Reminiscenzen aus dem letzten russisch-türkischen Krieg, worüber der Verfasser offenbar von Augenzeugen Details erhalten hat, werden ein dankbares Publikum finden, da sie Friedmann's Kunst, Erzähltes wiederzuerzählen, unzweifelhaft feststellen.

Die zweite Novelle, der neue Aktäon, stellt vor Allem den Lyriker Friedmann durch ein längeres lyrisches Gedicht eigenster Produktion für den Kenner in das hellste Licht. „An die Einzige" p. 79. Dann aber ist das hervorragende kompilatorische Geschick zu bewundern, mit dem der Verfasser auf 34 Druckseiten klein Format — also auf so bescheidenem Raum — Heine, Plato, Calderon und Herodot citiert und ihnen dabei immer den nötigen Raum zur Entwicklung eigenster Ideen schenkt. Von Heine druckt Friedmann Seite 78 das Gedicht aus dem Buch der Lieder ab „Sie haben mich gequälet", von Calderon bringt er ein wunderschönes Acht-Zeilen-Citat S. 84, aus dem Hamlet einige Worte des Laertes zu Ophelien S. 87 und S. 89 als pièce de résistance für den Citaten-Feinschmecker die im Reclamdruck fast drei volle Druckseiten ausmachende köstliche Geschichte vom König Kaudaulos aus dem Herodot. Gewiss eine Fülle wirksamer Citate in recht wirkungsvoller Steigerung, um so mehr ist zu bedauern, dass jedenfalls nur eine bei der Vielproduktion des Autors leicht verzeihliche Flüchtigkeit ihn eine Reihe von Stylblüten stehen liess, welche von den schönen Citaten naturgemäss stark abstechen.

Berlin. **Wilh. Arent.**

Psychodramatische Vortragsdichtungen von Oskar Leuschner und Wilhelm Becker. Verlag von Kühling & Güttner, Berlin.

Das hübsch ausgestattete Buch ist R. von Meerheimb, dem genialen Begründer, und F. Hähnel, dem eifrigen Förderer des Psychodramas, zugeeignet. Aus der Hochflut der litterarischen Erzeugnisse, die gewaltige Fragen und Probleme der Gegenwart zum Vorwurf haben und mehr oder weniger dem Zeitgeiste schmeicheln, ragen die Dichtungen Leuschners und Beckers wie idillische Inseln hervor. Einfachheit, echte Gemütswärme und — last not least — ein gesunder Humor: das sind die besonderen Vorzüge, durch die sich diese Dichtungen auszeichnen. Ihrer Eigenart zufolge sollen sie durch den Vortrag wirken, doch schon das stumme Lesen derselben bereitet Genuss. Mögen sie daher, wie es die Verfasser wünschen, recht viele Menschenherzen erfreuen.

Bremen. **Joh. Bayer.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Für den Inseratenteil: E. Rentzel, Berlin.
Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. April 1895. Nr. 7.

Neue litterarische Blätter

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke.**

Verlag von **Eduard Rentzel, Berlin W. 57,** Yorkstrasse 48.

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4,** Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Bismarck.

Es ist eine der erfreulichsten Thatsachen, die die Physiologie festgestellt hat, dass ununterbrochene geistige Arbeit das menschliche Leben nicht nur nicht verkürzt, sondern im Gegenteil verlängert. Ein Bewusstsein, erfreulich für die Schaffenden, denen es noch vergönnt ist, die Früchte ihrer Thätigkeit im Alter zu sehen, nicht minder erfreulich für die Masse der Mitlebenden, die einen Götterliebling nicht in der Blüte der Jugend, wie die homerischen Helden dahinsterben sehen, sondern ihm die greisen Schläfen mit Lorbeern dankbar umwinden wollen. Ein fast instinktives Gefühl der Verehrung, das schon die ältesten Gesetzgeber bei ihren Bürgern durch heilsame Vorschriften zu kräftigen suchten, beseelt die Messe, soweit sie nicht durch ein widerliches Demagogentum gegen den Luxus aller Gefühle, die nicht aus dem Magen und Zubehör kommen, künstlich abgestumpft ist, gegenüber einem Mann, der wie heute der erste Kanzler des deutschen Reiches, den Tag erlebt, bis zu dem nach den Werten des Psalmisten das Leben, wenn es hoch kommt, währet, und der ein Leben geführt hat, das allein nach dem Spruche des jüdischen Weisen köstlich ist, weil es den Segen der Arbeit nie entbehrte. Wenn solche Tage wie nationale Festtage gefeiert werden, so hat das seinen guten und schönen Grund. In den grossen Männern eines Volkes verkörpern sich seine nationalen Traditionen, der Gedenke an Kämpfe und Ehrentage des Siegs. Ein gütiges Geschick hat es dem deutschen Volke vergönnt, das Triumvirat, dem es seine nationale Selbständigkeit verdankt, weit über die durchschnittliche Grenze menschlicher Lebensdauer in seiner Mitte zu haben. Jetzt, da der greise Kaiser und sein Feldherr zur grossen Armee abberufen sind, wird die ganze Fülle der Dankbarkeit und Verehrung dem überlebenden greisen Kanzler zu teil, dem von allen dreien das grösste Verdienst um die nationale Wiedergeburt des deutschen Volkes gebührt. Es ist kein Zweifel, dass dieses Verdienst am stärksten betont werden wird, wenn heute Millionen von Federn und Lippen die Thaten des Altreichskanzlers verkünden. Nicht nur die bismarckfreundliche Legende, sondern auch die objektive Geschichtsforschung hat des Kanzlers Verdienst und Anteil an der Neugründung des deutschen Reiches für spätere Geschlechter festgestellt. Dass eine Kur von Blut und Eisen nötig war zur Wiedergenesung, dass man gelegentlich vor Gewaltmitteln nicht zurückschrecken durfte und was sich nicht bog, gebrochen wurde, mögen empfindsame Seelen beweinen, aber wer einen Blick auf die Geschichte der Menschheit thut, der sieht, dass das Gesetz vom Recht des Stärkeren im Daseinskampf der Völker seine furchtbare Geltung hat. Eine andere Frage ist, ob die nationale Vereinigung in einer Weise vor sich gegangen ist, die allen berechtigten Wünschen entspricht.

Gerade in den letzten Jahren ist diese Frage lauter denn je verneint worden. Noch sind die Stimmen nicht verstummt, die ein Grossdeutschland von der Ostsee bis zum adriatischen Meere verlangen, und immer zahlreicher werden die Rufe des Missfallens, dass es nur ein Grosspreussen, aber kein Deutschland gäbe. Das Gespenst der Mainlinie taucht wieder auf, aber es gewinnt nicht mehr Leben und Farbe, weil trotz aller partikularistischer Empfindlichkeit gemeinsam vergessenes Blut die deutschen Bruderstämme verbindet, Blut bei jener Gewaltkur, die der eiserne Kanzler dem deutschen Staatskörper verschrieben. Weit ernsthafter zu erwägen ist die andere, heut oft gehörte Meinung, dass Bismarcks Ruhm verblassen müsse, weil es ihm nicht gelungen sei, das Rätsel der sozialen Sphinx zu lösen. In der That, selbst unter Bismarckverehrern sans phrase trifft man nicht wenige, die bedauernd zugeben, dass ihr Heros in der innern Politik keine glückliche Hand gehabt habe. Unter seiner Amtsführung wurde die Sozialdemokratie gross; ein Knebelgesetz hielt sie nur künstlich in Schranken; dem Manne, der die landschaftlichen Gegensätze innerhalb der Nation abzuschwächen und zu verkleistern wusste, gelang es nicht, die Klassengegensätze zu mildern und die Gefahr eines gewaltsamen Zusammenstosses aus dem Bereich der Möglichkeit zu entfernen. Nur ein Thor würde dem Fürsten Bismarck daraus einen Vorwurf machen. Ebenso gut könnte man es als eine Minderung seines Ansehens betrachten, dass nicht unter seinem Regime das Heilserum erfunden und der Nordpol entdeckt, oder eine Luftschiffverbindung mit dem Mars hergestellt sei. Man hat heute einsehen gelernt, dass die grossen Ideen nicht von einzelnen grossen Männern in die Welt gesetzt werden, dass grosse Männer wohl deren Träger und Propheten sind, aber die Arbeit von Generationen dazugehört, um grosse Ideen ausreifen zu lassen und zu verwirklichen.

Auch der grösste Mann ist ein Kind seiner Zeit. Die geistige Entwicklung des Altreichskanzlers fällt in eine Epoche, die von sozialen Kämpfen noch nichts wusste, die von den Idealen des Bürgertums, nicht des vierten Standes, von der Sehnsucht nach einem einigen mächtigen deutschen Reiche, nicht von sozialistischen Zukunftsträumen beherrscht wurde. Der starke Spross des märkischen Junkerhauses war dazu ausersehen, diesem Sehnen greifbare Gestalt zu verleihen. Er hatte den grössten Teil seiner Lebensbahn bereits vollendet, den Zenith seines Ruhms erreicht, als in dem Anwachsen der sozialdemokratischen Strömung eine neue Gefahr für das junge Reich erstand und den Kanzler vor eine neue grosse Aufgabe stellte, der er fremd gegenüber stand und deren Bedeutung er anfänglich vielleicht unterschätzte. Für den Mann, der die Kämpfe des dritten Standes um die politische Gleichberechtigung miterlebt hatte, war es nicht leicht, das Berechtigte der neuen Bewegung zu erkennen. Zudem als Verbrechen vorfielen, die man mit der Proletarierbewegung in Verbindung brachte, und das Videant consules von allen Seiten ertönte, wurde zu gewaltsamen Repressivmaassregeln gegriffen, um die Schreier mundtod zu machen, und um die Gründe zur Unzufriedenheit zu mindern, mit jener „staatssozialistischen" Politik begonnen, die in dem Alters- und Invalidengesetz gipfelte. Man weiss, wie wenig Beifall es gefunden hat, aber man hat weder hüben noch drüben Besseres vorzuschlagen gewusst.

An das Phantom des sozialistischen Zukunftsstaates glaubt nicht einmal die Mehrzahl der reiferen und gebildeten Genossen, aber die Unzufriedenheit wächst, und die Überzeugung, das etwas geschehen müsse, gewinnt täglich an Boden. Was geschehen muss, ob ein einzelner Mann es bewerkstelligen kann, ob die Zeit es mit sich bringen muss, wer wagt es heute zu entscheiden? Auch der Alte von Friedrichsruh weiss es nicht. Eine andere Generation als die, der er angehört, wird von diesem unbestimmten Sehnen nach der Erlösung aus sozialer Not, nach dem grossen Wunderbaren, das da kommen soll, beherrscht. Und wie eines Tages der märkische Junker erstanden, den deutschen Einheitstraum zu erfüllen, wird, wenn die Garben reif sind, ein neuer gewaltiger Schnitter kommen, ein Kind seiner Zeit im Guten wie im Bösen. Das Werk des ersten Kanzlers mag dereinst in den vereinigten Republiken von Europa oder in irgend einer andern Weise aufgehen und untergehen, bei der Wertung der Persönlichkeit seines Schöpfers wird das in den Augen der Nachwelt keinen nachteiligen Einfluss haben. Es ist kein Zufall, dass der demokratischen nivellierenden Tendenz eine fast ebenso starke individualistische Strömung entgegenwirkt. Der Respekt vor der grossen Persönlichkeit herrscht heute, besonders bei der deutschen Jugend, in akademischen, litterarischen und Künstlerkreisen. Die Jugend, die seit 1870 gross geworden ist, hat die Vorteile des einigen neuen Reiches als etwas Selbstverständliches genossen. Sie weiss nur vom Hörensagen von den Unbequemlichkeiten der deutschen Kleinstaaterei und der Geringschätzung des deutschen Namens im Auslande. Es giebt darum alte Herren, die die Begeisterung der Jugend für Bismarck lediglich als Suggestion, als künstliche Insceniorung betrachten und am liebsten verachten. Gewiss war und ist jugendlich überschäumende Begeisterung nicht wenig

bei den festlichen Veranstaltungen zu Ehren des grossen Exkanzlers vertreten. Aber sie hat ihren guten Grund so gut wie die Suggestion, die den Besucher, der in Friedrichsruh Auge in Auge dem alten Recken gegenübersteht, befällt. Diese Persönlichkeit atmet trotz aller humorvollen Güte, trotz aller Spuren behaglichen Alters einen fascinierenden Willen zur Macht, ein rücksichtsloses Selbstvertrauen. Es mag etwas Perverses in der Begeisterung liegen, die ein Nietzsches für das Sichausleben einer starken Persönlichkeit, und dokumentiert es sich in allen 7 Todsünden wie bei Cesare Borgia, empfindet. Aber auch der Durchschnittsmensch empfindet Bewunderung vor rücksichtsloser, gelegentlich brutaler Stärke, zumal wenn ein grosses Ziel erreicht werden soll. Darum fasciniert und berauscht die empfindsamen Seelen brutal dünkende polyphone Urkraft des Wagnerschen Orchesters, der konsequente Realismus Zolas. Es liegt darin etwas, das sich nicht erjagen lässt, wenn mans nicht fühlt. Dürre Verstandes- und Parteimenschen, die es nie gelernt haben, sich vor einer gewaltigen Persönlichkeit zu beugen, und ihr stumpf und eindruckslos oder subjektiv gehässig gegenüber stehen, können es dem Fürsten Bismarck nie verzeihen, dass er ihnen gelegentlich auf die Füsse trat, sie ignorierte, höheren Interessen aufopferte oder mit urwüchsiger Derbheit abfertigte.

Letztere sicherte den Worten des Kanzlers nicht zum Wenigsten eine Resonanz in der Volksseele. Männer von ausgeprägtem Selbstgefühl und starkem Wollen sind fast ausnahmslos nicht frei von einer gewissen Verachtung oder mindestens Geringschätzung des durchschnittlichen Menschenmaterials. Die Unfähigkeit, ihre grossen Pläne zu erfassen und verständnisvoll zu fördern, Kriecherei und Strebertum, Hinterlist und Verleumdung, zeigen sich ihnen in einer so nackten Gestalt, dass ihnen die Wahrheit des Schiller'schen Spruches: „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht", unliebsam stündlich ins Gedächtnis gerufen wird. Um so bemerkenswerter, dass wir in den Reden und Briefen des Fürsten Bismarcks eigentlich keine einzige Stelle finden, in der diese Verachtung und Geringschätzung so krass und cynisch ausgesprochen wurde, wie in den Äusserungen eines Napoleon, Talleyrand, Friedrich II. Der grosse Realpolitiker ist immer Gefühlsmensch geblieben. Auch Napoleon hatte bekanntlich häufig sentimentale Anwandlungen, Wertherstimmungen. Anders Bismarck. Es sind nicht nur das Zeitalter und das Temperament, das ihn in Sachen des Gefühls von dem Korsen unterscheiden, es ist das spezifische deutsche Gemüt, der Hang zur sinnenden Beschaulichkeit, die Liebe zur Natur. Es ist keine Phrase, wenn er einmal an seine Frau schreibt, dass ihm eine Wruke (Rübe) lieber ist, als die ganze Politik. Der Reichtum seiner Rede an bildlichen Ausdrücken, die dem Gebiet der Natur entlehnt sind, verrät, dass diese Beziehungen nicht bloss äusserliche sind.

Aus demselben Grunde hat er die grossen Städte nie recht leiden mögen. Berlin hat er bekanntlich einen Wasserkopf genannt. Er ärgerte sich über die Stadtväter, die, den Steuerzettel in der Hand, sorgsam im Kanzlerpalais nachspürten, ob auch alle Pferde und Hunde, die die Männer ohne Ar und Halm als überflüssigen Luxus betrachten, versteuert seien. Ohne Varzin und Friedrichsruh hätte er schwerlich so lange an der Spitze der Reichsregierung ausgehalten. Unter den Eichen des Sachsenwaldes hat der jäh Gestürzte das Gleichgewicht und den Humor wiedergefunden. Unter Wodans heiligen Bäumen, unter freiem Himmel wird er am 1. April das huldigende Deutschland empfangen, am liebsten sicher im langen Flausrock und dem breitkrämpigen Hute. Dann spricht er weit besser zum Herzen des Volkes als in der historischen Galauniform seiner Halberstädter im Versailler Schlosse, wo er, wie Kaiser Friedrich klagt, die Kaiserproklamation nüchtern, fast geschäftsmässig abgelesen habe. Nicht als Diplomat und Säkularmensch wird er zu den Männern, die aus allen Gauen zu seinem Ehrentage gekommen sind, sprechen, sondern als getreuer Eckart, dem unter allen Lebenden das reichste Maass von Liebe des Volkes zuteil geworden ist. Über die Proteste derer, die dem Feste fern bleiben, und gegen die Ehrenbürgerbriefe, Kommerse und Ehrengaben für den alten Recken zetern, weil er der „Blutmensch von Varzin", der „Fälscher der Emser Depesche", der „Feind des Tiergartenfreisinns" und der Männer im „Roten Hause", der Anstifter des Kulturkampfes sei, wird er sich nicht grämen. Auch manch leichtes Lächeln wird seine Lippen umspielen, wenn er unter den Scharen der Gratulanten Leute erblickt, die den alten Löwen, als er in Ungnade gefallen war, nicht mehr kennen wollten, bis eine Flasche Steinberger Kabinet und ein grauer Mantel, die aus dem Berliner Schlosse in den Sachsenwald wanderten, ihr Gedächtnis wunderbar auffrischten.

Angesichts der Nörgler und der gezwungenen Gratulanten wird ihm auch heute das befreiende heilige Lachen nicht fehlen, wie Detlev von Liliencron von ihm rühmt:

Viele Jahre
Musstest du waten
Durch den tiefen Sumpf
Der Verleumdung.

Von den Rändern her
Flog Pfeil auf Pfeil dir zu.
Und du riefst:
Da lach' ick över!

Widerwillig geben es selbst die Gegner zu, dass der erste April ein Nationalfeiertag wird. Die alte Erkenntnis, dass ein Volk sich selber ehrt, indem es seine grossen Männer feiert, braucht den Massen heute nicht erst aufgedrungen zu werden. Der erste April 1895 wird die Wahrheit der schönen Verse, in denen Rudolf Genée das Resultat der Lebensarbeit Bismarcks gezogen, endgiltig bestätigen:

Erst verspottet, dann befehdet,
Vielgeschmäht in allen Landen,
Hat er dennoch hohen Mutes
Aufrecht stets and fest gestanden.
Dann gehasst und dann gefürchtet,
Dann verehrt, geliebt, bewundert,
Also steht er, eine Säule,
Überragend das Jahrhundert.

H. St



Schneeflocken.

Skizze von Richard Zoozmann.

Märzensonne und Märzenluft! Wie ich euch liebe, euch Tage des Kampfes, wo junge Kraft und mürrisches Alter aufeinander stossen! — Zwischen dem braunen Heckendickicht regt sichs. Wie durch schwüle Sommernächte der Glanz entfernter Blitze hellleuchtend aufzuckt, so schimmern die ersten weissen Blüten durchs missfarbene graue Geäst. Noch liegt der Schnee hier und da in schmutzigen zerfliessenden Klumpen auf Weg and Steg, in den Ackerfurchen kleine Rinnsale bildend, auf der Landstrasse zu schillernden Lachen und opalisirenden Tümpeln anwachsend. Nur an dem festeren Boden des Waldangers blieb er in reiner Weisse haften. Die Luft ist so sommerweich, künftiger Freuden so ahnungsschwanger, und die zitternden Sonnenstrahlen üben ihre erste Wärme aus: lind, weich, schüchtern wie der erste Kuss von jungfräulichem Munde.

Am Staket, das ein kleines Gärtchen mit daranstossendem Hause umfriedet, ranken sich die erstarkenden Arme der lebenden Hecke höher empor. Das Mädchen dahinter lugt über den Zaun in die Ferne nach der in sanftem Bogen sich thalniederwärts windenden Landstrasse, auf die hohe kahlrutige Pappelstämme ihre geizigen schmalen Schatten werfen.

„Wie er wohl aussehen mag," flüstert das Mädchen und sieht prüfend an sich hernieder, auf die weisse Schürze, die bäurischen Schuh — „ob ich ihm noch gefallen mag, dem lustigen Jörg?"

Dann wendet sich die Kleine wieder ins Gärtchen und macht sich mit einem Strausse blasser Maiglöckchen zu schaffen. Eine Sperlingsfamilie, aufgeplustert wie graue Wollknäuel, stiebt schreiend und piepsend vor ihr auf and rettet sich flatternd aufs sparrige Geäst des grossen Birnbaums. Unter diesem Birnbaum hatten sie oft gesessen — Gretel mit dem Jörg. Sie hatten in seinem Schatten mitsammen gespielt und gescherzt: er war der Bräutigam, sie die Braut. Närrischer Putz ward zum Spiele verwandt. Der lustige Jörg hatte dem alten Dorfschulmeister den hohen grauen Cylinderhut wegstibitzt und sich damit ausstaffiert, und ein blaues Busentuch um den Hals geschlungen. Gretel band eine lange Schürze verkehrt um und liess sie als Brautkleid auf der Erde nachschleppen; dann pflückte sie Ringelblumen und steckte ihm den gelben Strauss ins Knopfloch. So zogen sie zur Trauung, zum Altar, den der baufällige Backofen darstellte .... Dann kam der Sommer mit seinen Blüten, seinem Amseltriller in linder, blauer Luft, und als die Blätter gelbten, die Blüten niederstiebten und die ersten Früchte sich vollwangig rundeten, stieg Jörg in des Birnbaums dichtes Geäst, dass ihn Gretel gar nicht mehr sah and warf ihr Birnen in die Schürze. „Jetzt kommt eine!" rief er ihr zu — „noch eine", und plumps kam er selbst herabgesprungen und holte sich zum Lohn einen Kuss. Dann nannten sie sich Schatz und Äffchen, fassten sich bei den Händen and tollten im Garten umher, dass man ihr Kinderlachen weit vernahm ..... Und auch hier war es, unter dem Birnbaum, wo sie Abschied von einander nahmen — und hier nach zweien langen Jahren sollten sie sich heute beide wiedersehen. — Wie er nur aussehen mag, dachte sie. Da fuhr Gretel aus ihren Träumen auf. Horch! jetzt lässt sich entferntes Hufgetacker, dumpfes Wagengerassel vernehmen. Rasch wieder tritt das Mädchen ans Staket and späht über die Hecke. Dahinten an der Strassenbiegung fliegt mit lautem Krah-Krah ein Dohlenschwarm aus der Pappelkrone auf, klaspert schwerfällig, zweifelnd hierhin und dorthin und zerstreut sich dann auf die Äcker.

„Er kommt! er ist es!" — ruft die Dirne und plättet mit der Hand rasch Haar and Schürze. Ein leichter, offener Reisewagen, von zwei schnaufenden starkknochigen Gäulen gezogen, rollt am die Ecke. Rasch ist der Wagen nahe.

„Rumpel, anhalten!" — ruft der junge Mann, entspringt behende dem noch in Fahrt begriffenen Wagen und giebt dem Kutscher ein Zeichen, in angemessener Entfernung zu halten.

„Da bist Du ja, Gretel, and wie schmuck Du ausschaust! Kennst mich denn noch? Wagst mich gar nicht anzublicken — he? Na, lass das Gethue and gieb mir einen herzhaften Empfangskuss!"

„Jörg," flüsterte die Kleine, halb erfreut und

halb überrascht, und suchte sich aus dem umschlingenden Arme frei zu machen.

„Und schau, das Sträuschen ist auch für mich — gelt?“ Und damit nahm er die Blumen ihr aus der Hand, so ebenhin, als ob es sich von selbst verstände, dass sie ihm zukämen.

„Was hast denn getrieben in den zwei Jahren, Jörg?“ wagt die dreister werdende Gretel zu fragen und sieht lächelnd mit innigem Blicke zu ihm empor. Wie hübsch sie ist, dachte er, und sah ihr begehrlich in die rehbraunen, grossen Augen, die sich vor seinem lüstern musternden Blicke betroffen senkten.

„Wie hübsch Du geworden bist, Schätzchen,“ lachte er. „Aber musst nicht so schamig thun. Na, komm doch und lass das dumme Rotwerden. Hei, da sind die Mädels draussen anders, sag ich Dir; und wenn sie auch nicht alle so blitzsauber ausschaun wie hier zu Land, zutraulicher sind sie allemal!“

„Und das weisst Du“? fragt das Gretel, und ein leerer eisiger Augenaufschlag trifft ihn.

„Ich werds nicht? Meinst, die Studiosen hocken tagaus- und ein über Bücher und Pandekten?“

„Nun, was hast Du denn getrieben?“

„Ohe, fleissig war ich auch; meinen Doktorhut hab' ich. Eine andre Neuigkeit bring ich auch noch mit. Ja, guck mich nur so an!“ Und er drehte, nervös zwirbelnd, mit den schlanken Fingern an den wohlgepflegten Enden seines blonden spressenden Schnurrbärtchens. „Hast mich doch auch lieb behalten, nicht wahr, Kind?“

„Gewiss, Jörg, ich habe oft, täglich, an dich gedacht. Ich habe Dich mir ausgemalt, wie Du in der Stadt lebst und arbeitest. Und wie hab ich mich gefreut, als mir Rumpel sagte, dass er heut morgen zum Bahnhof führe, um Dich heim zu holen. Und nun bleibst Du immer hier bei uns?“

Er hatte sie kaum angehört, hatte zerstreut in die nebligblaue Weite geblickt, die, von Sonnenstreifen durchkreuzt, sich bis an die dunkle Mauer des Tannenforstes dehnte. Soeben entdeckte er einen Spritzfleck auf seinem Samtjuquet, den er mit den Fingern abzuklopfen suchte. Gretel holte eilfertig ihr Taschentuch heraus und säuberte den Ärmel.

„Wie langsam sind mir die zwei Jahr vergangen, Jörg.“

„Das könnte ich grade nicht sagen.“

„Wie?“

„Nein, liebes Kind. Bin gereist! Am Rhein gewesen, Schwarzwald abgeklettert, dann in die Schweiz gefahren, Oberitalien durchkreuzt und an der Riviera zurückgeschlängelt. Fames gewesen. Viel Zerstreuung gehabt.“

„So?“ —

„Wollte eigentlich noch länger bleiben. Das ungebundene Leben behagt mir. Hätte Mutter nicht so dringend gemahnt und mich mit Briefen bombardiert, wär ich noch weit weg.“

„Und keine Sehnsucht verspürt“ — hauchte Gretel vor sich hin. Es fehlte ihr jetzt der Mut, ihn anzublicken. Verlegen nestelte sie am Schürzenbande. Ein wehes Gefühl durchzuckte ihre Brust; aber sie schämte sich ihrer Schwachheit, kämpfte sie nieder und blickte wieder zu ihm auf. Er nahm grade den Hut ab und fuhr sich mit der glaçebehandschuhten Linken durchs volle, glattgescheitelte Haar.

„Und eine Narbe hast Du an der Stirne? Bist gefallen, Jörg?“

Er lächelte geschmeichelt. „Die stammt vom Fechtboden. — Nenne mich aber nicht Jörg, liebes Kind — sondern — äh, Herr Doktor! — Mein Gott, Du musst es mir nicht übel nehmen; wir sind eben keine Kinder mehr, Schätzel,“ setzte er sanfter hinzu, als er bemerkte, wie das Mädchen bei dem harten verweisenden Ton seiner Stimme zusammenbebte.

„Ich will mirs merken,“ versetzte sie und nagte heftig an der Unterlippe. Das Weinen war ihr nahe! als hätte ihr jemand einen Peitschenschlag versetzt, so war ihr zu Mute.

„Na, lass gut sein, Kindchen,“ fuhr er fort, absichtlich einen leichten, flüchtigen Ton anschlagend — „nimms nicht krumm; aber wir waren ja Beide mal klein, haben zusammen gespielt, uns geneckt, geküsst und geschlagen — na, und inzwischen ist man auch was anders geworden, die Jugendalbereien liegen hinter einem und die Kinderzeit, und das Lachen ohne Grund, und das Necken und Tändeln ist vorüber.“

„Vorüber“ —

„Na, ich mein es ja nur in gewissem Sinne. Sieh mal: Du bist eine hübsche frische Dirne geworden und“ — er näherte seinen Mund ihrem Ohre — „und ich habe Dich jetzt noch ganz anders lieb, als früher.“ —

Sie verstand und hörte ihn gar nicht. Ihr Auge, in dem ein feuchtes Glänzen schimmerte, starrte in die Ferne hinaus, in den Wald, über die Berge, fort, weit fort — in die Zeit der Kindheit und der Jugendalbereien zurück, die jetzt dahin ist gleich einem verlorenen Paradiese, dahin und verschwunden gleich der Schneeflocke von heute Morgen. — Es hatte wieder etwas zu schneien begonnen, aber die Sonne schien mild, fast warm. Leicht und lustig wie duftige Träume wirbelten die fedrigen Flocken herab, und wenn sie goldene Strahlenbrücken durchkreuzten, die zur Erde hinab die Sonne gebaut, so glänzten sie wie flimmerndes Silber. Und dann nahm sie der leichte Wind in Empfang, bot ihnen die Hand und führte sie in hüpfendem Reigen auf und ab. Tanzt nur, dachte Gretle, tanzt nur, ihr armen Dinger — bald seid ihr dahin wie ein Traum, und wenn ihr jetzt wie Silber glänzt, so seid ihr morgen schmutziges, trübes Wasser, darin sich Himmel und Sonne nicht spiegeln mag. Ein paar Schneeflocken hatten sich in das dunkelgelbe Stirnhaar Gretles verfangen. Jörg riss das Mädchen an sich und küsste die Flocken von ihrer Stirne. „Nun bist Du wieder rot geworden; sie wären ja doch geschmolzen,“ lachte er entschuldigend, als sie sich seiner entwand. Sie war ein paar Schritte zurückgetreten; Keiner sprach ein Wort. Gretel wäre am liebsten ins Haus gelaufen, oben hinauf in ihre Kammer, in die dunkelste Ecke,

um den Kopf in ihre Hände zu bergen und zu weinen. Der junge Bursch stand vor ihr, etwas verlegen, etwas lächelnd, er wusste nichts rechtes zu sagen und nahm wieder Zuflucht zu seinem pomadisierten Schnurrbärtchen. Gretel ermannte sich, und da sie fühlte, es müsse die peinliche Stille unterbrochen werden, fragte sie, nur um etwas zu sagen: „Und welche Neuigkeit, Herr Doktor, haben Sie noch mitgebracht, wenn ich fragen darf?"

„Ah, nicht doch, Schätzchen — wer wird übelnehmend sein. Nimms nur nicht so genau mit dem Doktor. Oder hats Dich gekränkt? Ach, Papperlapapp, wenn wir unter uns sind, lassen wirs beim Alten — gelt?" Sie erwiderte nichts. „Du gehts auf Du und Du — wie früher, genau so wie früher — nicht wahr? Denn ich hab Dich ja noch lieb."

Die Kleine musterte krampfhaft ihre Fussspitzen; Jörg zupfte an den Blumen, die er bisher ganz vergessen hatte. Wenn er nur mit guter Art fort wäre — der Boden brannte ihm unter den Füssen — wo nur Rumpel mit dem Wagen bleibt — der Kerl ist gar nicht zu sehen — ich muss doch etwas sagen — ah, richtig, die Neuigkeit: „Ich habe mich verlobt —", platzte er heraus.

„Verlobt —?" Sie schrie es mehr, als sie es sprach.

„Huhaha, das überrascht Dich, was? Sieh' hier!" Und er streifte den Handschuh von seiner Linken und liess den goldenen Reif in der Sonne spielen.

„Verlobt," kam es nochmals von des Mädchens Lippen, die sich verfärbt hatten. Es klang so tonlos, so leer, als wäre nun alles, was sie geliebt hatte, für sie dahin und verloren.

„O, Mutter wird schon einwilligen," fuhr er geschwätzig fort und froh, das Gespräch wieder in Gang gebracht zu haben — sie wird und sie muss. Ein wohlhabendes Mädel ist's! Ob hübsch? Jo nan, darüber liesse sich streiten. Nicht so schmuck und adrett wie du, Schätzel, aber — äh, wie soll ich sagen, vornehm, interessant und äusserst gebildet; nu mit einem Worte: mir angemessen."

„So — Dir angemessen."

„Ja, völlig ebenbürtig. Aber, wie gesagt, Gretelein, wir bleiben die Alten. Nun, hast keine Lust? Schlag ein — oder bist auch stolz geworden?"

„Ich bin Dir nicht angemessen," sprach sie und dachte: O Gott, ist das derselbe harmlose treuherzige Bursch, der vor zwei Jahren fortzog, fortzog mit ihrer Liebe im Herzen? Nein, nicht im Herzen! Und wie sie ihn aufs Neue prüfend ansah, gewahrte sie jetzt deutlich, als wäre eine Binde von ihrem Auge gefallen, die Veränderungen in seinem Antlitz. Dieser selbstgefällige Zug um den Mund, dies eitle, nichtssagende Schmunzeln, der kokette Augenaufschlag dazu, und endlich das lüsterne Mustern ihrer Gestalt.

„Sag doch" — begann der junge Doktor wieder — „steht denn eure hübsche Bohnenlaube noch, Gretel; weisst doch, dahinten die an der Ecke! Nu, nu, werde bloss nicht wieder so puterrot, hihi!"

Er näherte sich ihr, am Zaun entlang schreitend. „Wenn Du heute Abend — zu mir — an das Parterrefenster — weist schon — von der blauen Stube — oder nein, morgen Vormittag lieber — da bin ich drüben im Erlenbusch — kennst Du noch den Weg dahin? — da bin ich Hasen jagen — ein niedliches Häschen solls sein —" und nun hatte er sie plötzlich erfasst und zog die aufschreiend Widerstrebende dicht an die Hecke heran, dass der lockere Schnee aufwirbelte. Und er drückte sie an sich und zwang ihr die vors Antlitz geschlagenen Hände herunter, seine Augen wetterleuchteten und er raunte ihr tolle, ungerissene Worte ins Ohr — und nun küsste er sie gewaltsam, einmal, zweimal — —

„Verdammt!" kreischte er plötzlich auf und taumelte zurück. Ein derber Schlag auf die Wange hatte ihn getroffen, und er fuhr sich instinktiv mit der Hand an das schmerzhaftbrennende Gesicht; Hass und Wut malten sich in seinen irrlichternden Augen. Was thuts? dachte er! man muss die Sache von der scherzhaften Seite nehmen.

„Alle Wetter, Mädel" — lachte er mühsam, ingrimmig, „hast hübsch kratzen gelernt derweil, hast Übung darin gehabt, ja?"

Er war kreidebleich geworden, nur das rote Fingermal brannte dickstreifig auf seiner fahlen Wange. „Na, komm —" presste er heraus, „ich nehm Dirs nicht übel; Schneidigkeit gefällt mir an Jedermann, und solch schlagfertig Mädel — äh, das ist Passion von mir. Eine Rabiate reizt mehr, als eine sentimentale Suse. Na komm, gieb her 's Putscherl, wollen uns wieder vertragen miteinand' — und morgen, oder heut' Abend . . ."

„Lass mich, gemeiner Bube! Ist Deine Braut Dir so wenig wert, dass du mit andern Dirnen liebeln magst? Rühr mich nicht wieder an, sonst färb ich Dir auch die andre Backe; dann schaust Du zum wenigsten gleichmässig gesund aus im Gesicht."

„Dumme Dirn!" knirrschte er stirnrunzelnd zwischen den Zähnen hervor, „was frag ich auch Dir?" Er warf den Strauss Maiglöckchen von sich, dass sie zerstreut auf die Erde flogen, in den Schnee, in die Wassertümpelchen der Landstrasse . . . . . Rumpel nahte mit dem Gefährt. Jörg wollte nicht, dass der geschwätzige Alte von dem dummen Vorfall etwas merke. Er zog mit einer tiefen Verbeugung den Hut vorm Gretle, trat vom Zaun zurück und sprang leicht in den sich nähernden Wagen. Ein Peitschenknall — die Biegung des Weges verschlang ihn . . . . .

Gretle hatte die Blumen aufgehoben und drückte sie, unwissend was sie thut, an die Brust. Plötzlich besann sie sich und schleuderte die zarten Pflänzchen im weiten Bogen und heftigen Wurfes über die Hecke auf die Landstrasse zurück. Sie fielen in eine Schneepfütze . . . . .

Die Sonne ging in roten, blutfarbenen

Streifen unter — es schneite stärker — es wurde kühl. Gretle aber war ganz heiss geworden. Hals und Wangen standen ihr in Brand und die niederwirbelnden Flocken mit ihrer feuchtprickelnden Schärfe thaten ihr wohl. Heiss war ihr Antlitz, aber frostig war ihrs im Busen; Schneeflocken hatten sich ertötend auf ihre junge Liebe gesenkt — Schneeflocken. Werden sie vor der Maiensonne schmelzen? . . .



Prolog

zum

80. Geburtstag des Fürsten Bismarck*)

von

Wilhelm Haszes.

Vor des eignen Thrones Stufen, kaiserlichen Schmucks beraubt,
Lag ein Weib, des hohe Stirne nur ein Eichenkranz umlaubt,
Doch versenkt in tiefe Trauer und umtost von Blitz und Wetter,
Hörte sie geheime Kunde; denn es rauschte durch die Blätter.
Von den alten Herrlichkeiten sang ein Sehnsuchtslied die Eiche,
Und Germania sass und träumte von dem heil'gen deutschen Reiche.
Eine Schaar von blonden Knaben barg sich unter ihrem Flor,
Harrend, ob den rechten Kämpen noch der Himmel nicht erkor —
Viele hoffen, Manche seufzen, Wen'ge zweifeln, Alle beten,
Wunderbare Glanzgesichte schau'n begeistert die Propheten.

Aber endlich in Erfüllung ging ihr Traum den armen Sehern,
Und ein Held erschien uns Deutschen wie ein Standbild fest und ehern.
Dröhnend über Blut und Eisen ist er uns voraufgewandelt
Und aus einem Volk von Träumern wurden wir ein Volk, das handelt.
Er, des kraftgeschwellter Wille trieb zu ungeheurem Wagen,
Er besass den Mut, was Not that, unerbittlich uns zu sagen.
Denn am Leib des alten Bundes nagten Keime der Verwesung,
Nur aus neugeschaffnem Boden sprang die Quelle der Genesung.

*) Das Aufführungsrecht dieses Prologes, der am 1. April auf den Theatern von 20 Städten zum Vortrag gelangt, ist zu erwerben von der Direktion der „Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten zu Leipzig."

Welch geheimnisvoll Verhängnis! Wie durchbebt es unsre Herzen!
Grosses liess allein sich bauen auf dem Fundament der Schmerzen.

Aber als auf festem Grunde kaum ein einz'ger Stein geruht,
Nahte sich dem Rheinesufer bösen Nachbars Übermut;
Mannhaft neben seinem König stand mit zorngeschwellten Adern
Unser Held, die Ferse stemmend auf des Reiches erste Quadern;
Ganz durchglüht von jenem Geiste, der auf deutsche Kraft vertraute,
Sah er bis zum Firmamente glorreich wachsen das Gebaute.
Wie aus unsres Herzens Tiefe kam sein Wert empergequollen,
Denn zum Strome war die Woge der Begeist'rung angeschwollen.
Schwerterklirrend klang die Antwort längs dem Rheine kurz und bündig,
Und im Donner der Kanonen sprach sich Deutschland selber mündig,
Nahm sein Recht und ewig Eigen wieder aus des Feindes Hand,
Der es räub'risch einst entwandte: Elsasslotharingisch Land.

Doch das Weib, des blonde Stirne jener Eichenkranz umlaubt,
An den heil'gen Traum der Sehnsucht hat es nicht umsenst geglaubt;
Denn sie naht in reichem Purpur festen Schrittes ihrem Throne
Und um ihre Flechten funkelt sonnenhell die Kaiserkrone!

Solch ein Wunder der Geschichte konnte niemals uns erscheinen,
Ohne die gewalt'ge Thatkraft jenes Heros, jenes Einen,
Dessen starker Herzschlag feurig für den Reichsgedanken pochte,
Unentwegt und unbekümmert, wie man ihn verlästern mochte.

Goldig kam die neue Sonne; aber scheu im Nebelgrauen,
Gab es schwere Friedensarbeit, galt es mühsam auszubauen.
Er, im Wirrsal der Parteien seiner hehren Sendung voll,
Deutschlands Grösse stets vor Augen, niemals ist er einen Zoll
Von dem Wege, der zum Ziele glorreich aufwärts führt, gewichen;
Oft verkannt, gehasst, bestritten, hat ihn Kleinmut nie beschlichen.
Nie vor eines Römlings Toben liess er seinen Mut erbangen.
Nach dem Burghof von Canossa ist der Kanzler nicht gegangen.
Seines Herrn getreuster Diener, eins mit ihm in Glück und Not,

Wird die kaiserliche Botschaft ihm zu heiligstem Gebot;
Eben noch im Zorne sprühend, hält er plötzlich sorgend inne,
Wie er für des Volkes Werkstatt bess're Stützen wohl gewinne.
Und versucht mit ihrem Loose jene Braven zu versöhnen,
Die im Schweiss des Angesichts unterm Joch der Arbeit stöhnen.

Stolz erhebend ihre Stirne, blickt Germania in die Runde;
Denn die Grösse seiner Staatskunst macht sie gross im Völkerbunde,
Seines Rufes froh gewärtig, nahten ihm Europens Mächte
Und verbrieften wechselseitig sich des Handels Weltenrechte.
Deutschem Fleiss und Handel sichernd ferne, neuerschlossne Bahn,
Kreuzt des Reiches schnelle Flotte Ozean um Ozean.
Schneidig klingt die deutsche Arbeit durch die Wildnis als Parole,
Und des Negers dumpfe Trägheit stürzt gleich hölzernem Idole.
Nicht beim Briten wird der Deutsche künftig betteln um Gewährung:
Diesen Erdball gab die Gottheit auch dem Deutschen zur Bescherung,
Dass der Wildbach junger Volkskraft, der zu üppig quillt im Lande,
Segensreich zu Tage sprudle in der Tropen heissem Sande.

Doch nachdem der mächt'ge Kanzler, all' dies Grosse kühn errungen,
Weh, welch' schreckensvolle Botschaft ist durch deutsches Land gedrungen!
Er, aufs Innigste verwachsen mit des Reiches Wohl und Wehe,
Ist es möglich, dass er von uns, dass er fremd von hinnen gehe?
Nein, ob auf das Neue, Junge hart das Alte zwar gestossen,
Nicht verkennen auf die Dauer können sich die Edlen, Grossen!
Neben Deutschlands drittem Kaiser, dem das Herz voll Jugend schwillt,
Steht wie vormals ratend wieder unsres Kanzlers Heldenbild,
Dem Erfahrung, ehrfurchtheischend, auf gewölbter Stirne thront,
Dem in sturmerprobtem Herzen, Mut, Geduld und Stärke wohnt.

Weisheitsvoll im Sachsenwalde rauscht die achtzigjähr'ge Eiche
Und den kernig ernsten Sprüchen lauscht das ganze Volk im Reiche,
Eng vereint am heut'gen Tage, betend wie aus einem Munde:
„Spende Dauer, Du vom Himmel, dem erneuten, hehren Bunde,
Lass ins zwanzigste Jahrhundert aufrecht unsren Bismarck geh'n,
Aufrecht bis zum letzten Tage lass ihn bei dem Kaiser steh'n!“



Die Berliner Theatersaison. IV.

Von Heinrich Stümcke.

Eine der gewöhnlichsten Klagen, die zu Beginn, in der Mitte und am Schluss jeder Saison in unzähligen Variationen und unter Beibringung statistischen Materials von Kritikern, abgewiesenen Bühnendichtern und wohlmeinenden Theaterfreunden vorgebracht werden, ist die, dass in Deutschland alljährlich so viel tausend Stücke geschrieben und eingereicht werden und die bösen Direktoren nur so ganz wenige das Licht der Lampen auf den weltbedeutenden Brettern erblicken lassen. Die Thatsache, dass der Prozentsatz der aufgeführten Stücke im Verhältnis zu den Einsendungen ein minimaler ist, lässt sich nicht bestreiten; aber wer da schaudernd erleben muss, wie mikroskopisch klein die Zahl der halbwegs leidlichen und erfolgreichen Stücke unter den neuaufgeführten ist, der dankt in Berlin wenigstens seinem Schöpfer, dass nicht Wagehälse von Direktoren das Tempo der Premièrenhetzjagd noch beschleunigen und allabendlich eine Originalpremière servieren. Bietet sich doch ohnehin schon an manchem Abend dem Theaterrezensenten in drei Musentempeln Gelegenheit, sein kritisches Messer zur kunstgerechten Zerlegung dramatischer Opferlämmer zu wetzen. Sich dem Zuge der Feiernden mit Lorbeern und Palmen anzuschliessen, kommt der ehrliche Richter fast nie in die Lage. Wer die Theaterereignisse der letzten Monate insgesammt bespricht, wandelt fast immer zwischen Leichen und muss notgedrungen die Rolle des Totengräbers übernehmen. Eine stattliche Anzahl bekannter und unbekannter Poeten ist zu Worte gekommen, aber sie wussten mit wenigen Ausnahmen wenig Gutes und wenig Neues zu sagen. Mehr oder minder grosse Armseligkeit und Gleichförmigkeit der Motive bildet ein Hauptcharakteristikum der jüngst aufgeführten Bühnendichtungen. Z. B. das Fräulein von Schabelsky wollte in ihrem Schauspiel „Das liebe Geld“ (Neues Theater) die verheerenden Wirkungen des Mammonsdienstes schildern. Drei hübsche Töchter eines an der Börse zum Bankerotteur und Wechselfälscher gewordnen Dummkopfes verkaufen sich um des lieben Geldes willen: die eine mit Hülfe einer Heiratsvermittlerin zu legitimer Sklaverei an einen ältlichen ungeliebten Mann, die andere auf einem auch nicht mehr ungewöhnlichen Wege an einen noch recht grünen fürstlichen Gecken, die dritte verschreibt sich dem Börsenteufel und interessiert sich für Courszettel und Kredit-

aktien wie die waschechtesten Jobber im Börsenkaffee. Um des lieben Geldes willen lässt ein Assessor in Robert Misch's sogen. Volksschauspiel „Liebe von Leut" (Neues Theater) seine arme Braut, mit der er die Freuden der Hochzeitsreise schon anticipiert hat, sitzen und heiratet die kalte berechnende Tochter einer gröblich ungebildeten aber steinreichen Gärtnerswittwe. Um des lieben Geldes willen wünscht Frau Thielemann in Hans Olden's Lustspiel „Thielemanns" (Lessingtheater) ihre Tochter mit dem reichen Kommerzienratssohn zu verknppeln. Wie ein Millionen schwerer verzogener Goldfisch von einem tugendhaften Ingenieur aus der Müllerstrasse Berlin N. kirre gemacht wird, erzählte frei nach Shakespeares bezähmte Widerspenstiger in ungeschicktem mit Zötchen und faulen Witzen Oskar Blumenthals unschmackhaft gepfeffertem Dialog der Schauspieler Bruno Köhler, der hinter den Koulissen gebliebne Autor des anonym aufgeführten Lustspiels „Aus Berlin W." (Lessingtheater), das aber eben so gut in Schöppenstedt oder Dingsda spielen könnte. Die Hirngespinste eines von sozialen Reformgedanken angekränkelten jungen Gelehrten, und wie er vom König von Utopien, der Olympia und Bayreuth in eins vereinigen möchte, zum Beherrscher eines Thespiskarrens wird durch die List einer alterndeu Coquette, endlich aber getäuscht und zermürbt nn den Herd legitimer Liebe zurückkehrt, schildert mit wenig Witz und noch weniger Technik Hermann Faber in dem Lustspiel „Hans der Träumer" (Neues Theater). Wie das Mitleid des Nebenmenschen gelegentlich von schlauen Spekulanten ausgebeutet und mystifiziert wird, versuchten die beiden Schwankapostel Kadelburg und Schönthan in ihrem hoftheaterfähigen neuesten Opus „Zum wohlthätigen Zweck" (Kgl. Schauspielhaus) zu zeigen, nicht gerade taktvoll in den Tagen der Elbe-Katastrophe und den sizilianischen Notleidenden. Originellere Pfade wollte Heinrich Lee in seinem Lustspiel „Das Examen" (Lessingtheater) beschreiten und degradierte deshalb den alten Kant zur Possenfigur. Der Königsberger Weltweise wird durch ein sächsisches Landmädel, die Braut eines Studenten, der im Rigorosum durchzufallen fürchtet und deshalb mit weiblichen Kriegslisten den Professer gnädig stimmen will, in Versuchung geführt. Aber der Alte ist nicht umsonst der Mann der reinen Vernunft und des kategorischen Imperativs und besteht auch dieses Examen, ebenso wie der Student das seinige. Ernsthaftere Beachtung verdienten von den Erstaufführungen in den letzten Wochen nur Ibsens „Klein Eyolf" (Deutsches Theater), Ompteda's „Nach dem Manöver" (Lessingtheater) Carlot Reuling's „Der Mann im Schatten" und Rudolf Stratz's „Drohnen" (beide Deutsches Theater). Ibsens jüngste Schöpfung erlebte trotz der im Allgemeinen fein durchdachten Leistungen Agnes Sormas und Emanuel Reichers als Ehepaar Allmers nur einen Achtungserfolg. Das grosse Publikum verschmähte es, das Ibsengeheimnis zu enträtseln und konnte über die mystischen Wunderlichkeiten des Dialogs, die ihm schrullenhaft erscheinende Entwicklung der Idee nicht hinweg. Weit mehr Wohlwollen brachte es den Stücken der drei jungen Dichter entgegen; sind auch weder die Schauspiele Ompteda's und Stratz's, noch der Schwank Reulings einwandsfreie Bühnendichtungen, so fesseln sie doch durch die Frische und Resolutheit der Komposition und des Tons. Ompteda's Stück „Nach dem Manöver", auch nach der Heldin „Rigmor" getauft, behandelt einen der ältesten tragischen Konflikte: der eine Bruder liebt das Weib des andern. Ompteda hat eine neue Variante hereingebracht, indem er beide Brüder Offiziere sein lässt; in gewisser Hinsicht hat er sich die Lösung freilich dadurch vereinfacht. Nachdem der Schuldige seinem Bruder die unselige Neigung gestanden und dieser ihm seine Pflicht zu thun gebietet, liegt bei Offizioren der Gedanke an eine gewaltsame Lösung durch die Pistole nahe, und in der That richtet sich der Schuldige selbst. Die Ehrbegriffe des Kavaliers bilden auch die Basis in R. Stratz's „Drohnen", die Omptedas gleichnamigem Roman und Stratz's Berliner Zeitroman „Unter den Linden" manche Züge und das Milieu entlehnen. „Drohnen" sind nach des Verfassers Ansicht die Mitglieder der adligen Lebemannskreise, die sich im Makao und auf dem Turf ruinieren und keinen ernsten Lebenszweck kennen. Solch eine Drohne ist der Graf Greiff, der die Frau seines Klubgenossen, des reichen Pretzen Witt, verführt und von diesem absichtlich aus Rache durch wahnsinnig hohes Spiel ruiniert wird. Greiff, der Witt 150000 Mark schuldet, muss sich entweder erschiessen, da er nicht zahlen kann und sein Ehrenwort verpfändet hat, oder aber sich vor der Frau, die er umworben hat, lächerlich machen, indem er moralische Anwandlungen heuchelt. Witt glaubt, dadurch seine Frau vor einem reellen Fehltritt mit dem Grafen zu bewahren und will um diesen Preis Greiff seine Wechsel zurückgeben. Als ihm indessen seine Gattin, die in der Atmosphäre der Spielsäle und Rennställe aufgewachsene Tochter eines verkommenen Adeligen, zorabebend gesteht, dass der Graf schon ihre volle Gunst genossen habe, zieht Witt seine Proposition zurück und giebt seiner satanischen Freude darüber Ausdruck, dass Greiff, dem jede Geldquelle abgeschnitten ist, sich nun doch werde erschiessen müssen. Aber er hat die Rechnung ohne den Wirt, richtiger ohne einen Schadchen gemacht, der den Grafen schon längst mit der Hand einer Millionen schweren bürgerlichen Waise beglücken möchte, und Greiff legt jetzt hohnlachend Frack und weisse Binde an, um der Dinereinladung des Vormunds seiner Zukünftigen zu folgen. Nach der Suppe wird der Prokurist, wie der Schadchen versichert, sich entfernen und bei Witt des Grafen Wechsel einlösen und beim Dessert wird man die Verlobung proklamieren, oder wenigstens als fait accompli betrachten. Und Greiff ärgert sich nur, dass er nicht das verdutzte Gesicht des reichen Witt sehen kann, wenn dieser plötzlich sein Geld erhält und

sein Plänchen zu schanden sieht. — Mit kecken Strichen und aus eigner Kenntnis dieser fin de siècle Kreise, die sich in den Chambres séparées der Weltrestaurants unter den Linden, in den Klubs der Schadowstrasse, in etlichen Thiergartenvillen und auf dem grünen Rasen von Karlshorst und Hoppegarten ein Stelldichein geben, hat Stratz, wie er es auch in seinen Romanen zu thun pflegt, das wenig erfreuliche und fast gänzlich der Lichtseiten entbehrende Sittengemälde gezeichnet. Mit kecker Satire zeichnet auch Carlot Reuling seinen „Drohnen", den reichen Rentier und früheren Maurermeister Merkel, der sich von seinem Privatsekretär, dem Dr. Bergmann, einem lustigen, stets im Dalles steckenden Bohémien seine Reden anfertigen lässt und nun in Bezirks- und Wohltätigkeits-Vereinen als zweiter Demosthenes gefeiert wird. Aber der protzige Ton, mit dem Merkel den jungen Doktor wie einen höhern Hausknecht behandelt, als er erfährt, dass sein Sekretär ein kleines Techtelmechtel mit seiner Tochter Trude hat, bekommt ihm schlecht. Bergmann streikt, gerade als Merkel den ehrenvollen Auftrag erhält, bei einem Jubiläum der Handwerkergilde die Festrede zu halten. Auf vieles Bitten Merkels lässt sich der Doktor endlich herbei, eine Rede für Merkel anzufertigen, aber er schiebt ihm sozusagen ein Kukuksei unter, indem er in letzter Minute Merkel das Manuskript einer sozialistischen Rede, die er früher selbst einmal, mit negativem Erfolg freilich, gehalten, einhändigt. Der Effekt in dem zum grossen Teil königstreuen Verein, dessen Fest durch die Gegenwart Sr. Excellenz des Präsidenten und des Bürgermeisters ausgezeichnet wird, lässt nichts zu wünschen übrig. Merkel hält sich für verloren und erwartet jeden Augenblick die Polizei, zumal er schon in seiner Jugend wegen allzu radikaler Äusserungen vorbestraft ist, die bei dem jetzigen Mitglied konservativer Vereine keiner vermutet hätte. Aber statt der Polizei erscheint eine Deputation des sozialdemokratischen Vereins, beglückwünscht Merkel zu seiner gestrigen volksfreundlichen Rede und bietet ihm die Kandidatur für den Reichstag an. Merkels Eitelkeit zeigt wieder Manometer auf 99. Er nimmt gerührt an. Aber „Schwiegerdoktorchen" muss bleiben und ihm die Reichstagsreden ausarbeiten, auch fortan „der Mann im Schatten", dem selber die Sonne des Erfolgs nicht lächelt. — Wenn nicht stellenweise allzu öde Strecken im Dialog zu durchwandern wären und das technische Ungeschick des Anfängers sich nicht so häufig verriete, wäre dem Reulingschen Schwank wohl eine grössere Anzahl von Reprisen vergönnt gewesen, die das Werkchen, durch sein Bestreben, die Schablone zu vermeiden, trotz etlicher Reminiscenzen an Augier, Sardou und Karlweiss auch verdient hätte.

Da es mit den Premièren im allgemeinen nicht gehen will, verlegen sich die Direktoren immer häufiger auf Neueinstudierungen älterer bewährter Stücke. Das „Berliner Theater" speziell lebt fast nur von Reprisen; wir sahen Laubes „Böse Zungen", ein grob aber bühnenwirksam gezimmertes Stück, das trotz Schiller-Reminiscenzen, Monologen und Sentimentalitätsdusel neben den jüngsten Premièren noch mit Ehren sich sehen lassen kann.

Blumenthal selbst zeigte durch eine Neuaufführung der „Grossen Glocke", dass er einst nach andern Lorbeern als denen des Schwankautors gegeizt. In Fuldas „Wilde Jagd" und Wolzogens „Kinder der Excellenz" wurden zwei der erfolgreichsten Lustspiele der letzten Jahre wieder aufgefrischt. Die Neueinstudierung von Dumas „Fall Clemenceau" und Sudermanns „Sodoms Ende" gaben Jenny Gross und Maria Reisenhofer Gelegenheit sich in ihren Paraderollen als Jza und Ada zu zeigen. Ein wirkliches Verdienst erwarb sich das Schauspielhaus mit der Aufführung von „König Ottokars Glück und Ende", Grillparzers mit Unrecht bei uns vernachlässigter Königstragödie. Die beiden streitenden Fürsten, der Böhme und der Habsburger, sowie die stolze Maria von Massovien wurden durch Matkovsky, Ludwig und Rosa Poppe mit schönem Gelingen dargestellt. Nicht minder gut war Grillparzers Lustspiel „Weh dem, der lügt" wieder am „deutschen Theater aufgehoben, wo Kainz als Küchenjunge Leon und Agnes Sorma als wildes Naturkind Edrita um die Palme nicht nur eines, sondern zahlreicher Theaterabende, an denen dies reizende Werk die Zuschauer fesselte, wetteiferten. Österreich gebührte überhaupt der Löwenanteil an den spärlichen Erfolgen der letzten Theaterwochen. Anzengrubers Bauernkomödie „der Gewissenswurm" wurde unter lebhaftem Beifall wacker, wenn auch etwas nüchtern im Theater an der Schumannstrasse aufgeführt. — Zu gleicher Zeit mit den beiden grössten Poeten des neuen Österreich erschien einer der grössten Darsteller von der altberühmten Heimstätte der dramatischen Kunst an der Donau, Baumeister von der Wiener Hofburg, auf einer Berliner Bühne und zwar im „Neuen Theater". Baumeister gehört nicht wie seine Kollegen Sonnenthal und Mitterwurzer zu den reisenden Virtuosen. Nur schwer hat er sich, schon an der Schwelle des Greisenalters stehend, entschlossen, dem Rufe Direktor Lautenburgs Folge zu leisten und drei seiner Rollen, in denen er selbst in dem berühmten Ensemble des Burgtheaters wie eine Säule hervorragt, an ungewohnter Stätte und von eilfertig eingeschulten an solche Aufgaben wenig gewöhnten jungen Kräften sekundiert, den Berlinern vorzuführen. Als Wachtmeister Werner in „Minna von Barnhelm", als Falstaff in dem von dem alten Theater-Praktikus Laube erbarmungslos zusammengestricheuen Heinrich IV. und als „Erbförster" ist er aufgetreten. Zwei Unvergessene und kaum zu ersetzende, die nur noch bei besonderer Gelegenheit ihre Gaben in den Dienst der Kunst stellen, Hedwig Niemann-Raabe und Klara Meyer, waren in Lessings Stück als Franziska und Minna die Partnerinnen des berühmten Gastes, ihm eine feine kollegiale Aufmerksam-

keit zu erweisen und zugleich im Dienste der Wohlthätigkeit — der Ertrag des Abends kam den Hinterbliebenen der mit der „Elbe“ Verunglückten zu Gute — zu wirken. An diesem Abend war es schwer zu sagen, wem von den Dreien, denen die unerbittliche Macht des Alters nichts anhaben zu können scheint, der Preis zuzuerkennen sei. Über Baumeisters „Falstaff“ viel lebende Worte sagen, hiesse Eulen nach Athen tragen. Seit Jahrzehnten ist es jedem Kunstfreunde bekannt, dass der treffliche Wiener Altmeister auf diese Rolle ein Monopol besitzt, das ihm höchstens Häusser vom Münchener Hoftheater streitig machen kann. In der Form, in der Baumeister diesen jovialen verschmitzten, schmerbäuchigen alten Sir John verkörpert, wird sie in der Theatergeschichte weiterleben.

Sein Grösstes indess bot Baumeister als „Erbförster“ in Otto Ludwigs mehr gelobten als gelesenen Zwitterstück, in dem mit unvergleichlicher dichterischer Kraft erschaute und wiedergegebene Lebenswahrheit und öde Reminiscenzen aus der Schicksals-Tragödie der Müllner und Houwwald so wunderlich verquickt sind. Baumeister ist heute nach Hellmuth-Bräms und Försters Hingang einer der wenigen, die diese Rolle noch spielen und spielen können. Er stellt als Ulrich eine Gestalt so aus einem Gusse hin, so reich an intimer realistischer Detailbeobachtung, er weiss diesen auf sein vermeintliches Recht hartnäckig trotzenden, äusserlich rauh und knorrigen, und innerlich so weich und zart empfindenden Graukopf uns so menschlich nahe zu bringen, dass wir bis zum Schlusse in seinem Bann bleiben und durch den Schicksalsspuk, die Büchse mit dem fatalen gelben Riemen, das rote Halstuch, die zum Schluss gehäuften Morde und Selbstmord — Baumeister wählt von den beiden Fassungen Otto Ludwigs die, welche Ulrich sich selbst entleiben, nicht sich den Gerichten stellen lässt — uns den mächtigen Gesamteindruck nicht trüben lassen.

Der Genuss dieser drei Baumeister-Gastspielabende hat die Kunstfreunde für die vielen Enttäuschungen und Langeweile, die die Dutzendpremièren im „Neuen Theater“ und anderswo bereiteten, angemessen entschädigt.



Schaffensstimmung.

Kennst Du die unnennbare Weihestunde,
Wo in der Brust Dir wegt ein Liederdrang?
Froh schweifen Deine Blicke in die Runde,
Indess Dir heimlich reifet ein Gesang.

Du weisst es selbst nicht, was Dich so ergriffen,
Was, nach Gestalt verlangend, in Dir schwoll,
Du harrst, da Aug' und Sinn die Welt durchschiffen,
Nur still des Segens, der Dir kommen soll.

Du bist gestillt und bebst in sel'gem Hoffen,
Bist müssig, während Deine Seele schafft;
In Dich gekehrt und dennoch allem offen,
Fühlst Du das Aufblühn Deiner tiefsten Kraft.

Görz. Stephan Milow.

Vor dem Pestalozzi-Denkmal in Yverdon.

Vor seinem Bild betrachtend stehen,
In seinem Liebeswerk ihn sehen,
Wie eines Meisters Hand ihn schuf:
Kannst Du getrost die Hände falten
Und bei Dir stumme Andacht halten,
Du Jünger für den Lehrberuf.

Er lehrte Dich der Liebe dienen,
Der Liebe, die in seinen Mienen
Den Stempel wahrer Echtheit trägt;
Mag er in starrem Stein dastehen,
Ein warmer Hauch wird Dich umwehen,
Der aus des Steines Kälte schlägt!

Du standst im Wald vor alten Bäumen,
An deren Fuss im Frühlingsträumen
Gar manches Blümlein rankt hinauf;
So schmiegen sich hier an den Meister
Zwei hoffnungsvolle Lebensgeister
Und schauen fragend zu ihm auf. —

Was immer auch Dein Herz betrübe,
Bewahre Dir nur Deine Liebe
Für den Beruf, den Du erwählt —
Du hast den Meister jetzt gesehen
Und wirst in Deine Werkstatt gehen
Gerührt, gestärkt und auch gestählt!

Eichwalde. Willy Schwan.

Boecklin.

Zum Meister trat im Traum der Tod mit Worten:
„Du bist ein Starker! Meer und Land gab hin
Sein Wesen Dir in deutsamen Symbolen,
Dir sang der Frühling, und die Liebesgöttin
Wies ihre Glieder Dir, die meerentstiegnen,
Du sahst der Sel'gen Insel und den Pan,
Den Grossen. Reich war Deines Ausblicks Beute!
Du liebst das Leben, doch mich sahst Du lauern
Auf jede Frucht und noch geschlossne Knospe.
Ich bin der Föhn, der über Thäler weh'nde,
Der Räuber Ansturm leiht von mir die Kraft,
Von meinem Hauche hebt die dunkeln Schwingen
Der Seele zehrende, nie müde Sehnsucht,
Es brüten Schluchten, Hütten meiner Rast,
Ich bin die Brandung, jenes Weib, das du,
Die Sturmesharfe schlagend, hast gebildet,
Und Bute ist beamtet mir der Schmerz,
Mit Thränensamen rings die Luft durchsalzend,
Die den vom Kreuz gelösten Menschenheiland
Umzittert; seine Mutter hüllt das Haupt.
Kein Sterblicher schaut mir ins Siegerantlitz.
Ich bin der Waghals, der durch Wüsten reitet
Und über ausgebleichte Schädel, barhaupt,
Ein Spiel des Winds die Haare, Sieg im Auge,
Es stolpert müd das Ross.

Ich bin der Fährmann,
Der leise lenkt ein dunkles Boot zur Bucht
In eine starre, dunkle Insel hier,
Mein Haus, ein säulenstarkes, marmorbleiches,
Und unter einem Himmel ohne Sonne,
An einem Meer, das nicht zu athmen wagt,
Beschattet von Cypressen, nie beregt
Vom Spiel des Winds . .
Du kennst mein Eiland, Meister,
Mein dämmerndes, mich selbst, der Dinge Herrscher,
Du schautest mich im Wechsel der Gestalten,
Ein Proteus ist der Tod, den Du erkannt.
Lass brüsten mich der Freundschaft, die mich bindet
Und Dich, so schaff ein grosses Bildwerk noch
Uns einend: Du sei jung und männlich blühend,
Ein Baum an Kraft, fragsame Augen schauen
Mich an, der hinter dir steht, lachend hohnvoll
Dir eingellt Bildideen ins Lauscherohr
Und deine Hand mit einem Pinselzuge
Auf jungfräulicher Tafel einzuzeichnen,
Was ich Dir raune, ich dein Herr und Freund.
Gehorche . . . Gut! „Das Bildnis ist vollendet"
„Hier in der Ecke fehlt die Signatur!"
Nun! Wirds! Vollbrings! Thu, was ich dir gebot,
Schreib: Arnold Boecklin und sein Freund — der Tod!

Wien. Otto Stoessl.

Ein stummer Zeuge.

Der Sturmwind heult, es rast und tost das Meer
Und schleudert, wie der Herbstwind dürre Blätter,
Ein Boot in dieser Wildnis wirr umher.
Schaumwogen donnern vorüber.

Nicht nötig hat das Boot noch einen Retter,
Ein Segelfetzen flattert nur am Bord,
Und wird zerzaust vom wilden Spiel der Wetter,
Schaumwogen donnern vorüber.

Sonst regt kein Leben sich, es tönt kein Wort,
Leer und verlassen wirds vom Sturm bezwungen,
Kein Steuer lenkts, kein Ruder treibt es fort.
Schaumwogen donnern vorüber.

Doch lauter redets, wie mit tausend Zeugen,
Als einziger Zeuge grauenvoller Not,
Als Zeuge, was der Ozean verschlungen,
Und was die Tiefen zogen in den Tod.
Die Wogen donnern darüber.

Wächtersbach. Carl Proser.

Seeräubers letzte Fahrt.

„Riffpiraten, ahoi, alle Mann an Bord,
Noch heut segeln wir westwärts nach Malta fort,
Die Schebecke Marie, die Gallione la reine,
Morgen werden wir La Valettu's Thürme sehn,"
So sprach der Kommandeur, graubärtig weiss;
Auf sein kurzbestimmtes, rauhkehliges Geheiss
Piraten-Matrosen die Raaen entlang
Fliegen: langsam kommt Schiff an Schiff in Gang . . .
Vom Tuch aller Segel weissleuchtend geschwellt
Schiesst Gallion' an Gallion' — Bord an Bord sich hält —
Zwei Mann am Steuer, wie vom Bogen der Pfeil
Durch die Wogen sie fliegen Meile um Meil':
So geht's traumschnell, zwölf Knoten die Stunde,
Als ständen sie mit dem Teufel im Bunde . . .
Wie ein Bild aus Erz, am Auge das Glas
Steht der Kommandeur — Vorderstevenbrass
Hängt ein Mann im Lugaus — rings der Ozean,
Der Unendlichheit ungewiss dämmernde Bahn . . .
Wie mit Blut gefärbt stirbt der Horizont,
Hinter schwarzen Wolken der Mond jetzt thront . . .
„Hui, heut Nacht giebt's was, Sturm oder Cyklon
Kenn' das, amico Perez, mein Kronensohn,
Wird uns packen am Schopf, zwirbeln in der Rund',
Soll mich wundern, bleibt ein Mann heil und gesund"!
So sprach Steuermann Arbuez und prieste dann,
Zu den Mundecken schwarz der Kautabak rann.
Da, ein wildes Brausen: die Windsbraut schwoll,
Woge an Woge anrast mänadisch toll,
Dazwischen Blitzesgeleucht und Donnergeroll,
Schon sind die Gallionen von Wasser halb voll,
Der Kommandeur lächelt, kein Wort er spricht,
Er weiss, die Gallionen sehn Malta nicht,
Er weiss, hier gilt Sterben als letzte Pflicht.

Berlin. Wilhelm Arent

Mark Aurel.

Les' ich, Kaiser Deine Sittenlehre,
Jenen Spiegel strenger Selbstverleugnung,
Scheint sie oft mir ein Skelett, ein leeres,
Künstlich aufgebaut aus alten Sätzen,
Die der Stoa Weisheit Dir gelassen.
Denn ihr fehlt der frische Hauch des Lebens,
Fehlt der warme Pulsschlag der Empfindung.
— Gut warst Du — doch gut wohl nur aus Grundsatz.
Nicht des Herzens innerstes Bedürfnis,
Nicht der tiefe Liebesdrang zur Menschheit
Trieb Dich, gut zu handeln, gross zu denken:
Alles war Dir Beispiel und Erziehung.

Oft bei Deiner strengen Selbstbetrachtung
Zieht ein Traumbild still mir durch die Seele.

Auf dem Palatin, im Marmorsaale,
Sitzt Du schreibend. Durch's verhüllte Fenster
Schlüpft ein kleiner, greller Sonnenstreifen
Über Deines Tisches Onyxplatte.
Ausgeglüht in erznem Kohlenbecken
Ruht die weisse Asche duft'gen Räuchwerks,
An der hohen, syrischen Amphore
Hingestreckt auf scheckigem Pardelfelle
Dein Molosser. — Neben Dir, auf breitem
Polstersitz, den Greifenfüsse tragen,

Staatspapiere mit dem Kaisersiegel. —
Tiefe Stille. Nur des Schreibrohrs Knirschen,
Nur das lange Atmen Deines Hundes,
Nur ein schläfrig träges Fliegensummen . . .

Sieh — da rauscht der Vorhang und Tertullius
Lugt herein, Dein alter Freigelassner.

„Herr, am Thore lärmt ein Weib des Volkes,
Will zu Dir, will Dich, den Kaiser, sprechen,
Und um Lösung ihres Sohnes bitten,
Ihres einz'gen, der zum Partherkriege
Ward bestimmt, und morgen schon gen Asien
Schiffen soll. Sie ist seit lange Wittwe,
Und der Sohn, sagt sie, ihr Glück, ihr Alles!"

„Glück?" — Die Feder legst Du sorgsam nieder,
Schränkst die Arme und blickst lange sinnend
Vor Dich hin. — „Was heisst denn Glück,
Tertullius?
Glück ist ein Begriff, zu oft gemissbraucht.
Giebt es Glück im unvollkommnen Leben,
Dann, gewiss, besteht es im Bewusstsein
Ernste Pflichten treu erfüllt zu haben,
Im Bewusstsein strenger Selbstverleugnung.
Sage das dem Weibe. — Pflicht der Mutter
Ist's, dem Staate ihre Kinder weihen, —
Und des Sohnes Pflicht, die jungen Kräfte
Seines Kaisers weisem Zweck zu opfern.
Nicht zerstören soll des Jünglings Glück sie,
Noch das eigne — einer Laune wegen.
Sag' ihr das, Tertullius."
Leise rauschend
Schliesst der Vorhang sich. — Die Fliegen
summen,
Der Molosser gähnt — und schlummert weiter,
Und die Feder gleitet unermüdlich . . . .
Grosser Kaiser — ist das Bild erfunden,
Oder hat sich Gleiches Dir ereignet?

Nie vernahmst Du wohl die leise Stimme
Deiner Brust: Den Weheruf der Herzen —
Einer Mutter Flehen — einer Waise
Einsam Klagen väterlich zu stillen!
Alles ging nach ehernen Gesetzen,
Und in Deines Geistes reichem Haushalt
War kein Raum für kleine Nebendinge,
Die vom einzigen Pol der Pflichterfüllung
Dich geleitet hätten. — — — Armer Kaiser!

Und wie hättest Du das Glück der Erde
Kosten können: Andre glücklich machen.

Dresden Alice Freiin von Gaudy.

Der alte Glöckner.

Frühlingsidyll von **Wladimir Korolenko** *)
Aus dem Russischen übersetzt von **E. Hugenberger.**

Es dunkelte. Über der schwarzen zackigen Linie eines dichten Waldes stand der Vollmond, doch ohne zu leuchten. — Eine kleine Ansiedelung, die an einem Bächlein im Gehölze lag, hüllte sich verschwommen in jene seltsame Dämmerung, die den Frühlingsnächten eigen ist, wenn der Mond, wie in Gedanken versunken, von einem Wölkchen verschleiert, über dem Horizonte steht. — Nebel, die sich von der Erde erhoben, liessen die langen Schatten des Waldes noch dunkler erscheinen und hüllten die Lichtungen in bläulich silbernes Dämmerlicht. Alles rund umher lag friedlich und still, wie in sinnende Wehmut getaucht. Das Dorf schlummerte, nur wenige halb verfallene Hütten liessen sich in verschwommenen Umrissen unterscheiden, hier und da blitzte ein Feuerchen, dann und wann knarrte eine Pforte in den Angeln oder ein wachsamer Hund schlug an — dann schwieg alles wieder wie zuvor. Zuweilen tauchten aus der dunkeln Masse des Waldes wohl Fussgänger und Reiter auf, oder man hörte das rüttelnde Rollen eines Bauernwagens. Es waren die Bewohner entlegener Walddörfchen, die heute in Schaaren zum Frühlingsfeste, der Osternacht, in die Kirche zogen. Die Kirche lag auf einem Hügel mitten in der Ansiedelung, alle Fenster derselben waren hell erleuchtet und die Spitze des hohen, alten, dunklen Glockenturmes ragte weit hinauf bis in das Azurblau des Himmels. —

Die Treppenstufen des Turmes knarrten unter einem Tritt . . . der alte Glöckner Michäitsch erstieg den Turm, und bald leuchtete sein Laternchen hoch oben, wie ein in der Luft schwebender Stern. Schwer wurde es dem Alten, die steile Stiege hinaufzuklimmen, die alten Beine trugen ihn kaum mehr; er hatte sich schon verbraucht; auch die alten Augen sahen nur mit Mühe, — es war Zeit für ihn, zur Ruhe zu gehen, doch Gott der Herr schickte ihm immer noch nicht den Tod. Seine Söhne, seine Enkel hatte er begraben, manch Jungem und Alten auf dem Friedhofe geläutet, nur er selbst musste sie alle überleben, und das war hart für den Alten — —

Wie viele Male hatte er nun schon das Osterfest begangen; er vermochte es kaum zu zählen, wie oft die feierliche Stunde hier auf dem Glockenturme zu erwarten gehabt, und nun hatte es ihm Gott noch einmal beschieden. —

Der Alte näherte sich dem Geländer des Turmes, stützte sich darauf und schaute lange sinnend hinunter. Unten um die Kirche verloren sich die Gräber im Halbdunkel, — nur die alten Kreuze breiteten ihre Arme über ihnen aus, als wollten sie sie beschirmen. Hier und da beugte sich eine Trauerbirke über sie herab, deren Zweige noch nicht ganz mit Laub bedeckt waren, und der balsamische Duft ihrer Blätter stieg bis zu Michaitsch hinauf und wehte ihn leise an, wie ein wehmütiges und doch beruhigendes Vorgefühl des ewigen Schlummers . . . .

Was wird ums Jahr mit ihm sein? Wird er noch einmal hierher hinaufsteigen müssen, zur Glocke von Erz, die mit dröhnendem Schlag die kaum schlummernde Nacht zu wecken und den Auferstehungsmorgen einzuläuten hat . . . oder wird er schon dort unten in dem schatti-

*) Dieses stimmungsvolle kleine Idyll dürfte dem berühmten russischen Erzähler auch in Deutschland Freunde erwerben.

gen Winkel des Friedhofes unter einem Kreuze ruhen?

Gott allein weiss es .... er ist bereit .... und doch scheint des Herrn Wille ihn noch einmal das Fest erleben lassen zu wollen. „Gelobt sei Gott," flüstern die Lippen des Greises, dieses frommen Spruches seit lange wohl gewohnt, und er schaut nach oben auf die Millionen Lichter am Sternhimmel, sich andächtig bekreuzend.

„Michäitsch, Michaitsch!" ruft ihn von unten eine schwache, zitternde Stimme. Der Vorsänger, auch alt an Jahren, schaut zum Turm hinauf, die Hand über den blinzelnden, thränenden Augen, er kann den Glöckner nicht erblicken.

„Nun, was giebt's? Hier bin ich ja!" erwidert Michäitsch, sich vom Turme herabbeugend. — „Siehst du mich denn noch immer nicht? Ich sehe dich nicht .... Ists nicht schon Zeit zum ersten Glockenschlag, was meinst du?"

Beide schauen zu den Sternen auf, Tausende vom himmlischen Lichtern winken ihnen aus der Höhe in funkelnder Pracht. Michäitsch bedenkt sich noch einen Augenblick.

„Nein, noch nicht, warte noch ein wenig," ruft er dann, „ich weiss schon, wann es Zeit ist." —

Und in der That, er weiss es, er bedarf dazu keiner Uhr. Die Sterne sagen es ihm, Himmel und Erde, das helle Wölkchen, das lautlos vorüberzieht, der dunkle — Unverständliches flüsternde Hain, das Plätschern des sich im Dunkel bergenden Bächleins — alles zu dieser Stunde ist ihm wohlbekannt — alles vertraut. — Nicht umsonst hat er hier ein ganzes Leben gelebt. Vor ihm erwacht die längst entschwundene Vergangenheit .... er entsinnt sich, wie er zum ersten Mal den Turm mit dem Vater bestieg .... Herr Gott, wie lange war das her .... und wie erschien es ihm auch wieder nicht lange ...... Er sieht sich noch als blondlockigen Burschen mit glänzenden Augen — der Wind, doch nicht der, welcher den Staub auf der Landstrasse aufwirbelt — sondern ein sanft fächelndes Lüftchen hoch über der Erde — spielt in seinen Haaren ... da unten weit, weit gehen so winzige Menschlein, die Häuser erscheinen lächerlich klein, der Wald wie in die Ferne gerückt, und der Raum, auf dem das Dorf liegt, ungeheuer gross — — endlos. —

Und doch ists ja immer derselbe und alles just so gross wie einst, flüstert lächelnd der greise Alte, während sein Blick über die ihm jetzt fast eng erscheinende Ebene unter ihm schweift. —

So ists auch im Leben — — in der Jugend sieht man kaum je das Ende — giebts keine Schranke, und jetzt .... wie liegt da alles so klar — wie auf der Hand — vom Anfang bis zum Grabe — das er sich mit Vorliebe lange schon dort unten in einer Ecke des Friedhofes erwählt hat. —

Und Gott seis gedankt, es ist Zeit für ihn, zur Ruhe zu gehen, der schwere Weg ist mit Ehren zurückgelegt, — die feuchte Erde winkt wie eine liebende Mutter .... bald! ... bald! ...

Endlich war es Zeit, mit dem Läuten zu beginnen, rasch war er wieder auf den Beinen, schickte noch einen Blick hinauf zu den Sternen, entblösste das Haupt, bekreuzte sich und ergriff das Seil, an dem die Glocken hingen. —

Nach einigen Minuten schon erbebte die Nachtluft vom ersten dumpf dröhnenden Schlag, ein zweiter, dritter, vierter Glockenton verkündete den Beginn der Osternacht und nun reihten sich mächtige lang gehaltene Töne in Fülle an einander, allmählich in der Ferne verhallend. Das Geläute verstummte. In der Kirche begann der Gottesdienst. In frühern Jahren war Michäitsch immer hinuntergestiegen und hatte sich in einen Winkel an der Thür gestellt, um zu beten und dem Gesange zuzuhören, doch heute blieb er auf seiner Höhe, es fiel ihm gar zu schwer, er fühlte eine unsägliche Erschöpfung, so liess er sich auf eine Bank nieder, horchte dem immer leiser werdenden Nachklingen des einmal in Schwingung geratenen Erzes und versank in tiefe Gedanken.

Die Spitze des Glockenturmes war noch schwach von seiner Laterne beleuchtet, die noch immer dumpf forttönenden Glocken bargen sich mehr und mehr in der Finsternis, unten aus der Kirche drang von Zeit zu Zeit verhallender Gesang bis zu ihm hinauf und der Nachtwind bewegte das Seil, das an dem Glockenklöpfel befestigt war. —

Der Alte senkte sein greises Haupt auf die Brust und ein wirres Durcheinander traumhafter Vorstellungen schaarte sich in seinem Hirn. —

Jetzt sang man die Schlusshymne, dachte er, und sah sich auch in der Kirche; vom Chor tönten viele helle Kinderstimmen. Der alte Geistliche, der schon verstorbene Priester Na-um, sprach mit schwacher unsicherer Stimme die allgemeine Fürbitte. Hunderte von Köpfen beugten sich wie reife Ähren und erhoben sich dann wieder, die Bauern — lauter alte bekannte Gesichter schon Verstorbener — bekreuzten sich andächtig — da das ernste, strenge Gesicht seines Vaters, da sein ältester Bruder, sich fromm bekreuzend und tief seufzend an der Seite des Vaters — da auch er selbst in blühender Jugend, Gesundheit und Vollkraft, voll zuversichtlicher Hoffnung auf Glück und Freude im Leben.

Doch wenn gab es ihm Glück?

Des Alten Gedanken flackern auf, wie eine verlöschende Flamme und ein flüchtiger Strahl beleuchtet noch einmal alle Erfahrungen seines vergangenen Lebens — — — — — — — kaum zu bewältigende schwere Mühe und Arbeit, Kummer und Sorgen. —

Wo blieb da das Glück?

Sein schweres Loos hatte frühzeitig seine junge Stirn gefurcht, seinen kräftigen Rücken gebeugt und ihn gelehrt zu seufzen, wie sein ältester Bruder. — Da mitten unter den Bäue-

rinnen aus dem Dorfe, demütig den Kopf gebeugt, sieht er sein junges Weib. Es war ein liebes, herziges Weib, Gott habe sie selig, viel hatte sie gelitten, die Gute, — Not, Mühe, Arbeit und der unausbleibliche Teil der Frau aus dem Volk, hatte bald das schöne, kräftige Weib abgezehrt, ihr Auge glanzlos gemacht. Der Ausdruck eines steten dumpfen Bangens vor den Schlägen des Schicksals hatte ihr vor der Zeit Jugendfrische und Schönheit geraubt. — Und wo blieb ihr Glück?

Nur ein Sohn war ihnen geblieben, ihre einzige Freude und Hoffnung, und auch den hatte böses Beispiel in's Verderben gestürzt und zu einem Verlorenen gemacht. — Da steht er nun, der verlorene, unredliche Sohn und macht tiefe Bücklinge bis zur Erde, wie um die blutigen Thränen der Waisen, die durch ihn gelitten, zu sühnen. Hastig macht er das Zeichen des Kreuzes, kniet nieder und berührt mit der Stirn den Boden. Das Herz des Alten brennt und blutet bei seinem Anblick und die dunklen Angesichter der Heiligen blicken finster von den Wänden herab auf das Leid der Menschen, auf ihr Elend und ihre Sünde. Alles ist nun vorüber. Alles liegt nun schon hinter ihm; jetzt ist seine ganze Welt hier auf der dunklen Höhe, wo der Wind in der Finsternis sausend am Glockenstrange rüttelt. „Gott richte Euch! Gott richte!“ flüstert der Alte und senkt den greisen Kopf, und schwere Thränen rinnen über seine Wangen. —

„Michäitsch, Michäitsch! hör' doch, bist Du dort oben eingeschlafen,“ ruft man ihm von unten zu.

„Nun, was giebt's?“ antwortet er und ist rasch wieder auf den Beinen.

„Herr Gott, bin ich denn wirklich eingeschlafen gewesen, das ist mir mein lebenlang noch nie geschehen.“ —

Und wieder fasst er mit geübter Hand den Glockenstrang. —

Unten wogt, wie ein Ameisenhaufen, das Gedränge der Beter, die heilige Fahne aus glänzendem Brokat weht in der Luft, eine Prozession bewegt sich um die Kirche und hinauf bis zu dem Alten dringt schon die fromme Weise: „Christ ist erstanden!“ Und sie findet einen Widerhall in dem alten Herzen; es scheint ihm, als ob heute die Wachskerzen heller auflodern, sich eine besonders andächtige Bewegung in der Menge kundgiebt, die Fahnen lebhafter flattern und der erwachende Nachtwind den Gesang mit kräftigem Schwunge hinaufzutragen strebt, um ihn mit dem feierlichen Geläute zu verschmelzen.

Nie hatte Michäitsch geläutet, wie in dieser Festnacht, es war, als ob sein altes übervolles Herz ganz in's tote Erz überginge, der Klang der Glocken melodisch weich und schmelzend wie Gesang, schien bald zu schluchzen, bald zu jubeln in wunderlicher Harmonie, vibrierte fort bis hinauf in den Sternhimmel und senkt sich dann wieder zur Erde, wie eine zärtliche Liebkosung.

Ein mächtiger Bass tönte dazwischen, und Himmel und Erde erbebten von seinem ernsten: „Christ ist erstanden!“ Zwei weiche Tenorstimmen, von den abwechselnden Schlägen an die eherne Herzen hervorgerufen, stimmten hell und freudig ein in das „Christ ist erstanden!“ und zwei kleine Glöcklein mischten sich im höchsten Diskant in das Geläute der grossen, als ob sie sich beeilten, um nicht hinter ihnen zurückzubleiben, wie Kinder, die um die Wette singen: „Christ ist erstanden!“

Es schien, als ob der alte Glockenturm in seinen Grundfesten erbebte und schwankte, und der Wind, der um das Haupt des alten Glöckners wehte, die mächtigen Flügel schwingend das „Christ ist erstanden!“ als Echo zurückgab. Und das alte Herz vergass alles, was es an Sorgen und Kränkungen im Leben erfahren hatte, vergass, dass nun der düstere enge Raum hier oben sein ganzes Sein in sich schloss, dass er allein auf der Welt war, wie ein alter Stamm, den ein Unwetter gebrochen hatte. —

Er horchte diesen singenden schluchzenden Tönen, die bald zum Himmel stiegen, bald sich auf die Erde niedersenkten, und es schien ihm, als wäre er umringt von Söhnen und Enkeln, und als sängen ihre jubelnden Stimmen, die Stimmen der Grossen und Kleinen, sich in einen Chor vereinigend, ihm von Glück und Seligkeit, die er im Leben nie genossen hatte. Und wieder zog er an dem Glockenstrange, Thränen rannen über sein Antlitz und das Herz schlug ihm höher vom erträumten Glück.

Und die Leute unten horchten und sagten einander, dass der alte Michäitsch noch nie so wunderbar geläutet hatte, wie in dieser Nacht. —

Plötzlich schwankte der Ton der grossen Glocke unsicher und sie verstummte. Eine Weile tönten die andern noch wie mit heller Stimme fort, dann brachen auch sie ab, als horchten sie auch auf die letzte, lang gehaltene, wehmütig schluchzende Note, welche, allmählich immer leiser werdend, endlich in der Luft verhallte. —

Der alte Glöckner war erschöpft auf eine Bank niedergesunken, noch 2 Thränen — die letzten — schlichen über seine Wangen. —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

He, lasst ihn ablösen — der alte Glöckner hat ausgeläutet. —

Im Frühlingslicht.

Die Frühlingsgötter durch die Tannenkronen,
Durch Sonnensilber psalmensingend fliegen,
Um aus ein Blüh'n von weissen Anemonen,
Leicht in der Luft sich gelbe Falter wiegen.

Aus ros'gen Wolken lacht der blaue Himmel,
Der Wind hebt seine zarten Engelsflügel
Und löst von Apfelblüten ein Gewimmel
Und haucht den Duft der Veilchen über'n
Hügel . . . .

Leicht biegt Dein Kinderfuss die lichten Halme,
Ein Blüh'n in Dir, in Deiner Brust ein Singen,
Hell Deiner Frühlinglingsliebe keusche Psalme
Aus Deiner goldnen Mädchenseele klingen!

Ein Blüh'n in mir, in meiner Brust ein Singen,
Von Dir quoll alle Freude in mein Leben!
Ausbreit' ich meines Geistes weisse Schwingen,
Mit Dir in's keusche Frühlingslicht zu schweben!

Colberg. Hans Benzmann.

April.

Du schwellender Frühlingstag,
Wie hebst Du die feuchten Schwingen!
Wir liegen unter dem Hag
Und lauschen dem Sausen und Klingen.

Die Birken perlen von Tau,
Ein Tropfen fällt auf Dein Mieder,
Ein Falke schwebt im Blau
Mit blitzendem Gefieder.

Wir folgen dem hohen Kreis
Und wünschen uns selber Schwingen,
Und sehen nicht, wie sich heiss
Im Gras unsre Hände verschlingen.

Berlin. Emanuel von Bodman

Sonnenschein.

Durch ein dumpfig Gäss'chen kam ich heut,
Es wohnen drin viel arme Leut,
Die schiefen Giebel zu einander geneigt,
Kaum, dass sich ein Stückchen Himmel zeigt.
Das ganze Jahr verlor gewiss
Kein Sonnenstrahl sich in die Finstornis.

Da kam ich vor das kleinste Haus,
Ein flachshaarig Dinglein schaut hinaus,
Blauäugig, sauber angethan,
Hing seinem Kätzchen ein Schellchen an
Und lacht hellauf . . . . .
Viel Sonnenschein
Muss in dem kleinen Hause sein.

Crefeld. Bernh. Westenberger.

Bitte.

Lass Dich küssen, blonde Kleine,
Gieb Dich mir nun allgemach,
Draussen singt im Morgenscheine
Lenz die ersten Blüten wach.

Draussen schneit es duft'ge Flocken,
Goldstaub weht vom Wiesenrand,
Und des Frühlings Silberglocken
Klingen jubelnd durch das Land.

Durch die Lande, durch die Herzen
Wogt sein sieggewisses Lied,
Lass uns küssen, lass uns scherzen,
Wenn das Glück am Wege blüht.

Und was still vom jungen Leide
Noch in Winterschleiern lag,
Heute steigt im ros'gen Kleide
Uns'rer Liebe Sonnentag.

Heute gieb Dich, blonde Kleine,
Lass Dich küssen allgemach,
Draussen singt im Morgenscheine
Lenz die ersten Blüten wach. —

Hamm (Westfalen.) Uhlmann-Bixterheide.



Eingesandte Neuerscheinungen.

Joh. Beyer, Lebe naturgemäss! Gesammelte Aufsätze über naturgemässe Lebensweise. Leipzig, Th. Grieben.

Otto Döpkemeyer, Ernstes und Heiteres. Gedichte. Leipzig, O. Mutze, 1894.

Paul Sabatier, Leben des heiligen Franz von Assisi. Autorisierte Übersetzung. Berlin 1895. Georg Reimer.

Dr. Julius Friedländer, Spinoza, ein Meister der Ethik. Vortrag. Berlin, 1895. C. R. Dreher.

Wilhelm Spiess, Katerlieder des Muggi Mäusetod. 3. Auflage. Bern, Selbstverlag des Verfassers. Mk. 5. gebunden.

Oskar Mysing, Verfolgte Phantasie. Roman. Berlin 1895. O. Janko. Mk. 5.

Wilhelm Henzen, Erblich belastet. Lustspiel in einem Akte. Leipzig 1894. Selbsverlag.

Carl Hansen, Die magnetische (Huth'sche) Heilmethode. 2. Aufl. Leipzig. O. Mutze.

E. Cervera, Kaiser Commodus als Künstler. Eine kulturgeschichtliche Kulturstudie. ebenda.

Dr. F. Wollny, Gedanken in betreff des Münchener Prozesses gegen den Hypnotiseur Cynsky. 1895. ebenda.

Hermann Bahr, Studien zur Kritik der Moderne. Mit dem Portrait des Verfassers. Frankfurt a. M. Rütten & Loening. 1894.

Havelock Ellis, The new spirit. 3. edition. London, Walter Scott.

Rudolph Braune, Die goldene Freiheit, Roman. R. Braunes Verlag, Rossla a. H. Preis Mk. 3.

Aus dem Verlage von Philipp Reclam, Leipzig.

(Universal-Bibliothek Nr. 2671I, 2774, 3347, 3348.)

Dumas und **d'Artois**, Fall Clémenceau, Schauspiel in 5 Aufzügen. Deutsch von R. Schelcher.

C. M. v. Weber, Oberon, Oper in 3 Aufzügen (Neubearbeitung von C. Friedr. Wittmann.)

Joh. Nestroy, Judith und Holofernes, Travestie in I Aufzug.

Rudolf Kneisel, Wo ist die Frau? Lustspiel in 4 Aufzügen.

Heinrich Jantsch, Schafhaxl. Grosse Ausstattungs-Feerie mit Gesang und Ballet in 5 Aufzügen und 18 Bildern. Nach dem Französischen.

Carl Niemann, Wie die Alten sungen. Lustspiel in 4 Aufzügen.

Holger Drachmann, Es war einmal — oder der Prinz von Nordland. Märchenkomödie in 5 Aufzügen. Übersetzt von M. v. Borch.

Franz Vonelsen, Das Mutterherz im Spiegel der Dichtung.

G. Giacosa, Auf Gnad' und Ungnade. Schauspiel in 4 Aufzügen. Deutsch von O. Eisenschitz.

Fürst Bismarcks Reden. Mit verbindender geschichtlicher Darstellung herausgegeben von Ph. Stein. I. Band, 1847/52.

Aus dem Verlage von A. Hartleben in Wien:

Laurenz Fornasari Edlen von Verce, Praktisches Lehrbuch der italienischen Sprache für den Selbstunterricht. Kurzgefasste, theoretisch-praktische Anleitung, die italienische Sprache in kürzester Zeit durch Selbstunterricht sich anzueignen. Mit zahlreichen Übungsaufgaben, Beispielen unter den Regeln, italienischen Lesestücken mit deutschen Erklärungsnoten und einem reichhaltigen Wörterverzeichnis. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Théophile Wechsler, Praktisches Lehrbuch der rumänischen Sprache zum Selbstunterricht für Anfänger, welche die Sprache in kurzer Zeit möglichst gut erlernen wollen. Grammatische Theorie, praktische Übungen, Chrestomathie und diverse Anhänge. Zweite Auflage.

R. Clairbroock, Die Kunst, die englische Sprache in kürzester Zeit und in Bezug auf Verständnis, Konversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. Mit zahlreichen Übungsaufgaben, Wörtersammlung, Gesprächen und einer kleinen Chrestomathie nebst einem vollständigen Wörterbuche zu dem in der Chrestomathie enthaltenen Lesestücken. Fünfte Auflage.

Aus dem Verlage von S. Fischer, Berlin.

Carl Hauptmann, Marianne, Schauspiel in drei Akten.

Elsbeth Meyer, Das Drama eines Kindes. Erzählung.

Peter Nansen, Maria. Ein Buch der Liebe.

Aus dem Verlage der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg.

A. Sohwartz, Vaterländische Ehrentage. Eine Festgabe zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck. (Die Verse erheben sich nicht über das bei diesen Gelegenheiten übliche Durchschnittsmaass; durch die zahlreichen ungemein gelungnen Illustrationen empfiehlt sich das Büchlein jedoch als Festgabe zum 1. April. Die Red.)

Professor Dr. Schnippel, „Ohne Kaiser kein Reich." Festrede zum Kaisersgeburtstag 1895.

J. E. von Helmburg, Die Kleinbahn, ihre Bedeutung und ihr Platz im heutigen Verkehrsleben.

Arthur Fitger, Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 3. Auflage.

Derselbe. Die Hexe, Trauerspiel in 5 Aufz. Sechste Auflage.

W. Langenbruch, Graphologische Studien. Mit 128 Facsimiles. Berlin, Paul List.

Richard Fugmann, Glückliche Menschen. Schauspiel in 4 Aufzügen. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Dr. Friedrich Reusche, Gefängnis-Studien. Leipzig 1894, Renger'sche Buchhandlung. (Der † Verfasser, bekannter Redakteur verschiedner politischer Blätter, schildert seine Erfahrungen im Gefängnis mit Gefangnen, Wärtern und Justizpersonal, ohne sonsat. Aufputz und bei passender Gelegenheit auf notwendige Reformen aufmerksam machend, in interessanter und gemeinverständlicher Weise.)

* **Wilhelm Henzen**, Der Tod des Tiberius. Drama in 1 Akt mit teilweiser Benutzung der gleichnamigen Geibel'schen Ballade. Verlag der Genossenschaft dramatischer Autoren, Leipzig 1895.

E. Ollth, Vademecum dramatischer Werke, alphabethisch geordnet mit Angabe der Verleger etc. Hannover. Joh. Lüdemann. 2. Lieferung. 50 Pfg.

Jeremias Gotthelf, Ausgewählte Werke. Erste illustrirte Prachtausgabe. Herausgeber Prof. Sutermeister. München, C. Rupprechts Verlag. Lieferung 3—5 à Mk. 1,20. (Diese prächtig gedruckten und verständnisvoll illustrierten Hefte enthalten die Fortsetzung der „Leiden und Freuden" eines Schulmeisters.)



Litterarische Zeitungsschau.

Deutsche Rundschau, Märzheft. Max Müller, Das Religionsparlament in Chicago. (Der berühmte Oxforder Gelehrte berichtet über dieses grossartigste und wichtigste Ereignis der Chicagoer Weltausstellung und knüpft daran Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft.) — Hermann Grimm, Der Tod des Patroklos. XVI. und XVII. Gesang der Ilias. (Fortsetzung seines nicht grammatische Spitzfindigkeiten und gelehrte Kontroversen berücksichtigenden, sondern auf Erkenntnis des geistigen Gehalts und der grandiosen Technik hinzielenden Kommentars zu Homers Epos).

Preussische Jahrbücher. Märzheft. Dr. Aly, Der Soldat im Spiegel der Komödie. (Interessanter Beitrag zur Stoffgeschichte.)

Magazin für Litteratur. Nr. 9. Detlev von Liliencron, Capriccio. (Nach längerem Schweigen erfreut uns der Hamburger Poet wieder mit einem umfangreichen Gedichte, das alles in allem ein echter Liliencron ist.) — Paul Bourget, Maupassants Hinterlassenschaft. (Berichtet über M. leider Torso gebliebnen letzten Roman „ame étrangère" und beklagt die Gleichgiltigkeit der Pariser Litteraturkreise gegen den verstorbnen Meister, die sich in den geringen Einsendungen für den Denkmalsfond zeige.)

— Nr. 10. Otto Ernst, Offener Brief an Se. Excellenz den Herrn Staatsminister von Köller. (In Sachen der Umsturzvorlage.) — Bruno Wille, 2 Dorfpoeten. (Johanna Ambrosius und Christian Wagner.)

— Nr. 11. Heinrich Meyer, Ein Leben Herders. (Kritik von Eugen Kühnemanns jüngst erschienener Herder-Biographie.)

Neue deutsche Rundschau, (Der freien Bühne, VI. Jahrg.) Märzheft. Edmund W. Rells (Dr. Max Dessoir), Die moderne Schauspielkunst. — Die deutsch-französische Annäherung. Eine Umfrage bei Deutschen und Franzosen. (Was ist zu thun, um die beiden Kulturen, Franzosen und Deutsche, einander förder anzunähern? Von bekannten Franzosen haben sich dazu Barrès, Huysman, Mallarmé, A. Lerny-Beaulieu, Maeterlinck, C. Mendès, Sar Peladan, Th. Ribot, Laurent Tailhade, M. de Vogué mehr oder minder deutschfreundlich und entgegenkommend geäussert. Bemerkenswert ist dagegen die ablehnende Haltung des bekannten Kritikers Th. de Wyzewa, der für die Verbreitung der Kenntnis deutscher Litteratur und Kunst in Frankreich bislang eifrig thätig gewesen und u. a. den ersten grossen französischen Artikel über Nietzsche geschrieben hat. Er fürchtet jetzt, der französische Esprit möchte durch die germanischen Einflüsse leiden, „die Franzosen möchten die Wichtigkeit des Lichtes, den Reiz der Farbe, die Vollendung des schönen Stils vergessen." Ein anderer geschätzter Pariser Kritiker, André Hallays, zeigt sich in einem bemerkenswerten Essay in der Revue de Paris über die geistige Wechselwirkung zwischen den europäischen Nationen weniger ängstlich und meint „Denker und Künstler sind alle solidarisch". Von Deutschen haben sich bei der Enquête der N. d. R. u. a. Bebel, M. G. Conrad, Egidy, Häckel, Rosegger, B. v. Suttner, Spielhagen, Bruno Wille geäussert. Erich Schmidt schreibt: Das beste ist, diese guten Beziehungen unbefangen fort zu pflegen wie etwas Selbstverständliches, ohne durch fruchtloses Umfragen und akademische Orakel immer wieder auf den einen Punkt zu deuten, über den vor der Hand wenigstens kein Franzose hinweg kann." Felix Dahn meint: „Versöhnung?" Gewiss. Aber die Angreifer und Racheschreier müssen darum werben, nicht wir.") — Dr. E. B. Moni, Amerikanischer Realismus. (Die anglo-amerikanische Kunst des Tingeltangels ist durch „alle 5 Barrisons", die Black Patti, den „Kanonenkönig" Holtum aus Chicago, diverse Groteskkomiker und Serpentintänzerinnen den Berlinern hinlänglich bekannt geworden. Neuerdings gastiert im National-(Ostend) Theater nun auch eine amerikanische Schauspieltruppe in dem Sensationsstück „Die lebende Brücke", so genannt nach dem Haupttric, in dem 3 Athleten mit affenartiger Gewandtheit sich über einen Graben festaneinandergeklammert werfen und eine verfolgte Unschuld sich über diese „lebende Brücke" vor ihren Feinden rettet. Nach Dr. Monis Bericht ist dies Stück noch recht zahm und decent, denn er sagt unter Beibringung von Beweismaterial: „Der sicherste Weg zum Erfolg auf den Theatern Amerikas führt durch das Zuchthaus oder die Claque, die Bühne ist zum Schnuplatz des Niedrigsten und Gemeinsten geworden, das man nur mit sentimentalen melodramatischen Mäntelchen umkleidet, das Publikum ist durch Sensationshunger für alles abgestumpft, was schon dagewesen ist, und die Kunst —?" In Amerika würde also ein spekulativer Theaterdirektor nicht verfehlen, der jüngst verurteilten Dienstbotenmörderin Gerlach einen Antrag zu einem Gastspiel in dem ihre Schandthaten schildernden Sensationsstück, das in Erfurt gegeben, in Berlin verboten wurde, zu machen, sobald die Pforten des Zuchthauses sich der Megäre wieder öffnen.)

Zeitschrift für deutsche Sprache und Litteratur. Herausgeber Professor Dr. D. Sanders. Märzheft. Heinr. Stümcke, Schillers Mutter. (Charakteristik im Anschluss an Dr. E. Müllers jüngst erschienene Biographie.)

Ethische Kultur, Nr. 11 und 12. Georg von Gizycki, Liebe und arbeite. (Ein kleiner Katechismus der Lebensweisheit aus dem Nachlasse des jüngst verstorbnen ausgezeichneten Ethikers und Begründers der Ethischen Kultur.) — Helene Simon, Björnson als Dichter und Ethiker.

Gegenwart, Nr. 12. Heinrich Stümcke, Nietzsche als Lyriker. (Kritische Würdigung auf Grund des jetzt im 8. Band der Ges. Ausgabe der Werke Nietzsches gesichteten Materials.)

Zukunft, Nr. 23. Max Harden, Ibsens Fahne. Endlich macht sich auch Harden an Ibsens „Klein Eyolf" heran, weiss aber nicht, wie s. Z. in „Ibsens Beichte" über „Baumeister Solness" sonderlich mehr und Besseres als die früheren Rezensenten vorzubringen. Wohl in Erinnerung an einen Ausspruch Talleyrands schreibt er: Bisher fragte der gute Dichter, ehe er seine Menschen reden liess: Wie kann unter diesen bestimmten Umständen dieser bestimmte Mensch sprechen." Ibsen fragt, ehe er seine Ideenträger den Mund öffnen lässt: Wie wird unter diesen bestimmten Umständen dieser bestimmte Lebenslügner durch die Sprache seinen Sinn entstellen?" Damit glaubt Harden das Ibsengeheimnis enträtselt zu haben. — Paul Heyse, Volksvergifter. (Nennt in einem offenen Briefe an Harden das Umsturzgesetz „eine Schmach für unser Volk".)

— Nr. 24. Hans Krämer, Bismarck als Korpsstudent. — Ola Hansson, Der Dichter der Ofenecke. (Gesuchte Kritik Hans Hoffmanns, des Dichters „des Gymnasium von Stolpenburg".)

Die Kritik, Nr. 21. Hans von Gumppenberg, Zur Psychologie der Heilsarmee. Frédéric Masson, Bonaparte als Liebhaber. (Erzählt die Liebesaffäre des Kaisers mit der schönen Polin Madame Walewska.)

— Nr. 22. Karl Schneidt, Harden oder Hohenlohe? Einleitungsgefecht zu einem Feldzuge gegen den Herausgeber der „Zukunft", gegen den selbst ein Teil der bismärckischen Presse neuerdings Front macht.) — Konrad Telmann, Litterarische Prozesse. (Berichtet über den Prozess, den der Dortmunder Staatsanwalt gegen T. wegen angeblicher Verlästerung der katholischen Religion in Ts. Roman „Unter den Dolomiten" angestrengt hatte.) — Fritz Lienhard, Shylock der tragische Held. (Shylock ist nicht der „tragische Held", er ist der schmutzige Intriguant des Stückes, er ist der Teufel unseres alten lieben Märchens. Und der Darsteller muss daher nur Abscheu und Widerwillen vor dieser Dreckgeburt erwecken, um Gotteswillen aber nicht Mitleid!" — Tony Kellen, Zur Genealogie der Umsturzgesetze. (Weist auf strenge Edicte gegen Pamphethisten, und Zeitungsschreiber im Mittelalter speziell in Strassburg hin.)

— Nr. 23. Figaro, die Lehren der Geschichte. (Erzählt die Behandlung der Litteraten in Frankreich v. Heinrich IV. bis Ludwig XV. Moral: Alle Strenge hat nichts geholfen, den Umsturz nicht um 1 Tag verzögert.)

— Nr. 24. Für Geistes Freiheit! (M. G. Conrad, Dehmel, Falke, Hart, Qniddo u. a. wider das Umsturzgesetz.) — Julius Knopf, die Parias der Litteratur. (Das sind nach des Verfassers Ansicht die — dramatischen Dichter, deren sich kein Direktor erbarmt.) Paul Ertel, Ein musikalischer Wunschzettel. (Tendenz! Fort mit den Italienern, die heute unsere Opernbühne mit ihren raffiniorten Machwerken beherrschen und die Masse blenden. Wir pflichten dem Verfasser bei.)

— Nr. 25. Wilhelm Jensen, Vom Standpunkte des Familienblatts. (Gelungene Persiflage der Schwierigkeiten, die ein Familienblattschriftsteller heute hat, es allen recht zu machen und weder in politischer noch sittlicher Hinsicht Anstoss zu erregen.)

— Nr. 26. Heinrich Stümcke, Aristokratie und Nietzscheanismus. (Beschäftigt sich mit E. v. Wolzogens Broschüre an den deutschen Adel: (Linksum kehrt! schwenkt! Trab! und sucht sie in den Kardinalpunkten zu widerlegen und ihre Voraussetzungen als falsch zu erweisen.)

Neue Revue, Wien, Nr. 9. Ludw. Büchner, Zur Umsturzvorlage. (Der Apostel des Materialismus und Verfasser von „Kraft und Stoff" hat vor vielen andern Grund, gegen die neuen Knebel-Paragraphen zu protestieren.) Konrad Alberti, Pariser Köpfe. (Richtet sich gegen die „Jüngsten", die, Lazare an der Spitze, Zola einen litterarischen Lumpensammler nennen, und an die Stelle Bourgets, Daudets, Prévosts usw. z. B. Laurent Tailhade, den Verherrlicher Ravachols und andere Kaffeehausberühmtheiten des Quartier latin setzen wollen.)

Grenzboten, Nr. 10. Ad. Bartels, Der litterarische Erfolg. (Sagt nichts Neues aber viel Zutreffendes.)

Deutsche Revue, Märzheft. Bei Gerhart Hauptmann, Von einem Freund. — Prof. Dr. Joseph Langen, Die Freiheit der Wissenschaft.

Velhagen & Klasings Monatshefte, Januarheft 1895. Paul von Szczepanski, Felix Dahn, der Sieger von Sedan. (Macht Dahn zum Vorwurf, dass er sich in seinen „Memoiren" gelegentlich der Schilderung der Katastrophe von Sedan eine der Wahrheit nicht entsprechende praktische Teilnahme an den kriegerischen Ereignissen beigemessen habe).

— Februarheft 1895. Graf Richard Pfeil, Das Ende Kaiser Alexanders II. (Hochinteressanter Bericht eines Augenzeugen.)

Gesellschaft, Märzheft 1895. Satisfaktion. Eine kritische Betrachtung des Duellwesens mit besonderer Berücksichtigung akademischer Verhältnisse. Von einem alten Couleurstudenten. — J. Hofmiller, Anlässlich des „Hymnus an das Leben" von Fr. Nietzsche. (Von Nietzsches genialer Komposition ist jetzt ein Klavierauszug bei Fritsch in Leipzig erschienen).

Die Waffen nieder! Februarheft 1895. Aus der Zeitschau. Noch wird den Unterthanen einiges geschenkt: Das Umsturzgesetz, dann Ausschmückung der Siegeshalle, Statuen und Büsten der Regenten, Generäle und auch einiger Bürger; Förderung der Gesangvereine, sofern das deutsche Lied beiträgt zur Kräftigung der Gottesfurcht, der Liebe zu Thron, Vaterland und Familie... „Landgraf, werde hart" — so könnte man jetzt sagen: „Kaiser, werde modern!" Das Schwelgen in alten „Ruhmes"thaten, das Singen alter Lieder, das „Schön-bravsein"-System, das für schlimme Buben angezeigt ist: alles das passt dem modernen Menschen nicht mehr, der die höchsten und beglückendsten Zukunftsaufgaben winken sieht. Auch die Kunst hat neue Ideale: Kirchenliedlein und Hurrah-Gesänge können nicht mehr ihre einzigen Stoffe sein — — sind es längst nicht mehr... Man lese Henckell's Anthologie „Buch der Freiheit" und lausche den Harfenklängen der Grössten unter den Dichtern: die Menschenwürde besingen sie.

Bühne und Leben, Nr. 10. (E. J.) Der unlautere Wettbewerb in der Kunst (speziell am Theater.)

Die Zeit, Wien, Nr. 23. Leo Berg, Die Tragödie des Geistes. (Analyse des Helden in Knud Hamsuns „Mysterien".)

Internationale Litteraturberichte, Nr. 9. Manfred Alesius, Sudermanns „Heimat" in Paris. (Auszüge aus den Urteilen der Pariser Theaterkritiker. Dass die Fürsten der Pariser Kritik, Papa Sarcey und Jules Lemaitre dabei vergessen, schadet nicht viel, denn beide gingen in ihren Rezensionen im Temps und Débats wie die Katze um den heissen Brei und machten viele nichtssagende verbindlich sein sollende Phrasen.)

Der Gesellschafter, Nr. 6. W. A. Hammer, Walther von der Vogelweide ein Deutschböhme. (Preisgekrönt von der Monatsschrift „Aus deutscher Brust", jedoch ohne jede selbständige Forschung, lediglich die Beweisführung Dr. H. Hallwichs, des bekannten Wallenstein-Forschers in seinem Buche „Böhmen die Heimat W. v. d. V." in grossen Zügen wiedergebend.)

Sphinx, Märzheft. Hübbe-Schleiden. Im Morgenlande. Ein Reisebrief. (Erzählt von einer Ankunft und Aufnahme in Bombay in dortigen theosoph. Kreisen.) Derselbe. Theosophie im Westen und Osten. — Max Müller, Der Weg zur Weltreligion. (Bedauert, dass man auf dem Religionskongress in Chicago nicht ein paar von Vertretern aller Religionen anerkannte Glaubensartikel fixiert hat.)

Zeitfragen, Herausgegeben von Dora Duncker, Berlin. Februarheft. — Max Jähns, Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. (Fleissige Kompilation, die heute, da mehrere Bücher über dies Thema vorliegen, freilich nicht allzu schwer fällt.) — Schrattenthals Rundschau, 1. März. (Prof. Weiss-Schrattenthal giebt einige Proben der Gedichte der Naturdichterin Katharina Koch und fordert zur Einsendung von Geldbeiträgen für einen Denkstein, sowie zur Subskription auf seine geplante Ausgabe der Dichtungen der talentvollen Bäuerin (brosch. 3 Mk., gebd. 4 Mk.) auf.)

Deutsches Wochenblatt, Nr. 11. Alfred Biese, Moritz Carrière. (Liebevolle, wenn auch etwas einseitige Würdigung, des jüngst verstorbnen Münchener Ästhetikers.)

Nachrichten aus dem Buchhandel, 1895. Nr. 49. Das Alter der deutschen Zeitschriften. (Die ältesten litterar. sind die Göttingischen gelehrten Anzeigen von 1739, die Altpreussische Monatsschrift (1795), das Magazin für Litteratur (1832), Zarnckes litterarisches Centralblatt (1850), Grenzboten (1842), Westermanns Monatshefte (1856). Seit 1870 wurden u. a. gegründet: Gegenwart (1872), Deutsche Rundschau (1874), Deutsche Revue und Nord und Süd (1877), Gesellschaft (1885), Freie Bühne (1890), Zukunft (1892), Zuschauer (1893).

— Nr. 54. Ernst von Wildenbruch, Besinnt Euch! Ein Mahnwort. (Abdruck des geharnischten Protestes wider die Umsturzvorlage aus der Nationalzeitung.)

— Nr. 55. Zur Umsturzvorlage. (Petition an den Reichstag wider die Umsturzvorlage, u. a. unterzeichnet von Dahn, Fitger, Fontane, Freytag, Gildemeister, Liliencron, Menzel, Mommsen, Erich Schmidt, Spielhagen, Virchow.)

— Nr. 58. Erklärung zur Umsturzvorlage. (Von den hervorragendsten Vertretern der Leipziger Universität und Buchhändlerkreise unterzeichnet.)

Preussische Schulzeitung, 33. Jahrgang. Nr. 15. Paul Schönwald, Der Selbstmord in unserer Kinderwelt. Eine zeitgemässe pädagogische Betrachtung. (Beleuchtet u. a. den schädlichen Einfluss der Kolportageromane auf das Kindergemüt, mit ihrer häufigen Glorifizierung und Beschreibung des Selbstmords.)

Das Recht der Feder, Nr. 77/79. Der Streit Rosegger-Hartleben. (In dieser unerquicklichen Affäre veröffentlicht der Chef der Firma Hartleben, Roseggers Verleger, E. Murx, einen umfangreichen Artikel, den der Steyrer Poet Absatz für Absatz mit scharfen Glossen versieht.) — Vereinszeitung. Bericht über die ausserordentliche Generalversammlung der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft vom 17. Februar 1895. (U. a. wurde beschlossen, den Vierteljahresbeitrag auf 2 Mk. zu erhöhen, so-

wie die fernere Aufnahme von Genossen von der Entrichtung eines Eintrittsgeldes von Mk. 5, sowie von der Erlegung von mindestens des 10. Teiles des Geschäftsanteils (also 5 Mk.) abhängig zu machen).

Allgemeine Zeitung, München, Beilage vom 15. Febr. 1895. Ernst Possart, Die Aufgaben der Schauspielkunst.

Saale-Zeitung, 17. Febr. 1895. Carl Busse, Endlich! (Fordert anknüpfend an Wilh. Jensens Weckruf in der „Gegenwart" zum Protest gegen die ominösen §§ der Umsturzvorlage auf. Im „Berliner Tageblatt" vom 19. Febr. veröffentlichte Busse auch einen gutgemeinten aber allzu bombastischen Weckruf in gebundener Sprache.)

Le monde moderne, A. Quantin, Paris. Märzheft. M. Neukomm erzählt in einem schön illustrierten Artikel von den Wenden und dem Spreewald. M. Monin behandelt die ersten Anfänge der napoleonischen Legende. Paul Avenel legt eine Studie über das Chanson und seine Meister vor. — Ausserdem illustr. Artikel über die Pflanzer in den Südstaaten der Union, über Algier usw.

Revue des Revues, Nr. 5. John Henry Mackay, Il se rappela soudain . . . (Autorisierte Übersetzung einer Novelle nebst kurzer biographischer Charakteristik des bekannten sozialistischen Lyrikers. Am Schlusse heisst es: „Hoffen wir, dass die Zeit Mackay von seinen allzu radikalen Ideen abbringt, ohne seinen Eifer fürs Gemeinwohl und sein grosses künstlerisches Talent, dem wir kleine Perlen der Erzählungskunst, wie die obige verdanken, zu mindern." In derselben Nummer dieser ausgezeichneten Pariser Revue behandelt Ch. Simond den „Ursprung der Meistersinger" und übersetzt die neulich in Nord und Süd veröffentlichten Briefe Rich. Wagners, die darüber Aufschluss geben. — J. Hawthorne beschreibt in einem reichillustrierten Artikel die mittelalterlichen Folterwerkzeuge; der berühmte Nationalökonom A. Leroy-Beaulieu behandelt in derselben Nummer die „Herrschaft des Geldes" und G. Liebknecht erzählt vom „sozialistischen Deutschland".)

La grande dame, Revue de l'Elegance et des arts. Paris. Das Septemberheft dieser mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Zeitschrift enthält einen umfangreichen reich illustrierten Artikel über die Antwerpener Weltausstellung. Speziell die Reproduktion von „Altantwerpen, dem genial erdachten und ausgeführten Mittelpunkt der Ausstellung giebt, wie wir aus eigner Kenntnis der Ausstellung versichern können, den intimen Reiz dieses schönen mittelalterlichen Städtebildes trefflich wieder.)

Revue des deux mondes, 15. Febr. E. Ritter, les ancêtres de J. J. Rousseau. (Der Versuch, Rousseau als erblich belastet hinzustellen, darf nach dieser selbst die 4. Ahnenreihe Jean-Jacques berücksichtigenden Studie als misslungen gelten. Der Grossvater hatte freilich einmal ein junges Mädchen verführt und eine Grossmutter war wegen Koqnettierens mit einem Ehemann 16 mal öffentlich vermahnt worden von einem gestrengen Rat, aber im übrigen warens alle normale biedere Bourgeois.)

Munsey's Magazine, New-York. Februar. Bezeichnend für amerikanische Anschauungen und Honoraverhältnisse ist in dieser Nummer der Artikel eines Mr. Hornblow, der Zolas Armut beklagt, weil dieser jährlich „nur" 100000 frcs. verdiene und fast alles für „Bibelots" wieder ausgebe.



Litterarische Rundschau.

Der 17. Kongress der Association littéraire et artistique internationale, dessen Protektorat König Albert von Sachsen übernommen hat, wird im Herbst dieses Jahres in Dresden — und damit zum ersten Male auf deutschem Boden — zusammentreten. Um seine Arbeiten vorzubereiten, haben kürzlich in Paris, Dresden und Leipzig Sitzungen stattgefunden, und es ist unter dem Vorsitze des Anwaltes des Buchhändler-Börsenvereins, Dr. Paul Schmidt-Leipzig, ein Arbeitsausschuss eingesetzt worden, dem u. a. der bekannte Urheberrechtler Dr. Albert Osterrieth-Heidelberg und Ernest Eisenmann-Paris als Schriftführer angehören. Ausserdem sind im Arbeitsausschuss vertreten: die Deutsche Schriftsteller - Genossenschaft durch Martin Hildebrand-Berlin, der Deutsche Schriftstellerverband durch Julius Wolff-Berlin, die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten durch Hans Blum-Leipzig, die Association littéraire et artistique internationale durch Dr. Gustav Diercks-Steglitz. Das Bureau des Arbeitsausschusses befindet sich in Leipzig, Schillerstrasse 6. Das Ehrenpräsidium des Kongresses wurde Gustav Freitag, Adolph Menzel, Johannes Schilling, Johannes Brahms und Paul Wallot als Vertretern der durch sie repräsentierten Künste und Eduard Brockhaus als Vertreter des Buchhandels übertragen. Die Fragen, mit denen der Kongress sich beschäftigen wird, sind u. a. die folgenden: Die Revision der Berner Konvention, die Ausdehnung der Berner Konvention auf die der Union bisher nicht beigetretenen Staaten; die Rechtsbeziehungen zwischen Autor und Verleger; das Recht des Verlegers an einem von ihm konzipierten und ausgeführten Verlagsunternehmen, das nicht die

Merkmale eines geistigen Werkes trägt; unlauterer Wettbewerb auf dem Gebiete der geistigen Produktion und im Buchhandel, sowie die Mittel zur Bekämpfung desselben. Als Festgabe für den Kongress ist die Herausgabe eines Sammelwerkes in Aussicht genommen, das Beiträge aus der Feder aller hervorragenden Urheberrechtslehrer der Welt sowie der Autoren und Künstler über Fragen des Urheberrechtes bringen soll und das im Verlage der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft erscheinen wird. Seitens der sächsischen Staatsregierung ist dem Kongress für seine wissenschaftlichen Arbeiten eine Beisteuer von 1000 Mk. bewilligt. Zur Teilnahme an dem Kongress werden seitens des Arbeitsausschusses Einladungen an die Regierungen aller Kulturländer, sowie an die litterarischen und künstlerischen Körperschaften aller dieser Länder ergehen, mit der Bitte, sich durch Delegierte vertreten zu lassen. Für die Festlichkeiten, die man dem Kongress in Dresden und Leipzig anbieten wird, sind besondere örtliche Comités gebildet, mit denen der Arbeitsausschuss in innigen Beziehungen steht.

Auf seinem Gute bei Lindheim in Hessen starb im vergangnen Monat der Schriftsteller Ritter Leopold von Sacher-Masoch. Die deutsche Litteratur hat durch sein Hinscheiden kaum einen Verlust zu beklagen. Nach anfänglichen vielversprechenden Leistungen, der Novelle „Don Juan von Kolomea“ und dem Cyclus „Das Vermächtnis Kains“, geriet Sacher-Masochs Talent bald auf abschüssige Bahnen. Durch Werke, wie die „Messalinen Wiens“, die ans Pornographische streifen und die er selber in richtiger Erkenntnis im Kürschner nicht aufführte, wurde er zu einem pikanten Schriftsteller für Weinreisende, und durch sein unzählige mal variirtes Sujet „Venus im Pelz“, das er mit krankhafter Vorliebe behandelte, erreichte er den zweifelhaften Ruhm, dass der bekannte Wiener Psychiater Krafft-Ebing eine gewisse Art conträrer Sexualempfindung auf seinen Namen, Masochismus, taufte. In seinem Privatleben wurde Sacher-Masoch von mannigfachen Enttäuschungen heimgesucht; seine erste Gattin Wanda von Dunajew wurde ihm von dem internationalen Juden Jaques St. Cère alias Rosenthal vom Figaro entführt, worauf er die Übersetzerin Hulda Meister heiratete. Nach kurzen Stationen in Leipzig und Mannheim siedelte er in das hessische Landstädtchen über, um hier im Dienst der Alliance israélite zu wirken. Von den Jüngstdeutschen liess er sich gern als „erster Realist“ feiern, um sie hernach in anonymen Zeitungsartikeln anzupöbeln. Die letzten Jahre wurden ihm durch Krankheit und finanzielle Bedrängnis verbittert. Die Enttäuschung über die Ergebnislosigkeit einer Kollekte zu einer Ehrengabe für ihn bewirkte eine Verschlimmerung seines Gehirnleidens, das am 9. März ihn dahinraffte.

Am 13. März veranstaltete die Berliner „Neue litterarische Gesellschaft“, Zweigverein der „A. d. l. G.“ einen grösseren litterarischen Festabend. Heinrich Stümcke hielt einen Vortrag „Vom deutschen Roman“, Raimund Eckart rezitierte einige stimmungsvolle Gedichte aus seiner demnächst erscheinenden Sammlung „Dem unbekannten Gott“. Wilhelm Lilienthal, der an Stelle der erkrankten Herren W. Arent und H. von Basedow in letzter Stunde einsprang, brachte Fr. Coppées packenden Einakter „Ein Vaterunser“ wirkungsvoll zum Vortrag, ebenso eine junge Künstlerin das in der Februarnummer veröffentlichte Psychodrama „Mennett“ von Alice von Gandy. Den Beschluss des Abends machte Max Hoffmann mit der Verlesung einer fein pointierten Humoreske. In den Pausen zwischen den einzelnen litterarischen Darbietungen gelangten klassische Musikstücke von bewährten Kräften zum Vortrag.

Von Arthur Fitgers Trauerspiel „Die Hexe“ erschien soeben die 6. Auflage (Schulze'sche Hofbuchhandlung, Oldenburg), ein Beweis, dass das berühmte Werk das Publikum nicht nur bei der Darstellung auf der Bühne fesselt. „Von Gottes Gnaden“, das zweite vielgenannte Trauerspiel Fitgers, das auf der Bühne nie hat festen Fuss fassen können, ist gleichzeitig in 3. Auflage erschienen und „Fahrendes Volk“, Fitgers erste an Liederperlen reiche Gedichtsammlung in 4. Auflage.

Dr. Oscar Mysings Münchener Künstlerroman „Verfolgte Phantasie“, der zuerst in der „Deutschen Romanzeitung“ veröffentlicht wurde, ist nun auch im Verlage von O. Janke, Berlin, in Buchform erschienen.

Die anfänglich im Verlage von C. Reissner, Leipzig, dann bei Rosenbaum & Hart erschienene politisch-litterarische Monatsschrift „Westöstliche Rundschau, Organ für die Interessen des Dreibundes“ erscheint jetzt in erweiterter Form und durch Illustrationen bereichert im Selbstverlage ihres Begründers Béla Vikár, Herausgeber des Elet in Budapest. Das Aprilheft enthält u. a. die neueste novellistische Schöpfung O. Mysings „Verbotene Früchte“ und einen grossen Essay H. Stümcke's: Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Staat und Litteratur.

Unser Mitarbeiter Dr. Ludwig Jacobowsky hat soeben im Verlage von Kühling & Güttner, Berlin, eine Märchenkomödie: „Deyab der Narr“ erscheinen lassen.

Der von C. Brunner und Otto Ernst geleitete „Zuschauer“ hat für einige Zeit sein Erscheinen eingestellt und soll, wie wir hören, in anderer Form lediglich als Organ für Dichtkunst und Kritik fortgesetzt werden. — Von der von Hugo C. Jüngst begründeten litterar. Monatsschrift „Litteraturkorrespondenz“, Homberg a. Rh., ist nach mehrmonatlicher Pause das 5. Heft erschienen. — Die bislang von A. Schuppe in Dresden geleiteten „Penaten“

sind in den Verlag von Carl Minde in Leipzig übergegangen. — Anton Bettelheim, der Redaktor der Sammlung „Führende Geister“ lässt im Verlage von E. Hofmann & Co., Berlin, eine Zeitschrift für Biographie und biographische Wissenschaft in Vierteljahrsheften erscheinen. Das erste Heft enthält hochinteressante Beiträge hervorragender Litterarhistoriker. — Unter der Leitung der Romanschriftstellerin Dora Duncker erscheint seit Januar im Verlage von G. Pohlmann, Berlin, eine neue Monatsschrift „Zeitfragen“. — Das für Anfang März in Aussicht genommene Erscheinen von Nr. 2 der neuen dramaturgischen Zeitschrift „Das deutsche Drama“ ist durch Krankheit und Arbeitsüberhäufung der mit der Redaktion betrauten Herren Hans von Reinfels und Heinrich Stümcke leider verzögert worden.

Der bekannte Litterarhistoriker Erich Schmidt ist zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin erwählt worden. — Der Germanist Privatdozent Wolfgang Golther in München hat einen Ruf als ordentl. Professor nach Rostock als Nachfolger Bechsteins erhalten und angenommen. Ebenso ist sein Kollege Richard Muther, der geistreiche Verfasser der „Geschichte der modernen Malerei“ zum Professor ord. der neueren Kunstgeschichte in Breslau ernannt worden.

Gerade zur rechten Zeit hat Reclams Universalbibliothek mit der Herausgabe einer populären Ausgabe der politischen Reden des Fürsten Bismarck begonnen, die Philipp Stein mit dem nötigen Erläuterungsmaterial versehen hat. Da die monumentale von Horst Kohl besorgte Ausgabe dieser Reden des grossen Staatsmannes im Preise nur für wenige erschwinglich ist, die andern billigen Ausgaben aber der Vollständigkeit und Genauigkeit ermangeln, dürfte dies neue Unternehmen der rührigen Leipziger Verlagsfirma viele Freunde finden.



Beurteilungen.

Epik.

Besprochen von **Hans Benzmann**, Colberg

Unsere Zeit der Gährung, der Meinungsverschiedenheit auf allen Gebieten, der Sehnsucht nach neuen sozialen und ethischen Fundamenten für das Menschentum der Zukunft, hat ganz naturgemäss eine Blüte der subjektivsten Dichtungsart, der Lyrik, mit sich gebracht. Die Sprecher der grollenden und grübelnden, der harrenden und hoffenden Gegenwart sind unsere modernen Dichter. Von den Ideen des Zeitgeistes, den sehnsüchtigen Empfindungen der Volksseele durchglüht, fordern sie, indem sie vor allem uns ihre Menschlichkeit offenbaren, eine neue Sittlichkeit. . . . . Das Epos, die objektivste Dichtungsart, die mit Vorliebe ihre Stoffe aus der Vorgangenheit oder aus einer glücklichen, ruhigen Gegenwart nimmt, kann heute kaum gedeihen. „Adventiuren“ und „Minnefahrten“, nach berühmten Mustern „gedichtet“, durchschwirren zwar nach allen Richtungen die Welt; aber als Machwerke des ödesten Dilettantismus bald erkannt, verschwinden sie im unendlichen Papierkorb der Welt. Ein gutes Epos bringt uns der heutige Büchermarkt nur sehr selten. Es hat mich daher geradezu überrascht, dass ich unter den epischen Dichtungen, die ich heute besprechen will, eines gefunden habe, das ein passables Epos genannt werden kann. Es ist:

Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied. Von Gustav Adolf Erdmann. Wittenberg. R. Herrosé's Verlag. 1893.

Gustav Adolf Erdmann scheint mir sogar ein bedeutendes episches Talent zu sein, das, mit autochthoner Kraft ausgerüstet, seinen eigenen heiligen Sonnen zustrebt. In seinem Buche offenbart er eine gigantische Wucht der Sprache, eine hinreissende Macht der Schilderung und des Erzählens. Neben dieser wundervollen Pracht der Sprache ist ihm auch ein ungemein feines Sprachgefühl eigen. Er dichtet naiv und mit natürlichem Pathos und ist doch zugleich ein ungemein subtil denkender Künstler. Stimmungen, Leidenschaften, Liebesglück und Liebeswahnsinn, Schwerterschlag und Todesröcheln und den gewaltigen Jubel eines befreiten Volkes weiss er hochpoetisch darzustellen. Er ist ein tiefer Kenner der Mannes- und der Weibesseele. Jeder Gesang der Dichtung hat seine grossen Schönheiten. Ich finde nichts tadelnswertes an diesem Werke.

Kurt von Rohrscheidt's Satans Erlösung — Dichtung in 6 Gesängen. Leipzig 1894. A. G. Liebeskind. —

beweist nur eine schöne epische Begabung. Ein Meisterwerk ist es durchaus nicht. Der Grundgedanke der Dichtung ist ein äusserst sympathischer: Satan, der Geist des Bösen, wird durch die selbstlose Liebe und Treue eines Menschenkindes, eines holdseligen Mädchen, von seinem Fluche erlöst. Mir schien es beim Lesen des Buches des öfteren, als ob der Dichter die Idee symbolisieren wollte, dass die nicht durch den Gottesglauben, nicht durch Christi Erdenwallen von ihrem bösen Hange befreite und erlöste Menschheit allein durch die reine, verständnisvolle Menschenliebe zum Frieden kommen werde. In dem Buche befinden sich Stellen von grosser poetischer Schönheit, Schilderungen und Stimmungen, wie sie nur ein echter Dichter entwerfen kann. Wundervoll ist die Beschreibung der Majestät Satans im ersten Gesange, und die Schilderung der Bergeseinsamkeit und des Erscheinens Satans im zweiten Gesange. Was aber Kurt v. Rohrscheidt leisten kann, das zeigt er in der Zeichnung der Frühlingslandschaft, in der Schilderung des Mädchenfrühlings im zweiten Gesange. Lieblicher und poetischer können wohl Mädchenanmut und Liebesahnungen nicht dargestellt werden. Ebenso schön und psychologisch fein und intim ist

dann das Liebesglück Elses ausgemalt. — In dem zweiten Teil der Dichtung dagegen erfüllt der Dichter absolut nicht, was er versprochen hat. Im ersten Teil sind Komposition und Form künstlerisch vollendet. Im zweiten Teile fällt der Dichter oft aus dem logischen Zusammenhange. Hier ist so gar nicht das Walten einer Meisterhand bemerkbar. Man wird oft überrascht durch eine ganze Reihe trivial klingender Verse. In welchem Zusammenhange steht z. B. der dritte Gesang mit den Grundideen des Epos?? Der Dichter schildert hier das einsame Sterben eines alten Sünders. Zufällig ist dieser der Vater Elses. Diese Episode war ganz und gar überflüssig. — Am Schlusse artet das Gedicht gewissermaassen zu einer Tendenzdichtung aus. Else bleibt dem Geliebten getreu, auch als er ihr gesteht, dass er Satan sei. Durch so grosse Liebe wird Satan überwunden. Das Gute siegt in ihm, und er ist erlöst. Damit war das Gedicht abgeschlossen gemäss der ihm zu Grunde liegenden Idee. Aber nicht genug damit: Satan will wieder gut machen, was er auf der Welt angerichtet hat. Unterdess hat eine Revolution der Armen und Elenden Verfassungen und Gesetze gestürzt und das Königtum beseitigt — und Satan wird zum konservativen Retter des Vaterlandes, der ein furchtbares Blutbad unter den Empörern (Sozialdemokraten?) anrichtet und das alte Regiment wieder einsetzt. So versündigt sich der Dichter gegen das lichtreine Motiv seiner Dichtung!! ..... Was sollte aus Satan werden, wenn er durch reine Liebe erlöst worden war? Hierin lag allerdings die Schwierigkeit des Problems. Aber warum soll Satan, der böse war und nach seiner Menschwerdung gut wurde, nicht als ein guter Mensch schlicht zu Grunde gehen?! ... Dass er nun in den Himmel kommt, ist auch selbstverständlich. Darum brauchen wir auch die langweilige Schilderung des Weltgerichtes, die dem so gewissenhaften Dichter wahrscheinlich selbst nicht Spass gemacht hat, nicht mehr. — In seinem ganzen zweiten Teil ist also das Gedicht, das in seinen ersten beiden Gesängen eine so schöne Begabung verriet und ein Kunstwerk zu werden schien, vollständig misslungen.

Auch das Buch von

August Kellner, Hie Rothenburg! Dichtung von der Wende des XIV. Jahrhunderts. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung. —

beweist entschieden eine starke poetische Begabung.

Wie das soeben besprochene Epos von Rohrscheidt, ist es jedoch ebenfalls kein Meisterwerk. Die Dichtung versetzt uns in die Zeit der Décadence des Mittelalters unter Kaiser Wenzel, in die langwierigen, immer aufs neue aufflackernden Kriege der Städte mit dem Adel. Aus dieser wirren Zeit greift der Dichter die Schicksale der sich am Kriege stark beteiligenden Stadt Rothenburg an der Tauber unter ihrem Bürgermeister Tobler heraus. Die Unvollkommenheit des Buches rührt her von der künstlerisch ungleichmässigen Bearbeitung des Stoffes, von der flüchtigen, unklaren Disposition. Ich habe keinen logischen, keinen historischen Zusammenhang in dem Werke gefunden. Episode schliesst sich an Episode an. Die einen Ereignisse werden breit geschildert, von anderen für das Verständnis der Historie und den logischen Zusammenhang ebenso wichtigen giebt uns der Dichter nur eine kurze Inhaltsangabe. Fäden, Intriguen werden gesponnen, dann fallen gelassen und wieder neue begonnen. So eilt man mit Neugierde durch das ganze Buch. Man wird immer gespannter; denn das Wirrwarr der vielen Fäden muss sich doch einmal lösen — da steht man auf einmal vor dem tragischen Ende Toblers, man weiss nicht, wie es gekommen ist, — und das Buch ist aus. So gleicht das Buch mehr einer Chronik als einem Epos. Man merkt, wie der Chronist manche Ereignisse liebevoll und lebendig darstellt, als hätte er sie selbst miterlebt; andere, von denen er wenig hörte oder deren Schilderung ihm wenig Freude machte, notierte er nur summarisch.

Andererseits ist aber das poetische Talent des Verfassers anzuerkennen. Bewundern muss man zunächst seine frische, ungeheuer gewandte Kunst, zu fabulieren und zu reimen. Kellner ist entschieden Sprachmeister und besitzt ein feines, subtiles Sprachgefühl. Die Sprache geht seiner Empfindung, seinen Stimmungsbildern nach. Und dann ist Kellner ein Meister der Klein-, Dunkel-, Genre- und der historischen Dekorationsmalerei. Man wird oft an Rembrandt, an Makart und Piloty erinnert, wenn man seine äusserst lebendigen und plastischen Volks-, Wirtshaus-, Rathaus- und Festscenen liest. Was der Dichter aber an Charakterzeichnung leisten kann, das beweist sein Kaiser Wenzel: Eine Prachtfigur, ein Fallstaff mit klugen, nachdenklichen und forschenden Adleraugen .....

Von **Karl von Wissel** habe ich manch ansprechendes Lied, manch inhaltschweres Epigramm gelesen: den beiden kleinen epischen Dichtungen, die er uns in seinem neuesten Werke bietet (Bernhard und Bertha. — Ike Williken. Erzählende Gedichte.), ist zu entnehmen, dass sich K. v. Wissell, indem er Uhlands naive Darstellungsart sich zum Muster nimmt, wohl stark zur epischen Darstellung hingezogen fühlt, dass aber sein poetisches Können zu machtvoller epischer Gestaltung und Schilderung bei weitem nicht hinreicht. Die Verse, in denen die beiden kleinen Epen geschrieben sind, sind nichts weiter als mit Reimen versehene Prosasätze. Jeder Dilettant kann solche Verse schreiben. Wissel beweist in diesem Buche auch entschieden ein sehr schwaches künstlerisches Gefühl. Das Auslassen des Artikels (z. B. in dem Verse: „Des Interregnums Schatten lag schwer auf deutschem Reich), ferner die vielfache Anwendung der Inversion sind Versündigungen gegen Sprache und Poesie. Den Inhalt des Buches bilden zwei romantische Liebesgeschichten aus der Zeit des Interregnums. Diese Liebesleiden und Liebesfreuden ohne Saft und Kraft, ohne psychologische Wahrheit und

voll krankhafter Sentimentalität, dieser Vögleinfang und Schilderklang klingen uns alle Jahre aus mindestens 50 Dilettantendichtungen entgegen. Wann werden wir endlich einmal davon verschont werden?!

Franz Wolff beweist in seinem Buche: „Das Glück. Ein Sang von der Donau“ — Leipzig, Verlag von Oswald Mutze. 1895. —, dass er ein gänzlich unbegabter Schüler Julius Wolffs ist. Er besitzt nicht im geringsten seines Meisters Talent zu reimen und zu erzählen. Die schon oft missbrauchte Idee vom Glückssucher ist noch nie so schablonenhaft bearbeitet worden wie in diesem Werke. Man weiss schon, nachdem man den ersten Gesang gelesen hat, auf welchen Umwegen der Held zu seinem Glücke kommen wird. Er wird zunächst ein Don Juan und Bonvivant sein, dann ein Kriegsmann, darauf Mönch, Philosoph u. s. w. und schliesslich wird er in den Armen der Jugendgeliebten das heissersehnte Glück finden. Die eingestreuten Lieder, die natürlich nicht fehlen durften, entbehren aller Innigkeit und Frische. In der Form meist trivial, variieren sie allerhand allgemeine Liebesempfindungen. Wie Franz Wolff kann wahrhaftig jeder Sekundaner dichten, der seine zehn aus der Gymnasialbibliothek geliehenen Bände: Julius Wolff „verschlungen“ hat und allabendlich seinem keuschen Gretchen Fensterpromenaden macht.

Auch **Ferdinand Ebhardt** ist ein gänzlich unbegabter Schüler Julius Wolffs. Der poetische Wert seiner „Dichtung“: „Die Rose des Logarthales“ — Verlag von Bonz & Co., Stuttgart — ist gleich Null. Ein Jäger liebt Rose, das schönste Mädchen des Logarthales. Er muss in den Krieg ziehen. Unterdess sucht ein anderer das Mädchen für sich zu gewinnen. Rückkehr des ersten Liebhabers und Verleumdung des Mädchens durch den zweiten. Eifersuchtsszenen und Zornesausbrüche. Zum Schluss Hochzeit und allgemeine Versöhnung. Das Alles zieht an dem Leser vorüber wie Szenen in einem Puppentheater. Man sieht überall die ungeschickte Menschenhand, die die Fäden in der Hand hält, an denen die hölzernen Puppen ihre steifen Glieder verrenken. Nichts von psychologischer Vertiefung und freier Charakterzeichnung. Dazu eine äusserst liederliche Form. Härten, Prosaismen und Trivialitäten finden sich dutzendweise auf jeder Seite. Das Alles beweist, dass Verfasser kein Dichter ist.

Einen ganz unbedeutenden poetischen Wert hat auch die Dichtung von **H. R. Paul Schröder,** Inez de Castro — Leipzig. Verlag von Albert Berger. 1895. — Paul Schröder steht ganz im Banne der alten Schule. Er erinnert in seiner Dichtweise vielfach an Rudolf von Gottschall, ohne an diesen im entferntesten heranzureichen. Die Dichtung ist in fünffüssigen Jamben geschrieben, die sich zwar glatt lesen, aber allen melodischen originellen Sprechzaubers und malerischen Bilderschmuckes entbehren. Der Stoff, der der portugiesischen Geschichte entnommen ist, scheint mir mehr für eine dramatische Behandlung geeignet zu sein. Dem Dichter ist es absolut nicht gelungen, uns das Schicksal der unglücklichen Inez de Castro interessant zu erzählen. Äusserst schwerfällig und konventionell schildert er die Liebe des portugiesischen Infanten Pedro zu der schönen Inez. Die gänzlich unwahre und durch ihre Unwahrheit brutal auf den Leser wirkende Darstellung der Ermordung der Inez beweist vor allem, dass Schröder kein Künstler, kein Epiker ist. Mir war es, als ich diesen Gesang las, als wenn ich, auf einem Jahrmarkt stehend, zuhörte, wie eine grosse Morithat unter Leierkastenbegleitung von einem fahrenden Volkssänger geschildert wurde. Nein, nein, Herr Schröder, wir wollen keine grellbemalten Puppen sehen, keine Automaten reden hören, wir wollen Menschen, wahre Menschen sehen und hören, mögen sie auch aus dem alten dunklen Portugal hergeholt und beinahe Bestien an Grausamkeit und Tücke sein.

Friederike Kempner, der allbekannten schlesischen Sappho scheint **Anna Bauer** in ihrer Dichtung „Verschüttet“ — Verlag von E. Pierson. Dresden, Leipzig und Wien. — nachzueifern. Anstatt einer Besprechung setze ich hier eine Probe aus dem Büchlein hin. Die Dichterin, in einer Ruine verschüttet, kann sich aus ihrer schlimmen Lage nicht selbst befreien. Sie hat ihr Skizzenbuch bei der Hand und zeichnet ihre wechselnden Stimmungen auf. Sie ist des Hungertodes nahe. Da redet sie einen toten Maikäfer folgendermassen an:

Nun bist du tot, mein kleiner Freund,
Bist mir voran gegangen,
Und ich, ich trag' die Schuld daran,
Weil ich dich eingefangen.

Ich hatte es so gut gemeint,
Wollt' gern mir was versagen,
Wenn Du nur hier mit mir vereint
Das Leben wolltest tragen.

Denn diese Fliederblüte hier,
Die ich mir mitgenommen,
Ich ass sie nicht und gab sie dir,
Obschon ich nichts bekommen.

Ein Fädchen zog nach Kinderart
Ich aus dem Kleidersaume
Und band dich fest, dass du nicht sollst
Verlieren dich im Raume.

Der Einband von dem Skizzenbuch
Reicht für die schönsten Häuser;
Das war für dich doch wohl genug,
Warst gegen mich ein Kaiser.

Und dennoch gingst du schon dahin
Viel früher, als ich sterbe,
Vielleicht, weil ich im wirren Sinn
Dich angefasst zu derbe.

So grausam sind wir Menschen nun:
Wir lassen uns nicht stören,
Dem Schwachen Böses anzuthun,
Weil wir's nicht seh'n und hören.

Und klagen selbst: Herr Deine Last
Ist nicht mehr zu ertragen.

O Gott, Du hast mich angefasst,
Willst Du mich ganz zerschlagen?

Wahrhaftig, eine Dichterin von Gottes Gnaden! Man sagt, dass namentlich Breslauer Studenten die Gedichte der Fr. Kempner gekauft haben. „Verschüttet“ bietet neues kostbares Material zu Bierzeitungen. Und Pierson macht sich doch wirklich wohlverdient um die deutsche Litteratur!

Gustav Adolf Müller, Die Nachtigall von Sesenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Leipzig, Verlag von Walther Fiedler. — Derselbe. Schnewelin. Epische Dichtung. Illustriert von Joseph Albrechtskirchinger. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung (Hermann Lukaschik).

Der bekannte Goetheforscher Gustav Adolf Müller, dem es weniger darauf ankommt, die Bedeutung eines ausgelassenen I-punktes in des Altmeisters Werken nachzuweisen, als vielmehr darauf, Goethe in einem Zusammenhange als Mensch und Dichter zu verstehen, hat sich bereits als ein feinsinniger Poet erwiesen. Dass er auch ein tüchtiger Epiker ist, erhärtet er durch die obengenannten Gedichte. In dem heiter-ernsten Sange vom Rhein „Die Nachtigall von Sesenheim“ führt der Dichter uns das Liebesleben des jungen Kandidaten Goethe und der lieblichen Tochter des Pfarrers Brion in ansprechenden Gesängen vor. Weil er mit dichterischem Verständnis an die nicht ganz leichte Aufgabe ging, ist sie als wohlgelöst zu bezeichnen. So und nicht anders kann sich die liebliche Liebesidylle abgespielt haben, das mögen sich jene Kritikasterseelen merken, die weder die treue Friederike, noch den grossen Dichterjüngling verstehen wollen und mit einem ungeheuren Aufwande von Logik etwas auszutifteln bestrebt sind, was doch nur der Psychologe und ein echtes Dichtergemüt verstehen kann. Das prächtig vom Verleger ausgestattete Buch ist mit neun hübschen Phototypien, Erinnerungsstätten aus Strassburg und Sesenheim bietend, geschmückt und eignet sich besonders für sinnige Frauen und Jungfrauen zum wertvollen Festgeschenke. Auf Seite 114 zum Schlusse der Lieder Friederikens findet man auch einen Namenszug der lieblichen Tochter des Pfarrers von Sesenheim. Dass der Dichter für seinen Sang das durch Scheffels Trompeter von Säkkingen besonders beliebt gewordene Versmass wählte, wird ihm Niemand zum Vorwurfe machen, da er es mit Geschick verwertete. Bei einer bald wohl zu erwartenden zweiten Auflage würde es sich dann empfehlen, an einige Stellen die bessernde Feile zu legen; so dürfte auf Seite 75 „Ecko“ nicht als Masculinum dem Verse zu liebe gebraucht werden und Stellen, wie auf Seite 156 „Dass es spottet aller Fäden, die ein Mädchen um es schlinget“, würden ausgemerzt werden müssen.

In „Schnewelin“ bietet der Dichter ein Preislied der deutschen Treue, dem eine Sage über Burg Fürstelzell in Mittelbaden zu Grunde liegt. In fünf Gesängen besingt Müller das Schicksal der treuen Elsbeth und ihres fern im Wendenlande gefangenen Gatten Kurt von Fürstenzell, dem die heisse Liebesglut der wendischen Herzogstochter Nariska nicht seine Treue an Weib und Kinder zum Wanken bringt. Als er mit Nariskas Hilfe nach fünf leidvollen Jahren endlich heimwärts fliehen kann, findet er sein Weib nicht mehr unter den Lebenden und seine Burg in der Hand Dietrich von Malchs, der ihm Burg, Gattin und Kinder hüten sollte und ihn schändlich betrog. Der etwas romantische Stoff ist lebensvoll gestaltet und die einzelnen Personen sind gut gezeichnet. Der Dichter bewies, dass auch dem jungen Deutschland derartige Vorwürfe sich trefflich zur Bearbeitung eignen, ohne dabei in den Ton einer gewissen Butzenscheibendichtung verfallen zu müssen. Die Illustrationen von Albrechtskirchinger gereichen dem sonst recht hübsch ausgestatteten Werke wohl kaum zur Zier; wären die Verse nicht so gut gewesen, so würden die geradezu abschreckenden Bilder mir jeden Genuss verdorben haben. Lieber keine Illustrationen, als solche. Nach den beiden vorliegenden epischen Gedichten zu urteilen, wird Gustav Adolf Müller noch manche ähnliche treffliche Gabe liefern. Möge er dadurch dazu beitragen, das von vielen so missachtete Epos wieder der Stellung in der Lektüre deutscher Frauen und Männer zuzuführen, die ihm gebührt.

Bremen. Franziskus Hähnel.

Walter Wendrich, Roman aus der Gegenwart von Maurice Reinhold von Stern.

In diesem seinem ersten Roman tritt uns der ebenso bekannte wie produktive Schweizer Dichter nicht nur als feinsinniger Natur- und Stimmungsmaler, sondern auch als gewandter fesselnder Erzähler entgegen. Die wohl als das Gelungenste in dem Werke zu bezeichnende Schilderung der Kindheit Walter Wendrichs erinnert uns durch ihre schlichte und doch so stimmungsvolle Empfindung oft an Andersen. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass der Dichter sehr viele Züge seinem eigenen Leben entlehnt hat; aus dem Knaben, der am liebsten stundenlang einsam im duftigen Haidekraut träumte, könnte sich wohl ein so aufmerksamer Beobachter der Natur in allen ihren Nuancen entwickeln, wie Stern es ist, und in dem Jüngling, der mit unbeugsamer Willenskraft sich in der neuen Welt aus Sympathie für das Proletariat als gemeiner Arbeiter sein Brod erwirbt, hätte uns wohl der volksfreundliche Verfasser der „Stimmen im Sturm“ erstehen können, der sich das kühne „frangor non flector“ zur Devise erwählte. Überhaupt liest sich das ganze Buch durchweg wie eine Selbstbiographie; die Darstellung der amerikanischen Zustände macht einen durchaus lebenswahren Eindruck, der

höchstens da, wo der Dichter einer satirisch-humoristischen Laune folgt, wie z. B. bei der Schilderung der Frauenemanzipationsversammlung, getrübt wird.

Wie ein dem ersten Bande beiliegender Prospekt besagt, wird demnächst die in der Schweiz spielende Fortsetzung dieses Romans erscheinen, der bei einem Leserkreise, dem es nicht hauptsächlich auf mehrere glücklich verlobte oder verheiratete Pärchen im Schlusskapitel ankommt, wohl berechtigtes Interesse erregen dürfte.

Heidelberg. Hugo Stümcke

Moderne Dramen.

Besprochen von Jos. Schmid-Braunfels, Wien.

Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen von Arthur Schnitzler. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Ich habe schon einmal in diesen Blättern gelegentlich einer Besprechung des „Anatol" über Schnitzler geurteilt. Auch dieses Drama gehört zu jenen Dichtungen, die unter die Schlagworte Decadence und fin de siècle fallen. Der Schriftsteller Fedor Denner kämpft gegen das Vorurteil, das die moderne Gesellschaft den gefallenen Mädchen entgegenbringt, als er aber entdeckte, dass der Gegenstand seiner Liebe auch eine solche Gefallene ist, weiss er seine Handlungsweise nicht mit seine Überzeugung in Einklang zu bringen. Das Vorurteil ist zu mächtig in ihm und er verlässt sie. Er hat nicht den „Mut des Vergessens", wie John Henry Makay sich ausdrückt, weil er ein Schwächling ist. In seiner inneren Zerfahrenheit, in dem Zwiespalt zwischen Denken und Handeln ist Denner typisch für die herrschenden Gesellschaftsklassen, welche nicht reif sind für die neue Welt. Auch die übrigen Personen sind lebenswahr; Fanny, die Gefallene, ihre moralische Schwester Klara, welche einen bezopften Bureaukraten heiraten will, lediglich um versorgt zu sein, die beiden Studenten Witte und Berger, in denen sich Dummheit und Cynismus paart, und Emmy Werner, welche zum Theater geht, weil sie da leichter eine „gute Partie" findet, zeigen von scharfer Beobachtung. Das Drama ist im hohen Grade lesenswert für Alle, die sich nicht scheuen, einen Blick in die Kluft zu thun, welche Gegenwart und Zukunft trennt. Die Thatsache, dass es auf der Bühne keine nachhaltige Wirkung erzielte, kann an seinem Werte nichts ändern.

Die Waffen nieder! Drama in drei Akten nach Bertha von Suttner von Karl Pauli. Verlag von Otto Hendel. Halle a. d. Saale. 50 Pfennige.

Einen Roman wie „Die Waffen nieder!" in ein dramatisches Gewand zu kleiden, ist eine unendlich schwierige Aufgabe, an deren Lösung selbst die bedeutende Begabung eines Karl Pauli scheitern musste. Die Einheit des Ortes und der Zeit, welche für den Roman nicht existirt, aber im modernen Drama in Hinsicht auf unsere heutige Bühne mit Recht mehr als früher gewürdigt wird, konnte nicht gewahrt werden. Seelenregungen, zu deren Zergliederung der Erzähler viele Seiten verwenden kann, mussten der dramatischen Form zu Liebe sehr häufig bloss angedeutet, ja selbst ganz übersprungen werden. Auf diese Weise hat nicht nur der äussere, sondern auch der innere Zusammenhang des Ganzen gelitten. Trotzdem ist das Werk sehr beachtenswert; namentlich die Charakteristik ist gut, teilweise sogar vortrefflich. Ich bin überzeugt, dass Pauli frei von den Fesseln einer dem Drama direkt feindlichen poetischen Form, Hervorragendes leisten würde. Das Buch kann allen Anhängern und Gegnern der Friedensidee bestens empfohlen werden, und zwar um so mehr, als sein Preis trotz der hübschen Ausstattung nur 50 Pfennige beträgt.

Die Kugel. Schauspiel in fünf Aufzügen von Max Nordau. Zweite Auflage. Berlin. Ernst Hoffmann & Co.

Die Bücher Nordau's werden von der gesammten gebildeten Welt verschlungen. In seiner ominenten Begabung alten, längst Gemeingut aller gewordenen Ideen ein anziehendes, sprachliches Gewand zu geben, liegt das Geheimnis seiner grossartigen litterarischen Erfolge. Auch das vorliegende Schauspiel bietet weder im Stoffe, noch in der dramatischen Technik etwas Neues. Ein junger Streber, der sich seiner ungebildeten Mutter, einer gewesenen Herrschaftsköchin, schämte, weil er glaubte, dass sie ihm in seinem Emporkommen hinderlich sei, kehrte reumütig zu ihr zurück, als er in einer schweren Schicksalsstunde ihr goldenes Herz entdeckt — so etwas ist wohl schon oft dagewesen. Der einzige wirkliche Vorzug des Werkes ist der prickelnde Dialog. Der allein macht aber noch lange kein Drama. Das Buch wird, wie alle Bücher Nordau's, viel gelesen und gelobt werden. Es ist ja die richtige Kost für die grosse denkfaule Herde der litterarischen Wiederkäuer.

Neue Dialektdichtungen.

Es wird wohl nur wenig Gebildete geben, die den hohen Wert der Pflege mundartlicher Dichtung für unsere hochdeutsche Schriftsprache in Frage stellen, ja die Zahl der Freunde derselben ist erfreulicher Weise in stetem Wachsen begriffen, wie es die in jüngster Zeit zur Hebung der Dialektdichtung entstandenen Vereine beweisen. Sind doch die Mundarten die Wurzeln der Schriftsprache und zugleich die lebendigen Grundlagen einer gesunden Volks-

nnschauung. Die hervorragendsten Germanisten, wie Max Müller, Klaus Groth u. a. haben deshalb wiederholt auf die hohe Bedeutung der mundartlichen Dichtung hingewiesen. Es wäre sehr zu wünschen, dass ein unternehmungslustiger Verleger einmal die Gründung einer „deutschen Dialektzeitung“ herausgäbe, die sich die sorgfältigste Pflege aller deutschen Dialekte in möglichst populärer Weise zur Aufgabe setzte. Unter der Leitung eines tüchtigen Kenners deutscher Mundarten könnte eine solche Zeitschrift eine unschätzbare Fundgrube für Germanisten werden, vorausgesetzt, dass alle dilettantischen Versuche auf diesem Gebiete, und deren giebt es nicht weniger als in der hochdeutschen Schriftsprache, ausgeschlossen werden. Die Frommann'sche Monatsschrift „Deutschlands Mundarten“ ist seiner Zeit wohl aus dem Kreise der deutschen Sprachforscher nicht herausgetreten. Der wirkliche Dialektdichter bedarf irgend welcher theoretischer Einsicht in das Wesen seiner Mundart nicht, er trifft das Richtige, wenn er nur seinen Dialekt beherrscht. Ist das letztere nicht der Fall, so wird es ihm nie gelingen, einen Leserkreis zu finden; denn das Volk ist in dieser Beziehung der feinfühligste Kritiker. Echte Dialektdichtungen pflegen deshalb meistens auch einen breiten Leserkreis zu gewinnen, während Pseudowerke lediglich Ladenhüter bleiben. Daher findet man unter mundartlichen Neuerscheinungen auch weit seltener verwerfliche, unreife Werke, als im Hochdeutschen, wo die Flut der dilettantenhaften Reimereien und talentlosen Erzählungslitteratur noch stetig im Wachsen begriffen ist.

Aus dem Sprachgebiete der plattdeutschen Dichtung, das sich allmählich verengerte, reichte es doch einst bis Köln hinauf, liegen mir augenblicklich folgende Neuerscheinungen vor:

Heinrich Goltermann, Bremische Volksklänge. Plattdeutsch in Poesie und Prosa. (XII. Band der plattdeutschen Werke Goltermann's. Bremen 1894, Selbstverlag des Verfassers. Preis 2 Mk.)

J. v. Harten-Dillen, Von'n Werserstrann'. Plattdütsche Dichtungen. Heft I. Ulk un Jux. Heft IV. Jan Ohm as Filosofiker. Heft VI. Rätselbeernd. Listringen bei Hildesheim, Selbstverlag. (Preis à Heft 50 Pf.)

H. Goltermann bietet in seiner einfachen Erzählung „Fofftig Jahr torugge“ und in seinen Gedichten anspruchslos das gegenwärtige „Bremer Platt“, das er besonders in seinen Dichtungen rein lokaler Färbung gut trifft.

J. v. Harten-Dillen hat in seinen ansprechenden, recht gesunden Humor atmenden Dichtungen das Plattdeutsch des östlichen Teiles der Provinz Hannover verwertet. Eine kleine Probe möge davon Zeugnis geben.

„We keen Barg man brukt, ok keen Rittersloss nich,
Wo elkeen fre öwt Rech' und Plich',
Wo keen Stolz man kennt, we all sick föhltglik,
Wo't Plattdütsch noch ehrt ward bi Arm un Rik:
Dorvon sing ick, so lang ick läw,
Dorvon sing ick, so lang ick sträw,
Joa min schönstet Land, joa min lewstet Land,
Dat bis doch Du, min Werserstrand!“ —

Ein hochbedeutsames, künstlerisch empfundenes und ausgestaltetes Werk in münsterländisch-niederdeutscher Sprache ist der im Verlage von Otto Lenz in Leipzig (der bekannte Verleger des Franz Essink — Dr. H. Landois) erschienene Roman von **Ferdinand Krüger**, Hempelmann's Smiede. Mancher Leser mag vielleicht beim Anblicke der drei starken Bände vom Studium zurückschrecken, die ersten 25 Seiten aber werden ihn schon so sehr fesseln, dass er nicht eher ruht, als bis er weiss, was es mit „Jangiärd, de Spökenkiker“, mit „Mester Hempelmann“ und mit „Drüksken Hempelmann“, den Börmester un Oldmester von de Smideinnung in Ahltrop u. s. w. auf sich hat. Durch zahlreiche Wertübertragungen ins Hochdeutsche, die als Fussnoten des Textes gegeben sind, wird übrigens für jeden Dialektfreund, der die münsterländische Mundart nicht kennt, das Lesen sehr erleichtert. Wünschenswert wäre es freilich, wenn alle mundartlichen Schriftsteller diese Noten am Schlusse ihrer Werke noch einmal alphabetisch geordnet zusammenstellen würden.

Unter dem Titel „Beim Kienspanlicht“ erzählt **Georg Volk** in Oderwälder Mundart Geschichten aus Grossvaters Zeiten (Frankfurt a. M. Jäger'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 75 Pf.). Volk ist ein echter Volkserzähler, an denen wir keinen Überfluss haben. Das hat er unlängst in seinen trefflichen kleinen hochdeutschen Erzählungen „Hand in Hand“ (Verlag wie vorher) bewiesen, das zeigt er auch in den Oderwälder Geschichten. Auch seine früher erschienenen „Odenwälder Hausbücher“ „Bergluft“ und „Auf der Ofenbank“ haben ihm zahlreiche günstige Besprechungen eingetragen. Seine Erzählungen haben durch ihre gesunde, ungesucht gegebene Moral zugleich einen bedeutenden ethischen Wert. Ich muss es mir leider versagen, eine Probe zur Kennzeichnung des anheimelnden Dialektes hierher zu setzen.

Grosse Ähnlichkeit mit dem von Volk gepflegten Oderwälder Dialekt hat der von **Wilh. Unseld** vorzüglich in seiner Sammlung heiterer und ernster Erzählungen „Us'm schwäbischa Volkslenba“ (Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, München) wiedergegebene schwäbische. Unseld ist ein tüchtiger Realist; die Gestalten, die er in seinem Werke zeichnet, treten uns wie lebend vor das geistige Auge. Man braucht zur Probe nur einmal „A Gang über da Wochamarkt z' Wahlhausa“ zu lesen. Schwäbische Gemütstiefe und schwäbische Laune atmen aus allen Erzählungen gleich trefflich wieder. Wahrlich, so ein Buch erfrischt, giebt es doch das Volksleben in seiner ganzen Tiefe und Herzlichkeit wieder.

In niederösterreichischer Mundart schrieb **Karl Muckenschnabel** seine Gedichtssammlung

„A Instiges Spatzl" (Leipzig 1894, Verlag von Robert Claussner). Ju, das sind ursprüngliche, lastige, herzfrische Weisen. Hier ist eine:

Herrgett möcht ih sein.

„Herrgott, geh, veloss' 'n Himmi
Loss mih aufisteigen amol,
Denn 's Regiern vastan ih bössa,
Wens mar Roth in jödem Fall.

„Nua a Stund regiern, and d' Miagl
Mit an Schlössal waren mein:
Donn, mei liawa Herrgott, kanntnst
Meintweg'n wie ler Herrgott sein."

Zam Schlusse möge aach noch ein neaes Werk in „Berliner Mundart" Erwähnang finden. Seit dem Tode des gressen Berliner Humoristen Adelf Glassbrenner erfreut sich der Berliner Dialekt wohl einer grossen Beliebtheit, — wer denkt dabei nicht un die mundartlichen Gespräche in einigen Wildenbrachschen Dramen? — aber nennenswerte schriftstellerische Erzeugnisse, die ganz in ihm geschrieben wuren, hatte er nur wenige aufzuweisen. Um so mehr ist deshalb **Albrecht Volgtländers** neues Deklamatorium „Kinkerlitzkens. Berliner Jrütze, Jrips, Jeist an Jammer" zu begrüssen (Berlin, Verlag der deutschen Schriftstellergenossenschaft). Nicht nar in witzreichen, sondern aach in ernsten Gedichten giebt der Verfasser ein treffliches Bild der Berliner Sprache, die von manchem nicht einmul als Mandart angesehen wird, und des Berlinertams. Das Bach bildet zugleich eine wahre Fundgrube für den nach geeigneten Vertragsstoffen in heiteren Gesellschaften sachenden Deklamater. Hervorgehoben zu werden verdient, dass die „Kinkerlitzken" sich vellständig frei von jedem Platten oder gar Anstössigen halten. Wie viele hätten das z. B. in dem Gedichte „Wie't anfängt un uffheert. Een Roman in Annongszen" vermieden? Anfang und Schlass dieses satirischen Gedichtes mögen hier noeh einen Platz finden:

„Een junger Mann, verziechliche Erscheinang,
Jebildet, an vereinsamt in de Welt,
Sucht eene Dame anter neinundzwanzieh
Zwecks Heirat, aber mcehliehst etwas Jeld!"
— — — — — — — — — — — —
Ick warne jeden, meiner Fraa zu borgen ...
Ick kemm' ooch nich for eenen Fennieh aff!"

Man begegnet sehr häufig der Meinang, dass die Mundarten im Absterben begriffen seien, weil die allgemeine Umgangssprache das Hochdeatsch sei. Dass dies erfreulicher Weise nicht der Fall ist, möge in einem besonderen Aafsatze einmul nachgewiesen werden. Thetsache ist es nar, dnss es immer mehr Dialektsprechende giebt, die aach hoehdeutsch zu sprechen verstehen. Das Wert Klaas Herms wird noch lange anbestritten bleiben können, das Velk bedürfe zweier Sprachen, einer für den höheren Gebranch und einer hinter Topf und Pflag. Es wird Niemand darüber im Zweifel sein, welche am Besten des Volkes Empfinden und Leben wiederspiegelt.

Bramss. Erich Bardswisk.



Nachtrag.

In letzter Stunde geht uns von unserm Wiener Theaterreferenten folgender Brief zu, der ob seiner Aktualität grosses Interesse erregen dürfte, leider aber nicht mehr an der sonst üblichen Stelle eiogefügt werden konnte, da Bogen 1 bereits fertig gedruckt war. Die Red.

Wiener Theaterbrief.

Von Anton Lindner.

I.

Vom Wiener Pflaster. — Aus den Märztagen.

O, die Toten reiten nicht schnell! Besonders wenn man ihr kostbures Mark, mit Duft und Harz und Kräatern gewürzt, oder all die erlaachten Knöchelchen und Gewebe mit Geldfiligrau fein säuberlich amspennen hat. Das that mun ja mit unseren Grossen im Reiche, und denn reiten sie lengsam, se langsam, und sieben schwerze Tage lang hört die düster vermummte Residenz den verschleierten Wirbel der Trommeln, das Knerren der Fahnenstangen, das Feilbieten der Traaerstoffe, das Rattern und Rollen der Kondelenz-Karossen, sieben schwarze Tage lang; and zwischenhindarch das Hüsteln der „Schmerzgebeagten", das Schluchzen der treaen, der allza treuen Völker.

Das ist ein seltsamer Daft, der ansere Strassen darchsegelt. Er hebt sich, schüchtern ensteigend, in bläulichen Wolken, wie Pechfackelqaelm. Und dann ringelt er sich emper, unsichtbar fast, am Pflaster, Dächer and Fenster, schillert in zitternden Farben, stäubt darch die Laft, bantglitzernd nnd zielles, wie eine Seifenblase, — and oben kaaert der Tod, rittlings aaf schwebender Seifenblase, and er reibt sich die schläfrigen Lider nnd gähnt in eine leuchtende Tuba hinein, dass des Greusen allüberall uas den Schlupfwinkeln kriecht.

Elektrische Glühlichter züngeln aaf! Grosse Opale, milchweiss, and dann rötlichglühend in gelhen vieletten, stahlbauen Strehlen. Und dann die tiefschwarzen flatternden Fabnen, vem Frühlingswind geschaakelt, duss ein Flüstern enhebt, dampf and schaaerlich. Und der mette Glanz des leisen Lichtes, der sich im Stoffgewebe bricht, dass Äderchen und Zellen, bleich and wie ven glühendem Reif bedeckt, aas düsterem Schwarz hervordämmern: als hätte die Flatterfahne nan auch ihre Seele! Auch tiefschwarze Bogen, majestätisch gefaltet, pathetisch drapiert. Beileidsreklame, de and dort, hier tiefgefühlt, dort tiefer gefühlt, drüben nm tiefsten. Und zwischen all dem plump-

markierten Patriotismus, hinter Spiegelscheiben, wie in einem gläsernen Leichenwagen, die Gipsbüste des Albrecht Custezza, des Erzherzogs, mit der mächtig vorgeschobenen Unterlippe und der gar so unmilitärischen Grosspapabrille.

Und nun gondle ich zwei Wochen zurück. Konfissenduft, wohin Sie schauen! Ein Kichern schlägt an die Gassen und Gässchen, auf Strassen, Plätzen, in den Salons, Amtsstuben, Couloirs und Boudoirs. Schläfrige Augen überall, schwankende Gestalten, übernächtig und müde. Manchmal blitzen auch Thränchen auf, und wenn Sie des Morgens an einem fröstelnden Kammerkätzchen, an einem niedlichen Ladenmädchen vorüberhuschen, oder des Mittags an einem rauschenden Korsokostüme, dann können Sie auch glitzernde Perlen sehen, die in verschüchterten Frauenaugen glimmen. Aber das ist nicht der kranke Erzherzog, der dahintersteckt. Das ist Prinz Karneval, der dahintersteckt, die buntgeflickte Durchlaucht, und an einem veilchenblauen Gängelband führt er ein gicksendes Thierchen, das den Rücken krümmt und die Augäpfelchen funkeln lässt und den buschigen Schweif in den Himmel wickelt. Das ist ein Kater, ein gemütlicher alter Kater, verhätschelt wie ein Thronfolger, und schwarz wie eine Trauerfahne.

Bei uns wird flott getanzt. Sie brauchen hier nie einen Ballsaal zu betreten und wissen es doch. Diese Erkenntnis schlüpft Ihnen in's Hirn; kaum dass Sie das Schlüpfen fühlen, und schon hat sie sich eingenistet bei Ihnen und macht sich's bequem. Da gehen Sie doch nur einmal nach Sonnenaufgang, drei Stunden nach Sonnenaufgang, hinaus in den erwachenden Tag. Das Markttreiben von heute beginnt, aber Sie wittern hinter all dem Ernst und Schimpf das Maskentreiben von gestern. Sie sehen bleiche Gesichter und bleiche Gesichtchen, gequält und gelangweilt, und wie erbittert darüber, dass die Welt noch immer steht, und warum sie denn hin- und herflirren, diese Funken und Farben, und was denn das ewige Wackeln bedeuten soll. Man ist ja so müde, so müde, man möchte sich einen Revolver kaufen, denn wozu lebt man denn eigentlich? Ja, das ist die Frage: wozu atmet man noch immer? Das ist ja ein Jammer, ein unglückseliger sogar; der Leib kracht in den Fugen, die Seele miaut, — — und dann das ewige Gähnen . . Gähn . . .

Aber das ist nicht der kranke Erzherzog, der sie bleich gemacht, sie alle. Und doch, man war noch nie so patriotisch, wie in den letzten Wochen. Auch nie so religiös. Als die Kunde kam aus Arco, er wäre „uns" erkrankt, da hub das Zittern an. Die Jugend zitterte. Sie hätte sich den Erzherzog drei Wochen jünger gewünscht, auf dass er noch drei Wochen lebe. Aber noch so hatte sie noch Hoffnung; die Jugend ist voll Hoffnung, wie Sie wissen. „Er ist ja ein Kriegsheld, vielleicht, dass er den heranrückenden Feind zu vertrösten weiss." Er wird ihn vertrösten, er muss ihn fernhalten, drei Wochen noch fernhalten. Dann ist der Fasching eingesargt, und alles ist gerettet . ." „Ach bitte, thu's doch, lieber Herrgott, ja?" Aber die Sense kam und warnend leuchtete ihr hölzerner Schaft wie Gottes Finger. Da nahmen sie Gebetbüchelchen mit goldenem Schnitt, und gingen zur Kirche und feilschten mit Gott, wie es Abraham gethan.

Drei Wochen noch, Allmächtiger! Denn wenn Custozza stirbt, und wenn ein Trauermarsch so dumpf und schauerlich durch die Strassen hallt, dann klingt er in Karnevals Reich: Noch klingelt das Tambourin, noch hüpfen sie alle im Takt; Röckchen flattern auf, Leuchtkäferchen schwirren empor; und dann ein Lachen, das in die Lüfte steigt und, wie zerstiebend, sich in Spiegeln bricht, und leuchtender Wein, und rasselnde Pauken. Noch lächelt in all dem prickelnden Duft, und über den Köpfen der gaukelnden Schnur Frau Liebesgöttin ihr schönstes Lächeln. Auf den glühenden Flügeln eines Pfau's rudert sie heran. Hochaufgerichtet steht sie da, und in den wachsbleichen Fingern hält sie die diamantenen Zügel. Zieht, hoch oben, unter der Spiegeldecke des Saals, von tausend Flämmchen umzuckt ihre glitzernden Kreise. Musik klingt an, Geigen und Cymbalschlag; Tschinellen läuten darein, — und wie sie Nelken streut und blutende Rosen, fliegen die wildesten Küsse auf. Knaben taumeln den Mädchen nach, heben sie jauchzend im Wirbeltanz. Lippe drängt an Lippe, Herz zu Herz. Und da der Rausch nun König geworden, schlägt sie, die Liebesgöttin, mit klingendem Skepter an die Scheiben des Saals und gaukelt hinaus, nackt und lächelnd, und weit hinein in die fiebernde Winternacht. Dort äugt sie empor, zögert noch ein wenig, und aufwärts dann, mit stürmischem Flügelschlag, in den malachitgrünen Himmel!

Und unten, im Saale, eilen sie zu den Fenstern. Sie haben den Flügelschlag gehört; so spähen sie, was es geben mag, und starren in die Wolken. Den Knaben hüpfen die Mädchen kichernd auf die Achsel, das Spiel nicht zu versäumen und um besser zu schauen. Aber das ist nur mehr ein Stern, der auf blassgrünem Grunde, Licht wie funkelndes Frauenhaar, im zitternden Bogen versprüht.

— — Doch plötzlich saust es heran. Das kommt aus den Dielen, aus Kellerlöchern und Ritzen. Glühlichter löschen aus, Lämpchen klirren nieder. Sie stehen wie versteint, Mädchen und Knaben, stehen lautlos im Kreise und rücken aneinander. Sie haben das Tanzen verlernt, und oben, im Orchester, wo der mattgelbe Peluche des Pults und das flüsternde Dunkel schaut, steht der Kapellmeister nicht mehr, steht klappernd der Tod und bricht den Taktstock entzwei und lässt zum Rückzug blasen: „Ziehet heimwärts, Kinderchen, der Herr ist tot, der grosse Herr ist tot! Ein Schluchzen ist im Lande und — seht Ihr es nicht? — da huschen die allerhöchsten Frauen, huschen Fürstinnen und Komtessen in schwarz-

wallenden Gewändern durch Schlosshof und Burgen. Teppiche knistern, Schritte dröhnen zurück, Kränze schwimmen herbei, und aus dem Blättergestrüpp und Blütengestrüpp, aus Tüchern und Decken schälen die stummen Diener einen schimmernden Sarg. Da bricht das Weinen an. Ziehet heimwärts, Kinderchen, Tanz und Fiedel werden schweigen . .“

Da ist es Nacht geworden im Saale, aber sie stehen noch immer, Mädchen und Knaben, stehen wie versteint, stehen lautlos im Kreise und rücken aneinander. Tod hat sich längst empfohlen. Sein Platz bleibt leer . . Da hört man Sessel fallen, ein Straucheln und Poltern, und hinter dem mattgelben Peluche des Pults gleisst plötzlich, wie vom Satan gesandt, die grinsende Fratze eines Nachtreporters. Wie Kalk gleisst sein Schädel aus dem modischen Stälpkragen hervor. Oben im Orchester glimmt noch ein Lämpchen, ein letztes Lämpchen, aus lila Glas geschnitzt, und pinselt violette Hieroglyphen auf die eirunde Glatze. Fünfundzwanzig Härchen, steifborstig und kurz, umkränzen sie. Da zupft er sein Ziegenbärtchen und hüstelt in's Parterre: „Er ist nicht mehr! Nun, da er uns gestorben, ist er nicht mehr! Alle Feste abgesagt! Sind (bis auf weiteres) abgesagt! Redoute entfällt, Theater sind geschlossen, Bälle vorüber. Streuet Asche auf das Haupt, denn die Freude geht dahin. Weinet Thränen der Trennung; Tanz und Fiedel werden schweigen und der Fasching wankt ins Grab. Tieftrauernd steht Austria an einer Bahre, unter der noch vor wenigen Stunden das lebensfreudigste Herz geschlagen, und weinend verhült sie das schmerzgerötete Haupt . .“

* * *

Koulissenduft, wohin Sie schauen!

Und nun lassen Sie uns auf die Strassen pilgern! . . . Dieses Farbenspiel ist mir neu. Koloristischer Szenen-Effekt, der fröhlich stimmt, weil er traurig machen soll. Fast scheint es, als ob der Herrgott in seinen Tuschkasten gegriffen hätte, der ja dort oben, in den Wolken, schlummern muss; irgendwo; wie ich glaube: just unter den Flügeln der Venus. Jehovah ist Künstler, und wenn ihn eine Laune drückt, winkt er dem Würgengel. Der schleicht dann ganz fürchterlich ernst an den Farbekasten heran und schläfert Frau Venus ein. Und wenn sie in Träume sinkt, und wenn die Liebe erlischt, für wenige Augenblicke nur, und die Menschheit fröstelt, — dann sucht er die Tuschen heimlich, lüstern unter den rosigen Flügeln der Schläferin hervor. Da hat er sie gefunden. Einen Purzelbaum noch, und kreischend stürzt er davon, schnellt in die Höhe, löst Himmelsquellen, löst mächtige Fontänen, dass sie in flackernden Strahlen über die Wolken fegen, reibt Farben in die Flut, die duftendsten Farben, — und bald steht die Welt in bunter Narrenjacke da und lacht die traurigsten Thränen: ein Grosser ist todt, ein Grosser des Reichs, ein Karyatide, ein Stützpfeiler der Throne und vielleicht auch der Altäre!

So viel geflissentliches Farbenwerk, das fröhlich stimmt, weil es traurig machen soll, muss wohl ergötzen. Da sind sie alle dahergekommen, Militärs, hohe Militärs, sehr hohe Militärs, dann Hof- und Staatsmarschälle, Minister, Mandarine, Reichsapfel- und Schleppenträger, Edelknaben, Ordenspelster. Und nicht etwa aus Pfefferkuchen, auch nicht aus Marzipan. Leibhaftig alles, und alles „sichtlich tief ergriffen“. Aus allen Ländern kamen sie, aus allen Klüften und Höhlen. Goldgestickte Westen, zeisiggrüne Frackschösse, Damast und Purpur, Atlas und Hermelin, veilchenblaue Tunicellen, Perrücken und Perlen, Pantherfelle und Hellebarden. Alles durcheinandergeschüttelt, bunt und wild, und ohne Stil und Schönheit. Russland und Japan, Spanien, England, Preussen und China, Frankreich, Schweden, Portugal, Italien und Ungarn und Persien und Schaumburg-Lippe. Hüben und drüben, als wäre es Lumpenball, die absonderlichsten Chargen, die seltsamsten Monturen, Kostume, Rüstungen, Kutten. Leiblakaien, Ordonnanzoffiziere, Flügeladjutanten und Hofwürdenträger. Pagen mit brennenden Wachsfackeln, Präsidenten der obersten Gerichtshöfe, Präsidenten parlamentarischer Körperschaften, Gardereiter, Trabanten, Kämmerer, Geheimräte, Botschafter, Trachsessen und Konsuln. Tiroler und Voraelberger Schötzen, die auf Schlachtfeldern geblutet, baumlange Kerle in brauner Lodenjoppe, Alpenluft in den steingrauen Bärten, Pfründner aus den Altmännerhäusern der Stadt, humpelnde Invaliden, Kampfgenossen ihres toten Marschalls. Veteranen, nur mühsam in Reih und Glied, verkrüppelt, zerschossen, und den rührendsten Patriotismus in den ängstlich flackernden Augen. Montenegrinische Wojwoden in blütenweisser Tracht, auf den Schultern goldschillernde Jacken. Bosnische, herzegowinische Truppen im roten Fez und in koruhlauen Pumphosen. Kaiserjäger, Pioniere, Matrosen und Leibgardisten in mächtigen Bärenmützen. Inspizierende Geldkräpen, die ihre Fronten mustern. Waisenknaben, leichenstill dahingleitend, in düsteren Schlangenlinien, und alle ohne Jugend. Der Erste Oberhofmeister, in der Rechten den Würdestab, in der Linken den Schlüssel zum Sarge. Ein Leichenwagen, flammend-roth, gläsern und goldbeschlagen, mit weissen Büschen an den Ecken des Daches, weisse Rosse an der Deichsel, zwei und zwei und zwei, und alle sechs im Vollbewusstsein ihrer königlichen Würde, stolz und wild, mit rotglühendem Geschirr und weissen Federkronen. Muffige Mönche, Franziskaner, Dominikaner, Kapuziner, selig zwinkernd, aber die Trauer 1. Klasse, die geboten scheint, um Mundwinkel und Nasenlöcher. Manche darunter rüstig wie Holzknechte, mit sehnigen Armen und fleischigen Tatzen, so ganz und gar ohne Abtötungsharm, aber doch noch mit jener seltsamen, friedlichen Ruhe in Gliedern und Augen und in den Falten ihrer Soutane, wie sie eine feierliche Stunde und der Trubel des Grossstadtleids und die erhöhte Steltaxe fordern. Gaskandelaber, nicht minder traurig, in schwar-

zem Flor und dämmerfahlen Nebeln. Wagenburgen, neugierige Kutschen, Karossen, und alle aneinandergedrängt und mit Gaffern beladen. Tramwaywaggons, für Höhenmenschen wie geschaffen, mit langen Bänken auf stockhohen Dächern, Holz und Blech mit Leibern übersät, und das Ganze kaum von der Stelle zu bringen. Endlose Spaliere, aus den mannigfachsten Waffengattungen und Chargen zusammengeflickt. Edle Magnaten, paprikarot und mit weissem Attila, andere Magyaren in himmelblauem Dolman mit Pelzverbrämung und Goldschnüren, den Kalpak über das Ohr gestülpt. Aalglatte Polen im artigsten Nationalschmuck, bunt und reich, wie aus der Oper heraus. Malteser Ritter und Ritter des Deutschen Ordens. Italiener in Radmänteln. Stabsoffiziere, Kondolenzfräcke, Minister beider Reichshälften, hohe und höchste Kirchenlichter in violetten und Purpur-Talaren. Da und dort auch, in zahllosen Exemplaren, der österreichische General, scheckig und feuerschnaubend, wie farbenspiegelnde Lavaglut, wie ein ärarisches Stück Regenbogen, oder, wenn Sie wollen, wie ein Wiedehopf, der fast schon mehr Stieglitz ist; denn bedenken Sie nur: papageigrüner Federbusch, feuerwanzen-rote Litzen, milchweisser Galarock, goldglühende Borten, silberner Schleppsäbel, rappenschwarze Schuhe!

Und dann in der Kapuzinergruft: Von draussen her Trompeten und Trommeln, Kanonendonner, Hornsignale, Ehrensalüts und Salven. Auch die Volkshymne in schwerfälligem, plattfüssigem Pathos. Draussen auch noch der Sarg, blankgeputzt, auf zinnoberrotem Samtgerüst, im Zwielicht des spätwinterlichen Nachmittags versöhnlich glimmend. Und dann im Innern: Schwarz in Schwarz und morsches Mittelalter. Dunkle Teppiche, Betschemel, Bänke, Marienbilder, Wappen, Traueraltäre, Girandols, Krystall-Luster, Kerzen. Sehr edele Frouwen, schwarz, gespensti ch, in langgezogenen Reihen. Heisere Posaunen. Weissblitzende Livreen, geschäftig und groll, wie kreideblei̇che Dämmerfalter auf dunkler Baumrinde. Dann Einsegnung, Flüstergebet, lispelnde Andacht. Dann Fackeln, Choräle. Und endlich Fanfarengruss und Abmarsch. — — —

Die Schauderpremière hatte gefallen. Das Volk war entzückt und schien des Lobes voll und liess die grossen Toten leben. Nur Wenige wurden nachdenklich und fragten, wozu denn diese unpolitische Regierung den harten Gegensatz von Arm und Reich durch Pomp und Farbenradau geflissentlich dokumentiere. Und warum sie denn so naiv sei, die Gleichheits- und Nichtigkeitsphilosophie, die von der sozialdemokratischen Majestät des Todes immer wieder und wieder gepredigt wird, durch Pomp und Farben-Radau ersticken zu wollen.

Aber das grosse Ausstattungsstück hatte gefallen.

„Das sind wohl Circenses, die Spiele, die uns Frau Politik gewährt," meinte ein rotköpfiger Kesselschmied. „Allemal, wenn ein Grosser stirbt, kriegt das Volk seine Anteilnahme an der Kunst, — allen zurückgewiesenen Reichstagspetitionen zum Trotz! Und das ist wohl der einzige volkserzieherische Wert des Militarismus: Diese dekorative Potenz! Sie giebt ihm einen Schatten von Existenzberechtigung. Die Spiele hätten wir also, aber noch fehlt uns das Brot! denn da Ihr in Mausoleen, auf steinernem Estrich schlummert, Ihr Grossen des Reiches, entzieht Ihr Euren fetten, nahrhaften Leib der saugenden Erde. So wird der Kreislauf der Natur, so werden die ewigen, ehernen Gesetze in unserer Daseinskette — eigenmächtig ignoriert! Und weil Ihr der Erde den Dung Eures Leibes entzieht, raubt Ihr unseren Enkeln das Brot! So kann selbst Euer Tod nicht heilsam werden." „O, meine armen Brüder," setzte der Kesselflicker nach einer Pause hinzu, „o, meine armen Brüder," und mit zitternder Hand wischte er sich eine Thräne aus den Augen.

Die Ausstattungskomödie hatte gefallen. Sie hatte auch eine komische Episode, der die grotesk-satyrische Genialität nicht fehlte. Als die Trauer am traurigsten war und just eben das Spalier der Bayonette die Menschenwogen zurückstaute, fuhr ein junger Narr, karnevalistisch aufgeputzt, auf dem Kutschbock eines Sodawasserwagens an den Ehrenkolonnen der Kärntnerstrasse vorbei; mit Papierczako und Pseudonase! Erst die Requisition polizeilicher Stützorgane stellte das Gleichmaass wieder her; der absichtslose Faschingsscherz nahm ein jähes Ende, denn Nase und Mütze wurden unverzüglich konfisziert.

Allmählich schwenkten die Truppen und Karosse um Karosse rollte dem Stalle zu. Auch das Volk zog heimwärts, in unendlichen, undurchdringlichen Massen, und bog in Wirtshäuser ein oder kroch, zur Wollust der Entsagung gezwungen, in seine Vorstadtshöhlen zurück. Die Staatsstützen aber, die da zusammengekommen waren in erschrecklichen Schaaren, wickelten sich daheim, bei fröhlichem Leichenmahl, den Trauerflor recht vorschriftsmässig um den Oberarm.

Am nächsten Tage kam die Proklamation. Da ward den treuen Völkern der Dank dekretiert für die so tapfere und ehrliche Teilnahme an dem fürchterlichen Schicksalsschlag.

* * *

Koulissenduft, wohin Sie schauen! Koulissenduft allüberall, und Harlekin mag seine Fratzen schneiden, denn — Ella, hopp! — sein Reich ist gross. Aber nun lassen Sie mich, vom Pflaster weg, das die Welt bedeutet, hin zu den Brettern der Bühne. Vielleicht, dass wir dort, im Schellenreich der Komödie, allendlich Menschen, Menschen, Menschen finden. Ein Königreich für einen Menschen! Doch, mein Königreich will ich erst im nächsten Hefte verschenken.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Für den Inseratenteil: E. Kenizel, Berlin.
Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. Mai 1895. Nr. 8.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke.**
Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

An unsere Leser!

Mit der heutigen Nummer gehen die **„Neuen litterarischen Blätter“** in den Verlag der altbekannten Verlagsfirma

C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig

über, eine Änderung, die dem Unternehmen in jeder Hinsicht nur förderlich sein wird. Verlag und Redaktion werden bestrebt sein, den **„Neuen litterarischen Blättern“** durch stete Fürsorge sowohl für die Qualität wie für die Quantität des Gebotenen, durch Gewinnung hervorragender belletristischer und kritischer Arbeiten, sowie durch zweckmässige Erweiterung der einzelnen Abteilungen dieses Blattes zahlreiche neue Freunde zu gewinnen und in altbekannter Weise ihren Teil an der Hebung der schriftstellerischen Produktion und Belebung des litterarischen Interesses in Deutschland beizutragen. Das durch Mängel in der Organisation des früheren Verlages häufig verursachte unpünktliche Erscheinen der Monatshefte werden wir in Zukunft möglichst zu vermeiden suchen und zugleich durch den Eintritt zweier weiterer redaktioneller Mitarbeiter die thunlichst schnelle Erledigung der redaktionellen Arbeiten bewerkstelligen. An alle verehrlichen Leser, sowie an die Herren Sortiments- und Verlagsbuchhändler und löblichen Redaktionen der in- und ausländischen Blätter richten wir die höfliche Bitte, von dieser Verlagsänderung Kenntnis nehmen zu wollen, um alle Verzögerungen in der Zustellung der für die **„Neuen litterarischen Blätter“** bestimmten Sendungen zu vermeiden. Alle Briefe, Drucksachen, Manuskripte sind fernerhin an die **Redaktion der „Neuen litterarischen Blätter“, Berlin N. 24,** zu richten, alle Geldsendungen (Abonnements), sowie nicht direkt per Post versendeten Bücherpakete sind an den **Verlag der „Neuen litterarischen Blätter“, C. A. Schwetschke und Sohn (Eugen Appelhans) in Braunschweig,** zu adressieren.

Zum Schlusse bemerken wir noch, dass die Verpflichtungen hinsichtlich des Preisausschreibens gleichfalls an den neuen Verlag übergegangen sind.

Die Redaktion der „Neuen litterarischen Blätter“,
Berlin N. 24.

Vom Kampf wider die Umsturzvorlage.

In der Feststimmung der ersten Apriltage war ein Weilchen die Aufmerksamkeit nicht nur der deutschen Nation einem weit erfreulicheren Objekte zugewandt gewesen als der Betrachtung der Gefahren, die dem deutschen Geistesleben aus dem Inkrafttreten der Umsturzvorlage erwachsen würden. Es ist in jenen Tagen viel von Deutschlands Ehre und Herrlichkeit die Rede gewesen, manch gutes und beherzigenswertes Wort ist von dem greisen Kanzler und seinen Verehrern gesprochen worden, und kein Misston hat die Festfeier gestört, da die Unkenrufe der kleinen Parteizänker nicht über den Rand ihres Morastes hinausdrangen. Aber man thut gut, nicht in dem Gedanken, wie herrlich weit wir es gebracht haben, der mannichfachen Gefahren zu vergessen, die heute gerade dasjenige nationale Gut, das dem deutschen Volke den Ehrennamen des Volkes der Dichter und Denker verschafft hat, bedrohen. In den Kreisen derer, die am härtesten von den neuen Gesetzesparagraphen bedroht werden, hat denn auch die Agitation dagegen erfreulicherweise nicht geruht. Mit vielen tausenden von Unterschriften bedeckt sind die Protestlisten abgesandt worden, von Bürgervereinen, Buchhändlerversammlungen, von liberalen Geistlichen, ja sogar vom Berliner Magistrat sind Resolutionen wider die Vorlage gefasst worden. Nicht übel bemerkte eine bekannte Tageszeitung, dass die Listen der protestierenden Männer der Feder und Palette gewissermaassen ein ziemlich lückenloses Adressbuch des Geistesadels deutscher Nation vorstellen. Nur Herr Hans Hopfen, der wohl zeigen wollte, dass er nicht umsonst Ritter von Hopfen ist, protestierte devot in der Kreuzzeitung, gegen — die Männer, die eine Protestversammlung wider die Vorlage einberufen hatten. Herr von Hopfen sieht keine Gefahren für seine künftige poetische Produktion, wo doch selbst dem dekorierten Hohenzollerndramatiker und Kammergerichtsrat Wichert und Julius Wolff, dem harmlosen Rattenfänger, bänglich zu Mute wird, ein unweiser Richter möchte in einer künftigen Tragödie vom unbotmässigen Bürgermeister von Königsberg Umsturzwittern oder eine Verhöhnung der Ehe in den kecken Schelmenliedern des für freie Liebe schwärmenden Spielmanns. Erfreulicherweise hat kein Dummkopf mehr den Vorwand, es sei chic, mit dem Ritter von Hopfen für die Vorlage zu stimmen. Denn zwei altadelige Herren, der Prinz Emil von Schönaich-Carolath und der Freiherr Ernst von Wolzogen, haben mit ebenso grosser Entschiedenheit wie die Vertreter des Bürgertums sich gegen die Vorlage ausgesprochen und an ihre Standesgenossen als Mithelfer appelliert. Fordert auch Wolzogens Broschüre „Links um kehrt, schwenkt, Trab!“ durch ihre Verquickung von Aristokratie und Nietzschetum und schiefe Anschauung von der Genesis des Adels mannichfach zum Widerspruch heraus, so ist sie dennoch in ihrer Tendenz durchaus willkommen zu heissen und nur zu wünschen, dass die Worte dieses Aristokraten der Geburt und des Geistes in den Herzen recht vieler Standesgenossen ein Echo fänden. — An das deutsche Bürgertum wendet sich Konrad Telmann in einer freimütigen und von lebhafter Entrüstung diktierten Broschüre: „Wo liegt die Schuld.“ Auch er schiesst im Kampfeseifer gelegentlich über das Ziel hinaus, aber im Grossen und Ganzen treffen seine Vorwürfe ins Schwarze. Telmann ist auf dem richtigen Wege, wenn er untersucht, wie es kam, dass man regierungsseitig eine solche Vorlage dem deutschem Volke überhaupt zu bieten wagte. Das deutsche Bürgertum, meint er, hat sich allzusehr gewöhnt, alles von oben zu erwarten; im Vertrauen auf das Genie des Kanzlers, der alles zum besten lenken würde, ruhte man auf den Lorbeern von 1866 und 70. Dazu das Überhandnehmen der Skattische und Bierbänke, die Abkehr von der Litteratur, die man für Gouvernanten und Backfische gerade gut genug befand, im Parlament ein hohles rein doktrinäres Hin- und Hergerede und bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten ein dreist zur Schau getragener Bauernstolz auf die idealen Güter der Nation, die bei Lichte besehen, die wenigsten recht kannten, geschweige denn wirklich schätzten. Treffend bemerkt Telmann, die Männer am Regierungstisch brauchten blos die Parole auszugeben, diese idealen Güter der Nation seien bedroht von den Mächten des Umsturzes, als Michel aus dem Schlafe auffuhr und in Nachtmütze und Pantoffeln herauseilte, um löschen zu helfen, wo es nicht brannte. Und er würde unter dem schmunzelnden Behagen aller Junker und Pfäfflein sicherlich alle nützlichen Herd- und Kesselfeuer getreulich auslöschen, alle Gasröhren und elektrischen Leitungen, die Licht bringen, abstellen helfen, und um Sonnenfinsternis bitten, wenn ihm nicht die besonnenen Wächter in den Arm fielen und ihm kräftiglich in's Ohr schrien, dass er bald in egyptischer Finsternis schmachten würde, wenn er dem blinden Feuerlärm Gehör schenke. Ja, die Pille ist bitter, aber sie muss verschluckt werden. Unabhängig von Telmann hat dieser Tage auch der Geheime Rat von

Massow, wohl der weitblickendste und besonnenste aller derer die sich heute Konservative nennen, in einer Fortsetzung seines Buches Reform oder Revolution! denselben Warnungsruf an Volk und Parlament ergehen lassen, nicht alles von oben zu erwarten, sondern selbst Hand ans Werk zu legen und der roten und schwarzen Internationale, die den deutschen Staatskörper vernichten möchten, durch zielbewusste Reorganisation und Reform den Nährboden der Unzufriedenheit und Unbildung zu entziehen. — Es giebt sicherlich viele Leute, — die ärgerlich jeden Morgen die Zeitung weglegen: Schon wieder die Umsturzvorlage! Da vertieft man sich lieber in die Lektüre der intimsten Details der Friedensverhandlungen zwischen Japan und China. Einige glauben auch, weil der Menzel und der Mommsen, der Pettenkofer und Virchow ihren Namen unter die Protesteingaben gesetzt haben nebst andern illustren Leuten, so genüge das. Aber mit Nichten. Nur ein „Wetterleuchten der Reaktion", wie Dr. Quidde und Dr. Conrad treffend in ihren Münchener Volksreden bemerkt haben, ist die Umsturzvorlage; das rechte schwere Gewitter mit Blitzen, Donner und Hagel, die die deutsche Geistesfreiheit darnieder schlagen müssen, wird noch folgen. Durch die engen Maschen der diversen Paragraphen, wie sie jetzt endgiltig aus der Kommissionsberatung hervorgegangen sind, kann kein Schriftsteller und Philosoph mit einem irgend freimütigen, selbständigen oder gar polemischen Werke schlüpfen. Man wird Russland beneiden, wo ein „Raskolnikow" und „Väter und Söhne" von der Censur durchgelassen wird und man wird Metternichs Regime noch als wohlwollend gegen die Litteraten bezeichnen. Nicht darum handelt es sich, ob Bebel künftig eine neue Auflage seines Buches von der Frau wird herausgeben, Ahlwardt den Schulchan-Aruch schmähen, Hauptmann sein „Weberdrama" noch im „Deutschen Theater" aufführen und Pfarrer Thümmel den heiligen Triererrock, Majunke Luthers Concubinat wird schmähen dürfen. Dass dies verboten sein wird, mag Christen und Juden, Konservative und Freisinnige freuen, aber wehe den Kurzsichtigen! Auch das Centrum mag nicht zu früh triumphieren, obgleich seinen geistlichen Vertretern durch den sogen. Kanzelparagraphen, der die Möglichkeit strafloser wilster Polemik von der geweihten Stelle gewährleistet, in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit seitens der Regierung ein Vorrecht erteilt worden ist, das jedenfalls nach Kräften wider alle Ketzer ausgenutzt worden wird. Zu spät wird das Bürgertum in Stadt und Land dann seufzend die Wahrheit des alten Mahnspruchs erkennen! Principiis obsta! Noch sind wir in den Anfängen der reaktionären Aera, noch ist es Zeit, durch einmütige und freimütige Demonstrationen den wahren Volkswillen den leitenden und irre geleiteten Männern kund zu thun.

H. St.



Wiener Theaterbrief.

Von Anton Lindner.

II.

Von Wiener Bühnen. — Der Komet.

Mich packt das Grausen, denn ich denke an die Regie des Herrn von Bukovics. Herr Bukovics ist derzeit Direktor des Deutschen Volkstheaters. Das muss man nicht wissen. Die Regisseure des Volkstheaters sündigen aber, Abend für Abend, in einer geradezu köstlichalbernen Weise wider den Geist ihrer Dichter, und das muss man wissen. Zwar, Dichter führen sie dort nicht auf, nur selten kommt Anzengruber zu Wort, noch seltener Ibsen, und so will ich mich gleich korrigieren: Die Regisseure des Deutschen Volkstheaters sündigen in einer geradezu wahnwitzigen Weise wider den guten Geschmack und wider die Logik des deutschen Normalhirns. Aber man lässt sie gewähren. Ich wüsste auch nicht, wer sie daran hindern sollte. Und so bin ich noch niemals einem so farblosen Theater begegnet, einem Theater ohne jedwede Persönlichkeit, das gar so bebarrlich den Leiter verleugnet, und ebenso gut in Linz, in Berlin oder Königsberg seine „steinernen Fittiche" breiten könnte. „Steinerne Fittiche," — das ist ein Wort, trivial genug, um hier zu illustrieren! Denn, wenn Sie nach dem Wappen fragen, das man diesem Theaterbau in die Blechkuppel flicken könnte, dann würde ich Ihnen einen Kalbskopf offerieren, und über den Kalbskopf einen eselsgrauen Stern. Beides, als leuchtendes Bild genommen, ist mir Symbol der Trivialität, und Trivialität, aschgraue, speckige Trivialität, das ist das Wahrzeichen dieses — „Musentempels".

Denn, schauen Sie doch einmal her: Eine gute Hausfrau werden Sie an der Speisekarte erkennen, die sie ihrem Gatten in den Magen diktiert. Weiss sie hauszuhalten, übersieht sie, ohne Irrtum und Rast, die ihr zur Verfügung stehenden Kräuter, Wurzeln und Kenntnisse, dann wird sie keine Sauce riskieren, kein Ragoût und kein Purée, das ihren Wort in den Augen ihres Gatten auch nur um zwei Millimeter zum Sinken brächte. Weiss sie hauszuhalten, dann wird sie aber auch die Monotonie geschickt umsegeln. Sie wird diese Klippe meiden, ängstlich und sorgsam, wie nur ein preussischer Staatsminister die „Weber" flieht, denn Monotonie ist bös und Langeweile kann

nicht nur dem Theaterhäbitué, sie wird auch dem gekränkten Gatten den Zorn in den Magen treiben. Toujours perdrix!? Und da kommt noch das Üble hinzu, dass uns nicht etwa mit fremdländischen Rebhühnern aufgewartet wird. Das nüchternste gallische Huhn hat doch, Sie wissen es, mehr Salz in den Adern, als so ein deutsches, vierschrötiges Federvieh, das nicht einmal nach Deutschland zuständig ist, weil es sich den germanischen Hinterleib, wie's Mode ist, mit wälchen Federn geschmückt hat.

So schauen Sie doch nur einmal her: da ist das Menu des Herrn Bukovics. Und nun urteilen Sie selbst, ob wir nicht alle Ursache haben, Herrn von Bukovics das Kochen zu verbieten, oder doch wenigstens ihn seine eigene Köcherei vier Wochen lang schlucken zu lassen. Ach leider, leider, das ist das empörende Privilegium unserer Direktoren: dass man sie nicht zwingen darf, den Darstellungen ihrer Bühne beizuwohnen. Ihre eigenen Theater besuchen sie nicht, denn was sie dort erwartet, das wissen sie. Aber man lasse das ortspolizeilich statuieren, man promulgiere einen Erlass, in welchem es dem Direktor, dem Dramaturgen, dem Ober-Regisseur zur Pflicht gemacht wird, allabendlich in der Direktionsloge Schildwache zu sitzen, oder, eleganter formuliert, jedem Stücke des Repertoires bis zur fünfzigsten Darstellung (inklusive) beizuwohnen. Natürlich müsste persönliche Anwesenheit ausdrücklich gefordert und eine Vertretung nur im Erkrankungs- oder Todesfall zugelassen werden. Auch müsste, um dem genaussregelten Trifolium diese Polizeiverordnung nicht allzu hart erscheinen zu lassen, auf eine ähnliche, längst schon zu Recht bestehende Amtspflicht des Theaterarztes, des Theater-Kommissärs und Feuerwehrkorporals hingewiesen werden. Auch müsste diese Pflicht „bei sehr empfindlicher Geldstrafe und, im Nichteinbringungs- oder Wiederholungsfall, bei Verlust der Berufausübungs-Concession" gefordert werden. Eine solche Korrektur der Hausordnung würde Wunder wirken. Denn dass sich dann die Herren freiwillig zu hirnverbrannten (bei 50facher Reprise wohl auch hirnverbrennenden) Stücken verurteilen würden, ist schwerlich anzunehmen. Ein erfreuliches Steigen unseres Bühnen-Niveaus wäre die unausbleibliche Folge.

Und nun hören Sie, bitte, das Premièren-Menu des Herrn v. Bukovics. Da finden Sie:

Halali (Skowronek), Jour fix (Lubliner), Das neue Stück (Lubliner), Zwei Wappen (Blumenthal & Kadelburg), Schosskind (B. Köhler und Blumenthal. Bei Ihnen: Aus Berlin W), Cornelius Voss (Schönthan), Kind des Glücks (Birch-Pfeiffer), Kameraden (Fulda), Hasemanns Töchter (L'Arronge). Dann aus Österreich-Ungarn: Man sagt (Viktor Léon und Waldberg), Entsagung (Karczag), Eine leichte Person (A. Bittner und O. F. Berg). Dann, mit Anstand zu sprechen: eine längst vergessene Verführung der „Komödianten" (Pailleron), ein scenisch und schauspielerisch missglücktes „Kätchen"-Experiment (Kleist) und der heimlich verklungene „Doppelselbstmord" (Anzengruber).

Dieser Speisezettel mag Ihnen wenig behagen. Sie werden den genialen Funken, den er künden sollte, vergeblich suchen, und so gestatten Sie mir wohl auch, meinen Goethe zu variieren: An dem Repertoire, das ein Theaterdirektor wählt, erkennt man, wess Geistes er ist. Aber, gilt der Regent nichts, dann taugen wohl seine Minister; denn sonst müsste doch das Reich einen Purzelbaum in die Lüfte schiessen und, wie ein Konglomerat aus Dreck und Feuer, in ein albernes Nichts zerstieben? Und sehen Sie, das ist nun gar nicht richtig. Minister des Äussern, das ist der Dramaturg, und Minister des Innern, das ist der Regisseur. Aber sie wollen beide die — Handelsangelegenheiten, und so sorgen sie für eine rentable Kommerzialpolitik, und pflanzen Kraut und Kohl und Kartoffeln, wo sie Senf und Salz und Ingwer gewinnen sollten, und zimmern geräuschvolle Maschinen, die das feine Ticken graziöser Geister übertönen, und konstruieren Uhrwerke, die nach rückwärts gehen, und lassen Stampfkolben und Sturmböcke kommen, die das Neugeartete niederbügeln oder rücksichtslos bei Seite schieben. Da ihnen jeder Sinn für Stil und Gegenwart abgeht, lieben sie es, dem missverstandenen Heute den mürben Rock von gestern um die Schulter zu schnallen, und da ihnen auch Geschmack und technische Schulung fehlt, durchziehen sie ihr dunkles Reich, wie die Staatsklugen des Vormärz, mit einem Netze alter, morscher Gleise und setzen Fuhrwerke darauf, die immer drei Schritte rückwärts gleiten, wenn sie einen nach vorwärts wagen.

Wir haben hier nur wenige Ausnahmen. Da ist die Regie des Burgtheaters, an der nur vereinzelte Nörgler zu mäkeln haben, — und nur selten mit Recht. Da ist ferner Herr Langkammer vom Raimundtheater, der allerdings nur seinen „kleinen Kreis" hat, doch weiss er ihn meisterlich „zu pflegen". Und so muss er ihm „fruchtbar werden", wie Goethe meint. Alpine und wienerische Volksstücke sah man noch nie so harmonisch, so plastisch und sicher aus den Brettern tauchen; er weiss da Erstaunliches zu leisten, und immer neue Nuancen zu entdecken, an die der Dichter nun schon gar nicht gedacht hat, weil der ja meist kein Dichter ist. Und weil dieser seltene Regiekünstler Spürsinn und Konsequenz hat, weiss er auch Melodie und Duft und Seele über das Unscheinbarste zu breiten, so dass da immer die reife Stimmung ist, die wir suchen, und, was das Wertvollste an dieser Kunst ist: selbst — Anregung vermag sie zu bieten! Man kann ihm nützen, wenn man selber dramatische Keime im Herzen trägt. So liebt er es auch, die dichtenden Kindlein zu sich kommen zu lassen, und gerne giebt er ihnen Rat und Hilfe und mancherlei Instruktion. Dazu kommt noch, dass er daheim Frau Margarete hat, seine Gattin, deren kluge, intime und reizvolle Seele auch Sie vor kurzem

in Ihrem Lessing-Theater atmen gehört haben. Sie ist die Dichterin der „Gefallenen Engel“, ist Dichterin der „Überzähligen“, und weil Sie das wissen, ahnen Sie wohl auch, dass sie gern mit resoluten Farben tuscht, auch männlich tapfer, der Zeit zum Trotz, für Recht und Freiheit ficht, — und doch, und doch, just gerade in weiblich-wienerischen, schlichten Stimmungen dünkt sie mir Meisterin. Als rechtes Weib hat sie die grosse Liebe zum Détail, und weil sie klug in die Welt schaut, und so ganz und gar nichts vom Durchschnittsweibe an sich hat, weiss sie auch immer dort stehen zu bleiben und liebevoll zu betrachten, wo die anderen achselzuckend vorübergehen. So fühlt man, wenn man auch nicht in die Fenster guckt, die stillen, vieldeutigen Fäden, die sich da von ihm zu ihr, von ihr zu ihm, herüber-hinüber spinnen mögen. So ist man auch fast versucht, dieses stimmungsvolle Ehepaar den Bjarne P. Holmsen der Regie zu nennen. Und wie sie Dichterin ist, weiss er auch immer, und weiss es instinktiv, ein kluger Nachdichter zu sein.

Aber da ist auch ein Herr Wachtel. Da ist nämlich, im Raimund-Theater, ein Regisseur, der sich Herr Wachtel nennt, und Wachteln sind fruchtbar und mehren sich. In der Wüste schmecken sie gut, das weiss man aus der Bibel. So möchte ich Herrn Wachtel und all die Herren, die mit ihm die dicke Luftschicht des Unverstandes durchflattern, heute noch in die Wüste schicken. Wachteln inscenieren plump, Wachteln inscenieren in Jamben. Wie wir aus der Bibel wissen, waren sie fett und ungelenk, und leicht verdirbt man sich den Magen, wenn man sie allzu oft goutiert.

Leider, goutieren muss man sie hier! Da ist nämlich das Volks-Theater; das hat auch seine Wachtel, und das ist Herr Kadelburg. Der Mann ist Ihnen wohlbekannt, aber das ist nicht der Grosse Kadelburg, es ist nur sein Bruder. Wenn man sich amusieren will, sieht man ihn an; aber man muss dann nur ihn in dem Stücke sehen (er steht hinter den Koulissen), und muss an die Drähte denken, die er so possierlich-ungeschickt zieht, und an die Tapeten, die er immer an die unrechte Stelle klebt, und an die Paluchefauteuils, Ofenschirme, Orangerien, die er immer an die unrechte Stelle stellt.

Verlangen Sie nicht, dass ich Ihnen über die Repertoirestücke dieser Bühne berichte.

Was soll ich Ihnen z. B. von den „Cabotins“ erzählen? Sie kennen diesen Pailleron vom Neuen Theater her. Dort hatten Sie unseren Bonn als Pégomas, aber hier war Tyrolt, und der hatte seinen bösen Tag. Wir hätten uns Mitterwurzer gewünscht, doch der ist in der Burg, und dort weiss er sich auch königlich zu inscenieren. Man ehrt ihn, wie man die Majestät der Gaukler nur ehren kann, und fast scheint es, als ob er dem Doktor Max Burckhardt die Theaterwoche in die Feder diktieren würde. Ihm lauscht das Repertoire und willig folgt es seinem Wink. So wird uns das unvergleichliche Vergnügen, einem Mimen von unendlich bunten, unendlich geschmeidigen und fruchtbaren Talenten, der seine Seele turnen gelehrt, wie kaum ein zweiter, fast jeden dritten Abend dankbare Kränze zu flechten.

Und manch ein Lorbeerblatt fliegt auch Herrn Burckhard an den Kopf. Denn wir, die wir jung sind, wir können es kaum vergessen, dass er dem Burgtheater den neuen Stil gegeben; den neuen Stil, der seltsamerweise an die schönsten Zeiten des alten Burgtheaters gemahnt, doch aber neu ist, weil er den lauten Forderungen unserer Zeit entspricht, wie jener alte den lauten Forderungen seiner Zeit entsprach. Dieser neue Stil, er schwingt nun, jenseits von Akademie und jenseits von Alfred Baron von Berger, seine Schellenmütze trällernd in den leuchtenden Morgen. Wir rufen nicht mehr durcheinander, ohne Halt und Ordnung, der dick, der dünn, und der wie ein mausernder Piepmatz; wir brüllen auch nicht, wie der Stier von Uri, aber wir sprechen, und möglichst einheitlich gestimmt, und möglichst harmonisch dem nämlichen Kammerton angepasst. Und was das Wundersamste ist: wir sprechen, weil wir — etwas zu sagen haben. Max Burckhard hat uns Ibsen gebracht; gebracht, obgleich wir ihn hier in Wien schon viel früher hatten. So dürfen wir uns rühmen, den Ton des grossen Nordländers am glücklichsten zu treffen, so glücklich und reif, wie kaum eine zweite Stadt. Das hat „Klein Eyolf“ bewiesen. Man denke nur: Mitterwurzer, Frau Hohenfels und zwischen beiden — die Sandrock; Adele Sandrock, die soeben den Fängen des Herrn v. Bukovics entkam und dem Volkstheater entflohen, in das sie wohl niemals hineingehörte.

Dort war sie Tyrannin, und von despotischen Alluren; dort hatte sie ihren Hofstaat, und all die weibliche Talentlosigkeit, an der das Volkstheater so überreich ist, gehorchte ihrem Fächer. Aber sie wollte nicht Königin von Schöppenstedt sein, da sie Fürstin von Rom werden konnte. Schon kamen die Überschwänglichen, die ihr die Marke: „Grösste deutsche Schauspielerin der Gegenwart“ auf die Schulter klebten. Da liess sie, wie um dem alten C. J. Caesar ein Schnippchen zu schlagen, der langen Frau Odilon und dem kurzen Fräulein Retty, einem Flüchtling aus Berlin, die bürgerlichen Sorgen des Volkstheaters (wo sie Königin war) und hielt ihren Einzug in die k. und k. Hallen der Hofburg (wo sie nur Fürstin ist) . . . Seltsam schnell fand sie sich in den Duft dieser Hallen. Als Maria Stuart, als Feodora verriet sie, dass sie dereinst noch Wunder wirken will, und nun wird man ihr die Magda der „Heimat“ geben, eine Prunkrolle der Barsescu, — denn endlich soll auch der vorletzte Sudermann, dem der letzte die Thore geöffnet, in der Burckhardburg begrüsst werden. Die

„Schmetterlingsschlacht“ hat, in meisterlicher Darstellung, imponiert, und nun wollen sie die „Heimat“, so ganz ohne Rangklassenstolz, vom kleinen Raimundtheater erwerben.

(Schluss folgt.)



An Friedrich Nietzsche.

Bin ich das noch, durch dessen Herz erbraust
Dein hohes Lied in neu gewalt'gem Klang,
Wie Sturmwind, der um dunkle Wipfel saust,
Dein Lied, das sich die Freiheit selber sang?

Ich bin erwacht. — Was seid ihr drunten klein!
Hab wirklich jemals ich mit euch gelebt?
War'n eure Freuden, Leiden jemals mein?
Hab jemals euer Streben ich gestrebt?

Bin ich das noch, der hier mit stolzem Mut
Einsam erhaben steht ob Not und Tod,
In tiefem Herzen wundersame Glut,
Um freies Haupt ein sel'ges Morgenrot?

Berlin. Paul Bernstein.

„Hammerschläge“.

Mittags nach genossnem Mahle,
Streckt' ich mich auf weiche Polster,
Der gewohnten Ruh zu pflegen. —
Schon umspannen süsse Träume
Meine Seele; aber immer,
Wenn ich zu entschlummern wähnte,
Schreckten, von der Strasse zitternd,
Hammerschläge, schwer und gellend,
Mich empor aus meinem Schlummer.

— — — — — — — — — —

Also wollt' ich oft im Leben
In des Glückes Schoss mich betten,
Aber jählings immer wieder
Riss mich auf aus holdem Wahn
Fieberheisser Sehnsucht Hämmern;
Rastlos pochend und den Frieden
Unablässig von mir scheuchend . . .

Sondershausen. Theodor Freiberg.

Gedichte von Graf Karl Snoilsky.

Verdeutscht von Fr. Ohessergs

I.

Die Blutbuche.

Steife Hecken, glatt geschoren,
Wie in Sammtlivreen gesteckt,
Grünen, nach der Schnur geschnitten,
Ganz normal und ganz korrekt.

Gleiches Grün im ganzen Parke
Wie ein Hauch des Schlummers weht;
Zwischen drin mit eignen Farben
Blutrot eine Buche steht.

Durch den Stamm fliesst dunkelpurpurn
Stark des Lebenssaftes Flut,
Jede Fiber, jeden Blattnerv
Sättigt seine tiefe Glut.

Ungern nur als Gast geduldet
In dem dumpfen, schwülen Hain,
Wirft sie in die Alltagsfarben
Flammenden Protest hinein.

Grämlich schüttelt seine Glöckchen
Pavillon vom Zopftumland,
Nischenpuppen hätten gerne
Zu dem Baum die Axt gesandt.

Doch, was hilft's? Er steht nun einmal;
Und des Abends sanfter Hauch
Lispelt lieblich in der Buche
Dunkelroten Blättern auch.

Und die Schönheit flieht, die arme,
Wenn des Tages Zwang vorbei,
Unter ihren trauten Schatten
Weint sich dort die Seele frei.

Und des freien Sanges Vogel,
Der nicht Käfig kennt noch Herrn,
Liebt den dunkeln Baum vor andern,
Singt in seiner Krone gern.

II.

Wieder in Sorrent.

Sorrent, in Licht und Grün so schön!
Wie lacht so weis auf deinen Höhn
Die Stadt im Sonnenschein!
Sorrento - Luft,
Sorrento - Duft,
Vorm Fenster der Orangenhain!

Der Hain so voll von Blütenschnee
Baut an der veilchenblauen See
Ein schattig Nymphenbad.
Sorrento - Scherz,
Sorrento - März!
Des Zephyrs Spiel mit Well' und Blatt.

Noch träumen Töne ohne Zahl
In Wind und Halm, in Berg und Thal;
Die weckt ein Wörtchen wohl.
Sorrento - Ruh,
Sorrento Du,
Sorrento, du des Herzens Pol.

Im Tingeltangel.

Jüngst wollt' ich, Menschenstudien zu machen,
In München die halbe Nacht verwachen. —

Fünf ausgetretene Stufen hinunter.
Ein langer Saal. Ein kunterbunter,
Lärmlauter Schwarm von Ladenschwengeln,
Studenten und gezierten Bengeln
In stinkend schwerem Cigarrendunst.
In Aller Blicken feuchte Brunst.
Ein grellgeschminktes Frauenzimmer
Sang zu des alten Klaviers Gewimmer:
„Man lebt ja nur ein einzig Mal!“
Sie sang es wohl ein Dutzend Mal
Frech lächelnd, unter Beifallsrufen
Und Knixen, von der Bühne Stufen.
Ich fand in einer Seitennische
Noch Platz an einem leeren Tische
Und war sofort, trotz Ort und Zeit,
In meiner innern Einsamkeit.

So ist's denn wahr, o du Natur,
Giebt's wirklich hier auf Erden nur
Halbgötter, Kinder und — Hunde
Gleich dieser cynisch lauten Runde?
Was hat die Schaar hierhergetrieben
Mit scheuen Blicken gleich den Dieben?
Der Durst nach Schönheit, nicht zu stillen,
Verwandelt oft vom wirren Willen?
Und dieses widerliche Weib
Mit seinem feilen Sündenleib,
War's nicht auch Gottes Ebenbild,
Geschaffen, in der Welt Gefild
Als schöner Ring sich einzufügen
Der Menschheit Kette? Lügen! — Lügen?
Und nun —
Da bin ich plötzlich weit
In meeresstiller Einsamkeit.
Ein Blumeneiland steigt aus Wogen
Und Glanz zum blauen Himmelsbogen.
Zwölf gelbe Marmorsäulen ragen
Aus sattem Lorbeergrün und tragen
Ein Tempeldach. Hell in der Mitte
Schweigt marmorn eine Aphrodite.
Und vor dem Bildnis steht ein Weib,
Im Sinnen leicht geneigt den Leib,
Das reife Haupt gebeugt vor Glück,
Das selten, ach, nur einem Stück,
Die Häupter beugt wie tauige Blüten,
Dass sie es voller Demut hüten. —
Und plötzlich stieg die Melodie
Aus Beethovens siebenter Symphonie,
Das wunderherrliche Andante,
Das erdenwärts ein Gott uns sandte,
In mir empor: der heilige Sang
Der Trauer, die die Welt umschlang:
Ein wunderbar verklärter Gram,
Der aus den Schmerzen Trost sich nahm. — —

Da jagt' mich's auf.
Die Frühlingsnacht
Stand ob der Stadt in lichter Pracht.
Mich trieb ein Sehnen wundersam,
Das stürmisch mich gefangen nahm,
Zu meinem Glück, das nur im Schweigen
Kann seiner Allmacht Tiefe zeigen,
Und als ich rasch den Park durchfuhr,
War voller Leben die Natur,
Ein Flüstern, Atmen, Quellen, Spriessen,
Die Welt in Blüten einzuschliessen —
Verschlafen bellte fern ein Hund.
Doch tief in meines Herzens Grund
Klang noch das Lied durch leise Qual:
„Man lebt ja nur ein einzig Mal!“

Da grüsst mich, leuchtend wie ein Stern,
Der Lampe Licht durch Dämmer fern.

München. Wilh. Weigand.

Am Meer.

An den Molo schlägt das Meer;
Ferne Schiffe: Panzer, schwer
In die Tiefe wühlend;
Handels-Dampfer — stetig flink;
Segler, jeden Windeswink
Leicht im Fluge fühlend.

Hin zum Segler fliegt mein Traum.
Möchte nicht durch Wind und Schaum
Als Maschine gleiten!
Hurtig bald, bald sinnend still,
Wie die Luft es eben will,
Streb' ich in die Weiten.

Wien. Paul Wertheimer.

Ich sah im Traum ein wogend Ährenfeld.

Ich sah im Traum ein wogend Ährenfeld
Ergossen rings in Sommersonnengluten,
Von gold'nem Segen jeder Halm geschwellt,
Sanft rauschend wie des Meeres breite Fluten.

Und Blumen schlangen durch die Ähren sich,
Mit buntem Glanz die gold'ne Pracht verklärend,
Die rankten um die Halme schwesterlich
In Demut still, und wenig Raum begehrend.

Ein schönes Bild, an zarter Deutung reich!
Mir aber kam der Wunsch, der heisse, grosse:
Mein Leben sei vor allem überreich
An Ähren, — doch nicht völlig blütenlose.

Zittau. Anna Dix.

„Führ mich zurück“.

Führ mich zurück ins Eden
An Deiner zarten Hand,
Die meines Schicksals Fäden
So wundersam gewandt.

Und nimm von mir die Sorgen,
Und mach mich wieder frei,
Dass uns ein heller Morgen
Das ganze Leben sei.

Es riss die dunkle Stunde
In wildem Wahn mich fort,
O sprich aus Deinem Munde
Mir das Erlösungswort.

Gieb mir die Reinheit wieder,
Gieb mich mir selbst zurück,
Dir geb ich meine Lieder,
Gieb Du mir denn mein Glück!

Bremen. Johannes Nelson.

Marie.

Wie Deine Wangen sich entfärben,
In Glück und Freuden sonst so rot;
Dein junger Mund spricht müd vom Sterben,
Schreckt Dich denn nicht der Tod, der Tod?

Zieht Dich der Sternenglanz nach oben,
Von wo noch niemals Kunde kam?
Lockt Dich die ew'ge Macht dort droben,
Die Dir Dein Kind vom Herzen nahm?

Wie Deine Wangen sich entfärben,
In Glück und Freuden sonst so rot;
Dein Herz ist müde, müd' zum Sterben,
Und lächelnd harrst Du auf den Tod.

Berlin Georg Fernandez

Eine Stunde.

Du hast mir einst in stiller Abendstunde
So sehnsuchtsruhig in das Aug' geschaut,
Als ringsum in der knospenweissen Runde
Der Lenz sein buntes Blumenbeet betaut.
Ich weiss es nicht, warum so seltsam eigen
Mich da ein süsser Wonnerausch beschlich,
Ein Vogel sang in traumumraunten Zweigen,
Um jene eine Stunde lieb ich Dich.

Du gingst dahin, und mit dem letzten Säuseln
Des Frühlings schwand auch meine Herzensglut;
Im Abendwind sich leis die Wellen kräuseln,
Darauf die Barke meines Lebens ruht.
Doch blüht der Frühling wieder in der Runde,
Erfasst ein Weh, ein ungeahntes, mich,
Und träumend denke ich der einen Stunde,
Um jene eine Stunde lieb ich Dich.

Iserlohn. Carl Hütter.

An den Schmerz.

(An meine Mutter.)

Wen nimmer Du angeblickt mit dem ernsten Aug',
Wem nie durchs blutende Herz fuhr Deine kühle Hand,
Wer weinend Blumen der Liebe nie auf ein frisches Grab gestreut,
In Nacht nicht goldene Hoffnung sinken sah,
Wer nie gerungen, nie gekämpft

Nicht Mensch ist, wer nie litt.

Du bists, der Menschen zu Menschen macht. —
Wie vor des Herbstwinds Schauern das welke Blatt,
Verweht vor Deinem Hauch, was eitel in uns und Tand,
Doch wie der Demant nicht zerschmilzt in läuternden Feuers Glut,
Nein — reiner strahlt er, edler, denn zuvor,
So aus des Menschenherzens schmerzdurchbebten Tiefen
Blitzt auf in herrlicher, demantner Reinheit,

Was echt in uns.

O nimmer drum beneid' ich sie, denen du ferne bliebst,
Des Glücks verhätschelte Kinder — Schmetterlinge, gaukelnd
In ewiger Sonne schattenloser Bahn.
Vergänglich sind des Glücks in Laune gegebene Güter,
An leicht Errungenen nimmer hänget des Menschen Herz.
Doch was in schweren Stunden du gabest mit karger Hand,

Nicht gleissts und glänzts,

Doch unser ists in Treue und verlässt uns nicht.
Wohl oftmals lastet mit schwerem Druck deine Hand auf uns,
Wohl bäumt sich murrend empor das arme Herz,
Bis dass die friedensvolle Kunde wird dem Wissenden,
Dass du nur züchtigst, wen du liebst; dass aber aus deiner Liebe
Ein tausendfältiger Segen dem Menschen spriesst.
Zu mir auch, da in der Jugend ahnungsvollem Dämmer,
Die goldene Harfe reichend, zu ihrem Dienste die Hehe mich weihte,
Bist du getreten, und übers junge Haupt mir
Hast segnend du deine Hand gestreckt, sprechend des dunklen
Schicksals ernstes Wort, den Weihespruch meines Schaffens:

„Im Schmerz ist Leben."

Ich kämpfte schwer. In Nacht ging ich meinen Weg, — du selbst
Hast oft mir die saitenschlagende Hand geführt, die bebende —
Doch wenn ich wankte, bleiche Verzweiflung nach dem Herzen griff,
Dann hab aus deinem Kusse ich Kraft gesogen,
Und schmerzvoll jubelnd klangs aus den stürmenden Saiten:

„Im Schmerz ist Leben".

Und tiefer, reiner — hoch über Gemeinem fort, von dir geleitet
Strebt ich zum Lichte —
Schon dämmerts um das Haupt des Mannes strahlend auf,
Wie viel schon gabst du mir, heiliger Schmerz,
Des stillen Lebens echte Freuden, dir, nur dir dank ich sie alle,
Dir meines Herzens Ruhe, der ernsten Seele sonnige Heiterkeit,

Dir dieses Schaffens lichtverklärten Drang, den ringenden,
Und da du mich leiden lehrtest,
Mit andern lehrtest du mich leiden in Erbarmen.
Der reinen Menschenliebe duftende Blüten –
Du nur, du hast sie mir auf den Weg gestreut,

Hab Dank, hab Dank!

Und wenn auch fürder auch in Dissonanzen schrill erbebt das Herz,
Da du in seine Saiten gegriffen mit weher Hand,
Ich weiss, dir dank ichs, wenn dereinst
Des sterbenden Herzens letzter Ton — ein jubelnder Accord —

Verklingt — in Frieden!

Berlin Paul Bornstein.

Epistel.

An Comtesse E. S., Graz

Im Kreis von schönen Frau'n hört' deinen Namen
Ich jüngst zum erstenmal. „Sie dichtet" sprach
Ein holder Mund. Mit jenem Augenaufschlag
Dann ernst: „Und gar im Geiste der Moderne!"
Sie dichtet. Seltsam, ja unglaublich klingt es:
Moderne Dramen, Epen und Gedichte
Von zarter Mädchenhand geschrieben! Traun!
Die neu'sten Walzer fehlerfrei zu klimpern,
Der Wochen zwölf beharrlich zu verbringen
Mit einer Broderie, ich lass' es gelten,
Dazwischen auch zum angenehmen Wechsel
Im jüngsten Heyse blättern oder Ebers:
Doch dichten, schreiben, nein!
„Ein Haidemärchen!"
Ich las und las. Mir glühten heiss die Wangen.
Im Herzen drinnen pochte, längst versargt
Und totgeglaubt ein jugendlich Erinnern,
Und durch der Seele Saiten zitterte
Ein Märchen von der Liebe Lust und Leid,
Von Glück und Schmerz ein wundersames Lied,
Von zarter Mädchenhand geschrieben einst,
Ein Haidemärchen . . . Und ich las und las.
Hab' dann vor dir mich, junges Weib, gebeugt,
Verehrend deinen Namen leis gelallt
Und dann ins Herz ihn, das leiderprobte,
Mit Flammenschrift gegraben:
Ja du dichtest,
Ich glaub's, und jede Zeile, die du schreibst
Mit zarter Mädchenhand, ist ein Gedicht,
Mit Blut vielleicht, mit Herzblut gar geschrieben.
Und wenn das Kleid der Magd die zarten Glieder
Dir hüllte und dein Heim die ärmste Hütte,
Ich würd' in dir die Dichterin begrüssen
Und würd' wie jetzt ich thu' den Lorbeer pflanzen,
Von dessen Reis der Kranz einst deiner Stirne.

Schloss Gleichenberg (Steiermark). Wilhelm Ruland.



Gustav Freytag †.

In die Reihe der älteren hervorragenden Vertreter deutschen Schrifttums hat der unerbittliche Tod wieder eine klaffende Lücke gerissen. Ein Lieblingsdichter der Nation, um diesen in Nekrologen sonst ungebührlich freigebig verteilten Ehrentitel zu gebrauchen, ist in der That mit Gustav Freytag dahingeschieden. Nicht mitten in rüstiger Schaffenskraft ist er abgerufen worden, sondern als hochbetagter Mann, der auf ein reiches und fruchtbares Leben zurückblickte und das beste, ja vielleicht alles, was er zu sagen hatte, seinem Volke bereits gesagt. Es mag ja manchem scheinen, dass er durch sein langes freiwilliges Schweigen etwas aus dem Kontakt mit den litteraturfreundlichen Volkskreisen gekommen sei. So bedeutet sein Hinscheiden keinen unmittelbaren Verlust für das zeitgenössische Geistesleben, aber erfüllt dennoch alle in Betracht kommenden Kreise mit aufrichtiger Trauer. Das gegenwärtige litterarische Deutschland ist, wie Nietzsche einmal mit bitterer Ironie hervorhob, nicht so reich an hervorragenden Persönlichkeiten, die den Vergleich mit den grossen Meistern des Auslandes aushalten können, dass man einen Namen wie Freytag mit leichtem Herzen aus den Listen der Lebenden gestrichen sehen könnte. Es war gleichsam eine Beruhigung, ihn noch unter uns zu wissen, mochte er auch nicht mehr durch neue Gaben zur Mehrung des poetischen Nationalschatzes beitragen. Haben wir doch schon heute die Gewissheit, dass mehrere der Werke des Verewigten für alle Zeiten wie auch Geschmack und Sinnesrichtung sich verändern mögen, ihren Wert behalten werden und als Marksteine in der Entwicklung der deutschen Litteratur gelten. Diese Überzeugung verträgt sich wohl mit der freimütigen Erkenntnis der Mängel und Schattenseiten, die der Freytagschen Produktion anhaften, aber wie die ideale Ferne, aus der die Nachwelt den entschlafenen Dichter betrachtet, geeignet ist, das, was er geleistet und was er seinem Volke gewesen, in ganzer Grösse zu zeigen, so ermöglicht sie auch, unbefangen zu untersuchen, inwieweit die Schwächen des Dichters Schwächen seiner Zeit waren und in den Anschauungen und Lebensbedingungen jener Tage, in denen er schaffte, wurzeln. Die nächste und berechtigtste Empfindung, die den Einzelnen sowohl wie die Nation angesichts des frischen Grabhügels, der Gustav Freytags sterbliche Überreste deckt, beseelt, ist die der Dankbarkeit. Nicht gering fürwahr ist die Zahl derer, die mit der Lektüre von „Soll und Haben" ihren ersten grossen litterarischen Eindruck empfangen haben, der wohl ebenso nachhaltig wie der nach der ersten Aufführung von Wallenstein und Faust ist. Und nicht minder freundliche Eindrücke, jedenfalls niemals den der Langeweile, wird die Lektüre der übrigen Freytagschen Schriften dem jugendlichen Leser hinterlassen haben. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit aber beklagt in dem Toten einen seiner getreuesten Söhne, der wie

wenige andere für die Erkenntnis und Wahrung germanischer Eigenart, für die Erforschung seiner Zustände in früheren Zeiten erfolgreich thätig gewesen ist. Im Mutterboden wurzelte Freytags Kraft, in stetig erneuter Berührung mit ihm gewann er wie der Gigant der griechischen Sage neue Stärke. Dabei war er keiner jener blöden Hurruhpatrioten, die mit dem nationalen Gedanken hausieren gehen, ein warmer Verfechter der monarchischen Idee und Freund des Kaiserhauses und desjenigen Fürsten, der am freigebigsten Adel, Titel und Orden verteilte, aber stets ein Mann des freien Gedankens und der freien Rede, der als er zuletzt zu seinem Volke über den „Kronprinz und die Kaiserkrone" sprach, goldene Worte über Monarchenerziehung und die den hohen Herren drohenden Gefahren des Selbstbetrugs sagte, Hofrat und Geheimrat und später gar Excellenz, der einzige bürgerliche Poet seit dem grossen Wolfgang, dem dies Prädikat zuteil geworden, aber nicht hofrätlich in Gesinnung und Ausdruck und das Adelsdiplom stolz bescheiden ausschlagend. Von idealen Gesichtspunkten bei seinem Schaffen geleitet, aber ein Feind der ideal sein sollenden hohlen Phrase, mit scharfem Blick für die realen Thatsachen des Lebens und die augenblicklichen Erfordernisse begabt, nüchtern, wo er sich einer Phantasiewelt politischer Schwarmgeister und sozialer Utopien gegenüber befand, begeisternd und begeistert, wo es galt, auf dem Boden der konkreten Thatsachen einen gesunden Idealismus zu pflegen. Freytag blickte bereits auf eine ziemliche Reihe von Lebensjahren und eine vielseitige Thätigkeit zurück, als er mit seinem berühmten Erstlingsroman den grössten litterarischen und buchhändlerischen Erfolg errang, den Deutschland auf diesem Gebiete je gesehen hat. Wir sind heute schon in der Lage, die einzelnen Faktoren, die zusammen kamen, zu erkennen und diesen Erfolg auch denen, die sich selbst den unleugbaren Schönheiten dieses Werkes gegenüber skeptisch verhalten, verständlich zu machen. Wie bei den ersten Gedichten Geibels und den Liedern Mirza Schaffys ist auch der Erfolg, der Freytags Roman zuteil ward, aus der anfänglichen Begeisterung und dann folgenden tiefen Depression, die Ende der vierziger Jahre in Deutschland herrschte, zu erklären. Man war in weitesten Kreisen geneigt mit Goethe politisch Lied ein garstig Lied zu nennen, man hatte das aufreizende Pathos der Herwegh und Freiligrath satt, man verlangte statt der zertrümmerten politischen Ideale etwas Neues, Greifbares, man wollte sich Rechenschaft über sich selbst ablegen. Da erschien der schlesische Poet mit seiner berühmten Parole, das deutsche Volk da zu suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, bei seiner Arbeit. Er zeigte dem deutschen Bürgerstand, wie in dieser redlichen Arbeit allein sein Ideal begründet liegt, wie die redliche Arbeit schliesslich über adelige und polnische Lotterwirtschaft und jüdische Pfiffigkeit triumphiert. Aber er war kein blinder Lobhudler, der der Nation Weihrauch streute, er stiess Hinz und Kunz mit der Nase darauf, wo's zu bessern galt. Dabei im Ton verständig und verständlich, hausbacken und doch wieder hinreissend, die ganze Darstellung von gesunder Wärme belebt, den Erdgeruch der Scholle atmend, ein Humor, bald an Dickens, bald an Reuter gemahnend, durchs ganze Buch hindurch, manchmal derb und selbst an die Karrikatur streifend, hin und wieder auch ein bischen Rührseligkeit, ein Zug zum Pathetischen und Doktrinären. Auch wer die verschiedenen technischen und später zu berührenden tieferen Mängel des Buches nicht verkennt, wird sich seinem stellenweise ungemeinen Reiz nicht entziehen können. Dasselbe gilt von der „Verlorenen Handschrift", scheinbar stofflich schon verfehlt und hinwiederum stofflich interessanter als „Soll und Haben", Freytags humoristische Begabung in erhöhter Potenz zeigend, aber ebenso seine Neigung zum Doktrinären und Pathetisch-sentimentalen in verstärktem Maasse aufweisend. Die kardinalen Schwächen der Freytagschen Muse lassen sich nirgends besser demonstrieren, als gerade an diesem Roman. Als mangelnde Weite des Horizonts, als klein-, ja spiessbürgerlicher Zug sind sie schon von ehrlichen Kritikern früh charakterisiert worden. Freytag ist nicht der Mann, sich wie Raabe, Gottfried Keller oder Seidel liebevoll in eine kleine umgrenzte Welt, deren Horizont mit Brettern vernagelt ist, einzuspinnen, eine absichtliche Beschränktheit zu kultivieren. Er will auch nicht mit Daudets lächelnder satirischer Grazie absichtlich karrikieren und die Helden von Tarascon und der Akademie wie fossile Insekten im Bernstein wunderlich konserviert unsterblich machen. Er ist ein Freund hoher geschichtsphilosophischer Auffassung und steckt seine Ziele weit; aber häufig ist auch das umgekehrte der Fall. Man erstaunt billig, dass ein Poet, der so viel kann, so wenig will. Das Fehlen einer bedeutenden Perspektive macht sich auch am Schlusse des grossen Romancyklus „Die Ahnen" unliebsam fühlbar. Man hat dem Dichter infolge des Umstandes, dass er den letzten der Ingosprossen Journalist werden lässt, sogar den Vorwurf der Selbstverherrlichung gemacht, während man eine Zeitlang geglaubt hatte, das Werk werde auf eine Verherrlichung der Hohenzollern, Bismarcks oder Freytags herzoglichem Gönner hinauslaufen. So verläuft der Cyklus sang- und klanglos im Sande, keinen Pulsschlag einer grossen Zeit, keine Botschaft für die Zukunft vernehmen wir. Fast scheint es, als habe der Dichter in dem einen grossen geschichtsphilosophischen Zug aufweisenden Bande „Markus König" seine Kraft erschöpft. Eine gewisse Beschränktheit der Lebensauffassung und speziell des politischen Horizonts lässt sich heute auch in Freitags vielgepriesnem Lustspiel „Die Journalisten" nicht ableugnen. Man wird es allmählich mit rein historischem Interesse betrachten lernen müssen, als Spiegelbild längst vergangener Tage. Die Schilderung des journalistischen Getriebes ist schon heute antiquiert, nur Schmock ist

nicht ausgestorben. Was die Gesammtbeurteilung des Freytagschen Schaffens angeht, so müssen wir gerade im Hinblick auf die eben erwähnten Mängel uns hüten, unseren Dichter wie alle Männer und Werke früherer Jahrzehnte nach den Forderungen und Idealen der Gegenwart zu beurteilen, und wenn die soziale Frage in allen ihren Schattierungen fehlt oder die psychologische Methode kindlich erscheint, zu verurteilen. Ein Vergleich der „Ahnen" mit Zolas „Rougon Maquart" z. B. muss vor dem Forum moderner Kritiker aus mehr als einem Grunde zu Ungunsten des deutschen Werkes ausfallen. Im letzten Grunde ist die Vererbungsgeschichte, die Zola auftischt, freilich ebenso unreal und konstruiert, wie Freytags Unternehmen, durch anderthalb Jahrtausende die Geschlechterfolge einer Familie als möglich hinzustellen. Wenn Freytag von der Vererbung körperlicher Eigenschaften absieht und als gemeinsame Erbschaft allen fugespressen nur im germanischen Volkscharakter überhaupt liegende Eigenschaften zuweist und ganz leise nur z. B. im Finale an das Motiv der Einleitung erinnert, indem er den Studiosus König in das Corps treten lässt, das den Namen des Stammes trägt, dem der Urahn Ingo einst angehört, so ist diese Beschränkung nur weise zu nennen.

Obgleich Freytag mit dem verfehmten antiquarischen Roman und in einer einigermaassen enttäuschenden Weise seine poetische Thätigkeit beschloss, hat sich doch der Anfang der achtziger Jahre heranbrausende Sturm der realistischen Bewegung gegen ihn niemals gewandt. Vielmehr hat keiner den Dichter von „Soll und Haben" eingehender gewürdigt als einer der damaligen Wortführer der deutschen Moderne, Conrad Alberti. Es wäre verkehrt, dies lediglich aus dem Umstande ableiten zu wollen, dass Freytag im Gegensatz zu den Heyse, Jordan, Hopfen und Dahn sich nicht nur aller Angriffe gegen die Jungen enthalten, sondern, wie ein eben veröffentlichter Brief an Gerhardt Hauptmann und verschiedene Mitteilungen Stauffer-Berns beweisen, auch mit lobender Anerkennung da, wo er Talent sah, nicht zurückgehalten hat. Es liegt diese von den Vertretern der Moderne Freytag gezollte Anerkennung vielmehr darin begründet, dass der Dichter von „Soll und Haben" trotz seiner Schwächen im Einzelnen den Anforderungen unserer Tage weit besser entspricht als die Mehrzahl seiner ältern Berufsgenossen. Freytag ist, wie Alberti mit Recht hervorgehoben hat, kein revolutionäres Genie wie Rousseau oder Schiller, das Altes zertrümmert und neue Bahnen siegreich eröffnet, sondern ein vollgewichtiges Talent, in dessen Schaffen das Wollen und Können seiner Zeit den adaequaten Ausdruck gefunden. So erklärt sich seine stellenweise Nüchternheit, sein Mangel einer grossen Perspektive, aber auch sein gesunder Wirklichkeitssinn und der Hang zur beschaulichen Romantik. So dürfen wir, wie gesagt, nicht zweifeln, dass diejenigen seiner Werke, in denen seine Vorzüge und Eigenart am deutlichsten hervortreten, für alle Zeiten als teures Vermächtnis von der Nation hochgehalten werden. Nun ruht ihr Schöpfer auf dem kleinen Friedhofe seines thüringischen Dörfchens, wo schon ein anderer deutscher Schriftsteller, aber ein längst vergessener, ruht. Melchior Grimm, der Freund der Pariser Encyclopädisten, der sein Vaterland verleugnete und seine Muttersprache . . . Der deutscheste unserer Dichter, Gustav Freytag, hat ihm einst den Denkstein wieder hergestellt und teilt jetzt mit ihm dieselbe Erde . . . . .

H. St.



Das Testament.

Novellette von **Fritz Stier-Somlo**.

Wir hatten an dem Tage eine Menge Civilprozesse. Dann wurde noch ein Vormund bestellt für das Kind eines Dienstmädchens. Als ich endlich noch eine Grundbuchsache erledigt hatte, glaubte ich fertig zu sein. Die Mittagsstunde war längst vorüber.

Da fragte mein Vorgesetzter:

„Haben Sie heute Nachmittag Zeit, Herr Referendar?"

„Jawohl, Herr Amtsgerichtsrat."

„Wir müssen nämlich ein Testament aufnehmen."

„Wann wünschen Sie, Herr Rat?"

„Um fünf Uhr, wenn es Ihnen recht ist."

„Sehr wohl."

Um halb fünf trafen wir uns beim Amtsgericht. Dann schritten wir vorwärts. Der alte würdige Herr, den ich stets in dankbarer Erinnerung bewahren werde, ging rüstig an meiner Rechten.

Es war ein heisser Tag, erst Anfang Juni. Die Strasse, durch die wir gingen, war dicht mit Bäumen besetzt. Schwerer, fast betäubender Duft von Akazien und Jasmin durchzog die Luft. Ganze Haufen von Blütenschnee lagen auf der schwarzen Erde.

Rechts und links lachten uns freundliche Villen an. Sie waren luftig und leicht. Ihre Bewohner, meist hohe Beamte und Soldaten a. D., hatten sie sich nach eigenem Geschmack errichten lassen. Fast jedes Gebäude war mit einem Garten umhegt, manch einer so recht lieb und zum Weilen ladend. Alles so rein, so sorgsam. Aus der Ferne sah ich sogar meine lieben Magnolias winken. Und ich dachte an ihren süssen Duft und grüsste sie.

* * *

Müde zog der Wagen des Gasthausbesitzers an uns vorüber. Er kam vom Bahnhof, aber leer. Es ist Niemand angekommen. Der arme Gaul nickt beständig mit seinem grossen Kopf und wedelt mit dem Schweife. Ein Schwarm

von Mücken, wie nach dem Regen, so fein und klein und emsig beunruhigt das arme Tier. Es wehrt sich, so gut es kann — — —

Fast das letzte Haus der Stadt. — — Ich höre einige Akkorde anschlagen. Sie sind aus der zweiten Nocturne von Chopin. Weich, elegisch, mehr gehaucht als gespielt. Und da ich weiter gehe, vernehme ich nur noch ein paar Töne, und die verschwistern sich mit der Ruhe, die auf der sommerlichen Gegend liegt. Matt ziehen sie mir nach, wiegen mein Ohr in milde Träume, weben Frühlingswünsche mit tausend Fäden und sterben dunn — — —

Wir müssen über das Bahngeleise hinweg. Es braust gerade ein Zug heran. Wir müssen warten, bis er vorbei ist.

Weiter, weiter.

Der Siegel des Gerichts klappert in meiner Tasche mit dem roten Lack zusammen — — Ich sehe nach, ob ich auch das Formular zur Annahme des Testaments habe.

Ich habe nichts vergessen.

Jetzt sind wir ausser der Stadt. Hier liegt nur der Friedhof und eine Schaar von Kindern tummelt auf der Wiese daneben.

Ein Leichenzug. Der Herr Oberprediger im Ornat grüsst zu uns herüber, so freundlich, wie es die Feierlichkeit nur erlaubt. Jetzt legen die Musikanten ihre Trompeten an. Es sind wirklich gute Spieler, und sie blasen einen Marsch, wie er bei solchen Anlässen üblich ist. So liebevoll und traurig. Als wenn sie ihr ganzes weinendes Herz in das Instrument legen würden. Er war ja auch ein Musikant, den sie hinaustragen. Und seine Trompete wird nun schweigen. Stumm und verlassen. Mir wird ganz weh. Was mag erst dem Mädchen, das hinter dem Sarge geht, durch die Seele ziehen? Sie ist ganz allein, wie ich sehe. Nur ein kleines Körbchen hängt an ihrem Arm und drin sind Rosen.

Vorbei. — —

* * *

Die Häuser haben aufgehört und das Land beginnt. Die Ähren sind noch nicht reif. Aber der Rat meint, das Getreide stehe gut dieses Jahr. Ich lasse im Vorbeigehen die Halme durch meine Finger gleiten. Das thue ich so gerne. Schliesslich reisse ich einen ab und zähle die Körner.

Ein Zug von Vögeln schwebt über uns. Aus weiter Ferne gewiss. Wohin? Wohin?

Dann geht's durch den Wald. Tannenwald. Einsam und stolz stehen die Stämme da, seit langer, langer Zeit. Manchmal nur raunen sie sich alte Geschichten zu, so ganz, ganz alte Geschichten. Zu ihren Füssen aber horchen die Schmarotzergewächse auf die Mär und erzählen sie dem Winde. Und der greift sie auf, der Schwätzer, und trägt sie weiter.

Schon winken die Häuser des Dorfes. Es ging recht schnell.

Wir sind bald an Ort und Stelle. Kein Mensch auf der Strasse. Kein Tier zeigt sich.

Wir wissen die Nummer des Hauses und treten ein. Recht nett, wohl das schönste im Dorf. Grauweiss getüncht. Soweit zu sehen, vor kurzem erbaut. Der Garten ist in Ordnung, und der Acker dahinter sieht gut aus. Zwei schattige Apfelbäume stehen im Hofe und treiben weisse, hängende Blüten. Zwischen den Stämmen ist ein starker Strick ausgespannt, und nasses Leinen hängt darauf.

„Wir sind beim Ingenieur Grosse," sagt der Rat. „Ja, es ist schon richtig. Hier auf der Tafel steht der Name. Gebaut 1890."

Und er hielt seine Handfläche schützend über seine Augen.

Ein kleiner Spitz blickt uns ängstlich an. Dann gehen wir über die Schwelle, durch ein Zimmer. Leises Weinen hört man. Darauf wird's wieder still.

Vorwärts.

An der Thür des Krankenzimmers erwartet uns eine junge Frau und bittet uns einzutreten.

„Gnädige Frau, wir bedauern . . . Die traurige Veranlassung . . . ."

Sie weint nur.

Ich setze mich nieder und schreibe die einleitenden Worte:

„Auf Antrag der Frau Ingenieur Grosse begaben sich heute die unterzeichneten Gerichtspersonen zu der in Braunsdorf, Hauptstrasse No. 12 belegenen . . . ."

„Haben Sie, Herr Kollege?"

„Gleich bin ich so weit, Herr Rat."

„. . . . belegenen Wohnung der Antragstellerin und fanden da den Ehemann Paul Emil Franz Grosse . . . . ."

Und ich schrieb weiter, wie ich es gewohnt war, wie mir die Pflicht gebot. Der Rat sprach indess mit dem Ingenieur, der schwindsüchtig und seinem Ende nahe war. Jetzt hatte er seinen Willen deutlich geäussert. Der Rat wiederholte ihn. Er nickte unmerklich. Wir gingen daran, die Sache aufzunehmen.

Zur alleinigen Erbin setze ich ein meine Ehefrau Lucie — —

Ich stockte.

Lucie? Ja, sie sah ihr ähnlich.

Ach was, Unsinn.

Ich nehme mich also zusammen und schreibe:

— — Lucie Grosse, geborene . . . .

„Ihr Mädchenname, wenn ich bitten darf?"

„Hewen."

— — Lucie Grosse geborene Howen.

Die Feder zitterte in meiner Hand. Sie war's. Sie hat sich sehr verändert.

Da winkte der Kranke. Er schien etwas vergessen zu haben. Der Richter beugte sich über ihn mit jener grossmütigen Opferfreudigkeit, die ich so oft an ihm bewundert habe. Wenn er auch angesteckt würde? Wenn er in einem Jahre so aussähe wie der dort auf dem Kissen?

Ich aber gewann Zeit dadurch. In meinen Schläfen hämmerte es. Ich fieberte. Ich biss die Lippen zusammen, um nicht an jene Tage zu denken. Nein, hier nicht. Es ist Sünde.

Es nützt nichts. Ich muss. Ich bin so glücklich gewesen. So glücklich. Und der

kranke Mann dort hat alles geändert. Alles. Ohne dass er es wusste.

Durch das offene Fenster flutet ein goldenes, durch weisse, weitmaschige Vorhänge kaum gedämpftes Licht. So wohl und warm. Vor dem Hause duftet der Faulbaum mit seinem berauschenden, süsslichen Hauch. Auf dem Tische, an dem ich sitze, stehen Rosen, Theerosen, wie ich sie ihr so oft geschenkt. Flieder steckt in der Vase auf dem Ofen. Auf der Erde eine Nelke, ohne Stempel, mit hängenden Blättern. Ach ja, sie hatte die Blumen so gern, schon damals, als wir zusammen wohnten.

Die Luft, die durch das Zimmer wogt, ist so dick und reich, halb von Blumen, halb von Arzneien. Natur und eitel Menschenwerk — Leben und Licht und Sonne — Sterben und Tod — —

Ich sehe sie jetzt vor mir, die Lucie. Wie sie damals war. Ich weiss, wie sie mir zugethan gewesen. Wie sie an mir hing, wie sie mir an den Lippen hing, als wollte sie mir die Seele herauslocken. Und es waren herrliche Nächte. Das Fenster stand offen. Das Mondlicht flutete herein. Und eine schmachtende Nachtigall schlug hinten im Garten . . . .

Unser Leben war wie ein grüner Rasenteppich, auf dem man leise einherschreitet, fast ohne dass der Fuss den Boden berührt; vorsichtig, damit keine Spuren bleiben und man nur die Weichheit geniesst und die frische Freude am saftigen Grün. Und Blumen sprossten auf, blaue und rote und gelblich weisse — Kinder der Phantasie. Über uns spannte sich ein Himmel aus; blau, tiefblau. Und dann kam das warme Glück . . . .

Ich erinnere mich. Eines Morgens da kam die Sonne und weckte uns. Sie lag auf meiner Hand und ihr Köpfchen warf sie zurück und starrte auf die Decke des Zimmers. Da waren Amoretten, feine, ungenierte Amoretten. Aber sie merkte nichts davon, sondern erzählte mir von dem König von Bayern, von dem toten, unglücklichen König und seinem Hofe. Darüber hatte sie gelesen und war der Bewundrung voll. Und all das schauerliche Schöne, mit dem unsere Afterdichter die Kinder bethören, das glaubt sie. Jedes Wort ist ihr Wahrheit. Und sie dünkt sich zuweilen Prinzessin, die da mit dem als Lohengrin verkleideten Bayer auf dunklem See fährt, den leichten Kahn durch weisse Schwäne ziehen lässt und die rosafarbenen Zügel mit ihren schwachen Händen fasst. Hinter den Büschen spielen auserlesene Künstler rauschende Musik . . . .

Und ich musste sie aus den Träumen in die Wirklichkeit rufen. Mit einem Kuss, mit zwei Küssen, mit unzählbaren . . . . .

Ich hatte sie unendlich lieb. Ich hatte Tage, da ich mich in Sehnsucht verzehrte nach ihr. Nächte, in denen ich nicht schlafen konnte. Ich musste sie haben. Mein Blut schien still zu stehen bei dem Gedanken, dass sie von mir lassen könnte . . . .

Dann schliefen all meine Zweifel ein. Wenn sie kam, fasste sie mich in heissem Begehren, und ihre Lippen suchten die meinen ohn' Unterlass. Halb dieser Welt entrückt lag sie in meinem Arm und —

Mein Gott. Ich wollte ja nicht. Nein, ich wollte nicht daran denken. Ich bin zu schwach.

Ich sehe, wie sie so halb mir zugewendet sitzt, das Haar, mit dem meine Finger spielten und die Augenwimpern, von denen ich die Thränen geküsst, wenn sie weinte.

Ich scheine zu träumen. Auf doch, auf!

Warmes Sonnenlicht dringt herein. Der Vogel im Käfig zwitschert immerzu. Jetzt schlägt die Uhr.

Der Kranke seufzt und ich schreibe weiter: — — — Das Testament — —

Zwischen den Buchstaben sehe ich ihre Augen vorleuchten. Diese grossen, schönen Augen, in denen ich mich wiederfand. Und als wenn meine Hand schwerer würde. — — Als wenn ihre Finger darauf ruhten, diese schmalen, weissen Finger. Wie ich sie liebte, diese Finger! —

Und dann. — Eines Tages ging sie mir durch. Mit Grosse. In einem unbewachten Augenblick ihrer Seele.

Da kam sie zu mir und sagte es. O nicht gleich, nicht willig. Ich sah es an ihrem zerstörten Gemüt und sie gestand.

Aus war's. — —

Jetzt ächzte der Kranke. So aus der Tiefe. Dann ein Gurgeln, ein Schnappen nach Luft, nach Erlösung.

Der Engel des Todes breitet seine Fittiche über ihn aus und ihr Schatten fällt auf sein abgehärmtes Gesicht.

Und sie beugt sich über ihn und schluchzt. Sie küsst ihm die mageren, kalten Hände — und streichelt ihm das Haar. Sie ruft ihn, aber er hört nicht.

O, es war dieselbe Stimme, mit der sie mich bat, als ich gehen wollte. Es war dasselbe Schluchzen, wie damals, als ich weglief von ihr, wild im Herzen und tief verletzt. Es überkam mich ein unendlicher Schmerz und ich wollte ihr am liebsten zurufen:

„Du lügst, du lügst! Jetzt oder damals!"

Aber ich bleibe ruhig. Alles vorbei! — Wir treten hinaus. Wieder denselben Weg zurück.

Im Walde rauscht der Tann. Der Duft des Zimmers zieht mit uns. — —

Warme, linde Luft — — —

* * *

Als wir in die Stadt kamen, war grosser Rummel dort. Die Schützen zogen aus. Voran ging mein lieber Nachbar mit dem weissen Bart, Herr Aichner. Ein prächtiger Mensch! Die Trompeter posaunen mit dicken Backen den lustigsten Marsch der Welt. Kinder laufen hinterher, ein Schock Dirnen dabei, dralle Mädels vom Dorf, kecke Ulanen. Auch ein Schutzmann.

Die Fahnen wehen ungeduldig. Lachen und Necken und Schreien.

Wir kommen ins Gedränge. Die Strasse ist so eng.

Hurrah! Unser lieber Amtsrat! höre ich.

Hurrah! rufen sie alle. So unterm Volk. Bravo! — — —

Ich sehe noch das kleine Mädchen, das hinter dem Sarge ging. Sie windet sich traurig durch die frohe Menge. Das Körbchen hängt noch am Arm. Die Rosen sind weg. Sie liegen wohl auf Vaters Grab... Morgen sind auch sie verblüht... Verblüht... Alle Rosen verblühen.......



Eingesandte Neuerscheinungen.

Vom 15. März bis 15. April.

P. G. von Möllendorff, Die Weltlitteratur. Eine Liste mit Einleitung. K. F. Köhler, Leipzig. Mark 1,20. (Ein Seitenstück zu den von Lubbock, Schönbach und in Pfeilstückers Enquêtewerk erschienenen Listen der besten Bücher der Weltlitteratur. Verfasser hat als Sinologe nach seinem eignen Geständnis die chinesische Litteratur and überhaupt die orientalischen Sprachen vorzugsweise berücksichtigt und zählt eine gewaltige Reihe chinesischer Autoren auf. Im Übrigen muss er ein zweiter Mezzofanti sein, denn er zitiert Bücher aus 35 Sprachen and Dialekten. Nur japanisch scheint er von den Kultursprachen des Ostens nicht zu kennen. Um Möllendorffs Kenntnis der modernen deutschen und französischen Litteratur ist es jedoch übel bestellt. Seine deutsche Liste schliesst mit Raabe und Anzengruber, den er irrtümlich noch unter den Lebenden glaubt. Von den französischen Realisten will er nichts wissen. Zola fehlt in der Liste, von Maupassant werden nur die lyrischen Gedichte, von Goncourt nur ein kunsthistorisches Werk empfohlen. Daudet wird irrtümlich ein Roman „Paul Arène“ und Richepin die Autorschaft der „Sappho“ zugeschrieben. Überhaupt haben wir da, wo wir Verfasser kontrollieren konnten, mancherlei böse Schnitzer gefunden. Da Möllendorff mit Vorliebe die Übersetzungen hervorragender Werke in fremden Sprachen angiebt, hätte er wenigstens die besten und neuesten angeben sollen, so z. B. nach den Arbeiten von Paul nicht mehr die längst überholte Verdeutschung des finnischen Epos Kalewala von Schiefner anführen und bei Goethe und Dante die Faustübersetzung Sabatiers und die der Göttlichen Komödie Gildemeisters nicht übersehen dürfen.)

Ignatius Donnelly, Atlantis, die vorsintflutliche Welt. Deutsch von Wolfgang Schaumbarg. Leipzig. S. Schnurpfeil. Wissenschaftliche Volksbibliothek Nr. 31/38. Mk. 1.60. (Donnelly, ein amerikanischer Prälat, der bereits durch einen Roman vom Zukunftsstaat „Cäsars Denksäule“ viel von sich reden gemacht, sucht in obigem anregend geschriebenen Werke das Bild der sagenhaften Insel Atlantis unter Benutzung der Berichte Platos zu rekonstruieren und ihre damalige Kultur, die Donnelly in lebhaften Farben schildert, als Wiege aller späteren menschlichen Kulturerrungenschaften hinzustellen.)

Hermann Nestori, Wan-li-tschang-tschöng (die chinesische Mauer). Ein Beitrag zur Frauenfrage. Jul. Zeissler, Wolffenbüttel. (Polemik eines geistreichen jedenfalls autodidaktisch gebildeten Sonderlings gegen Moned, Schopenhauer, Wildenbruch, die in ihren Schriften sich bemüht hatten, die chinesische Mauer zwischen Mann und Weib zu befestigen und das Weib als blosses Genussmittel für den Mann zu betrachten. Erinnert hin und wieder an Webers Demokrit und Jean Paul und mischt Witziges und Triviales, Irrtum und Wahrheit in bezug auf die Stellung der Geschlechter, Ehefrage, Prostitution usw. bunt durcheinander.)

Friedr. Nippold, Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland. Leipzig, Friedr. Jansa, 1895. Mk. 1. (Der bekannte Jenenser Kirchenhistoriker zählt in diesem von immenser Belesenheit zeugenden Werkchen die jesuitische Autoren aller Fakultäten auf and charakterisiert ihre Leistungen streng und vom Standpunkte des protestantischen Theologen ihre Schwächen und Rabbulistereien zur Warnung für das deutsche Volk aufdeckend, hält sich aber von jeder Gehässigkeit frei und stellt z. B. dem bekannten Goethebiographen Pater Baumgartner ein glänzendes Zeugnis ob seiner Belesenheit und stilistischen Gewandtheit aus.)

C. v. Massow, Die Reform unseres politischen Parteilebens. Berlin 1895. O. Liebmann, Mk. 1. (Eine erwünschte Ergänzung zu Massows so grosses und berechtigtes Aufsehen erregendem Buche „Reform oder Revolution?“ Dass nach den mehrfachen skandalösen Vorgängen, die im Reichstage in letzter Zeit stattgefunden, eine Reform des Parlamentswesens nötig sei, wird fast allseitig zugestanden. Massow wünscht Verminderung der Abgeordneten and gründliche parlamentarische Vorbildung derselben durch Thätigkeit in Lokalvereinen und Verbänden, für die er ein Probestatut entwirft. Im Übrigen ist auch hier sein ceterum censeo, dass

der deutsche Mann nicht alles der Obrigkeit und ihren Organen überlassen soll, sondern selber Hand anlegen muss an der Reorganisation des modernen politischen und sozialen Lebens. Jeder soll sich bemühen, Bismarcks Werk zu erhalten und zu fördern, das wäre die beste Geburtstagsgabe für den Altreichskanzler. — Das Buch ist von demselben Freimut und Verständnis für die sozialen Aufgaben der Gegenwart erfüllt wie Mussows erstes Werk.)

Edmond Scherer, Etude sur la litterature Contemporaine X. Paris 1895. Culman Lévy. Mk. 3,50. (Der berühmte französische Kritiker bringt in diesem 10. Bande seiner gesammelten Essays mehrere hochinteressante Stücke, so über Bourgets Romane Crime d'amour und André Cornélis, über Gladstone und Tennysen, über Maupassants Roman „Pierre et Jean," über die 40 „Unsterblichen" in Frankreich und England, sowie mehrere Essays politischen und geschichtlichen Inhalts, unter denen wir die über die Julimonarchie und den grossen Condé besonders hervorheben wollen.)

H. J. Chr. von Grimmelshausen, der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. 2 Bände à Mk. 1. Stuttgart, Cotta. (Diese schön gedruckte und nicht modernisierte und in usum delphini zugestutzte Ausgabe des berühmten Werkes dürfte in der billigen „Bibliothek der Weltlitteratur" weiten Kreisen willkommen sein. Dr. Ferd. Khull hat eine vorzügliche Einleitung, die auch über Grimmelshausens sonstige Werke Auskunft giebt, dazu geschrieben und in einem Anhang knappe Erläuterungen biographischen und sprachlichen Inhalts zusammengestellt.)

Hermann Baumgart, Goethes „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden". Stuttgart, Cotta 1895. (Ein geistreicher Versuch, Goethes tiefsinnige Dichtung „Geheimnisse" in Verbindung mit Herders Ideenwelt, der Religionsphilosophie der „Wanderjahre" und den in den Gedichten vom Gott und der Bajadere und der Parialegende geäusserten Gedanken zu bringen und darin Goethes Huldigung vor dem Urphänomen, dem religiösen Mythus, dem Wunder zu erblicken. Das Buch holt stellenweise weit aus und erfordert willige und aufmerksame Leser.)

Adolf Graf Westarp, Herzblut. Neue deutsche Lieder. Berlin 1895, Paul Mödebeck. Mk. 1,50.

Wilhelm Waiblinger, Oden und Elegien aus Rom, Neapel und Sicilien. Leipzig, Reclam. 40 Pfg. (Ein mit Unrecht ganz vergessener schwäbischer Poet wird durch Ed. Grisebachs Bemühungen, der viele ungedruckte Gedichte Waiblingers hier zum ersten Mal veröffentlicht und in einem ungemein übersichtlichen Anhang über des Dichters Leben berichtet, dem grossen Lesepublikum wieder nahe gebracht).

Pausanias, Führer durch Attika. Deutsch von Friedr. Spiro. Leipzig, Reclam, 20 Pfg. (Der erste antike Bädeker mit der berühmten Beschreibung von Athen.)

Dr. Franz Tetzner, Namenbuch. 2. Auflage. Leipzig, Reclam. 40 Pfg. (Kl. Lexikon, das die Bedeutung der gebräuchlichen Vornamen arischen und semitischen Ursprungs kurz erklärt. NB. Seit wann heisst die Wölfin lat. vulpia?)

Leopold Andrian, Der Garten der Erkenntnis. Berlin, S. Fischer, 1895. Preis Mk. 1,00.

K. Weigand, Bismarck. Festspiel zum 80. Geburtstagsfeste. Dresden, Kreyss & Kunath.

Norbert Grabowsky, Dr. med. Mein Leben und Wirken als Anwalt der Enthaltsamkeit und Vergeistigung. Leipzig, Th. Thomas, 1995. 30 Pfg.

Prof. Enrico Ferri, Sozialismus und moderne Wissenschaft. (Darwin-Spencer-Marx). Deutsch von Dr. Hans Curella. Leipzig, Georg H. Wigand.

Dr. August Meixner, Gedichte. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben von seiner Schwester Betty Titze. B. Titze, Freiwaldau, Selbstverlag.

W. H. Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes. Cotta, Stuttgart.

Wilhelm Roscher, Geistliche Gedanken eines National-Ökonomen. Dresden, v. Zahn & Jänsch.

M. E. delle Grazie, Robespierre. Ein modernes Epos. 2 Bände. Leipzig 1894. Breitkopf & Härtel.

Hugo Bonté, Deutsche Lyrik. Ein Sammelbuch zeitgenössischer Dichtung. Wien, Friedr. Schalk.

Gustav Wenng, Aus Mitleid. Familiendrama in fünf Akten. Bremen, Karl Behrens.

Maurus Jokai, Die gelbe Rose. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Richard Thalen, Des Altares Säulen. Eine Dichtung. Berlin, Leonhard Simion.

Auguste Kurs, Ausgewählte Gedichte. Berlin, Vossische Buchhandlung (Strikker).

Viktor von Andrejanoff, Weltgericht. Leipzig, C. G. Naumann.

Wilhelm Jensen, Die Katze. Roman. Dresden und Leipzig. Carl Reissner.

K. R. W. Uschner, Schauspiele III. Berlin, Richard Taendler.

— Im Horste des Rothen Adlers. Halle a. S. W. Kutschbach.

Karl Kautsky, Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. Die Vorläufer des Neueren Sozialismus. Erster Band, erster Teil. Von Plato bis zu den Wiedertäufern. Stuttgart J. H. W. Dietz.

Wilhelm Busch, Der Schmetterling (mit zwanzig Zeichnungen). München, Friedr. Bassermann.

Heinrich von Zimmermann, Sein Modell, Schauspiel in 4 Aufzügen. Budweis, Friedr. Zdarssa.

Felix Dubois, Die Anarchistische Gefahr. Amsterdam, Aug. Dieckmann 1894.

Gerhard von Amyntor, Gewissensqualen. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde Schall & Grund.

Carl Mönckeberg, Illusionen. Ein Hamburgisches Drama. Leipzig, Alfred Janssen.

Aus dem Verlage der Handelsdruckerei, Bamberg.

Dr. M. G. Conrad, Zur Wiedergeburt der Kulturmenschheit! Zwei preisgekrönte Arbeiten. Heinrich Solger: Was ist zur Verbesserung unserer Rasse zu thun? Max Seiling: Die Regeneration des Menschengeschlechts.

Karl Scholl, Die Entstehung des Papsttumes. Geschichtliche Widerlegung römischer Fabeln.

P. Lener, Natur und Geist. Drei lose Schilderungen.

Hermann Ritter, Prof. Die höchste Kunst. Lebensbetrachtungen.

Dr. Adolf Brodbeck, Ein Tag im Religions-Parlament zu Chicago.

Aus dem Verlage von Otto Janke, Berlin:

Oskar Mysing, Verfolgte Phantasie, Roman.

Paul Bourget, André Cornélis, Roman. Deutsch von Marie Lauer.

A. von der Elbe, Die Ricklinger, Roman.

Fred von Lensky, Kinder der Flamme, Roman. 3 Bände.

Aus der dramatischen Abteilung von Reclams Universalbibliothek:

Alois Dreyer, 's Lenei. Gebirgsstück mit Gesang in 1 Aufzug.

Ernst Wichert, Marienburg. Schauspiel in 5 Aufzügen.

Auber - Scribe - Lichtenstein, Der schwarze Domino. Komische Oper in 3 Aufzügen.

Richard Voss, Savonarola. Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Carlo Goldoni, Mirandolina (La Locandiera). Lustspiel in 3 Aufzügen. In deutschen Versen frei bearbeitet von Julius R. Haarhaus.

Klara Ziegler, Flirten. Lustspiel in 1 Aufzug.

Amalie Scram, Agnete. Drama in 3 Akten. Deutsch von Therese Krüger und O. E. Hartleben. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. Mk. 2.



Litterarische Rundschau.

Martin Mauk in Lübeck beabsichtigt eine Bibliothek kleiner Novellen und Erzählungen noch lebender Dichter und Schriftsteller herauszugeben. Der Verlag soll durch eine Vereinigung mit einem Mitgliedsbeitrag von Mk. 2,50 jährlich gebildet werden. Jedem Mitglied werden die Publikationen des Vereins (mindestens 12 Bändchen pro anno) gratis zugestellt und die Arbeiten der Mitglieder bei den Veröffentlichungen, falls sie das Imprimatur der zu diesem Zwecke gebildeten litt. Kommission erhalten haben, vorzugsweise berücksichtigt.

In Paris ist das alte Spiel um 3 erledigte Sessel der Akademie wieder einmal im Gange. Diesmal bewerben sich Anatole France und Jules Lemaitre, die beiden bekannten Kritiker, und natürlich Zola, der um jeden Preis unter die 40 Unsterblichen schon bei Lebzeiten gelangen will. Doch sollen die Chancen auch diesmal nicht besonders günstig für ihn stehen.

In den letzten Wochen konnte man kaum eine Zeitschrift aufschlagen, ohne auf die neue Erzählung L. Tolstois, „Herr und Knecht" zu stossen. Nachdem schon wochenlang vorher in den Blättern durch Angabe ganz fabelhafter Summen, die amerikanische Verleger dem Grafen für Abdruck seiner jüngsten Schöpfung geboten haben sollten, gehörig Reklame gemacht worden war, haben sich die Übersetzer denn auch mit beispielloser Wut auf den fetten Bissen gestürzt. In der Leipziger Illustrierten Zeitung, im Magazin für Litteratur, in der Wiener Revue, Revue des Revues haben wir a. a. Übersetzungen gelesen. In Buchform sind bereits 3 erschienen. — Das scheint uns des Guten denn doch etwas zu viel.

Die Bismarckfeier hat im April auch der Presse ihren Stempel aufgedrückt. Die Zahl der Leitartikel und Festgedichte spottet jeder Berechnung. Qualitativ ist freilich wenig gutes bei dieser Gelegenheit geleistet worden. Die patriotischen Liedersammlungen von anno 70 und die Reimlexika wurden wacker ausgeschlachtet. Unbegreiflich ist uns, wie das unglaubliche Opus, das bei dem Preisausschreiben der Studentenschaft für ein Bismarckgedicht mit dem Preise gekrönt wurde, von Leuten, wie Joh. Trojan, die in diesem Genre so versiert sind, dieser Ehre für würdig befunden und von den Studenten in Friedrichsruh einmütig gesungen werden konnte. — Auch die Festgedichte von Dahn und Heyse sind sicher nicht aere perennius wie der eiserne Kanzler. Die Gedichte Trojans und Nordhausens verbanden die bekannte grosse Versgewandtheit mit scharfer Polemik gegen die Gegner der Feier am 1. April. Den interessantesten Beitrag brachte „die Gegenwart" mit einer internationalen enquête „Was denken Sie über Bismarck?", an der sich eine grosse Anzahl deutscher und ausländischer Autoren, Dahn, Jordan, Julius Wolff, A. Daudet, Spencer, Björnson, Stanley beteiligt haben. Als Bismarckverehrer sans phrase hat sich von den Ausländern nur Stanley bekannt. Jordans Beitrag zeichnet sich wie die Mehrzahl seiner jüngsten Äusserungen über brennende Tages-

fragen durch eine nur komisch wirkende Selbstbeweihräucherung aus. In der „Revne des Revues" wird die ganze enquête einer scharfen antibismärckischen Kritik unterzogen und Daudet Beifall geklatscht, der, um nicht deutlich zu reden, lateinisch sich ausdrückt. — Der illustrative Teil der divorsen der Bismarckfeier gewidmeten Festnummern der deutschen Zeitschriften bedeutet einen Triumpf der deutschen Illustrationstechnik auf der ganzen Linie.

Das mit Spannung erwartete erste Heft des auf so breiter Basis angelegten künstlerischen Unternehmens „Pan" ist endlich erschienen und repräsentiert sich, den sehr bedeutenden bisher gebrachten Opfern entsprechend, als das eigenartigste und vornehmste Erzeugnis, das Deutschland auf dem Gebiete der Kunstzeitschriften bisher gesehen hat. Die Reproduktionen der Bilder von Böcklin, Liebermann, Uhde, Stuck, Whistler usw. sind mit den raffiniertesten Mitteln der modernen Technik bewerkstelligt. Der litterarische Teil wird würdig eingeleitet durch ein bisher ungedrucktes Zarathustra - Fragment Friedrich Nietzsches, dem sich Novalis „Vierter Hymnus an die Nacht" anschliesst. Liliencron, Arne Garborg und Verlaine sind durch hervorragende poetische Stücke, Theodor Fontane mit einer liebenswürdigen autobiographischen Plauderei, Johannes Schlaf mit einer stimmungsvollen Novelle vertreten. Die bekannten Kunsthisteriker Wilhelm Bode, Alfred Lichtwark und W. v. Seidlitz bringen sehr interessante Beiträge aus ihrem Fach. Bedauerlich ist, dass Paul Scheerbart mit einem blödsinnigen Gedicht in Prosa und Richard Dehmel mit einem herzlich schlechten Trinklied gewissermaassen wie mit hässlichen Klexen das prächtige Heft veranzieren. Die Herren Bierbaum und Meier-Gräfe, denen die Redaktion obliegt, werden gut thun, künftig auch die Beiträge ihrer Freunde mit kritischerem Auge anzusehen. Ausser 100 Exemplaren Luxus- und Künstlerausgabe sind von der allgemeinen Ausgabe auf starkem Kupferdruckpapier 1500 Exemplare, à 75 Mk. Jahresbezugspreis, abgezogen worden, so dass eine grosse Anzahl Kunstfreunde in der Lage ist, sich in den Besitz dieser eigenartigen künstlerischen Publikation zu setzen.

Im Verlag von W. Ferbach in München erscheint eine neue Wochenschrift für die akademische Welt unter dem Titel „Aula", die dem immer mehr einreissenden Spezialismus auf wissenschaftlichem Gebiete entgegentreten und über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung jeglicher Disziplin Aufklärung geben will.

Die Berliner Verlagsbuchhandlung Schall & Grund giebt zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr der deutschen Siege 1870/71 und der Begründung des deutschen Reiches ein Jubiläumsprachtwork heraus: Krieg und Sieg 1870/71, das sich von den bisherigen einschlägigen Werken vor allem dadurch unterscheidet, dass nicht ein einzelner Offizier oder Nichtmilitär das ganze Buch über die unendlichen Wechselfällen des Krieges schreibt, sondern dass der gewaltige Stoff in naturgemässe Teile zerlegt und jeder Teil von einem Manne geschildert wird, der seinen Gegenstand selbst in einer Stellung erlebte, von der aus er nicht nur beobachten, sondern auch beurteilen konnte, was allein eine lebendige und richtige Darstellung verbürgt. Als fernere Neuerung darf gelten, dass nicht bloss der Krieg wie bisher üblich geschildert wird, sondern nahezu ein Drittel des Werkes der kulturgeschichtlichen Seite des Krieges gewidmet ist, und wir z. B. über die Ereignisse hinter der Front, das grosse Hauptquartier, Sanitäts- und Transportwesen, Kriegsindustrie, Liebesgaben, Betragen der gefangenen Franzosen usw. interessante Aufschlüsse erhalten. Von den Mitarbeitern erwähnen wir die Generäle und Kriegsschriftsteller von Boguslawski, v. Fister, von Kretschman, v. d. Goltz-Pascha, v. Holleben, Wille, sowie die Gelehrten und Künstler Professor Flathe, Hofprediger Fremmel, Professor Pietsch, Ernst Wichert usw. Der Preis von 6 Mk. für das 600 Seiten starke, reich illustrierte und in Prachtband gebundene Werk in Quartformat darf als ein beispiellos billiger angesehen werden, sodass der Reinertrag, der für das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser bestimmt ist, in Folge des kolossalen Absatzes jedenfalls ein recht erheblicher sein wird.

Gleichsam um zu bestätigen, dass der deutsche Schriftsteller schon ohne die neuen Umsturzgesetze genügend Gelegenheit hat, sich in den Maschen diverser Paragraphen zu verfangen, hat das Münchener Schwurgericht den bekannten Schriftsteller und Irrenarzt Dr. Oskar Panizza wegen dreiundneunzigmaliger Gotteslästerung, angeblich begangen in seinem Drama „Das Liebeskonzil", zu der geradezu drakonischen Strafe von einem Jahr Gefängnis verdonnert und den Verurteilten wegen Fluchtverdachts sofort eingekerkert, obgleich der Sachverständige Dr. M. G. Conrad betonte, dass das beanstandete Werk trotz einzelner Geschmacklosigkeiten und Roheiten ein hochbedeutendes originelles litterarisches Erzeugnis ist, und Dr. Panizza in seiner Verteidigungsrede darauf hinwies, dass das Drama ganz aus dem Sinne jener Zeit, die, wie die Schriften der Luther und Hutten schon hinlänglich beweisen, am Derb-Grotesken und Cynischen Gefallen fand und in der Polemik vor nichts zurückschreckte, geschrieben ist, und dass die Verwerfenheit des damaligen päpstlichen Hofes überhaupt nicht zu krass geschildert werden kann. Dass derartige Urteile nur verhittern können und den Märtyrer seiner Überzeugung und Streitlust wider Rom die Sympathien aller litterarischen Kreise entgegengebracht werden, ist wohl selbstverständlich.

Die Romanwelt, Verlag von J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart, nimmt abwechslungsreich wie bisher ihren Fortgang. Von den augenblicklich darin publizierten Romanen verdient „Esther Waters" v. Georges Moore, die liebevoll mit realistischer Treue erzählte Geschichte eines einfachen englischen Dienstmädchens besondere Beachtung. Von der bekannten Miss Humphry Ward beginnt ein Roman „Marcella" geheissen. Eine tüchtige und anziehende Arbeit ist die Novelle von Erich Fliess „Der Proboszcz", die kulturgeschichtlich und psychologisch interessante Herzensgeschichte eines schon in der Kindheit der Kirche geweihten Mannes.

Zur II. bayerischen Landesausstellung in Nürnberg 1896 beabsichtigen die Schriftsteller Ludwig Aub, Franz Dettmar und Friedrich Leber in Nürnberg ein bayerisches Dichteralbum herauszugeben, das lyrische Beiträge und die Porträts von den in Bayern geborenen oder zur Zeit in Bayern lebenden Dichtern und Dichterinnen enthalten soll. Endtermin der Einsendungen ist der 1. Juni 1895 und die Schriftstelle per Adr. Ludwig Aub, Nunnenbeckstrasse 22.



Beurteilungen.

Ungarische Dichtungen.

Max Kisfaludy, Gyulas' Liebe. Aus dem Ungarischen von Gebell-Ennsburg. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 210 S.

Mich. Vörösmarty, Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. 144 S.

Übersetzen und übersetzen ist zweierlei. Kenntnis der betreffenden Sprache, in die man übersetzen will, genügt nicht — man muss die Sprache vollständig in der Gewalt haben, andrerseits wird die Übersetzung nicht allein sehr armselig aussehen, sondern auch das Original verdächtig machen. Bei Gedichten tritt noch das poetische Gefühl hinzu, eine Art von nachahmender bez. nachempfindender Dichtkunst, deren der Übersetzer nicht ermangeln darf, wofern er etwas Gutes schaffen will. Besitzt man dies nicht, dann ists besser, man hängt die Übersetzerei an den ersten besten Nagel und quält nicht ehrliche Referenten (d. h. solche, die ihre Kritik nicht aus den Waschzetteln destilieren) mit einem geschmack- und geruchlosen Gullimathias. — Traduttore . . traditore sagt der Italiener ganz richtig. Nicht Jedermann ist ein Übersetzungsgenie à la Leuthold, Geibel, Freiligrath, Stöber, Gandy, Chamisso etc. — stimmt, aber wer will denn lauter Genies! wir begnügen uns im Notfalle auch mit Übersetzungstalenten, nur müssen es waschechte und nicht Talmi-Talente sein. — — Der Übersetzer des ersten Buches versichert im Vorwort, er habe das Epos des magyarischen „Klassikers": „nicht nur mit thunlichster Festhaltung des Wortlautes, sondern auch des Versmaasses und der Reimart des Originaltextes verdeutscht, um „der deutschen Lese-Welt möglichst originalgetreu die vielen hervorragenden Schönheiten dieses bisher unübersetzt gebliebenen Gedichtes" zugänglich zu machen. Festhaltung des Wortlautes, des Versmaasses, der Reimart — das ist eine Anforderung, wie man sie an Freiligrath oder Leuthold stellen darf, aber nicht an Gebell-Ennsburg. Er hätte besser gethan, frei zu übertragen, aber den inneren Gehalt zum Ausdruck zu bringen, als akademisch-korrekt zu übersetzen und so das Ganze ungeniessbar zu machen. Und das thut er doch, wenn er verdeutscht:

„Orban, aus Synntgyörgy's berühmtem,
Heldenmütigem Geblüt,
Herr am (?!) Schloss zu Szigligat, gar
Unbezähmbar von Gemüt." (S. 15.)

oder:

„Morgen Pauli Bekehrung ist, der
Tag, der dich zur Welt gebracht." (S. 35.)

u. s. f. Welch ein entsetzliches Enjambement! Ob das Original genau so aussieht? Dann ists mit dem „Klassiker" wohl nicht sonderlich weit her. Ich glaube aber, dass Herr Gebell-Ennsburg diesmal möglichst „unoriginalgetreu" übersetzt hat; denn einem Dichter von so hohem Formgefühl wie Alex. Kisfaludy liegen derlei Verlegenheitskittungen ziemlich fern. Und die zahlreichen hausbackenen, urprosaischen Wendungen, die wie ein kalter Wasserstrahl auf den Leser wirken! Oder meint der Übersetzer um Ende, das seien die Schönheiten, die vielen hervorragenden Schönheiten dieses bisher unübersetzt gebliebenen Gedichtes? — Nichts für ungut: aber ich möchte doch glauben, dass es besser gewesen wäre, das Gedicht auch fernerhin unübersetzt zu lassen, als so in dieser Form zu übersetzen! — Der Übersetzer des zweiten Buches schickt kein Vorwort voraus (dafür schlägt der Faulheitszettel des Verlags grossmächtiges Tamtam), trotzdem ist die Übersetzung auch nicht besser, als die eben besprochene. Enjambement habe ich zwar nicht gefunden, dafür aber andere „Styl-Feinheiten", wie z. B.:

„Aber Stadio Gábor, wenn denn
Pfingsten späte Ehe spenden." (S. 40.)

oder:

„Und schon lächelt gar der arme Bankart,"
„„Gleicht dem Vater sein in bester Dankart,""
(ebenda.)

auch an hölzernen Wendungen herrscht kein Mangel:

„Andreas, Béla, Ungar, auf,
's ist eines Heeres Angriffslauf." (S. 21.)

und gleich darauf:

„Pressburg bedroht des Kriegs Verlauf."

Apostrophierungen, Abknappungen um jeden Preis, damit der gewünschte Reim oder Rhyth-

mus zum Ausdruck kommt, liebt Hoffmann ebensosehr als Gebell-Ennsburg. „Fläch'", „Brach'" (Brache), „Lipp'", „Da stehn die Wackern ohne Lück'" und gar „wie 'ne Winternacht" oder „ist 'n' Freud'" kommen schier auf jeder Seite vor, gewissermaassen als Würze. Noch schnodderiger klingt: „Kehrend trifft der König leere Räume." (Natürlich, wenn er ordentlich gekehrt hat, der Herr König, dann muss er leere Räume treffen.) Gebell-Ennsburg ist zumindestens doch bedacht, nicht gegen die Metrik zu verstossen, — Paul Hoffmann denkt sich: translator supra grammaticos und skandiert: (Das ganze Gedicht ist im anapästischen Versmaas mit jambischem Auftakt):

Und Sangs Heidenpreis
Wind' ums Weisenhaupt das verweisende Reis."

Man mache sich einen Begriff von dem „lebendig wirkenden Ton" dieser Übersetzung, den Heyse (laut Waschzettel) hervorhebt! — — Traduttore — traditore. Ich habe ohne Rücksicht auf das Original die Übersetzungen besprochen, weil es doch in allererster Linie darauf ankommt, Poesie poetisch, formgewandt wiederzugeben. — Kisfaludy sowohl als Vörösmarty stehen im Range dicht hinter Petöfi, dem bedeutendsten Lyriker der Magyaren. Vörösmarty ist tiefer als Kisfaludy, Kisfaludy dagegen formvollendeter, ersterer mehr Epiker, letzterer Lyriker. Von älteren Übersetzungen ins Deutsche nenne ich die von G. Steinacker, A. von der Heide und G. Májloth. Die Lektüre dieser Verdentschungen lässt doch einen poetischen Eindruck zurück, hier, bei Gesell-Ennsburg und P. Hoffmann rauscht das Ganze an Einem wie ein Giessbach vorüber und klingelt die Ohren voll, dass man missgestimmt aufsteht und das Buch schleunigst in die düsterste Ecke des Bücherkastens steckt.

Wien. Stauf v. d. March.

Vom deutschen Essay.

Von Heinrich Stümcke.

Ursprünglich ist der Essay ein Fremdling in deutschen Landen; der grosse Montaigne schuf diese Litteraturgattung nicht gerade, aber er gab ihr zuerst klassischen Ausdruck, er zeigte sie in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit. Es hat ihm nicht an gelehrigen Schülern gefehlt. Noch die Männer der Encyklopädie zehrten von Montaignes Erbschaft. In Sainte-Beuve fand der Essay dann seinen typischen Vertreter, der ihn auf seine Höhe hob, die auch die neuesten, Lemaître, Anatole France, Brunetière, Bourget, nicht immer erreichen und selten übertreffen. Parallell geht die Entwicklung der Essayform in England. In den Händen der Locke, Hume, Shafteshury, Bacons, des Universalgenies, macht sie sich an die höchsten Probleme menschlichen Wissens, der Versuch wird zum Meisterstück. Durch Macaulay eroberte er sich das Gebiet der Geschichte endgiltig. In Deutschland geht die Entwicklung und Einbürgerung des Essays mit der des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens parallel. Bei Hutten wie bei Lessing finden wir Ansätze; unter dem Einfluss von Addisons Spectator tauchen Versuche in den deutschen moralischen Wochenschriften auf. Von Goethes und Schillers, besonders aber Herders kleineren Prosaaufsätzen könnten manche den Titel Essay tragen. Durch die Männer vom jungen Deutschland, die Journalisten seit 1848 wird der Essay dann bei uns eingebürgert und in unzähligen Spielarten kultiviert. Als Plauderei, Skizze, Studie, Feuilleton tritt er auf. Eine genaue Definition lässt sich kaum geben. Es giebt kein Gebiet menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit, das der Essay heute nicht erfolgreich behandelte. Der alte Irrtum, der, die Genesis des Essays verkennend, ihn nur als „leichte Waare" betrachten und von der Behandlung sogen. ernster Materie ausschliessen möchte, ist heute, wo Männer wie Max Müller, Hildebrandt, Wundt, Renan, Taine, Hermann Grimm, Brandes, die höchsten Probleme der Philosophie, Kunst, Kultur und Litteraturgeschichte in Essayform erfolgreich behandelt haben, wohl endgiltig als überwunden anzusehen. Neben Arbeiten, die vom Tage für den Tag geschrieben sind, finden wir häufig solche, die Bücher ersetzen sollen und in der That ersetzen, Plaudereien, die von einem rien d'étoffe ausgehen neben Studien voll schwerster Gedankenfracht, Resultaten stupender Belesenheit. Welche Umwälzungen im Stil heute eingetreten sind, das sieht man recht deutlich, wenn man einen Essayband aus den fünfziger Jahren und einen von anno 90 hinter einander liest. Dort breites behagliches Ausspinnen der Gedanken, grosse Inhaltsangaben, Citate aus den Klassikern, gelegentliche Apostrophen an den „geneigten" Leser, hier ein hastiges Spiel von Gedanken, die durch ihre Neuheit verblüffen wollen, kurze, scharf pointierte Sätze, Anspielungen auf die neuesten litterarischen Ereignisse, deren Kenntnis bei dem Leser als selbstverständlich vorausgesetzt wird, Citate und Hinweise auf Nietzsche, Beyle, Amiel und Taine, Ibsen und Tolstoi, etwas von der Präcisionstechnik der so einfach arbeitenden und doch so unendlich komplizierten modernen Maschine. Ein günstiger Zufall hat es gefügt, dass die Essays und Feuilletonssammlungen, die sich in den letzten Monaten auf meinem Schreibtisch eingefunden haben, nicht nur einen Überblick über die gegenwärtige Produktion zu geben, sondern auch den Entwicklungsgang des neuen deutschen Essays zu demonstrieren geeignet sind. Als Senior mag **Titus Ullrich** mit seinen „Kritischen Aufsätzen über Kunst, Litteratur und Theater (Berlin, R. Gärtner, 1894) den kritischen Reigen eröffnen.

Als Dichter ist Titus Ulrich heute ein Vergessener. Sein „Hohes Lied der Liebe", 1845 erschienen, ist von den Epen der Hamerling, Bodenstedt und Jordan längst in den Hintergrund gedrängt worden, unseres Erachtens weit mehr als billig, und wenige von der heutigen Generation dürften es gelesen haben. Wer

wissen wollte, was Ullrich als Feuilletonist der im „tollen Jahr“ 1848 gegründeten „Nationalzeitung“ geleistet, musste zu den staubigen Zeitungsfolianten aus jenen Jahren greifen; das Wirken Ullrichs als Sekretär und Intendanturrat entzog sich so gut wie völlig der öffentlichen Beurteilung. Nun hat Rudolf Genée, selber an der Schwelle des Greisenalters stehend, den verstorbenen Freund der Mit- und Nachwelt wieder nahe zu bringen gesucht und in der obigen Sammlung eine Anzahl Kunstkritiken und Studien vereinigt. Wie der Herausgeber bemerkt, hat er das allzu Ephemere beseitigt und zweckentsprechend gekürzt. Dass diese Sammlung nun ein Werk von unvergleichlichem oder auch nur hohem Werte bilde, kann ich nicht behaupten. Für die Beurteilung des Menschen und Schriftstellers Ullrich sind diese Arbeiten gewiss von Interesse und diejenigen, die dem Verfasser im Leben nahe gestanden, werden Genée für seine pietätvollen Bemühungen Dank wissen; für den Litterarhistoriker aber bietet das Buch wenig Gewinn; Aufsätze wie die über Petrarca, Gregorovius, Schelling, Büchner sind heute längst überholt, die Methode der Darstellung mutet uns in ihrer Breite und Behäbigkeit altväterisch an. Beachtung verdienen heute nur noch Kunstkritiken Ullrichs wie die über Cornelius, Preller, Menzel, Begas, Lenbach, aus den fünfziger und sechziger Jahren, indem wir das Urteil früherer Zeiten mit dem heutigen vergleichen. Auch die beiden Theaterberichte über die Rachel und die Ristori sind von Interesse im Hinblick auf die heutigen Beurteilungen der Duse und Bernhardt. Mutatis mutandis gilt manches treffende Wort, das Ullrich hier sagt, auch für diese modernen Priesterinnen Thalias. Aus diesen Studien über Bilder und Bühnenkünstlerinnen könnten auch heute noch manche Nervengigerl und Uhdophantasten lernen, nämlich eine klare objektive Beschreibung und selbstloses Zurücktreten des Kritikers hinter dem Gegenstande seiner Untersuchung. —

Über ein Dezennium erstrecken sich die Dichterporträts von **Ernst Ziel**, die unter dem Titel „Litterarische Reliefs“ (Leipzig, Ed. Wartig, 1885—95) jetzt in 4 Bänden gesammelt vorliegen. „Litterarische Reliefs“ sind nach Ziels Ansicht moderne litterarhistorisch-kritische Essays, die wie das Reliefportrait in der Kunst die Mitte zwischen Gemälde und Büste einnimmt, ein Mittelding zwischen dem belletristischen Charakterportrait und der wissenschaftlichen Monographie sein sollen. Die plastische Herausarbeitung oder die koloristische Ausmalung der Portraits ist demnach auch recht verschieden. Einige und nicht die unbedeutendsten der in den 4 Bänden enthaltenen Arbeiten, wie „Gottfried Keller als Lyriker und als Erzähler“, „Lingg als Lyriker“ sind überhaupt nicht Reliefs, sondern ästhetisch-psychologische Studien. Am liebevollsten sind die Portraits von Alfred Meissner, Ludwig Pfau, Gottfried Kinkel, Fritz Reuter, Klaus Groth, Ferd. Freiligrath, Albert Dulk, der heute in den Tagen des Nietzsche'schen „Antichrist“ mehr Beachtung verdiente, gezeichnet. Diese Männer fesseln nicht nur den Kritiker, sondern auch den Menschen Ziel, der seiner Sympathie für die Ideale von anno 1848 unverhohlen Ausdruck giebt und den freiheitlichen Geist obiger Männer heute vermisst. Die Scheffel, Freytag, Jordan, Schack behandelnden Essays fesseln durch den Freimut, mit dem Ziel die mannigfachen Schwächen dieser gefeierten Poeten treffend sine ira et studio aufdeckt. Die Studien über Fürst Pückler-Muskau, Freiherr von Gaudy, Stieler, den Schweden Runeberg, den Schweizer Leuthold, den Amerikaner Walter Whitmann und den Karlsruher Balladendichter Vierordt haben das Verdienst, auf fast vergessene oder noch nicht genügend gewürdigte Poeten die Aufmerksamkeit des Lesepublikums hinzulenken. Wohlgemeinte aber das bei Nekrologen landesübliche Maass nicht übersteigende Arbeiten sind die über Bodenstedt und Geibel. Um dem Zielschen Buche gerecht zu werden, muss man die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat, wohl im Auge behalten. Ziel schreibt für ein grosses Publikum, nicht nur für litterarische Feinschmecker. Daher das häufige Überwuchern des biographischen Elements, die nicht gerade tiefgehende psychologische Analyse, das Wiederauffrischen allbekannter Thatsachen. Innerhalb des selbstgewählten Ruhmens zeigt Ziel aber eine erfreuliche Mannichfaltigkeit der Technik, und sein Vortrag ist reich an fruchtbaren Bemerkungen, die vom Einzelfall ausgehend allgemeine ästhetische Frage berühren. Insbesondere über das Wesen der Lyrik hören wir manch gutes Wort. So heisst es einmal in dem Leuthold gewidmeten Essay: Es mangelt — was einzig eine Lyrik bedeutend macht — das individuelle Gewicht des Inhalts: ein Pathos, das persönlich ist und doch frei und weit über die Person des Dichters hinauswächst, eine grosse Leidenschaft u. eine grosse Weltanschauung.“ Manche Ähnlichkeit mit den Zielschen Essaybänden weisen die „Studien zur Litteratur der Gegenwart von **Adolf Stern** (Dresden, V. W. Esche 1895) auf. Der Dresdener Litterarhistoriker, der sich durch seine Neubearbeitung und Fortsetzung des altbekannten Villmarschen Buches und seine mehrbändige Geschichte der Weltlitteratur um die Popularisierung der Litteraturgeschichte schon manch schönes Verdienst erworben, giebt in diesem seinem neuesten ungemein stattlichen Bande gewissermaassen eine Erweiterung und Fortsetzung seiner früheren einschlägigen Arbeiten, in dem er 19 Autoren unseres Jahrhunderts mehr oder minder ausführlich behandelt.

Am wertvollsten sind die nach den Briefbänden und Tagebüchern des Nibelungendichters sorgfältig entworfene Studie über Hebbel, sowie die über Storm, (treffliche Zusammenstellung der Novellenmotive) Gottfried Keller und Fontane. Wesentlich biographisch und nichts Neues bietend sind die Scheffel, Bodenstedt und Freytag behandelnden Essays, die den betr. Arbeiten Ziels entschieden nachstehen. Baum-

bach und Seidel sind zu wohlwollend und zu wenig kritisch besprochen. Die Rydberg, Graf Snoilsky, von dem unsere Leser neulich einige Gedichte kennen lernten, und dem englischen Romancier Walter Besant gewidmeten Arbeiten sind wie einige oben erwähnte Studien Ziels an und für sich verdienstvoll, indem sie dem grossen Publikum die Bekanntschaft mit neuen litterarischen Physiognomien vermitteln. Ganz unoriginelle und kaum einen Versuch zur psychologischen Analyse machende Feuilletons wie die über Ibsen, Daudet, Tolstoi und Wildenbruch sollten dagegen nicht der Veröffentlichung in Buchform für wert erachtet werden. Dass Stern die Gabe hat auch an fast zum Überdruss häufig besprochenen Poeten noch neue oder wenigstens weniger beachtete Seiten zu entdecken, zeigen seine Sudermann und Hauptmann gewidmeten Essays, die in erster Linie freilich als documents humains interessieren, indem sie den Beweis liefern, dass auch ein älterer Kritiker, der dazu Professor und selber Poet ist, ohne wüstes Geschimpfe und ästhetische Prinzipienreiterei sich mit den Werken jüngstdeutscher Poeten befassen kann. Man merkt es Stern freilich hie und da an, dass ihm manches bei den Dichtern der „Ehre und der Weber“ wider den Strich geht und ihm dégoût verursacht, aber er hält tapfer aus und vergisst nicht, dass man Genie und Talent auch beim Gegner ehren muss. Von Sterns Ausstellungen an den Werken Sudermanns und Hauptmanns treffen viele den Nagel auf den Kopf, andere sind von Sterns ästhetischem Standpunkte aus als erklärlich anzuerkennen. Die „Weber“ und „Hannele“ hätte Stern noch eingehender behandeln sollen. — Für Litteraturfreunde, denen die notwendig knappe Form der landläufigen Litteraturgeschichten für unsere Tage nicht genügt, ist die Lektüre der Essaybände von Ziel und Stern nur zu empfehlen, speziell im Hinblick auf solch geradezu gemeingefährliche Scharteken wie „Gründeutschland“ und die Litteraturgeschichten des XIX. Jahrhunderts von Professor Kirchner und R. v. Gottschall, die geeignet sind, auf ganze Generationen hinaus die ästhetischen Urteile des grossen Publikums zu verwirren.

Nur mit grosser Vorsicht darf das Buch von **Ella Mensch**, Der neue Kurs. Neue Folge von Neuland, Menschen und Bücher der modernen Welt, (Stuttgart, Levy & Müller) benützt werden. Alle die Ausstellungen, die Prof. Adolf Stern in seiner Kritik von „Neuland“ in den „Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte“ macht, treffen in erhöhtem Maasse bei dem heute uns vorliegenden Werke von Ella Mensch zu. Nach den eigenen Worten der Verfasserin soll ihr Buch ein Spiegel sein, der die Individualitäten, aus welchen das litterarische Bild der Neuzeit sich zusammensetzt, getreu auffängt und in ihren wesentlichen Zügen wiedergiebt.“ Leider hat aber Ella Mensch weder einen besondern Scharfblick für Individualitäten noch für wesentliche Züge. Ihr erscheint alles gleich neu, gleich wichtig, zahllose Eintagsfliegen und Talmigrössen stehen in Reih und Glied mit wirklichen Neutönern und Umwertern. Liliencron z. B. verschwindet völlig in der Darstellung von Ella Mensch unter der Masse der Auch-Dichter. Albrecht, Wallpach, Saul werden z. B. unter den modernen Lyrikern genannt, aber Gustav Falke und C. F. Meyer vergessen. Busse wird nicht als Lyriker, sondern wegen seiner schwachen „Stillen Geschichten“ zitiert. Eine so eigenartige Erscheinung wie Arthur Fitger wird mit Hermine von Preuschen zusammengekoppelt, weil beide als Dichter und Maler thätig sind. Beim „Gedicht in Prosa“ wird Anna Croissant-Rust vergessen, im Kapitel „Moderne Frauenlyrik“ vermissen wir u. a. Alberta v. Puttkamer, als Epigrammatiker und Xeniendichter werden — Oskar Blumenthal und Bernstein, aber nicht Paul Heyse, Jordan und vor allen Nietzsche genannt. In der Abteilung „Moderne Epik“ id est der moderne Roman, weiss die Verfasserin z. B. nichts von Oskar Mysings sozialen Romanen. Gerade zu komisch wirkt die Abteilung „Führende Geister im Journalismus“. Man sollte meinen, die Verfasserin habe ein Pendant zu den „Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte“ für Backfische schreiben und dieses gelehrte Nachschlagewerk noch übertreffen wollen an Genauigkeit und Reichhaltigkeit, denn sie zählt die ephemersten und nichts sagendsten Journalartikelchen auf und rubriziert alle fein säuberlich in 14 Unterabteilungen. Eine unglaubliche Menge von Namen und Titeln werden dem arglosen Leser an den Kopf geworfen. Das geringe Talent von Ella Mensch zu charakterisieren und Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, geht hier ganz in die Brüche und wir werden mit so nichtssagenden Phrasen abgespeist, wie etwa der folgenden: „Wenn Georg Brandes uns eine historisch-psychologische Studie über „Goethe und Charlotte von Stein“ liefert, oder Johannes Proelss „Neues von Freunden Schillers“ mitzuteilen weiss, so sind wir dafür dankbar.“ Das ganze Werk ist die Frucht einer leidlich ausgebreiteten aber plan- und ratlosen Belesenheit, der schönste Beleg für jene zügellose Objektivität, die mit allen Thüren offen steht und Nietzsches scharfes Verdammungsurteil mit Recht verdient. Dem grossen Publikum und dem Gros seiner unberufnen litterarischen Beratern, die in den Tagesblättern die Buchkritik versehen, wird die Belesenheit und Vielseitigkeit, die Fräulein Mensch in ihrem neuen Werke anscheinend bekundet, zweifelsohne imponieren. Dem Kenner der zeitgenössischen Litteratur macht sie es zu leicht, ihr in die Karten zu blicken. Unter den Dramen wird z. B. „Katzengeld“ von Felix Holländer zitiert, ein ganz unbedeutender schablonenhafter Versuch. Es erschien s. Z. in der Probenummer einer längst wieder eingegangnen Berliner Theaterzeitschrift, die Ella Mensch natürlich liebevoll aufbewahrt und ad majorem operis gloriam in ihrem Zettelkasten registriert hat. Wie in „Neuland“ finden sich hin und wieder

auch im „Neuen Kurs“ zutreffende Bemerkungen. Dahin gehört z. B. der Hinweis, das Wort „psychologisch“ als nähere Charakteristik eines Romans sei ein überflüssiger Luxus, oder ein sehr idealistischer Roman könne grob unsittlich sein. Im ganzen aber ist das Buch nur geeignet, Verwirrung zu stiften statt zu belehren und den mit unserer modernen Litteratur nicht vertrauten Leser zu entmutigen, wenn er sich diesem Wust von Namen und Buchtiteln gegenüber sieht. —

An schweren Gebrechen leiden auch die beiden neuen Bücher von **Laura Marholm**, Das Buch der Frauen (A. Langen, Leipzig) und Wir Frauen und unsere Dichter (Verlag der Wiener Mode). Bei Ella Mensch Mangel an psychologischer Vertiefung und gänzliches Verschwinden der Persönlichkeit, bei Laura Marholm ein schrankenloser Subjektivismus und ein Streben nach psychologischer Analyse, das bizarr und einseitig wirkt, weil es die Verfasserin auf Abwege führt. Niemand wird freilich zweifeln, welche von beiden Damen uns das interessantere Buch beschert hat. Laura Marholm ist trotz aller ihrer Fehler oder vielleicht gerade in Folge dieser Fehler als Schriftstellerin interessant, und die Persönlichkeiten, die sie in ihrem „Buch der Frauen“ behandelt, die junge frühreife geniale Marie Bashkirtschew mit dem träumerisch fragenden lieblichen slavischen Gesichtchen, die Mathematikerin Sonja Kovalewska, ein Phänomen der Gattung Weib in jeder Hinsicht, ihre Freundin Charlotte Leffler, die gefeierte schwedische Erzählerin, ferner die robust gesunde Naturalistin Amalie Skram, die Duse, sie sind alle in mehr als einer Hinsicht interessant, sind sämtlich Individualitäten. Frau Marholm sucht den Schlüssel zum Verständnis dieser modernen Frauen, sucht den tiefen Zwiespalt, der in ihrem Wesen klafft, bloszulegen, die Wurzeln ihrer Grösse und ihres Leidens zu entdecken, ohne Rücksicht und ohne Prüderie. Aber Frau Marholm bleibt in der sexuellen Sphäre stecken, ihr A und O ist die „Befriedigung auf centralem Gebiete“. Mit einer Art brutaler Freude konstatiert sie, dass diese allen ihren Heldinnen gefehlt hat, und darum wurden sie nie ganz glücklich trotz Meisterschaft im Malen, in der Romandichtung, in der Schauspielkunst und in der Wissenschaft. Frau Marholm sucht nicht la femme, sondern la femelle, und die Gleichförmigkeit und Rücksichtslosigkeit ihrer Methode, dazu der hysterische Stil, der Instinkt für die Decadence, den das Ehepaar Marholm-Hansson vor vielen andern besitzt, wirken auf die Dauer ermüdend und peinlich. Erst recht in dem Buch „Wir Frauen und unsere Dichter“, wenn wir Leute wie Heyse, Keller, Maupassant unter dem kleinen egoistischen Gesichtswinkel der Frau als Geschlechtswesen einen ganzen Band hindurch betrachten sollen. Und das Facit, das aus Frau Marholms Darlegungen gezogen wird, ist gar nicht so neu, wie sie selber vielleicht glaubt. Sappho und die Geliebte Abaelards könnten neben Sonja Kovalevska und der Duse stehen und der alte Grillparzer hat das Problem schon schön formuliert in seinem Vers:

Zieh hin um all Dein Glück betrogen
Und buhl um meiner Schwester Gunst,
Sieh, was das Leben Dir entzogen,
Obs Dir ersetzen kann die Kunst?

Ein neckischer Zufall spielte mir gleichzeitig mit den Marholmschen Bänden Elise Polkes Sammlung von Portraitskizzen und Lebenserinnerungen, „Bedeutende Menschen“ (Breslau, Schlesische Buchdruckerei etc. von S. Schottländer 1895) betitelt in die Hände. Alte Leute von einer alten unmodernen Frau in dem schöngeistigen, hin und wieder mit dem Pathos der Wehmut und Überschwänglichkeit belebten einfachen Erzählerstil, der vom fin de siècle noch nichts weiss, geschildert. Elise Polkes Vater Dr. Vogel, Freunde des Hauses, wie der Gesandte Ludwig v. Pfordten, Künstler und Künstlerinnen wie Mendelssohn, Gade und Livia Frege. Der Kritiker hat keine Ursache, sich näher mit diesem Werke, das den zahlreichen Verehrerinnen Elise Polkes zweifelsohne willkommen sein wird, näher zu beschäftigen.

Wo vom Essay gesprochen wird, darf **Georg Brandes** nicht fehlen. Er gilt mit Recht als ein Meister dieser Gattung und kann als Echo auf seine stolz-bescheidne Bemerkung im Vorwort seines neuen Buches „Menschen und Werke“, Essays. 2. Auflage. (Frankfurt a. M. Rütten & Loening, 1895): „Ein Essayist, der sich nur ein Mal alle zwölf Jahre einfindet, kann wenigstens nicht der Zudringlichkeit beschuldigt werden“, nur einen freudigen Willkommensgruss gewärtigen. Seine „Hauptströmungen der Litteratur im XIX. Jahrhundert“ haben ihm einen europäischen Ruf verschafft, aber den grössten Einfluss auf das junge Europa hat Brandes mit seinen Essays „Moderne Geister“, dieser 1881 erschienenen grossartigen Portraitgallerie gewonnen. Ich glaube nicht vereinzelt dazustehen, wenn ich sage, dass die Lektüre dieses Buches für mich ein Ereignis war. Auf die Entwicklung des deutschen Realismus sind diese Essays, die eigentlich zum ersten Male in Deutschland genaue und geistreiche Kenntnis von dem Wollen und Können der grossen französischen und nordischen Meister verbreiteten, von hervorragendem Einfluss gewesen. Um so begieriger griff man nach dem neuen Werke, das gewissermaassen als Fortsetzung gelten kann und — wieder glaube ich nicht mit meiner Erklärung allein zu stehen — man ist enttäuscht. Einmal fehlt der Sammlung „Menschen und Werke“ der einheitliche Zug. An und für sich verdienstvolle Aufsätze wie die über Goethe und Dänemark, Helberg und Öhlenschläger passen nicht recht in den Rahmen. Zweitens ist die pièce de résistance des umfangreichen Bandes, ein grosser Essay über Nietzsche, in mehr als einer Hinsicht anfechtbar, allzu sehr „Versuch“. Der Respekt vor

der grösseren Persönlichkeit, den schon Brandes Arbeiten über Bismarck und Moltke unangenehm vermissen liessen, fehlt stellenweise nicht zum Vorteile des Werkes. Bei aller Achtung vor dem Können des dänischen Litterarhistorikers muss man ihn doch darauf aufmerksam machen, dass sein Verhältnis zu dem Dichter des Zarathustra das der Eckermann und Riemer zu Goethe ist, nicht umgekehrt. — Weniger befriedigen die Essays über Hauptmann, Sudermann, und die Russen Puschkin, Lermontow, Dostojewsky u. Tolstoi. Es scheint, in bezug auf die Russen, als ob Brandes, der sonst gerade in der Charakteristik des Milieus, kulturhistorischen Rückschlüssen und Parallelen seine Stärke hat, sich hier allzu weit vom Mutterboden entfernt und nicht mit der gewohnten Sicherheit operieren kann. Die Essays über Zola und Maupassant greifen nur eine charakteristische Seite in der Kunst dieser Männer heraus, setzen diese aber mit alter Sicherheit ins hellste Licht. Ganz auf der alten Höhe steht der schöne Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte der Gegenwart: das Tier im Menschen und die Aufsätze über die 4 Nordländer Elster, Kielland, Jacobsen und Strindberg, die intime Kenntnis der Eigenart dieser Poeten, der Entstehungsbedingungen ihrer Werke verraten und Brandes Kunst, das Wesentliche scharf zu erfassen und in glänzendem Stil dem Leser mitzuteilen, in erfreulichem Licht zeigen. —

Gleichzeitig mit Brandes „Menschen und Werke" hat die Frankfurter Verlagsanstalt einen Band „Studien zur Kritik der Moderne" von **Hermann Bahr** herausgebracht. Ein amüsantes, manch Neues bringendes, aber kein tiefes Buch. Die Eindrücke häufen sich zu sehr, der Leser wird wie bei Ella Mensch mit einer Unmasse von Buchtiteln und Autornamen überschüttet, dazu Bahrs Sucht, Namen von allermodernsten jungen ausländischen Litteraten, Malern, Schauspielern und Bildhauern ohne weiteres als bekannt vorauszusetzen. Alle zwei Zeilen stolpert man über ein französisches Citat. Bahr hat eine besondere Vorliebe und besondern Scharfblick für das Allerneueste, namentlich wenn es aus Paris kommt. Er hält darauf, dass er die letzten kritischen Werke vom Pariser Büchermarkt sofort erhält und berichtet über ihren Inhalt mit gewaltiger Begeisterungsfähigkeit, die mehr der Neuheit als der Güte der Sache gilt. Wenn er gar am Donaustrande einen Baudelaire im Miniaturformat entdeckt, wie den Lyrik-Wunderknaben Loris, weiss er sich vor Freuden kaum zu lassen. Wo er nüchterner Erwägung zugänglich ist, wie in der Betrachtung über „Das jüngste Deutschland", zeigt er sich als scharfblickender und unnachsichtiger Kritiker. Der Stil des Buches leidet nicht wenig unter der schon erwähnten Fülle fremdsprachlicher Citate; besondere Finessen finden sich nur da, wo Bahr mit besonderer Liebe bei der Sache ist. Namentlich die Schilderung der Interieurs der Wohnungen von Dichtern und Schauspielern, die Bahr interviewt, ist seine Stärke. Er sucht die Einrichtung der Zimmer mit dem Charakter und des Eigenarts des Bewohners in Zusammenhang zu bringen. — Durch starke Fäden sind mit dem französischen Geistesleben auch drei andere jüngere deutsche Essayisten verbunden: **Wilhelm Weigand**, (Essays, Neue Ausgabe, München, H. Lukaschik, 1894, Fr. Nietzsche, Ein psychologischer Versuch. Ebenda). **Benno Rüttenauer**, (Zeitiges und Streitiges, Ein litterarisches Skizzenbuch, Heidelberg, G. Winter 1895) und **Anton Bettelheim**, (Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge. Wien, A. Hartleben). Als Schüler Taines strebt Weigand eifrig nach psychologischer Vertiefung und sucht seinen Arbeiten einen breiten kulturhistorischen Untergrund zu geben. (Zur Psychologie der Decadence und des XIX. Jahrhunderts). Sein psychologischer Versuch über Nietzsche wird die Anhänger der experimentellen Methode nicht befriedigen, die momentan freilich noch durchaus nicht in der Lage ist, eine Erscheinung wie Nietzsche exakt zu würdigen, aber die Arbeit besticht überall durch das Streben des Verfassers über die abgenutzten im Grunde nichts erklärenden Schlugworte hinauszukommen und dem Geheimnis des Werdegangs des Umwerters aller Werte auf den Grund zu kommen und die verschiednen Widersprüche, die er aufweist, zu erklären. — Rüttenauer zeigt sich als besonnene einem soliden Kompromiss zwischen Jungen und Alten nicht abgeneigte Natur und bekennt sich als Schüler der Lebensweisheit der Montaigne und Vauvenargues, deren Spuren ihn auch bei modernsten Erscheinungen wie Bourget fesseln. Brutale Übergriffe der Antimodernen wie Nordau und Jordan, Hopfen und Wilbrandt weist er mit feiner Dialektik und guter Contenance zurück und als beredter Anwalt Nietzsches gegen den überall Irrsinn witternden Nordau gewinnt seine Sprache einen ungemeinen Zauber. — Warme Sympathie bringt auch Bettelheim dem französischen Geistesleben der Gegenwart entgegen, ohne dass man jedoch sagen könnte, B. zeigt sich im Guten oder Bösen davon beeinflusst. Vielmehr dominiert in dem vorliegenden Skizzenbuche der österreichische Lokalpatriotismus, den man dem verdienstvollen Freunde und Biographen Anzengrubers freilich gern zu Gute halten würde, wenn sich seine Essays über Kronprinz Rudolf, die Ebner-Eschenbach, Saar Rosegger, Nissel nur über die landläufige Durchschnittswaare unterm Strich der Zeitungen erheben würden. Der Veröffentlichung in Buchform scheinen mir höchstens die Essays über Stauffer-Bern, Hermann Kurz und Flaubert wert zu sein. Die Abhandlung über den Wiener Ästhetiker Kralik wirkt durch ihre Länge einfach ermüdend; recht wenig interessant sind die beiden Auerbach gewidmeten Aufsätze. Der Nekrolog- und Jubiläumston macht sich durchweg zu breit. Unter dem Titel „Streifzüge" legt **Richard Grelling**, der bekannte Berliner defensor poetarum seine gesammelten Aufsätze

vor. (Berlin, Bibliographisches Bureau, 1894), die im Wesentlichen von dieser Thätigkeit Grellings, durch die er sich um die moderne deutsche Schriftstellerwelt schon manch schönes Verdienst erworben hat, Zeugnis ablegen. Wir finden die Akten und Plaidoyers in den Fällen Geffken, freie Volksbühne, Hauptmann und Hartleben. Grelling legt sich wacker für seine Klienten ins Zeug, erspäht jede Blösse der Anklagebehörde, jeden Mangel an konsequenter Logik und verwahrt sich mit juristischen und litterarischen Gründen gegen jede Beschränkung der Pressfreiheit und strengere Handhabung der Theatercensur. Gerade in den Tagen der Umsturzvorlage dürfen diese Darlegungen auf erhöhtes Interesse beim litteraturfreundlichen Publikum rechnen.

Biographisch-Kritische Essays tauft etwas anspruchsvoll **Rudolf Eckart** sein Buch „Der deutsche Adel in der Litteratur. (Berlin J. A. Stargardt, 1895). Von Kritik ist wenig zu spüren, als biographisch-bibliographisches Hilfsmittel haben diese kleinen Aufsätze über eine Reihe adeliger Dichter und Dichterinnen der Gegenwart gewisse Berechtigung. Nach Vollständigkeit hat Eckart wohl kaum gestrebt, denn sonst dürften Namen wie Liliencron, Ompteda, Roberts, Reder, Torresani, Wolzogen, Wrede nicht fehlen. —

In deutschem Gewande legt Dr. Karl Federn den ersten Band einer Übertragung ausgewählter Essays von **Ralph Waldo Emerson** vor. (Halle, O. Hendel). Da frühere Übersetzungen einzelner Essays Emersons aus der Feder von Julian Schmidt und Hermann Grimm heute den Wenigsten zugänglich sein dürften, ist dieser Versuch, in der billigen Bibliothek der Gesamtlitteratur weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit dem geistreichen Amerikaner zu vermitteln, nur als verdienstlich zu bezeichnen. Das vorliegende Heft enthält wesentlich Essays ethischen Inhalts. Für die Fortsetzung empfehle ich Verdeutschung des Essays „Over books". — Die Einleitung Dr. Federns erscheint mir nicht ganz zweckentsprechend. Den Vergleich Emersons mit Nietzsche hätte ich schon wegen der Auffrischung des thörichten Geredes, Nietzsches letzte Schriften verrieten schon Wahnsinn, gerne vermisst. — Die Bekanntschaft mit einem hervorragenden Essayisten englischer Rasse machen wir in dem Buche von **Havelock Ellis**, The new Spirit. (3 edition. London, Walter Scott). Heine, Ibsen, Tolstoi einmal in englischer Beleuchtung zu sehen, dürfte viele interessieren. Für den Litteraturforscher sind die recht eingehende allgemeine Einleitung und Schlusswerte von Wert. —

Damit das Satyrspiel nicht fehle, mögen zwei wunderliche Käuze den Schluss meiner heutigen Betrachtungen bilden: Ein Anonymus **A. T.** Über die „sogenannte" moderne Richtung in den Künsten. Winke für junge Künstler, Kunst- und Litteraturfreunde. (Hamburg, 1894. A. B. Lacisz) und **Peter Johannes Thiel**, Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. (Berlin 1895. Biblingr. Bureau). Ersteres enthält ein seichtes weitschweifiges dilettantisches Gerede gegen den Naturalismus, den der Anonymus aber weder versteht noch an der richtigen Stelle anzupacken weiss. Der erfahrene Kunst- und Litteraturfreund erführt nichts Neues aus dem Büchlein, und der junge Künstler wird durch die unklare und verwässerte Wiederholung althekannter Binsenwahrheiten nur verwirrt. Als Vertreter des echten Realismus greift der Verfasser Heyse an! Wir würden das Machwerk gar nicht erwähnt haben, wenn es nicht mit der Pretension aufträte, andern als Wegweiser und Lehrmeister zu dienen.

Auch an den „Naturischen Briefen" des Herrn Peter Johannes Thiel können wir keinen Geschmack finden. Dem wirrbunten barocken Umschlag entspricht der um jeden Preis originell sein wollende bunt zusammengewürfelte Inhalt. Herr Thiel hat sich eine Reihe recht geschmackloser Neubildungen, „Naturisch, sinnisch, sittisch, Gedachte" konstruiert, die er als Etiquette auf moderne Litteraturerzeugnisse klebt und zu „Natürlich, sinnig, sinnlich, sittlich, Gedicht" in Gegensatz bringt. Ibsen, Hauptmann, Conrad, Zola, Strindberg usw. seien naturisch, nicht natürlich. Alles Hässliche, Peinliche, Pessimistische rechnet Herr Thiel in erstere Kategorie. Der Verfasser scheint eine krankhafte Vorliebe für den Feminismus zu haben; er sieht überall in Belebtem und Unbelebtem das Weib, spricht von der Cenrude, der Mollymuse, der Hauptmaid, Jungfersitte, Fräulein Sinn, Lalli und Rolli, von Fanny als Künstlerbraut, Fannys Mutterschaft, natürlich auch von Mutter Natur und Madame Wahrheit. Das lässt ihn beständig in erotischen Vorstellungen und Bildern sich bewegen, deren oft gesuchte geschmacklose Lüsternheit neben Thiels seltsamer Vorliebe für Wortspielereien und Neubildungen in uns die Befürchtung erweckt, etwaige poetische Leistungen des Herrn Tiel möchten zwar nicht naturisch und derb, aber recht unnatürlich im Genre der zweiten schlesischen Schule sein. Herr Thiel hat sich, wie er sagt, an den naturischen und fin de siècle Werken, die er allzu gierig und ohne Auswahl hinuntergeschluckt, den Magen verdorben. Nachdem der erste Katzenjammer vorbei, hat er einen unbändigen Hunger nach Schönheit bekommen und das „naturische Molchgeschmeiss" mit eigenen Zuthaten in der Siedephantastischen Hitze der ersten Entrüstung gebraten. Aber was er uns heute vorsetzt, scheint noch viel unverdaulicher als Dauthendey und Strindbergs „naturischste" Gerichte. Mancherlei kleine Irrtümer im Einzelnen fehlen auch nicht. So hält Thiel z. B. Hannu Jagert" für ein Werk Ibsens, resp verwechselt er es mit Hedda Gabler.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Redaktion: H. von Basedow und Dr. P. Bornstein, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig. Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

Die Adresse der Redaktion ist nicht Berlin N. 24, sondern Berlin NW. 6.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. Juni 1895. Nr. 9.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke.**

Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4,** Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Wiener Theaterbrief.

Von **Anton Lindner.**

II.

(Schluss.)

Und nun kann ich wohl auch an die Aufführung der Fulda'schen „Sklavin“ erinnern, die dann allerdings aus staatsbewahrsamen Gelüsten, durch fürstliches Intriguenspiel (dem man sich hier fügen muss!) hintertrieben wurde. Ich kann dies thun, denn so darf ich eine andere, vielleicht noch litterarischere That des Herrn Burckhard unterstreichen; ich meine die Zurückweisung der „Kameraden“. Da fällt mir nämlich etwas ein: die Kurzsichtigkeit der Volkstheaterleitung, die den „Kleinen Mann“ nicht haben wollte, war ihrerzeit dem Raimundtheater recht wonniglich zu statten gekommen, denn dort hatte der lustig-satyrische Schwank unseres Karlweis, im Vorjahre schon, an 43 Abenden die Kassen gefüllt. Er ist dann auch Repertoirestück sämtlicher Bühnen Österreichs geworden, drang zu Czechen und Polen, kam nach Hamburg und ward auch bei Ihnen, im Neuen Theater, nicht allzu ungern gesehen. Da, plötzlich, stiess der Burgdirektor die „Kameraden“ zurück. Und tandarei, — nun triumphierte Herr v. Bukovics, denn da wurde, meinte er, eine Kurzsichtigkeit begangen, die endlich einmal seinem Volkstheater zu statten kam. So schien die Blösse, die ihm der Kleine Mann gegeben, kameradschaftlich bedeckt, und, ach, er fühlte nicht, der Unglückselige, dass er nun nur noch entblösster dastand.

Ich hasse die „Kameraden“. Nicht weil sie unkünstlerisch sind, — sie sind das in hohem Grade und haben mit der Litteratur rein gar nichts zu thun. Nur weil sie mit entsetzlicher Deutlichkeit bekräftigen, was leise, ganz leise aus dem „Talisman“ sprach: dass uns Fulda getäuscht hat!

Das Stück ist schmutzig. Ich habe diese Empfindung, und für Empfindungen kann man nichts. Einfach, weil es in seiner ernsthaften, erbaulichen Philistrosität Nebendüfte weckt, die nicht sonderlich gut zur Nase steigen. Ja, wenn es in toller Zigeunerstimmung geboren wäre, aus einer „übermütigen Laune“ heraus! Das wäre dann versöhnlich und müsste ergötzen. Denn Launen sind gut, und für eine Laune sind Dichter nicht verantwortlich.

Nehmen wir nun die „Kameraden“, die sich zum Teil als Fin-de-siècle-Satire geben und die gewaltsame und darum lächerliche Décadence zum Vorwurf haben, oder gar die Heillosigkeit und das Ungemach des „modernen Gedankengiftes“ darthun wollen.

Eine soziale Satire hätte daraus werden können, eine Fin-de-siècle-Satire, eine Zeitsatire im edelsten und ehrlichsten Sinne, weil sie die Grösse hat, und, von der Vogelperspektive aus, mit Menschenleibern wie mit Kautschukbällen Lawntennis spielt. Dann muss auch die Charakteristik dieser Gummibälle nicht allzu gewissenhaft sein und ängstlich an dem Gegebenen, an gewöhnlichen, alltäglichen Mustern haften. Man wird die Menschen eher anders erwarten, mit steifen Gliedern, spitz ud eckig, in's Grotesk-Phantastische, in's Fanische und Wildsatanische verzogen. Man wird Figuren erwarten, langgezogen, mit schmalen dünnen Armen, schmalen dünnen Beinen, schmalen dünnen Rümpfen. Die meisten bleich, verstört, tief unglücklich,

und mit dem ewigen Seufzer auf den zuckenden Lippen. Die andern: klein, dick, zusammengeschrumpft, wie Igel oder Möpse. Es müssen Figuren sein, die man wohl nirgends findet, märchenhaft und unmöglich, die aber doch wohl überzeugen könnten, weil sie, mit Goethe zu reden, durch Dichterkünste wahr gemacht werden. Figuren, wie sie etwa Th. Heine zeichnet, mit langen, hageren Strichen, unproportioniert und immer leidend. Andere wieder, wie aus Eugen Kirchner und Hengeler heraus: rhomboisch verschobene Schädel, viele rhomboidisch, manche hexagonal, einzelne parallelepipedisch; dann: speckige Rümpfe, weiche Füsschen. Dann brauchte auch die Sprache nicht vom Markte her oder aus der Stube zu kommen. Sie könnte recht wohl exzentrisch sein, und mehr den Absichten des Dichters, als der Wahrscheinlichkeit dienen. Man könnte dann auch füglich, ohne deshalb schon geschmacklos zu scheinen, wandelnde „Sprachrohre" auf die Bühne setzen, die des Dichters Weisheit, plump und ohne Umschweife, vorzutragen hätten. Ja, man könnte das Groteske so weit treiben, dass man nun schon ganz auf Menschenzeichnung verzichtet; die Figuren gleich von vornherein als Schachfiguren nimmt, jeder einzelnen einen Ziehdraht um den Schopf wickelt, und so das Widernatürlich-Verschrobene der verschiedenen Typen a priori durch den Marionettencharakter markiert. Goethe geht nicht so weit, aber die Klingelkomödie von Plundersweilen klingt doch in manchen Situationen so ähnlich an.

Ein Zweites wäre möglich gewesen:

Das hätte dann ganz ohne Prätention, mit den friedfertigen Miteln eines bürgerlichen, aber recht beweglichen Talents kommen dürfen. Nämlich, wenn man sich, ganz ohne sonderlichen Aufschwung, die laue, doch aber dichterische Aufgabe stellt: zu zeigen, wie die grössten Ideen der Zeit possierliches Unheil stiften müssen, wenn sie, unausgegohren, in kleine Köpfe fliegen.

Das muss dann possierlich wirken. Denn, wie Goethe sagt: „Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun." So lassen sich ganz zweifellos Nietzscheaner, Ibseniden, Stirnerianer, Tolstojaner etc. etc., ja selbst Wagnerianer denken, denen wohl nie der Gedanke gekommen: dass sie eigentlich nicht lebenswert sind, weil sie ihr Meister ausluchen würde, kämen sie ihm zu Gesicht.

Nur so nebenbei, und weil er mir gerade als eines der zahllosen Beispiele zwischen die Beine läuft, möchte ich auf Ludwig Fulda zurückkommen. Was seine Fabel hätte werden können, ward oben schon ausgeführt. Aber das ist nun alles nicht geworden. Selbst die zweite Stilisirung des Sujets, die ja, wie oben vermerkt, den Aufschwung des grossen, des satanischen Künstlers nicht braucht, und recht lau, recht bürgerlich und still und friedlich gezimmert werden kann, ist ihm entschlüpft. Er zeigt nicht, wie das lächerlich ist und unterhaltsam zugleich, wenn die grossen Ideen einer noch unverstandenen Gegenwart, unausgegohren, in kleine Köpfe fliegen. Aber er „zeigt" ein Zweites, und das ist das sehr Böse: wie lächerlich es ist und sanitätswidrig zugleich, wenn — grosse Ideen in die Gegenwart fliegen! Gegen diese Auslegung mag sich Fulda sträuben, wie er will. Auch mag dieses „Problem" nicht gerade ursprünglich geplant werden sein; es ist wohl erst unter der Feder herangereift. Aber die Deutung, die ich hier seinem Werke gegeben, drängt sich mit zwingender Deutlichkeit auf, und in dieser Deutlichkeit liegt das Geheimnis jenes ehrenwerten Erfolges, den der Dichter im Kreise der fettesten Gross- und Kleinkrämer errungen. O, ein ehrenwerter Erfolg! O, O, O!

„Endlich einmal" — sagten diese — „hat sich Einer gefunden, und nota bene: ein Mann von Ruf, ein Mann von Welt, der uns das Ungesunde unserer Zeitströmungen ad oculos demonstriert. Der unbequeme Ibsen, der unbequemere Nietzsche, der ganze weltverbesserische, sozialisternde, emanzipatorische Krempel unserer Tage — den Teufel auch, der hat doch nie was getaugt, wir haben doch nie was davon gehalten und, Gott sei Dank, nun brauchen wir die Nörgler selbst nicht erst zu lesen: „Kellner, den „Börsen-Courier" und eine Virginia!"

O, wie traurig ist das doch, wie greisenhaft und schaal (dégoûtant — wie die Franzosen sagen), und welch trübes Zeichen der Zeit, wenn junge Dichter sich bemühen, dem „gesunden Menschenverstand" das Wort zu reden. Das heisst: dem Philister das Philisterium leicht und erträglich zu machen! Das wird dann immer ein Hymnus an das Podagra, — und, ich weiss nicht, aber mir ist dieser „gesunde" Menschenverstand immer nur krank und filzig und tölpeldumm erschienen.

So werden hier Ibsen und Nietzsche, so wird alles, was jenseits von Familie und Magen, von Redlichkeit, Treue, Biederkeit und hürbeissiger Tugend liegt, ohne die Satyrlaune eines wahrhaft freien Kopfes, aber mit sehr viel Frivolität und sehr viel prätentiöser Unentwegtheit, auf die Eselsbank geschoben. Dabei krankt das Stück an einer seltsamen Logik. Da ist z. B. die Heldin: ein überspanntes, hektisches, unternehmungslustiges und sterbensmattes, moralinfreies und jüngferlich-prüdes, schwülstiges und vollgelesenes, stellenweise sogar borniertes Frauenzimmer. Die soll die Nora spielen: wie man sich die Dame etwa im 4. Akte, den Ibsen nicht geschrieben, denken könnte. Aber nun betrachte man sie, was aus ihr geworden, und wie sich Fulda die Dame im 4. Akte, den Ibsen nicht geschrieben, gedacht hat! Die hat nun plötzlich allen Geist verloren, nun kann man ihr den Puppenheroismus nicht glauben, der vorausgegangen, denn nun ist sie bloss eine nervös-überreizte Dame mit Migräne und Schüttelfrost, eine simple Variante der alten „dämonischen" Bretterlöwin, doch recht „modern" und tendenziös auf Ibsen-Nietzsche gestimmt! Und nimmt sich aus, wie

eine von Nora abgelegte Robo, in die sich — auf Fuldas Befehl — diese alte dämonische Gliederpuppe gekleidet!

So hat nun auch Dr. Fulda in seinen „Kameraden" ein Puppenheim geschaffen, und wenn das eine heimliche, feinkomische Nuance gewesen, was sonst gemeiniglich als Unvermögen gilt, dann darf ich wohl vor diesem Ludwig Fulda meine sämmtlichen Hüte ziehen. Ja, um das Puppenheim, in diskretest-parodistischer Art, recht eindringlich zu gestalten, hat er uns auch die übrigen Figuren seines Dramas zu Puppen degradiert! Im Vertrauen auf unser Feingefühl natürlich, und allerdings nicht ohne jenes echt künstlerische Risiko, das in der Möglichkeit liegt, leicht missverstanden zu werden und so sich selbst die Conduitenliste zu schänden.

Warum ich so lange bei Fulda geblieben? Nicht um seinetwillen hab ich's gethan! Seine Fehler sind typisch im deutschen Drama. Und dann: ich wollte nur zeigen, was sich aus dem Lustspielvorwurf hätte prägen lassen, wenn der rechte Künstler gekommen wäre. Zudem kommt, dass sie ihn hier ausserordentlich gefeiert haben, die Thoren. Ja, wenn die Sundrock nicht so plötzlich, just gerade, als die „Kameraden" daran waren, Kassenstück zu werden, in die Burg gezogen wäre, mir däucht, der arme Fulda wäre Triumphator der Saison geblieben! Genug daran, die Federhalter der Zunft lobten seinen Witz, seinen Geist, und was der sehr guten Dingo mehr sind. Allen voran der Volkstheater-Referent der „N. Fr. Presse", dem dann aber Ludwig Speidel, sein engerer Kollege, recht souverän auf die dienstbeflissenen Hühneraugen trat. Einer pries ihn sogar, in einem dithyrambischen „Separat-Artikel mit dem Portrait des Dichters" als leuchtenden — Kometen, der daher gekommen sei, auf finstrer Bahn Licht zu streuen in die Jahrhunderte! Man denke, L. Fulda ein — Komet! Doch ja, mag sein: einst glaubte auch ich an ihn, damals, als er hell aufloderte, und wir alle so gespannt und mit herzlichem Vergnügen seine Bahn verfolgten.

Drei Jahre gingen vorüber.. Da dünkt mir nun: Kometen verblassen rasch, und lassen einen goldenen Schweif hinter sich; aber bald zerstiebt auch der, und es bleibt — das Dunkel..



Sphinx.

Von Paul Bornstein.

Die grossen Bäume rauschen über der Wiese, der hellgrünen, auf der die gelben Blumen blühen, und hinter der Wiese liegen die blauschillernden Wasser, über denen die grosse, ruhige Sonne liegt in klarem Golde. Und über die Wasser um mich her weht Rosenduft, perlend von den dunklen Rosen, die jenseits nicken und winken, wie Traum der Verheissung.

Ich liege zu Füssen der grossen Sphinx, der grauen, steinverwitterten, die ewig schweigt. Ihre Augen sind immer geschlossen, und nie sah ich sie sich öffnen; aber um die hohen Brüste schlingen sich Winden und weisse Rosen, und Gerank des Epheus und wilden Weines wuchert um und über den steinernen Leib. —

Oft liege ich so; dann drüben über die Wiese wandeln sie heran, die beschwingten Träume mit den weissen Flügeln auf leisen Socken, und sie ziehen vorüber und nicken mir zu mit bekannten, fernen Augen — und ich sinne halbwach, hindämmernd — und sie ziehen vorüber. — —

Mit geschlossenen Augen liegt die Sphinx unter Rosen und Ranken wilden Weines; und mich quälen die geschlossenen Augen, denn wie tot sehen sie hernieder auf meine fernher wandelnden Träume. Offen wollt ich sie sehen, denn herrlich mussten sie glänzen und goldig — — und mich fasste die Neugier an.

Da eines Tages sprach ich zum Steine: Sag an, du — was schliessest du dein goldenes Auge dem, der dich liebt, und was schauest du seltsam auf meine Träume, wenn sie fernher wandeln. Lächle doch, toter Stein! Siehe doch, um dich duften die weissen Rosen, und fernher über den Wassern die glühenden, dunklen — Lächle doch!

Aber der Stein sprach nichts!

Und wieder sprach ich zum Stein: Siehe, du quälst mein Herz; in Sehnsucht harre ich deiner Augen. Öffne sie, öffne sie! Siehe, du quälst mein Herz, und doch ist Schönheit um dich. Die pfauhlauen Wasser rauschen im Sonnengold, und ich — hier liege ich und lege vor dich meine goldene Harfe, die Harfe, in der mein Herz weint und lacht — die Harfe für deine Augen. —

Aber der Stein sprach nichts!

Da kam die Nacht. — —

Hellfunkelnd kam sie und hinter sich zog sie die schwarzen Schleier, und es kam wie bleicher Heiligenschein der Mond, der fahle, mit dem Licht der Gespenster, das in die Herzen kriecht. Und die Düfte wurden schwüler, heisser mein Herz; aber im Dunkel lag die Sphinx. Seltsam, schneebleich durch's Dunkel leuchteten um ihren Busen die weissen Rosen mit den weichen Blättern. —

Ich aber war krank vor Sehnsucht nach den Augen der Sphinx, und keine Heilung in der Nacht und ihrem schlummerspendenden Mohn. Der Engel Schlummerlieder verhallten ersterbend an meinem wachen Ohr — da barg ich mein Haupt in weissen Rosen am Busen der Sphinx und schlang meine Arme um ihren kalten Hals.

Und ich sprach:

„Siehe, die heilige Nacht wandelt rings mit den singenden Sternen — es wandeln leise die weissen Engel und singen stille, stille Lieder des Friedens. Alles schläft, nur nicht du und ich — Flammen, glühende Flammen züngeln

in meinem Herzen. Öffne doch die Augen und schaue mich an in Liebe. Siehe, du hast den Busen des Weibes, aber des Weibes Liebe — sie kennst du nicht."

Und fester presste ich mich an den Stein, der kalt war, wie Eis, und auf ihre Lippen drückt ich einen glühenden Kuss. Blut tropft von meinen Lippen. —

Und da, da zuckt es auf; unheimlich ging ein Rucken durch den Stein. Stieren Auges stand ich und harrte. Die Augen blieben tot; aber sie öffnete den weissen Mund und mit heisser Stimme ein Raunen, heimlich, leis, girrend — und ein Lochen, kichernd. — —

„Du willst meine Augen sehen? Krallen hab ich dem Neugierigen!"

„Öffne die Augen, die dunklen; die Krallen fürchte ich nicht." —

„Tod bringen die Krallen" —

„Öffne die Augen — was gilt mir der Tod?"

„Du willst deine Harfe geben? Ja — aber auch deine fernherwandelnden Träume mit den stillen Augen, deine glühenden Rosen — siehe, ich gebe dir weisse, und kühlen Epheu dazu."

„Nimm alles, und gieb deiner Augen Licht."

Schauervoll gellt ein rasendes Lachen des Hohns durch die dunkle Nacht. —

„Willst du mir deine Seele geben, deine lebendige Seele, und dein dunkles Herz mit dem roten Blut — deine Lieder, dich — dich — ganz — ganz? — Siehe, ich gebe dir weisse Rosen und kühlen Epheu dazu." —

„Gieb deiner Augen Licht." —

Gewaltig erhob sich die Sphinx. Die steinernen Krallen schlug sie um mich und presste mich wild an sich. Ich wurde müde, denn mein Blut rann und rann unter ihren Krallen. —

Sie aber küsste mich, und — — — — da schlug sie ihr Auge auf. —

Ein rasendes, satanisches Lochen gellte aus ihrem Munde; ich aber schrie:

„Erlogen — betrogen — ah, du hast gar keine Augen; deine Augenhöhlen sind hohl — wehe, wehe um mich!"

Sie aber schlug die Krallen tiefer, küsste mich glühender mit dem fahlen Munde, und mein Blut rann stärker. Und sterbend hörte ich ihr Lied — ihr Totenlied:

„Nun hast du mein Auge, mein Auge geseh'n —
Nun musst du zu Grunde — elend zu Grunde geh'n
In meinem Arm — o Schmerz und Lust —
Nun fliesset um mich dein Blut so rot —
Mit meinen Lippen küsst dich der Tod,
Und drückt dich an seine Brust —

Sterbend hörte ich ihr Lied — sterbend sagte ich leise:

„Nun gieb mir von den weissen Rosen
— vom kühlen Epheu. — — —



Das Genie . . . . .

Von Julius Konstantin von Hößlin (Athen).

Die Andern aber nahmen eine ernste Miene an und sagten:

„Er hat keinen Charakter, er arbeitet nicht, die Kunst ist ihm nicht heilig genug!"

Und warum sollte sie ihm heilig sein? Was? Die Konst? Was ist sie? Was bezweckt sie? Und schliesslich: wer begreift sie? Die Menschen gehen an den Werken vorbei ohne Verständnis.

Sie aber nahmen eine wichtige Miene an und arbeiteten jeden Tag von acht bis zwölf Uhr und von drei bis fünf . . . . und das Tagewerk ward täglich vollbracht und die Kunstwerke kamen heraus — tadellos, kein Strich fehlte, bloss die Seele!

„Ach, die Seele? . . . Die Hauptsache ist doch die Arbeit!" sagten sie.

Und die arbeitenden Autoritäten machten eine würdige Miene, denn sie hatten der Kunst genützt. — — — — — —

Das Genie aber fasste in nervöser Extase an seine Stirn, ergriff Palette und Pinsel und malte. Er sah das Hingemalte an und Thränen kamen in seine Augen.

Denn er fand hier seine Seele wieder, seine gepeinigte Seele, und nahm den Pinsel, und malte und malte! . . . . . einige Stunden nur! Und das Bild war fertig!

— — — — — — — — — — — — — —

„Fertig?" fragen die Autoritäten. „Nein, hingepatscht! hingepotscht! eben, er arbeitet nicht! er hat keine Liebe zur Sache!"

Und das Publikum ging an dem Bilde vorbei und lachte. — — —

Nur zwei oder drei sonderbare Leute wurden davor von unnennbaren Gefühlen erfasst. Was fragten sie nach Autoritäten?

Sie fanden dort Leidenschaften, Gefühle, welche den ihren verwandt waren.

Und sie waren wie Besessene, Tage lang, und sie vergassen die Welt mit ihrem Schmutze und lebten bloss unter dem gewaltigen Bann des Charakterlosen, dieses Charakterlosen, dem die Kunst nicht heilig genug ist!



Drei Gedichte.

Von Carl Busse.

I.

Ostern.

Bis in das Grab, das fern im Grund verkam,
Drangen die Glocken. Osterläuten war's,
Das feierlich in rein gestimmten Chören
Die Herzen füllte und die Welt durchzog,
Und wo ein Beter lag, ward er erquickt
Und that ein Festkleid an und wandelte. —

In Sarg und Traum vernahm die tote Liebe
Den Auferstehungsklang ... Da ward sie wach.
Aus welken Rosen und verblassten Bändern
Hob sie sich auf — der dunkle Deckel barst,
Und schmerzdurchzittert sah sie in den Tag
Mit schlummerschweren, lichtentwöhnten Augen.

Es war ein Jubel in den Türmen droben
Und heil'ges Brausen ... Über junge Gräser,
Die kaum sich bogen, schritt sie still dahin,
Sacht fiel ihr Totenkranz — sie hob ihn nicht,
Es kam ein Lächeln und ein Osterdrang
Auch über sie ...
Bekränzt war das Gemach,
In das sie schwebte. In umblühten Spiegeln
Brach sich das Licht, und durch gefüllte Römer
Drang goldner Schein.
Vor einem Römer sass
Der, dessen eigen sie gewesen war
Und der nach manchem laut durchlärmten Jahr
Heut von ihr träumte.
Wirr und ängstlich sah
Er in ihr Angesicht. — Sie aber blieb
Wie eine Magd an seiner Schwelle steh'n
Und tiefe Demut kreuzte ihre Arme.

Es war sehr still ... Das schwere Schweigen schien
Wie eine lange, bange Lebenszeit,
— Dann hob er wild den Römer auf und trank
Und sagte wild: „Geh heim!" —
Noch immer lag
Auf ihm ihr Auge. Und sie wandte sich
Und suchte tastend nach der reichen Thür
Und sah ihn an .. und beugte sich .. und ging.

Tief senkten sich in ihrem Schritt die Gräser,
Sie aber suchte ihren Totenkranz
Und nahm ihn auf.
Mit kurzem, wehem Schlag
Schloss sich der Sarg.
Jubelnd und allerfüllend
Scholl immer noch vom Turm das Osterläuten,
Das drang auch jetzt in ihre Schlummerstätte —

Doch es blieb still darin! ...

II.

Frage.

Liebste mein,
Sag, wann wird es Frühling sein?

Wenn die Bäume sich beschweren,
Dulde Dich, nicht lang ist's hin,
Wenn die Wandervögel kehren
Und ich selbst gestorben bin ...

III.

Leichenwacht.

Sie zog ihm an das Todenhemd,
Rings sank der Abend auf's Gelände,
Und gab ihm Blumen süss und fremd
In die schon halb erstarrten Hände.
Dann ging sie hin und nickte sacht
Und schloss die Läden vor den Scheiben,
Sie wollte heut die ganze Nacht
Allein mit ihrem Toten bleiben.

Mit kümmerlichem Glanze fiel
Das Licht der Kerzen auf die Stätte
Und woh in wechselvollem Spiel
Um ihn und um sein letztes Bette.
Da schien es fast, als regten sich
Die eingefall'nen Wangen wieder,
Und lautlos horchend bog sie sich
Auf den geschloss'nen Mund hinnieder.

Dann hob sie plötzlich schwer und bang
Das Haupt wie in verlornem Sinnen
Und sass und sah nur stundenlang
Und strich sie glatt, die Totenlinnen.
So seltsam still — kaum dass ihr Ohr
Der Nacht geheimes Rauschen störte,
Nur einmal beugte sie sich vor,
Als ob sie ferne Stimmen hörte.

Doch war es nichts. Im Leuchter nur
Die Kerzen quälten sich zu Ende,
Und fern bemaass die Klosteruhr
Mit klarem Schlag die Stundenwende.
Sie aber sass zu stiller Wacht
Im Finstern bis zum Morgengrauen
Und liess die ganze lange Nacht
Nicht ab, nach seinem Bett zu schauen.

Protest.

Nein, zählt mich nicht zu jenen frommen Leuten,
Die willig sich dem Druck der Stunde fügen,
Des Lebens Most schlürf ich aus vollen Krügen
Und lass mir nicht von anderm Sterne deuten.

Durch Thaten will ich meinem Drang genügen,
Noch flammt's in mir von Weltbrandfackelgluten,
Die sonnengolden durch den Himmel fluten.
Auf sturmbeschwingten märchenfernen Zügen.

Wohl fühl ich es, ich muss dabei verbluten,
Doch lieber eine Stunde Götterwonne,
Als meinen Sand ein Stückchen Weg zu karren.

Drum gebt mich frei, ihr Lieben, Treuen, Guten,
Wer jemals trunk vom Äthersekt der Sonne,
Den rettet ihr nicht mehr, den armen Narren.

Berlin. Martin Bölitz.

Sonnenuntergang.

Wie bist du schön, du scheidende Sonne,
Wenn du droben stehst auf den westlichen Hügeln
Und der Wölklein Schmetterlingsschar dich umschwebet
Mit goldgesäumten purpurnen Flügeln!

Und siehst du, wie drunten in angstvoller Sehnsucht
Die Blumenköpfchen nach dir sich dehnen?

Du senkst dein Haupt und der Blick von Millionen,
Millionen Blumen füllt sich mit Thränen.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Am Abend.

Der Tag entschlummert leise, —
Ich wulle menschenfern ....
Wach sind im weiten Kreise
Ich — und ein bleicher Stern.

Sein Auge lichtdurchwoben
Ruht flimmernd hell auf mir,
Er scheint am Himmel droben
So einsam, wie ich hier ....

Prag. René Maria Rilke.

Sommernacht.

Es schläft der Wald am schilfverhängten Teiche
Und purpurdunkel glüht die weite Fläche,
Nun ward es still, denn in dies Zauberreich
Drang nie der Pulsschlag liedgewohnter Bäche.

Die Schwalbe sieht die Flügel ein und lauscht
Dem Atemzug der blühenden Narzissen,
Und glanzgeblendet birgt und duftberauscht
Der Tag sein Haupt in's weiche Blumenkissen.

Des Wanderns müde hemm' auch ich den Schritt,
Ob hier vielleicht der böse Gram zerstiebe,
Und Wald und Teich und Blumen träumen's mit,
Das alte Lied von unglückseliger Liebe.

Berlin. Martin Bölitz.

Der Tempel der Nacht.

In den Tempel der Nacht
Trat ich erschauernd.
Aus tiefer Thäler
Granitenen Schulen
Quoll weisser Weihrauch;
Ob dämm'riger Berge
Altarstufen
Flimmerte rötlich
Die ewige Lampe.

Aus heulendem Höhensturm
Weinten
Klagende Lippen
Unsichtbarer Priester
Gesänge der Demut.
Pfeifender Geisselschlag
Schnitt in die Stille,
Und aufgescheucht
Schwirrte aus Felsenfalten
Böser Gewissen
Schwarze Gedankenbrut.
Düster und traurig
Raunte der Forsten
Finsterer Ernst
Stossweise Gebete;
Und die schaumbleichen Lippen
Thalstürzender Fälle
Flehten: Vergieb uns
Den sündigen Drang! ..
Vergieb uns!
Seufzte der Quellen
Kindergeflüster.

Nur durch die Kuppel
Des dunklen Doms
Stritten sich dünne,
Glitzernde Strahlen,
Spärlich, müh'voll.
Mit Silberzungen
Predigten die
Vom ewigen Tag,
Der da draussen
Rings lachte
Und goldete.
Aber nur dickere Wolken
Weihrauchs qualmten;
Heulender nur
Schwoll aus den Winden
Der Flagellanten
Wehruf ..
Und wie ein Schauder der Sünde
Troff es in kalten,
Hallenden Tropfen
Vom Tempelgemäuer.

Berlin. Christian Morgenstern.

Vergangene Zeit.

— Wie Deine Hand noch in der meinen lag,
Und Thränen sich aus Deinen Augen stahlen,
— Ein sommerstiller, schwerer Abschiedstag,
Durchblitzt vom heissen Glanz der Sonnenstrahlen,
Von uns'rer Liebe, stark und unermessen, —
Noch immer denk' ich's und kann's nicht vergessen.

Stumm standen wir und wussten nichts zu sagen,
Aus Deiner Brust nur drang ein leises Weinen,
Als könnte sie das Scheiden nicht ertragen,
— Und Deine kleine Hand lag in der meinen.
Ein raunend Weben ging durch's treck'ne Ried,
Ein freudeleeres, wehes Abschiedslied.

Und endlich mussten voneinand wir gehen,
Noch konnte zwischen glatten, braunen Zweigen
Ich Deinen schlanken Mädchenleib ersehen
Und bangend, sehnend ihn nach mir sich neigen,
— Und noch die kleine, weisse, liebe Hand,
Bis alles wie ein Traumbild jäh verschwand.

Noch immer denk' ich's und kann's nicht vergessen, —
Die treuen Augen, hell wie Sonnenlicht, —
Und möchte Deine weiche Hand noch pressen
Und in Dein schönes, keusches Angesicht
Nur einmal noch mit trunk'nen Blicken sehen, —
Und wär's auch nur, um wieder fortzugehen ....

Linz a. d. Donau. Hugo Greinz.

Der stille Mann.

Mir ist's, als wär es ein Jahrhundert,
Seit ich Dich sah zum letzten Mal,
Dass wehmutsvoll ich still bewundert
Noch Deiner Augen hellen Strahl.

Als wäre, blitzesgleich, vergangen
Schon eine ganze Ewigkeit,
Seitdem ich Dich zuletzt umfangen
In Deiner ganzen Herrlichkeit.

Und doch ist zweimal nur gefallen
Das rote Laub, zweimal der Schnee,
Noch lebt der Zauber, dass in allem
Ich Deine holden Züge seh'. —

Ich gab mit Deiner sonn'gen Nähe
Ein Stück von meinem Leben hin,
Ist's das etwa, dass ich so jähe
Ein stiller Mann geworden bin?

Dresden. Friedrich Hopf.

Es traf mich doch ....

Es traf mich doch — die feine Goldschnittkarte
In Schnörkelschrift: „Verlobt empfehlen sich."
Es war geschehen, worauf ich lange harrte,
Erlösung nur, und doch, — ich liebte Dich.

Ich las und las; — ein letzter müder Falter
Flog durch die Herbstluft matt an mir vorbei,
Da endlich griff ich Tinte, Federhalter,
Und schrieb den Glückwunsch, und — „Jetzt bin ich frei.

Bin frei jetzt, frei; ich kann es noch nicht fassen,
Sprachst Du doch einst so warm, Du liebtest mich;
Ach bald darauf so kühl: „Ich muss Dich lassen".
Stumm schied ich, und — o Gott, ich liebte Dich."

Stettin. Curt Heinrich.

Mir bangt vor Dir.

Mir bangt vor Deiner Augen dunkler Glut,
Vor Deines Blondhaars goldnen Seidenwellen,
Mir bangt vor Deinem südlich wilden Blut,
Vor Deines Busens heissem Sehnsuchtsschwellen.
Mir bangt vor Dir . . .

Mir bangt vor Deinem weissen Blütenleib,
Vor Deinen blutig-wahnsinnstollen Küssen;
Vor Deiner Liebe bangt mir, schönes Weib,
Und dennoch, dennoch kann ich sie nicht missen.
Mir bangt vor Dir . . .

Coblenz. Otto Falkenberg.



Ein Christbaum und eine Hochzeit.

Aus dem Tagebuch eines Unbekannten von F. M. Dostojewsky.

Aus dem Russischen übersetzt von E. Hagenberger.

Vor einigen Tagen sah ich eine Trauung mit an .... Doch nein, lieber erzähle ich von einem Christbaum ... Die Hochzeit war recht schön und gefiel mir wohl, doch das andere Erlebnis war vielleicht noch besser. — — — Ich weiss nicht, wie mir beim Anblick der Hochzeit plötzlich wieder dieser Christbaum in den Sinn kam. — Es geschah, glaube ich so: Gerade vor fünf Jahren am Sylvesterabend lud man mich zu einem Kinderball ein. — Die einladende Person war ein bekannter, einflussreicher Mann aus der Geschäftswelt, mit vielen Verbindungen, vornehmen Bekanntschaften und einigen Anlagen zur Intrigue, sodass sich vermuten liess, der Kinderball sei bloss ein plausibler Vorwand für die Eltern zusammenzukommen und anscheinend Zufälle, einander begegnend, möglichst harmlos über manche wichtige, ihnen besonders am Herzen liegende Angelegenheit zu verhandeln. Ich war als völlig Unbeteiligter da, hatte keinen, die Anwesenden besonders interessierenden Stoff zu bieten und verbrachte den Abend ziemlich unabhängig als müssiger Beobachter der übrigen Gesellschaft.

Ausser mir war noch ein Herr da, der, glaube ich, auch keinen grossen Namen hatte, aber dessen ungeachtet, wie ich, das Glück genoss, diesem Abend in einer glücklichen Familie beiwohnen zu dürfen. — Er fiel mir ganz zuerst in die Augen; es war ein hoher hagerer, ernst aussehender, höchst sorgfältig gekleideter Mann, doch sah man es ihm an, dass er durchaus nicht in der Stimmung war, besondern Anteil an den Freuden dieses Familienglücks zu nehmen; denn so oft es ihm gelang, sich in einen Winkel zurückzuziehen, hörte er sogleich auf zu lächeln und zog die dichten Brauen finster zusammen. — Ausser dem Hausherrn schien er auf dem ganzen Balle mit keiner Seele bekannt zu sein; man sah, dass er sich sträflich langweilte und nur bestrebt war, die Rolle des sich amüsierenden, glücklichen Menschen tapfer bis zu Ende zu spielen. Ich erfuhr später, dass es ein Herr aus der Provinz sei, der in einer sehr kritischen, ihm viel Kopfzerbrechen verursachenden Angelegenheit in die Residenz gekommen war, mit einem Empfehlungsbriefe an unsern Wirt, der ihn jedoch keineswegs mit Bereitwilligkeit protegierte und ihn wohl auch bloss aus Höflichkeit zu diesem Kinderballe geladen hatte. — Karten spielte man nicht, eine Cigarre bot man ihm nicht an, in ein Gespräch liess sich niemand mit ihm ein; vielleicht erkannte man den Vogel schon an den Federn und so musste unser Herr, um nur irgendwo seine Hände zu lassen, den ganzen Abend seinen Backenbart streichen, und er strich ihn so eifrig, dass man bei seinem Anblick entschieden versucht war zu glauben, der Bart sei zuerst auf die Welt gekommen und der Herr

ihm hernach erst zugesellt worden, um ihn zu streichen. —

Ausser dieser Figur, die auf die schon erwähnte Weise Teil nahm an dem Familienfeste des Wirtes, der glücklicher Vater von drei recht wohlgenährten Bürschchen war, fiel mir noch ein Herr auf, der jedoch völlig anderer Qualität schien, als der erste. Das war offenbar eine wichtige Person. Man nannte ihn Julian Massakewitsch. Vom ersten Blick erriet man, dass er ein Ehrengast war und der Wirt vielleicht in ähnlichen Beziehungen zu ihm stand, wie der Herr, der sich stets den Bart strich, zum Hausherrn, wenigstens sagte ihm dieser und seine zuvorkommende Gemahlin viel Liebenswürdiges, zeichneten ihn durch besondere Aufmerksamkeiten aus, boten ihm wiederholt Wein an, mit einem Worte hätschelten ihn sichtlich und führten ihm ihre übrigen Gäste zur Vorstellung vor, während man ihn selbst niemand zuführte. — Ich bemerkte wiederholt, dass die Augen unseres Wirtes thränenfeucht erglänzten, wenn Julian Massakewitsch in Bezug auf den Abend äusserte, er habe selten so angenehm die Zeit verbracht. Ich fühlte mich ziemlich unheimlich in Gegenwart dieses Herrn, daher zog ich mich, nachdem ich mich eine Weile an dem Anblick der Kinder erfreut hatte, in ein kleines Gastzimmer zurück, das völlig leer war, und setzte mich in eine Epheulaube, die fast das ganze Zimmer einnahm.

Die Kinder waren alle ungewöhnlich nett und wollten durchaus nicht die Erwachsenen spielen oder sie in irgend einer Weise nachahmen, trotz aller Ermahnungen ihrer Gouvernanten und Mütter. Sie plünderten im Nu den ganzen Christbaum bis auf das letzte Konfekt und hatten es fertig gebracht, alle Spielsachen zu zerbrechen, noch ehe sie erfuhren, für wen sie bestimmt waren. Besonders hübsch war ein schwarzäugiger kleiner Bursche mit dunklem Lockenhaar, welcher stets mit seiner Holzflinte auf mich zielte, jedoch noch mehr zog seine Schwester, ein elfjähriges Mädchen, meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war lieblich wie Amor, sanft und innig, bloss mit grossen, träumerisch schwermütigen Augen. — Die andern Kinder hatten sie vermutlich gekränkt, denn plötzlich verliess sie die ganze kleine Gesellschaft und ging in dasselbe Nebenzimmer, wo ich sass, um dort in einer Ecke allein mit ihrer Puppe zu spielen. —

Die Gäste zeigten mit besondrer Hochachtung auf einen reichen Otkuptschick (Branntweinpächter), den Vater der kleinen Schönheit, und irgend jemand bemerkte flüsternd, dass für sie schon 300000 Rubel Mitgift bereit lägen. Ich wandte mich um, um diejenigen zu sehen, die so begierig schienen, sich über diesen Umstand unterrichten zu lassen, und mein Blick fiel auf Julian Massakewitsch, welcher, die Arme auf den Rücken gekreuzt, den Kopf etwas zur Seite geneigt, mit gespannter Aufmerksamkeit dem müssigen Geschwätz der andern Herrn lauschte. — Später fand ich Gelegenheit, über die Weltklugheit und Politik zu staunen, die unsere Wirte beim Verteilen der Geschenke an die Kinder an den Tag legten. — Das kleine Mädchen, welches 300000 Rubel Mitgift haben sollte, bekam die schönste und kostbarste Puppe. Dann folgten die übrigen Geschenke, welche stets dem höhern oder niedrigern Range der Eltern all dieser glücklichen Kinder angepasst wurden. Das letzte Kind, ein Knabe von etwa zehn Jahren, hager, klein, rothaarig, das Gesicht mit Sommersprossen bedeckt, erhielt bloss ein Büchelchen mit Abhandlungen über die Grösse und Schönheit der Natur und Thränen der Bewunderung und Rührung, die ihre Betrachtung uns entlocken können etc. etc.. — ohne Bilder und ohne Titelvignette. — Es war der Sohn der Gouvernante des Hauses, einer armen Wittwe, ein scheuer, offenbar stets zurückgesetzter Knabe, der in ein ärmliches Jäckchen von Baumwollenstoff gekleidet war. Nachdem er sein Buch bekommen hatte, ging er noch lange um die übrigen Spielsachen herum, nur zu gern hätte er mit den andern Kindern gespielt, doch er wagte es nicht, man sah, dass er seine Stellung bereits begriff. — Ich liebe besonders Kinder zu beobachten; — ihre ersten selbstständigen Regungen sind zuweilen ausserordentlich charakteristisch und bemerkenswert, so entging es mir nicht, dass dem kleinen rothaarigen Gesellen die prächtigen Spielsachen der anderen glücklichen Kinder besonders verlockend erschienen, vor allen jedoch ein kleines Theater, worin auch er nur zu gerne eine Rolle übernommen hätte. Der Ärmste lächelte und band es mit einigen der Kinder an, ja er gab sogar seinen einzigen Apfel einem pausbackigen Jungen, der schon sein ganzes Taschentuch voller Naschwerk hatte, und liess sich von einem Andern auf die Schultern steigen, nur damit man ihn nicht ganz vom Theater verdrängte. Doch nur zu bald versetzte ihm ein andrer ungezogener Bengel gründliche Püffe, ohne dass er es wagte, sich zu wehren oder zu weinen. Da erschien auch schon seine Mutter, die Gouvernante, und gebot ihm, die andern Kinder doch nicht im Spiel zu stören, sodass dem armen Kinde nichts übrig blieb, als sich in das Nebenzimmer, wohin sich auch die Kleine geflüchtet hatte, zu verziehen. Sie liess ihn zu sich herau und Beide fingen sehr eifrig an, die schöne Puppe auszuputzen. Ich sass schon ungefähr eine halbe Stunde in der Epheulaube und war, dem Geplauder der kleinen Schönheit mit den 300000 Rubeln und des rothaarigen Knaben lauschend, in Begriff einzuschlummern, als plötzlich Julian Massakowitsch ins Zimmer trat. — Er hatte eine skandalöse Zankszene der netten Kinder benutzt, um unbemerkt aus dem Saal zu schlüpfen. Etwas früher hatte ich bemerkt, dass er höchst eingehend mit dem Vater der zukünftigen reichen Erbin, den man ihm eben vorgestellt hatte, über die besonderen Vorzüge eines Amtes vor einem andern verhandelt hatte. Jetzt stand er in Gedanken versunken, als ob er irgend etwas an den Fingern abzählte. — 300 . . . . . 300 flüsterte er, elf . . . . . zwölf . . . . . dreizehn u. s. w. sechs-

zehn — — fünf Jahr ..... Wir nehmen an zu 4% — — 12, fünfmal 12 = 60 und für diese 60 — — nun vermutlich noch fünf Jahre — 400. Doch mit 400 lässt sich der Lump da wohl nicht genügen, der nimmt auch 8 und 10%. Nun, gesetzt, es sind auch nur 500000, so ist das wenigstens unzweifelhaft — und was drüber in Aussteuer, hm! ..... Seine Reflektionen schienen ihr Ende erreicht zu haben, er schnäuzte sich und wollte eben das Zimmer verlassen, als er dem kleinen Mädchen noch einen Blick zuwarf und stehen blieb. — Er sah mich nicht, da ich zwischen dem Grün verborgen sass. Mir schien er äusserst erregt: hatte seine Berechnung so auf ihn gewirkt oder sonst etwas? Er rieb sich die Hände, es schien, als litt es ihn nicht auf einer Stelle, ja, als seine Aufregung bis zum nec plus ultra gestiegen war, blieb er stehen und warf der zukünftigen Erbin einen zweiten forschenden Blick zu. — Erst war's, als ob es ihn vorwärts trieb, doch vorher sah er sich um — dann schlich er sich auf den Zehspitzen heran, näherte sich der Kleinen mit einem süssen Lächeln, beugte sich zu ihr herab und küsste sie auf die Stirn. Diese hatte den Überfall offenbar nicht erwartet, denn sie schrie auf vor Schreck. „Was machst Du hier, mein liebes Kind," fragte er flüsternd und klopfte ihr, sich wiederum umsehend, auf die Wange. „Wir spielen." — — „So, und mit ihm! Julian Massakowitsch warf dem Knaben einen unfreundlichen Blick zu. „Du, mein Bester, thätest besser, in den Saal zu gehen," sagte er dann mit verweisendem Tone. Der Knabe schwieg und sah ihn mit grossen Augen an, ohne sich zu rühren. Julian Massakowitsch sah sich wieder um und beugte sich dann nochmals zur Kleinen herab. „Was hast Du denn da, liebe Kleine, ein Püppchen?" fragte er. „Ja, meine Puppe," erwiederte die Kleine mit Stirnrunzeln, schon sichtlich eingeschüchtert. „Eine Puppe, aber weisst Du auch, liebes Kind, woraus die Puppe gemacht ist?" „Nein," antwortete die Kleine und senkte das Köpfchen. „Aus Flecken, mein süsses Herz." „Du, Junge, thätest besser, zu Deinen Gespielen in den Saal zu gehen," sagte Julian Massakowitsch und sah den Knaben durchbohrend an. Beide Kinder runzelten die Stirn und ergriffen sich an der Hand, sie wollten sich offenbar nicht trennen lassen. „Und weisst Du auch, warum man Dir diese schöne Puppe geschenkt hat?" fragte Julian Massakowitsch, indem er immermehr seine Stimme dämpfte. „Nein, ich weiss es nicht." „Nun, weil Du eine ganze Woche so ein artiges, braves Mädchen gewesen bist!" Darauf sah sich Julian Massakowitsch äusserst unruhig nach allen Seiten um und fragte mit leise werdender Stimme, die vor Aufregung und Ungeduld wie ersterbend klang: „Wirst Du mich lieben, süsse Kleine, wenn ich zu Deinen Eltern zum Besuch komme?" Nachdem er das gesagt hatte, wollte Julian Massakowitsch „die süsse Kleine" noch einmal küssen, aber der rothaarige Knabe, der bemerkt hatte, dass sie dem Weinen nahe war, ergriff sie bei der Hand und fing aus lauter Mitgefühl für sie auch an zu flennen. — Jetzt wurde Julian Massakowitsch erst recht ernstlich böse. — „Fort mit Dir, fort, fort in den Saal, wo Du hin gehörst, zu deinen Kameraden, gleich gehst Du hinaus," schrie Julian Massakowitsch dem Knaben zu.

„Nein, nein, er soll nicht gehen, gehen Sie fort, lassen Sie ihn, lassen Sie ihn," rief ganz erregt die Kleine und fing an zu weinen. —

Man hörte ein Geräusch an der Thür, Julian Massakowitsch richtete seinen imposanten Corpus rasch wieder in die Höhe, der rothaarige Knabe fuhr sichtlich zusammen, verliess sogleich seine kleine Freundin und schlich an den Wänden aus dem Gastzimmer bis in den Esssaal. Wahrscheinlich um jeden Verdacht zu vermeiden, folgte ihm auch Julian Massakowitsch sogleich dorthin. —

Er war über und über rot und als er sich in den Spiegel sah, geriet er scheinbar vor sich selbst sichtlich in Verwirrung. Es sah aus, als wäre er jetzt recht ärgerlich über sich selbst, ob seiner all zu grossen Hitze und seines unvorsichtigen Ungestüms. Seine Berechnung an den Fingern war ihm zu Kopf gestiegen, hatte ihn verlockt und schliesslich derart begeistert, dass er sich bei all seiner Würde und Grandezza hatte hinreissen lassen, wie ein Schulknabe vorzugehen und sofort eine Attaque auf den Gegenstand seiner Wünsche zu versuchen, obgleich er denselben erst nach mindestens 5 Jahren zu erobern hoffen konnte.

Ich folgte dem würdigen Herrn auch ins Esszimmer, und war so Zeuge einer seltsamen Szene. Julian Massakowitsch, noch immer hochrot vor Ärger und Zorn, bedrohte und schreckte den rothaarigen Knaben, welcher, immer scheuer vor ihm zurückweichend, kaum wusste, wohin er in seiner Herzensangst entschlüpfen sollte.

„Geh', was machst Du hier, du Unart, fort, fort! Du willst hier wohl Früchte mausen, was? Geh', geh', Du Schlingel, geh' zu Deinen Kameraden." Der erschreckte Knabe entschloss sich zu einem verzweifelten Auswege, er versuchte unter den Tisch zu kriechen: da zog sein erzürnter Verfolger sein langes Batisttaschentuch hervor und suchte, damit schlagend, das auf's äusserste geängstigte Kind unter dem Tisch herauszujagen. Ich muss bemerken, dass Julian Massakowitsch ziemlich korpulent war, er sah wohlgenährt und blühend aus, hatte ein passables Bäuchlein und kräftig gerundete Hüften, mit einem Wort war rund und untersetzt, wie eine Nuss. — Er keuchte und schwitzte und wurde immer röter, endlich stieg sein Unwillen, vielleicht auch seine Eifersucht bis zur Wut, so dass ich nicht umhin konnte, laut aufzulachen. — Julian Massakowitsch wandte sich um und verriet, ungeachtet seiner selbstbewussten Würde, entsetzliche Verlegenheit. In demselben Augenblicke trat durch die gegenüberliegende Thür unser Wirt ein, der Knabe kroch unter dem Tisch hervor und wischte sich Knie und Ellbogen, während Julian Massakowitsch sich beeilte, mit seinem

Taschentuch, welches er eben noch an einem Zipfel gehalten hatte, seine Nase zu berühren.

Der Hausherr sah uns alle drei etwas betroffen an, doch als ein Mann von Welt, der das Leben kennt und es von einem ernsten Standpunkt ansieht, wusste er sich gleich zu finden und benutzte den Moment, am seinen Gast allein festzuhalten. — „Das ist der Knabe, für die ich die Ehre hatte, eine Bitte an Sie zu richten," sagte er, auf den rothaarigen Burschen weisend. —

„Wirklich," erwiderte Julian Massakowitsch, der noch nicht ganz seine Fassung wiedererlangt hatte. „Es ist der Sohn der Gouvernante meiner Kinder," fuhr der Wirt im Tone der Fürsprache fort, eine arme Wittwe, die Frau eines ehrlichen Beamten und daher Julian Massakowitsch, wenn es Ihnen möglich wäre...

„Ach, nein, nein, rief hastig Julian Massakowitsch, „entschuldigen Sie, Phil. Alexchewitsch, es ist unmöglich, ich habe mich bereits erkundigt, es ist keine Vakanz, und wenn auch eine wäre, so sind schon 10 Kandidaten, die viel nähere Rechte haben als er, bedaure sehr — bedaure sehr." —

„Das ist recht schade," wiederholte der Wirt, „es ist ein bescheidener, stiller Junge."

„Ein recht mutwilliger Schelm, wie ich bemerkt zu haben glaube," antwortete Julian Massakowitsch, den Mund zu einem hysterischen Lächeln verziehend.

„Geh', Junge, was stehst Du denn da noch, geh' doch zu den andern Knaben," sagte er, sich an das Kind wendend. — Doch konnte er sich nicht enthalten, dabei mit einem Auge auf mich hinzuschielen; ich konnte es auch nicht über mich gewinnen und lachte ihm ins Gesicht. Er wandte sich ab und fragte, für mich ziemlich vernehmlich, wer dieser wunderliche junge Mann wäre. Dann verliessen beide miteinander flüsternd das Zimmer. Ich sah darauf noch, wie Julian Massakowitsch, unserm Wirt zuhörend, misstrauisch den Kopf schüttelte. — Nachdem ich zur Genüge gelacht hatte, kehrte ich wieder in den Saal zurück. — Sieh da, da war der grosse Mann schon wieder umringt von Familienvätern und Müttern, vom Wirt und seiner Gemahlin und sprach mit besonderem Eifer zu einer Dame, der man ihn soeben vorgestellt hatte. Die Dame hielt dasselbe kleine Mädchen an der Hand, mit dem Julian Massakowitsch vor 10 Minuten die Szene im Gastzimmer gehabt hatte. Er erging sich in Entzücken und Lobreden über die Schönheit, die Talente, die Anmut und Wohlerzogenheit des lieben Kindes, schwänzelte um seine Mama und schmeichelte ihr in jeder Weise. Sie hörte ihn fast mit Thränen der Rührung an und auch die Lippen des Papas verzogen sich wiederholt zu einem wohlgefälligen Lächeln. Der Wirt schien höchst befriedigt über die Äusserungen des allgemeinen Wohlbehagen, man hielt sogar in den Spielen der Kinder inne, damit die Unterhaltung nur ja nicht gestört würde; die Luft war, sozusagen erfüllt von einer Art Andacht. — Ich hörte noch, wie die in tiefster Seele gerührte Mama des interessanten kleinen Mädchens Julian Massakowitsch in den gewähltesten Ausdrücken ersuchte, ihr und ihrem Hause die Ehre seiner schätzenswerten Bekanntschaft nicht zu entziehen und mit welch unverkennbarer Genugthuung, ja beinah Entzücken er die Einladung annahm. Später als die Gäste sich verteilten, ergingen sie sich, wie der Anstand es erfordert, nach verschiedenen Seiten in übermässigen Lobeserhebungen über den Branntweinpächter, seine Frau und kleine Tochter, ganz besonders aber über Julian Massakowitsch.

„Ist dieser Herr verheiratet?" fragte ich ziemlich hörbar einen meiner Bekannten, welcher Julian Massakowitsch am nächsten stand. Letzterer warf mir einen wütenden — vernichtenden Blick zu. „Nein," erwiederte mein Nachbar, scheinbar aufs unangenehmste berührt von der Taktlosigkeit meiner Frage und der Unschicklichkeit, die ich völlig bewusst und absichtlich beging.

Unlängst ging ich an eine Kirche vorüber, Gedränge vor derselben zog unwillkührlich meine Aufmerksamkeit auf sich. Um mich her hörte ich von einer Hochzeit sprechen, die Trauung sollte eben jetzt stattfinden. Der Himmel war bewölkt, es war ein grauer nasskalter Tag. — Ich drängte mich durch die Menge der Gaffer auch mit hinein in die Kirche and sah den Bräutigam. Es war ein nicht mehr ganz junger, kleiner, recht wohlbeleibter Herr, etwas geziert und sichtlich bestrebt, möglichst jugendlich zu erscheinen, er lief höchst geschäftig, hier und da anordnend, umher. Endlich hörte ich auch sagen, die Braut sei angelangt. Ich drängte mich durch die Zuschauer und sah ein blendend schönes Mädchen im ersten Frühling der Jugend; doch die junge Schönheit sah zerstreut, blass and traurig aus, mir schien es sogar, als verrieten ihre leicht geröteten Augen die Spuren kaum getrockneter Thränen. Die antike Regelmässigkeit ihrer feingeschnittenen Gesichtszüge verlieh ihrer Schönheit einen eigenartigen Reiz, ich möchte sagen eine Art Würde, beinah Weihe, bei allen dem war der Zauber des frühern unschuldigen Kindergesichts keineswegs geschwunden, ja es sprach sich darin noch immer etwas unendlich Naives, Jugendliches, Unberührtes aus, das gleichsam ohne Bitte um Schonung flehte. — Man erzählte, sie sei kaum 16 Jahr alt. — Nachdem ich den Bräutigam schärfer angesehen hatte, erkannte ich in ihm Julian Massakowitsch, dem ich gerade vor 5 Jahren zum letzten Mal begegnet war. —

Ich sah auch sie an . . . O, mein Gott . . .

Hastig drängte ich mich aus der Kirche. — Unter den Zuschauern hörte ich sagen, die Braut sei sehr reich, bekäme 500000 Rubel Mitgift und fast ebensoviel an Aussteuer. —

„Er hatte sich also doch nicht verrechnet," dachte ich und stürzte auf die Strasse hinaus.

— — — — — — — — — — — — —

Litterarische Rundschau.

Vom 18. bis 22. Juli findet der IV. allg. deutsche Journalisten- und Schriftstellertag in Heidelberg statt.

Am vorletzten Abend des Mai, einem rechten echten Wonnemaiabend, fand der letzte Vortragsabend der Freien litterarischen Gesellschaft im grossen Saale des Kaiserhofes statt. Nachdem das Faktotum der Gesellschaft, Herr Direktor Lehmann, das kleine Publikum für eine Landpartie sich hatte erklären lassen, hielt Herr Dr. Alfred Kerr, der bekannte schnoddrige Theaterkritiker des „Magazins für Litteratur", einen einstündigen Vortrag: Psychologisches zur neueren Litteratur. Unübersichtlich, wenig tief, stellenweise langweilig und undeutlich vorgelesen: einige Feuilletonartikel für das Berliner Tageblatt oder Kleine Journal. In nächster Saison will man auch die Musik pflegen . . . vielleicht werden die Mitglieder auf der beabsichtigten Landpartie durch Engagierung eines Leierkastenmannes schon jetzt etwas darun gewöhnt: lerne zu leiden, ohne zu klagen! Und das nennt sich Freie litterarische Gesellschaft!

Die Redaktion des deutschen Dichterheims lässt uns folgenden Waschzettel zugehen, den wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. „Ein Musterbild litterarischer Koalition bietet die Nummer 11 des Deutschen Dichterheims. Getreu ihrem Grundsatze, das Gute aus allen Lagern zu beschaffen und sich durch keinerlei Parteistellung ihrer Mitarbeiter in der Auswahl des wirklich Schönen beirren zu lassen, beschert uns diese vornehmste (wie bescheiden!) Zeitschrift für deutsche Poesie an der Stirnseite der erwähnten Nummer ein inhaltlich wie formell vollendetes Sonettjuwel des Altmeisters Julius Sturm, hierauf eine sehr umfangreiche epische Phantasmagorie voll hinreissender (!?!) Empfindungsglut und Farbenpracht von Detlev von Liliencron: „In Poggfred" (d. i. den IX. Gesang einer kleinen humoristischen Epopöe des berühmten Poeten) und einen knappen, aber mit echtem, heissem Dichterherzblut gedüngten (man merkt, dass der Herausgeber Landwirt ist) Beitrag M. G. Conrads: „De profundis"; dazu eine Reihe geistvoller Bücherbesprechungen auf diesem Felde bewährter Schriftsteller wie Max Bruhn, Maurice v. Stern und Fr. Carstanjen: wahrlich kein Blatt ähnlicher Richtung vermag eine solche Fülle edelsten Lesestoffes aufzuweisen (hört, hört!). Man abonniert entweder direkt durch die Expedition (Wien, VIII., Auerspergstrasse 5) oder durch jede Buchhandlung." Obwohl wir uns durch die Veröffentlichung obigen Elaborates den Vorwurf neidischer Konkurrenten zuziehen können, so glauben wir doch diese widerliche und lächerliche Selbstberäucherung, die ein Blatt nur herabwürdigen und dem ganzen Buchhandel nur schaden kann, öffentlich festnageln zu müssen.



Litterarische Zeitungsschau.

Deutsche Rundschau, Aprilheft. Rudolf Krauss bringt eine Fortsetzung der Briefe aus Ed. Mörikes Sturm- und Drangperiode. Erich Schmidt veröffentlicht einige Gedichte des früh verstorbnen Julius Petri, weiland Redakteur der „D. R." — Maiheft. R. Freiherr von Liliencron, Der Wallenstein der Schiller'schen Tragödie im Lichte der neuesten Geschichtsforschung. — Hermann Grimm, Johanna Ambrosius. (Begeisterte Würdigung der von Prof. Weiss-Schrattenthal in die Öffentlichkeit so erfolgreich eingeführten Volksdichterin)

Die Neue Zeit, Nr. 32. [Franz Mehring] Gustav Freytag. (Freytag als Dichter der Bourgeoisie von gestern gekennzeichnet.)

Gegenwart, Nr. 18/19. Paul de Lagarde, Biographisches nach Mitteilungen seiner Wittwe. — Felix Poppenberg, (Joh. Ambrosius). Eine dichtende Bäuerin.

Magazin für Litteratur, Nr. 19. F. Poppenberg, Gustav Freytag, der Erzieher und der Künstler. — Ernst Heilborn, Gustav Freytag der Dramatiker.

Westermanns Monatshefte, Maiheft. Oskar Linke, Anton Rubinstein. — Moritz Brasch, Das Problem des Völkerfriedens in Vergangenheit und Gegenwart. — Hans v. Basedow, Das (alt)-römische Theater.

Nachrichten aus dem Buchhandel, Nr. 100. Enthält einen interessanten Bericht über die Maschinensäle der Druckereien der Pariser Weltblätter nebst zahlreichen Abbildungen. Im Retationsvielfarbendruck seien die Maschinen des Newyork-Herald indessen den französischen des Temps und Petitjournal noch überlegen.

Zukunft, Nr. 31/32. Wilhelm Jordan, Xenien. (Poltert gegen Freilichtmalerei Jungitaliener, Wagner.) — Max Harden, Gogels Revisor. (Bespricht die Entstehungsgeschichte und Schicksale des berühmten russischen Lustspiels, das jüngst in einer Übersetzung E. v. Schabelskys auf dem Königl. Schauspielhause aufgeführt wurde.)

Die Kritik, Berlin Nr. 27. 28. 29. 30. 31. 32. Victor v. Andrejanoff, Antichrist-Dionyses. (Geistreiche Studie über Nietzsches Entwicklungsgang.) — Karl Bleibtreu, Maximilian der letzte Ritter. (Scharfer Angriff gegen Harden.) — Max Stempol, Adolf l'Arronge.

Otto Brahm, Sigmund Lautenburg. Schildert mit beissendem oft zu weitgehendem Sarkasmus drei fingierte Interwiews des Autors bei den bekannten Berliner Theaterdirektoren.)

— Hugo Kegel, Erste Hilfe. (Macht den beherzigenswerten Vorschlag, für die erste Unterstützung nach Unglücksfällen à la Elbe und Laibach einen eisernen Fonds ähnlich dem Kriegsschatz im Spandauer Juliusturm zu sammeln.) — Hans von Basedow, Kunsttötungsanstalten. — Heinrich Lee. Die Villa (die Serenissimus seinen abgedankten „Vorleserinnen" zu dedizieren pflegte.) — Konstantin Grell, Männliche Prostitution. (In Anlass des Falls Wilde.) — [Karl Schneidt], Schneidiges Christentum. Die Schmach von Fuchsmühl. Bürgertrutz. (Drei trutzige Leitartikel.) — Prof. Fr. Lange, die Pressfreiheit in England. — Karl Bleibtreu, Gustav Freytag. (Freimütige Aufdeckung der dichterischen Schwächen.) — Kuno Faust, Geister und Götter. — Hans v. Basedow, Hexenprozesse. (Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.)

Die Nation, Nr. 26. Prof. Fr. Jodl, Georg von Gizycki. (Warm empfundener Nachruf.) —

— Nr. 27. Arthur Baignères, Alphonse Daudets Roman „la petite paroisse". (Ausführliche Inhaltsangabe.) — Ernst Heilborn, Wilbrandts Osterinsel. (Interessant durch die Gestalt des Helmuth Adler, bei dessen Zeichnung dem Dichter sicherlich Fr. Nietzsche vorgeschwebt hat. Heilborn preist den Wilbrandt'schen Roman als grosses Kunstwerk.)

— Nr. 31. 32. 33. Gustav Freytag an den Dichter der „Weber" über die Umsturzvorlage. — Georg Steinhausen, Gustav Freytag als Kulturhistoriker. (Das beste und trefflichste habe Freytag für die Geschichte des deutschen Gemüts gegeben).

Deutsche Revue, Aprilheft. Th. Wiedemann, Briefwechsel zwischen Leopold v. Ranke und Bettina von Arnim. — Theodor Mommsen, Gabriel Max und Hans Thoma äussern sich gegen die Umsturzvorlage. — Maiheft. Heinrich von Poschinger setzt seine Berichte über Fürst Bismarck und die Parlamentarier fort und beginnt mit Veröffentlichung seiner Erinnerungen an Lothar Bucher. — Fritz Lemmermayer, Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion. (Nach teilweise ungedruckten Briefen.)

Internationale Litteraturberichte, Nr. 12. Karl Busse, Erzählende Litteratur, 1894. II. (Bespricht die letzten Werke von Seidel, Baumbach, Rosegger, Ossip Schubin.)

— Nr. 13. Manfred Alesius, Heine in Frankreich. (Kritik des gleichnamigen fleissigen Buches von Dr. Louis Betz.)

— Nr. 15. 16. Hans von Basedow, F. M. Dostojewsky. (Gute psychologische vertiefte Charakteristik des berühmten russischen Romanciers und seiner Hauptwerke.) — Manfred Alesius, (Joh. Christian Günther). Zum 200. Geburtstage. 8. April.

— Nr. 17. Heinrich Stümcke, Coquelin als Erzieher. Behandelt im Anschluss an Coquelins l'art du comédien einige wichtige Probleme der Schauspielkunst.

Sphinx, Aprilheft. Raphael von Koeber sucht einen theosophischen Grundgedanken, den der Wiedergeburt, in der römischen Kulturwelt nachzuweisen. — Werner Friedrichsort skizziert Hübbe-Schleidens Weltanschauung. — Franz Hartmann plaidiert für Feuerbestattung vom Standpunkt der Hygiene und der Religionen des Ostens. — Maiheft. Leo Tolstoi antwortet in einem längeren Aufsatze „Religion und Moral" verneinend auf die von Georg von Gizycky an ihn gerichtete Frage, ob er die Sittlichkeit unabhängig von der Religion, wie er sie verstehe, für möglich halte. — Hübbe-Schleiden behandelt in einem „Theosophie und die theosophische Gesellschaft" betitelten Schreiben interne peinliche Angelegenheiten der Gesellschaft. — Ludwig Kuhlenbeck weist auf das dämonische der Indianer hin und vermutet bei den indianischen Medizinmännern gewisse übersinnliche Kräfte und abnorme psychologische Phänomene.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. Herausgeber Prof. A. Sauer. Band II. Heft 2. — (P. Buhlmann bringt einen instruktiven Aufsatz über das „Drama der Josuiten". P. Stötzner berichtet über ein von ihm auf der Zwickauer Bibliothek gefundenes geschriebenes Liederbuch des 16. Jahrhunderts. — O. Harnack erzählt von einem bislang unbekannten dramatischen Fragment Goethes, „der Löwenstuhl". — A. Metz stellt die für die Friederiken-Frage wichtige Chronologie von den 5 Goethe-Briefen an Salzmann fest. Heinrich Düntzer verteidigt Goethe gegen Klopstock-Hildebrandts Vorwurf, dass er ein „grosser Nehmer" gewesen und z. B. Pyras Schäfchen geschoren. — Hugo Spitzer unterzieht A. Bieses Philosophie des Metaphorischen, F. Hutmüller Litzmanns bekanntes Buch über das deutsche Drama der Gegenwart einer scharfen und eingehenden Kritik. Eine bienenfleissige aber durch unglaubliche Ungeniessbarkeit als echte Philologenarbeit alten Schlages sich doku-

mentierende Kritik über Hermanns Hans Sachs-Forschungen bietet K. Drescher. Ferner eine 80 Seiten lange ungemein sorgfältige Bibliographie.

Zeitschrift für deutsche Sprache, Herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sander. Maiheft 1895. Dr. Herm. Schrader, Die Uhr in Goethes Faust. (Erklärungsversuch für den Vers in Goethes Faust „Die Uhr mag stehen, der Zeiger fallen" u. s. w.) — Friedrich Düsel, Bürger und Schlegel. (Eine aus den Quellen gearbeitete Darstellung des Freundschaftsverhältnisses zwischen Bürger und Schlegel in Göttingen in den Jahren 1786—1791.) Ausserdem zahlreiche spruchliche Erklärungen einzelner Litteraturstellen, so zu Schillers Räubern, Paul Heyses italienischen Novellen, zu Romanen von Hermann Heiberg, Gerhard von Amyntor u. a.

A. D. B.-Correspondenz, (V. Jahrgang, 1895). Nr. 10. Professor K. L. Barthols, Bonn, Ein Weihnachtskind. (Biographisch-litterarische Skizze zur 125. Wiederkehr von E. M. Arndt's Geburtstage.)

— Nr. 12. Professor K. L. Barthols, Bonn, Allgemeine deutsche litterarische Gesellschaft. (Aufruf an den „Allgemeinen deutschen Burschenbund" zum Beitritt zur Allg. d. l. Gesellsch.)

Litteraturverein „Minerva", Illustrierte Volksausgaben von Meisterwerken aus den Litteraturschätzen aller Nationen. In wöchentlichen Lieferungen zu je 10 Pfg. Lieferung 66 und 67. — Goethes Gedichte (Anfang). Mit einer Einleitung (von Friedrich Düsel) und zahlreichen Illustrationen namhafter deutscher Künstler. Verlag der Litteraturwerke „Minerva", Berlin W., Corneliusstrasse 5.

Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz, Maiheft. Maurice von Stern, Die modernen Ideale. (Sozialpsychologische Betrachtung.) (Unter den Kritiken sind hervorzuheben die über Kirchbachs Drama Gordon Pascha von Franz Wichmann, über Johanna Ambrosius von Karl Bienenstein und über „Das Buch der Frauen" von Laura Marholm.)

Der Gesellschafter, April- u. Maiheft. (Gustav A. Müller. Die deutsche Muse im Elsass (Verteidigung gegen Eduard Halpers Angriffe gegen den „Alsabund" in seiner Brochure „Das neue Narrenschiff." — Georg Scheufler, Nicolaus Lenau. — Walther Hagen, Gustav Falko. Betrachtet Falke als Künstler des Worts.)

Die Gesellschaft, Aprilheft. Wilh. Haake. Die Auferstehung des deutschen Nachwagnerschen Dramas in Richard Strauss „Guntram". (Biographie und begeisterte Kritik des jungen Münchner Kapellmeisters.) Heinz Starkenburg der Kapitalismus in der Litteratur. (Sieht das wirtschaftliche Heil der deutschen Schriftsteller in der Begründung eigener Produktivgenossenschaften. „Recht der Feder" druckt diesen Aufsatz in seiner letzten Nummer als Empfehlung für die „Deutsche Schriftstellergenossenschaft" ab.) Richard Dehmel „Sozusagen Kulturästhetik". (Philosophisches Capriccio). J. V. Pauerland. Von der czechischen Moderne. (Interessante Mitteilungen über die Führer derselben.) Ant. Lindner, Wiener Ketzerbrief III. (Lässt in einem unbändigen Alegrissimo vom hundertsten ins tausendste kommend ein wirrbuntes Mosaik der letzten Wiener Kunst- und Litteraturereignisse kaleidoskopisch vor unsern Augen vorübertanzen.)

Deutsches Dichterheim, Nr. 7. Paul Kunad, Immermanns Merlin. Eine verschollene Dichtung. (Wenn unkritische Begeisterungsfähigkeit allein genügte, wäre die Ausgrabung gelungen.)

— Nr. 8. Hans Schmidkunz, Vom deutschen Essay. (Allgemeine nicht immer zutreffende Bemerkungen.)

— Nr. 9. Anton Ohorn, Deutsch-böhmische Lyrik. (Freimütige und gutunterrichtende Studie).

Bühne und Leben, Nr. 12. Olga Wohlbrück, Die Nachteile der Mitarbeiterschaft auf dramatischem Gebiete, wesentlich anekdotisch, weist litterarische Compagnenschaft aus künstlerischen Gründen zurück). — E. Brausewetter, Die Kunst des Schauspielers. (Inhaltsangabe von Coquelin l'art du comédien).

— Nr. 11. Aloys Prasch, (Biographie und Bild des neuen Direktors des „Berliner Theaters").

— Nr. 15. Der alte Fritz als Bühnenheld. (Unvollständige Übersicht.) Necrologe für Theodor Lebrun und Emil Taubert.

— Nr. 16. Dr. Ludw. Fränkel, Die neuen realistischen Anschauungen über Theorie und Praxis des Dramas. (Beschäftigt sich eingehend mit den einschlägigen Werken Henri Gartelmanns und Alfred Bergers. — Paul Ertel, Der Verfall der italienischen Oper. (Geht scharf mit Mascagni ins Gericht.)

Litteraturcorrespondenz, Nr. 6. Ernst von Bergo, Karl Henkell. Eine litterarische Studie mit Portrait. (Unkritischer Panegyricus. Ottokar Stauff von der March, Wiener Reminiscenz. (Witzige Persiflage von Wildenbruchs Worten, dass man vom alten Österreich vor allem lernen könne, wie man seine Dichter ehrt.) J. Feldmann. „Auch eine deutsche Zeitschrift." Beleuchtung der zu traurigem Ruhme gelangten „Splitter". Sämtliche während des Jahrgangs 1893 preisgekrönte Gedichte, die allen möglichen in den weitesten Kreisen unbekannte Poeten von Pesen bis Loaden

zugeschrieben wurden, stammen — aus der Feder des Redakteurs Maximilian Böttcher und sind unter dem Pseudonym Hans von Unrah in seiner Gedichtsammlung „Flugsand“ zu finden.

Die Musen, Zwanglose Hefte für Produktion and Kritik. Herausgegeben v. Wilhelm Arent. Heft 1. — Arent hat lange geschwiegen und sagt nun in wohlthuender, manchmal etwas barocker Offenheit und in ungemein fertiger Diktion heraus, was er in Betreff sensationeller Litteraturereignisse und litterarischer Korruption auf dem Herzen hat. Das Heft ist die Frucht eines manchmal extremen, aber immer, sei es zum Lob, sei es zum Widerspruch anregenden Subjektivismus. Auch von den Gedichten hat der Herausgeber den Löwenanteil beigesteuert. Es finden sich da neben mehreren bereits in den „Neuen litterar. Blätter“ erschienenen Gedichten mehrere eigenartige, bislang ungedruckte Stücke. Als unerschrockner Kämpfer für die litterarischen Ideale gegen Cliquen- und Herdenmisswirtschaft wird unser geschätzter Mitarbeiter zahlreiche neue Freunde finden.

Die Waffen nieder! Nr. 3 und 4. Interessant ist wieder die „Zeitschau“ mit ihrer offenherzigen und scharfen Kontrastierung der Gegensätze, die unsere moderne Kultur in ihrer Sympathie für die unglücklichen Opfer von Unglücksfällen and den wahnsinnigen raffinierten Kriegszurüstungen, um Millionen in möglichster Kürze hinschlachten zu können, aufweist. — Frau v. Suttner beleuchtet ein chauvinistisches Interview eines Figaro-Reporters mit dem jüngst verstorbenen Marschall Canrobert. In der für Gegner der Friedensbewegung reservierten Abteilung stellt sich Felix Dahn wieder einmal als begeisterter Freund der Krieger vor. A. von Majersky feiert in einem Gedicht den Bergmann als den grössern Held, im Vergleich mit dem Soldaten. Ferner eine grosse Anzahl kleiner polemischer Artikel.

Der Kunstwart, Nr. 5. Berliner Zeitschriften. Bibliographisch-Kritische Übersicht. Alfred Lichtwark, Neuer Wein und alte Schläuche. (Vorschläge für die Kunst im Hause, für vornehme and praktische Zimmerdekoration. Verfasser, Direktor der Hamburger Kunsthalle, geht von Hamburger Verhältnissen aus and kommt am Schluss auf solche mit unmittelbaren Nutzanwendungen zurück. Doch können viele seiner Vorschläge mutatis mutandis auch in anderm Milieu and mit bescheideneren Mitteln befolgt werden.)

Heimgarten, Heft 7. 1895. K. v. Thaler, Wie die Zeitung gemacht wird. (Humoristisch gefärbte Plauderei.)

Die Handschrift, Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie. Unter Mitwirkung von Dr. A. Erlenmeyer und Prof. Dr. W. Preyer, herausgegeben von W. Langenbruch. (Hamburg, L. Voss, 1895. Heft 1. (Eine der jüngsten wissenschaftlichen Disziplinen, die lange bestrittene Graphologie, erhält hiermit ihr litterarisches Organ. Preyer and Langenbruch sind als Autoritäten auf diesem Gebiete längst bekannt und haben erst kürzlich, der eine in der „Deutschen Rundschau“, der andere in seinem populär geschriebnen hin and wieder auch des Humors nicht entbehrenden and mit vorzüglich gelungnen Reproduktionen von allerlei Handschriften ausgestatteten Buche „Graphologische Studien“ (Berlin P. List) das Resultat ihrer Studien weiteren Kreisen vermittelt. Die vorliegende Zeitschrift soll vorzüglich wissenschaftlichen Zwecken dienen, Material für Schreibfachverständige, Psychiater, Justizbeamte, Autographensammler bringen. In der I. Nummer ist von besonderm Interesse ein Aufsatz Langenbruchs, Bacon oder Skakespeare? Auf Grund der Handschriften-Beurteilungen entscheidet sich L. für Bacons Autorschaft der Shakespearedramen, denn während Bacons Schrift feines ästhetisches Gefühl, sehr ausgeprägten Formensinn verrate, sei die Shakespearische roh, vulgär, ohne Harmonie and Direktion, ohne Schönheit und Eigenart, die kritzlichen unruhigen, zittrigen Formen erinnerten den Nervenarzt lebhaft an den Alkoholiker. Dass daran nicht Shakespeares mangelnde Schulbildung schuld sein könne, sucht Langenbruch durch den Hinweis zu entkräften, dass andere Poeten von bäuerlicher Herkunft wie Burns und die Karschin, sobald sie den Kuss der Muse empfingen, die ursprünglichen Defekte in der Schrift verloren. Als Beweis werden 2 Schriftproben der bäuerlichen Dichterinnen Johanna Ambrosius and Katharina Koch, die Prof. Schruttenthal in die Öffentlichkeit eingeführt, abgedruckt. Beide Handschriften sind in der That sehr sauber and von ästhetischem Geschmack zeugend. — Dennoch dürfte Langenbruch mit seinem Schlusse allzu voreilig sein. Er vergisst, dass wir von Shakespeares Hand nur die 5 Unterschriften, die dazu aus späteren Lebensjahren stammen, nicht aber das Manuskript irgend eines poetischen Werkes besitzen. Andere Poeten jener Tage schreiben vielleicht noch schöner und harmonischer als Bacon. Also nur, wenn andere direkte schwerwiegende Beweise für Bacons Autorschaft sprechen, und solche hat nach Bormann bislang noch nicht beigebracht, kann die graphologische Beurteilung indirekt als

belastender Zeuge auftreten.) — Das vorliegende Heft enthält ausserdem kurze Betrachtungen über die graphologischen Fälle Cynsky und Kotze.

Das zwanzigste Jahrhundert, Nr. 6. Peter Hille, Die Muse bei den Booren. (Ein interessanter Beitrag zur Völkerpsychologie mit zahlreichen Proben aus den Dichtungen der südafrikanischen Bauernrepublik.) — Karl Pröll, Nationalgefühl und Volkssittlichkeit. — S. von Werth, Moderne Magie.

— Nr. 7. Moritz Wirth, Wagner in der Schule? Aus dem Geistesleben unserer Tage. (Interessantes Mosaik.) Auf deutscher Hochwacht. (Revue des Deutschtums im Aussenlande.)

La revue des revues, Nr. 6. G. Ferrero, la maladie mystique et la littérature. (Vergleicht Tolstoi mit Franz von Assisi. Dass ersterer so viel gelesen wird und so wenig Proselyten macht, liegt nach Ansicht des berühmten Turiner Psychiaters darin, dass Tolstoi nicht mit der That, sondern in Büchern und Artikeln Propaganda macht, und „die moderne Civilisation mit einer Waffe bekämpft, die ein direktes Produkt eben dieser Civilisation ist". Und das ist gut, meint Ferrero, denn alle diese modernen Mystiker jeglicher Richtung, die da krankhafte Bücher schreiben, dienen gewissermassen dem Gesellschaftskörper als heilsame Fontanellen, indem sie die Unsucht herauslassen. Ein Propagandist der That wie der heilige Franz von Assisi ist zehnmal gefährlicher als alle Tolstoi und Sar Peladan.)

Nr. 7. Henri Albert bespricht eingehend und wohlwollend „des jeunes Viennois" Bahr, Schnitzler, Loris u. s. w. Ein sehr reich illustrierter Artikel von 3 Pariser Ärzten behandelt die Geheimnisse der Tätowierung speziell bei Verbrechern, Dieben und Irrsinnigen. — Prof. Enrico Ferri erörtert die Berechtigung des Selbstmordes. Tolstois jüngste Schöpfung „Maître et serviteur" bildet das Feuilleton.

— Nr. 9. Miss Alice Zimmern schreibt über die Frauen an den europäischen Universitäten; M. Tesla, der Erfinder des „Lichts der Zukunft" erzählt von den Wundern der Elektrizität. — Cesar Lombrose beginnt in einem von anthropologischen und ethnologischen Citaten wimmelnden Aufsatz zu untersuchen, „ob wir verrückter sind als unsere Vorfahren?"

Revue bleue, Märzheft 1 und 2. A. Leroy-Beaulieu entwickelt ausführlicher seine Ideen über die deutsch-französische Annäherung und fordert die jungen Franzosen zum Studium der deutschen Verhältnisse auf. — Aprilhoft. Fr. Sarcey und Paul Monceaut würdigen die Pariser école normale in ihren mannigfachen Beziehungen zum französischen Geistesleben anlässlich des Jubiläums dieser hervorragenden Bildungsstätte Frankreichs. — G. Pelissier, Paul Bourget Moraliste.

Le monde moderne, A. Quantin, Paris. April und Maiheft. (Jean Richepin wird von Leo Claretie liebevoll, aber leider mit gewisser Prüderie (verschweigt R.'s realistische Romane) gewürdigt. — Boyer d'Agen bringt einen hoch interessanten, reich illustrierten Artikel: Leon XIII. intime. — Konried feiert den Walzerkönig Johann Strauss. — P. Gsell lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Strassenmusikanten; Camille Flammariso ladet uns ein Stündchen auf dem Planeten Mars ein; Henry Bouchot in einem reich illustrierten Aufsatz in das Pariser Cabinet des estampes. — Jean Carrèro würdigt feinsinnig den provençalischen Poeten Frédéric Mistral, Blaze de Bury die Kaiserin Friedrich. — Louis Gonse schildert die Entwicklung und Wesen der modernen Affiche. In der Abteilung le mouvement littéraire wird über neue Romane referiert.)

Mercure de France, April. Enthält das französische Pendant zu der Enquête der „Freien Bühne" über die deutsch-französische Annäherung. Interessant ist die Äusserung des modernen Magiers Sar Peladan: Das was die Menschen trennt, ist ihr Bildungsgrad. Ich habe in Amsterdam Rabbiner und in Venedig Mönche gesehen, die sich glichen wie Brüder; die Herren Sarcey und Sardou dagegen sind für mich Fremde, ja Feinde. Die trennende Schranke zwischen den Nationen heisst die Dummheit).

Revue blanche, 1. April. J. Barrucan giebt eine ausführliche kritische Biographie des berühmten russischen Revolutionärs Alex. Herzen.

Vie contemporaine, 15. März. G. Larrommet veröffentlicht eine schöne Studie über Alph. Daudet, Henry Lavedan erzählt in einer boshaften kleinen Indiskretion, „wofür die Pariserinnen ihr Geld ausgeben". — April und Maihefte. Jules Simon würdigt die Centenarfeier der école normale. Jules Besse giebt sehr interessante illustrierte Berichte über Kunst und Litteratur in den Pariser Gefängnissen, Gustave Larronet plaudert über die Romanciers und ihr Verhältnis zur grossen Welt.

La Quinzaine, 15 März. Abbé Felix Klein, Nos dilettantes: Das sind nach Ansicht des Verfassers — Anatole France, Jules Lemaître und Maurice Barrès! Ein französisches Pendant zu den geistlichen Kritikern der „Conservativen Monatsschrift".

Revue des deux mondes, 15. März. A. Fouillée

schreibt über Völkerpsychologie und kommt zum Schluss auf die Friedensfrage der Welt. Aus dem Kampf der Rassen sei heute ein Kampf der Ideen und widerstreitenden Interessen geworden. Man ändere die Ideen und Sentiments und die angeblich unvermeidlichen Kriege würden vermieden werden. — E. Rod analysiert sehr günstig Sudermanns Roman „Es war“ und betont den darin sich äussernden Einfluss der französischen Technik. — 1. April. G. Benet-Maury betont in seinem Aufsatz über Mr.s Humphry Ward, die er Georges Elliot gleichstellt, das doktrinäre Element im modernen englischen Roman.

Revue de Paris, 1. April. Abdruck von Maupassants unvollendet gebliebener Novelle Angelus. — 15. April. Heyer d'Agen veröffentlicht interessante Jugendbriefe von Pabst Leo XIII.

Harpers Magazine, (Amerika) April. W. J. Harris berichtet über Fortschritte in den amerikanischen Schulverhältnissen. 1894 betrug die Gesamtzahl der Schüler aller Schulen 15 Millionen gegen 7 Millionen 1870. Die Lehrgehälter sind entsprechend gestiegen, sodass die Gesamtausgaben für Schulwesen jetzt jährlich 163 Millionen Dollar gegen 63 Millionen 1870 betragen.

Sundey at home, April. W. J. Gordon, die Bibelgesellschaft und ihr Werk. (Die Gesellschaft verbreitet alljährlich eine Million Bibeln in 320 Sprachen und Mundarten. Allein ins afrikanische Königreich Uganda sind 1894 65000 Exemplare gewandert. Im Ganzen sind bisher u. a. abgesetzt: 17 Millionen in deutscher, 12 Millionen in französischer, 5 Millionen in chinesischer, 600000 in malayscher, 3 Millionen in Tamilsprache.

Review of review, April. Mr. W. Stead macht den Vorschlag, zur Verbreitung der Lektüre auf dem Lande transportable Leihbibliotheken zu errichten. Kein übler Gedanke!

Mc. Clurés Magasine, April. Madame Adam erzählt in einer Studie über Pierre Loti zahlreiche neue Details aus seinem häuslichen Leben. U. a. heisst es: Loti ist ein leidenschaftlicher Katzenfreund; und diese Nichtsnutze wissen das so gut, dass sämtliche Katzen der Stadt sich in seiner Wohnung ein Stelldichein geben. —

New Review, April. Ch. Witley kritisiert Max Nordaus „Entartung“ und bemüht sich nachzuweisen, dass — Nordau selbst den Typus der Degenierten in höchster Potenz (Vgl. seine Ohren!) aufweise. Er sei ein mattoider Graphomane — Tableaux!

Revue Encyclopédique, Märzheft. Goncourt-Nummer. Alph. Daudet, Paul Marguerite, J. A. Rosny, Léon Hennique würdigen die verschiedenen Seiten der schriftstellerischen Thätigkeit der beiden Brüder. Daudet giebt an, wie man die Goncourt lesen müsse, da ihre Bücher keine leichte Lektüre sind. — Marcel Prévost plaudert über les jeunes filles de demain. — Léo Claretie bespricht die Aufführung von Sudermanns „Heimat“ und giebt kurze biographische Mitteilungen über ihn. — Das Heft ist mit einer Unzahl Portraits von J. und E. de Goncourt, deren ihrer Wohnung und Reproduktionen einiger ihrer Zeichnungen geschmückt.

Sievierny Viestnik, März. Diese hervorragende russische Zeitschrift enthält das Original von Tolstoïs „Herr und Knecht“. — Prof. Osiannikow-Konlikovsky behandelt in ausgezeichneter Weise die Frauencharaktere bei Turgenjew. Wir werden diese Studie unsern Lesern nächstens in deutscher Übersetzung vorlegen.

Nase Doba, März. In dieser tschechischen Revue vergleicht F. V. Krejci die französischen Dekadencepoeten mit ihren böhmischen Kollegen.

La jeune Belgique, (Bruxelles, Février). Enthält eine Philippika gegen die freien Rhythmen.

La Espana Moderna, Märzheft. José Echegaray, der hervorragendste spanische Dramatiker der Gegenwart, beginnt mit der Veröffentlichung seiner Memoiren. — Pero Perez, bringt bisher ungedruckte Dokumente über Heines Pariser Aufenthalt.

Tygodnik Illustrowany, März. Diese polnische Revue enthält eine Enquête, was verschiedene hervorragende Polinnen über Strindberg und seinem Weiberhass denken. Mit echt polnischem Feuer geben alle befragten Damen ihrer Entrüstung über den ungalanten und indiskreten Schweden Ausdruck, dessen eben erschienene „Confession d'un fou“ sicherlich allein in Warschau in erster Auflage vergriffen werden wird.



Beurteilungen.

Neue Romane und Novellen.

Besprochen von Wilhelm Thal, Berlin.

Das Jahr 1895 ist ziemlich fruchtbar an schöner Litteratur, genau wie in früheren Jahren drängen sich die Bücherstösse in den Schaufenstern der Buchhändler, um schon nach kurzem Scheinleben anderen Werken Platz zu machen, denen nach kürzester Frist dasselbe Schicksal droht. Leider verdienen die meisten Neuerscheinungen dies Geschick, und so manches Buch ist die Zeit nicht wert,

die man an dasselbe verschwendet. Auch von den 15 Bänden, die mir vorliegen, wird wohl kaum einer oder der andere das Jahr überdauern und dann untergehen im Schlunde der Bibliotheken. Wahllos greife ich aus dem Bücherhauf, der meine enge Klause beschränkt, eines heraus: es ist: Anti — Croccolos Synagoge — Der barmherzige Bruder. Drei Novellen von **Sigmund Steiner.** (II. York.) [E. Pierson, Dresden.] Welche verheerenden Wirkungen der Antisemitismus und sein Hauptvertreter, der Herr Rektor Hermann Ahlwardt, in allen Kreisen der Gesellschaft hervorbringt, ist mir erst wieder nach der Lektüre obiger drei Novellen klar geworden. Nicht nur, dass der brave Mann monatelang den Berliner Possentheatern die gefährlichste Konkurrenz machte, nein, er inspirierte auch ganz harmlose Gemüter, die sich plötzlich bewogen fühlten, die soziale Frage auf „novellistischem Wege" zu lösen. Auch Herr Steiner hat dieses Problem versucht, auch er glaubt an die vielleicht seligmachende Prophetie des alten Mosenthal:

„Wenn Bruderliebe unser einz'ger Glaube,
Dann ist die Stunde des Messias da,
Und Christ und Jude werden Menschen sein."

Leider aber sind wir von diesem Idealzustand noch recht weit entfernt, und daran werden selbst die Arbeiten des Herrn Steiner nichts ändern, der übrigens auch die antisemitische Frage von religiösem Standpunkte betrachtet, während sie doch eine rein wirtschaftliche Bedeutung hat. Sehen wir nun nun die Novellen ein wenig an.

In der ersten, umfangreichsten, die den durchsichtigen Titel „Anti" führt, schildert Verfasser einen katholischen Antisemiten, der wegen antisemitischer Umtriebe relegiert worden und nun in dem Fabrikstädtchen Aussenbach als Prokurist eines grossen Hauses wirkt. Der Chef desselben giebt einen Ball, auf dem auch u. a. der jüdische Dr. Kraus, mit dem Heinrich Irrgang (der Held der Novelle) einst eine Mensur gehabt, mit Mutter und Schwester erscheinen. Im Laufe des Abends begeht Heinrich, von seinen Freunden aufgestachelt, eine Lümmelei gegen die alte Frau Kraus und auf dieser Lümmelei baut sich der Konflikt auf. Heinrich wird von seinem Chef, einem von schönen Worten überfliessenden Komerzienrat, mit entschiedener Abneigung gegen Zahlung von Überstunden, entlassen, stellt sich an die Spitze der national-antisemitischen Bewegung, die immer grössere Dimensionen annimmt, schliesslich sogar die Synagoge in Brand steckt und einen alten Hausierer totschlägt. Heinrich flüchtet, tapfer wie er ist, nach Amerika, versucht dort in den verschiedensten Beschäftigungen sein Glück, wandert dann nach Nevada, lernt hier einen Prediger Cross, einen Idealmenschen schlimmster Sorte kennen, den man, wenn er nicht rasiert wäre, für den Hüttenbesitzer von George Ohnet hatten könnte, geht darauf nach Cottonville, wo er den Kampf der Presbyterianer gegen die katholischen Iren miterlebt und zur Überzeugung gelangt, dass auch hier Diverses faul ist. Nachdem er in der „Lodge" eine im schönsten Novellendeutsch gehaltene Rede gegen die — Unduldsamkeit losgelassen, schreibt er an seinen alten Freund, den Pfarrer Cross, der ihm zur Erbauung einige Briefe seines Bruders schickt, aus denen hervorgeht, dass dieser der Todfeind Heinrichs, der jüdische Dr. Kraus ist. Jetzt ringt es in Heinrich, er will sühnen und schnell entschlossen, verdingt er sich auf einem Dampfer als Arbeiter, da ihm die Mittel zur Rückreise selbstverständlich fehlen. Da führt ihn der Zufall, der bei dem armen Menschen epidemisch zu sein scheint, mit dem Kommerzienrat mit der Menschenfreundlichkeit und dessen hübschen Tochter zusammen. Er wird sogar ohnmächtig, aber da er schwarz wie Othello ist, so erkennt ihn nicht einmal das Auge der Liebe, und schliesslich giebt er sich selbst den Tod, indem er ins Meer springt. Die Moral von der Geschicht' brauche ich wohl nicht erst zum Besten zu geben, umso mehr, da sie der Verfasser dem Leser selbst beschert. Am Versöhnungstage nämlich bittet die alte Frau Kraus den lieben Gott in der Synagoge für das Seelenheil des verstorbnen Heinrich Irrgangs, dessen Mutter sie um diesen Liebesdienst gebeten.

Ich muss gestehen, dass ich selten etwas so doktrinär unnatürliches gelesen habe. Die Figuren sind sämtlich schemenhaft, ohne Mark und Bein, sie haben weder die Kraft zum Bösen, noch zum Guten. Alles schwimmt in der Sauce der universellen Menschenliebe, und selten habe ich die Kompromisslerei so üppige Blüten treiben sehen.

Bei den beiden anderen Novellen kann ich mich kurz fassen. „Croccolos Synagoge" baut sich auf einer unglaublich naiven Voraussetzung auf, und läuft auf ein paar echt pfäffische Sophismen hinaus, mit dem einzigen Unterschied, dass der Pfaffe diesmal als Rabbiner erscheint.

„Die letzte Novelle: der barmherzige Bruder ist noch die beste des Bandes; denn in deren Schilderung des polnischen Juden erscheinen einige charakteristische Züge, die auf eine gewisse Beobachtongsgabe des Verfassers schliessen lassen. Der Stil ist glatt und fliessend, nur schade, dass die Leute meistens in einer Sprache reden, wie wir sie im wirklichen Leben nie zu hören bekommen. Wie immer ist auch für diesen Übelstand das Unnatürliche bahnbrechend gewesen.

Tendenziös, wenngleich in durchaus anderm Sinne, ist **Paul Franken,** „Unter der roten Fahne" (Berlin, Oskar Haebringer).

Auf blutrotem Grunde hebt sich der sensationelle Titel ab, während auf schlechtem Papier eine noch schlechtere Geschichte erzählt wird. Herr Paul Franken, hinter welchem Pseudonym sich ein Berliner Verleger ruhester Sianenlektüre verbirgt, fühlt sich berufen, die Sozialdemokratie zu töten. Das Ganze ist so plump komponiert, dass es überhaupt kaum

der Mühe lohnt, darüber noch Worte zu verlieren. Die alten Ammenmärchen von dem bösen Arbeiter und dem herzensguten Prinzipal werden aufgewärmt; um harmlose Gemüter von der Schrecklichkeit der Sozialdemokratie zu überzeugen. Um der Sache ein etwas anderes Mäntelchen umzuhängen, hat der Verfasser nicht verschmäht, bei so manchen Autoren kleine Anleihen zu machen, unter anderen bei Zola, was allerdings nicht verwunderlich scheint, wenn man bedenkt, dass der Herr Verfasser neben den Memoiren der Fürstin Pignatelli auch Zola's Romane in den berühmten Meister-Verdeutschungen des Herrn Paul Heichen verlegt hat. Ja, wenn das keine goldenen Früchte trägt, dann weiss ich nicht . . .!

Gegen die Bestrebungen der Sozialdemokratie wendet sich auch **C. Rademacher** in seiner Erzählung aus unseren Tagen für Jung und Alt „Die Sühne". (Verlag A. Helmich, Bielefeld.) Aber während Paul Franken mit aufdringlicher Voreiligkeit seine Tendenzen versiebt, tritt der Verfasser der „Sühne" hinter seiner Erzählung zurück und begnügt sich damit, im Rahmen einer etwas alltäglichen Geschichte seine Ansichten zur Geltung zu bringen. Es ist eine einfache Novelle mit lehrhaftem Hintergrund, dessen Einfachheit allerdings durch die Sauce frommer Ergebenheit und Mildherzigkeit erheblich geschädigt wird. Auf gleichem geistigen Niveau bewegt sich **Luise Jüngst**, Prinzessin Lola. (Verlag A. Helmich, Bielefeld.) Die Verlagshandlung hat es für nötig gehalten, dem Buche eine Empfehlung in Gestalt einer im Platt. Sonntagsblatte erschienenen Kritik von C. Reinich beizulegen. Ist ein solcher „Waschzettel" nur eine captatio benevolentiae, ist es ein Armutszeugnis, oder ist es ein Apell an die Urteilslosigkeit einer gewissen Presse, sich des Wisches freundlichst zu bedienen. Ich will darüber kein endgiltiges Urteil fällen, auf jeden Fall aber ist es eine ziemlich starke Zumutung, sich mit der Auffassung des Herrn C. Reinich solidarisch zu erklären, zumal wenn man zufälligerweise ganz anderer Meinung ist. Und das ist leider bei mir der Fall. Ich finde die Erzählung nicht nur nicht „lieblich", wie Herr C. Reinich behauptet, ich finde sie sogar herzlich langweilig und komme zu dem Schlusse, dass die Kritik mit dem Werke absolut nichts zu thun hat. Es ist eine jener Familiengeschichten, wie sie zu tausenden die Spalten der Zeitungen füllen, in denen die Tugend sich zu Tisch setzt, nachdem sich das Laster weidlich erbrochen, oder in jenen, wie Herr Reinich so schön sagt, „innige, auf Hochachtung und Herzensneigung begründete Liebe", trotz mancherlei durch eigene Schuld oder durch das Geschick hervorgerufenen Widerwärtigkeiten und Hemmnissen schliesslich doch den Sieg davon trägt und alles zum Guten gelangen lässt. Auch von dem „nackten (!) Realismus unserer heutigen Tageshelden (stirb, Gerhart Hauptmann, versink ins Nichts, Max Halbe) hält sich die Novelle vollständig frei", und ich kann nicht umhin, diese Ansicht des geschätzten Herrn Referenten dankbar zu bestätigen, denn von Realismus findet sich auf den 174 Seiten des Werkes allerdings nicht eine Spur. Dass das Buch schliesslich auch der heranreifenden Jugend, selbst schon im Backfischalter ruhig in die Hand gegeben werden kann, will ich auch nicht bestreiten, dringend aber möchte ich raten, es nur Niemandem sonst zu verabreichen, da man befürchten müsste, den Betreffenden in totähnlichen Schlaf verfallen zu sehen.

Spielten die bis jetzt erwähnten Werke in Arbeiterkreisen, so führt uns **Eberhard Kraus**, Germanenblut im Osten (E. Pierson) in das akademische Leben ein. Mit Ausnahme der ersten Erzählung „Das Töpferl" sind es fast ausschliesslich Vertreter der alma mater, die uns vorgeführt werden, und man muss es dem Autor lassen, dass er es versteht, kernig und kräftig zu schildern. Es sind alles trefflich gezeichnete Figuren, die er uns da als Vertreter des Germanentums im Osten vorführt, und man muss seine Freude an diesen auch in der Charakteristik wohlgelungenen Gestalten haben, wenngleich man das kraftgenialische derselben nicht immer schön finden kann. Auch ein lebendiger, nicht nach blödem Wortwitz haschender Humor ist dem Verfasser eigen, wie er vornehmlich im Brill-Müller zu Tage tritt. Die erste grösste Erzählung „Das Töpferl" erscheint mir am wenigsten gelungen, wenngleich auch hier die Charakteristik des Mannes und Kindes eine ganz treffliche zu nennen ist. Alles in allem ein flott und munter geschriebenes Buch, das jedem Freunde guter Lektüre dringend zu empfehlen ist. Leider kann ich das nicht von der sogenannten Humoreske „Qualm" von **Richard Heine** (E. Piersons Verlag, Dresden) sagen. Wenn der Verfasser dieses auf 144 Seiten ausgezerrte Nichts eine Humoreske nennt, so steht es recht traurig um den deutschen Humor. Eine nichtssagende Geschichte von zwei Studenten, die dasselbe Mädchen lieben, die natürlich beide zum Narren hält. Dazwischen ist die Erzählung eines Studentenkommerses gelegt, dessen Lustigkeit in einer bis zur Bewusstlosigkeit gehenden Sauferei besteht, einer Schilderung, die bei jedem ästhetischen Menschen Ekel und Widerwillen erwecken muss. Das vorliegende Werk ist ein markanter Beweis dafür, wie tief die sogenannte „Humoreske" bei uns gesunken ist.

Einen wirklich ansprechenden Humor dagegen besitzt **Robert Steinhauser**, der sich in seinem „Übermensch" (E. Piersons Verlag) trefflich offenbart. Der „Übermensch" ist eine ganz brillante Parodie auf die modernen Kraftgenies, die in jedem Augenblick Nietzsche im Munde führen, und es doch nie zu einer selbstschaffenden Thätigkeit zu bringen vermögen. Die Humoreske wirkt um so anregender, als sie nirgends verletzend ist, sondern sich stets in den Bahnen des harmlosen Scherzes bewegt. Ein grelles Gegenstück zum „Übermenschen" bietet das Zwischenstück „Eine

von den Neuen", eine in glühender Farbenpracht hingeworfene Allegorie, während aus der den Abschluss bildenden Erzählung „Lachen", der, so viel ich weiss, ein wahres Erlebnis zu Grunde liegt, zur Genüge hervorgeht, dass dem Verfasser auch warme Herzenstöne zu Gebote stehen. Dasselbe kann man mit voller Berechtigung von **Margarethe Halm**, „Frau Heldings Herz, (E. Piersons Verlag) behaupten, deren Werk sozusagen mit warmem Herzblut geschrieben scheint. Es ist wohl ein Stückchen Autobiographie, die uns die bekannte Schriftstellerin verlegt, und nur zu oft klingt der Jammer über das Selbsterlebte in die Schilderung hinein. Es ist die Geschichte einer Mutter, die uns Frau Margarethe Halm bietet, die Geschichte einer Mutter und ihres Kindes, die in diesem vollends aufgeht und nichts neben sich sieht und kennt, als eben ihr Kind. Die Vorzüge und Fehler des weiblichen Herzens treten ohne Schönfärbung deutlich hervor und über der alles verklärenden Mutterliebe vergisst man schliesslich, dass der Gegenstand dieser Vergötterung ein ziemlich alltäglicher, ja sogar selbstsüchtiger Geselle ist, der eben nur durch die Glorie, die von seiner Mutter ausgeht, mitbestrahlt wird.

Von Margarethe Halm bis zu Ola Hunssen ist ein weiter Schritt. Dort ein etwas überschwängliches Pathos verbrämt mit einem ganzen Schatz von Mutterliebe, hier der kalte nüchterne Verstand, der nie dem Herzen auch nur die geringste Oberherrschaft über sich einräumt. Der Autor der „Parias" und „Alltagsfrauen", den ein Kritiker einmal nicht ganz unberechtigt den nordischen Bourget genannt hat, bietet in seinem kleinen Roman „Vor der Ehe" (O. Janke, Berlin) ein in Studentenkreisen spielendes Gesellschaftsbild. Wer sich nicht mit der Eigenart Hanssens vertraut gemacht hat, wird dies etwas sterile Gebichte langweilig finden, und in der That vermag von den vier Typen, die der Verfasser uns vorführt, nur eine den Leser zu fesseln, es ist dies der Kandidat Suntessen, während die andern kaum ein weitergehendes Interesse erwecken. Es gebt zudem recht wenig in diesem Roman vor und Reflexionen und Betrachtungen füllen den weitaus grössten Teil des Werkes, das allerdings scharf und klar konzipiert und ebenso wie alle Arbeiten Hanssons einen eigenartigen Stil aufweist, dessen Holprigkeit und Mangel an Abgeschliffenheit von vielen für ein Vorzug gehalten wird. Einen weit reineren Styl schreibt **Adolf Paul**, ein Landsmann Hanssons, dessen Sammlung „Ein gefallener Prophet" (A. Langen, Leipzig) sich durch elegante, flotte Schreibweise auszeichnet. Es sind sämtlich Allegorien, zumeist düsterster Färbung, die der bis auf ein äusserst geschmackloses Titelblatt vornehm ausgestattete Band enthält, und alle lassen den scharfen Beobachter erkennen. Einzelne seiner Studien, wie „Ein Märchen in der Einöde" und die dem Bande den Titel gebende Arbeit „Ein gefallener Prophet" gemahnen stark an Nietzsche, während andere wie „Charlatan" sich zur düsteren Phantasie eines Edgar Allan Poe aufschwingen. Alles in allem ein bedeutendes Talent, von dem noch manche schöne Gabe zu erwarten sein dürfte.

Mit den beiden letzten Autoren habe ich die Reihe der sogenannten „Modernen" eröffnet, denen sich als dritter im Bunde **Georg Hirschfeld** mit Dämon Kleist (S. Fischers Verlag, Berlin) anschliesst. Modern bis in die Fussspitzen, bis zu dem kurzen, zerhackten Satz und der sich sozusagen zerfasernden Reflexion schildert Verfasser die Geschichte eines Knaben, der, von dem Genius Heinrichs Kleist berührt, diesen dichterisch gestalten möchte, aber vor der Unmöglichkeit, sein Fühlen zu verkörpern, zurückschaudernd, sich am Grabe des Dichters in Wannsee erschiesst. Als Pendant zu dieser Verkörperung der haltlosen Decadence steht ein schwindsüchtiges, willenskräftiges Mädchen, während in dem Schuldirektor und seiner Familie die gute, alte Bürgermoral mit ihrem angeblich antiquierten Empfinden dargestellt wird. Dem Verfasser hat ein wirkliches Erlebnis augenscheinlich vorgeschwebt, und es ist ihm gelungen, die Figuren plastisch und markant dem Leser vor Augen zu führen, wobei ich nicht verhehlen darf, dass der Gesamteindruck ein unendlich peinlicher und quälender ist. Dasselbe gilt von **Ernst Ewert**, „Najas Seele", Novelle. (E. Pierson, Dresden.) Es ist kein heiteres erquickliches Werk, das uns Ewert in seiner Novelle „Najas Seele" bietet, vielmehr spricht der krasseste Pessimismus aus ihm. Es ist eine Arbeit, so bar jeder Lebensfreude und in manchen Teilen so schmerzzerrüttet, dass man sich zu reinem Genusse derselben nicht durchbringen kann. Die Handlung ist klein und hässlich. Hanns Weber, ein Schriftsteller von Talent, hat eine Liebelei (denn anders kann man es kaum nennen) mit der Sängerin Lena, doch diese hat ihn verraten, und um vergessen zu lernen, flüchtet Hanns in die Einsamkeit eines Dörfchens, wo er eine Stellung als Schullehrer annimmt. Hier lernt er Najas Eltern, die einfachen Wärtersleute, kennen, schliesst sich an dieselben an und nach 4 Jahren, als Naja ihr sechzehntes Jahr erreicht, hält er um ihre Hand an, die ihm auch mit Freuden gewährt wird. Am Tage der Hochzeit aber stirbt Najas Mutter, und der Todeskampf der Alten, die einsam in der Hütte verscheidet, ist meisterlich gezeichnet. An demselben Tage aber, während sein Schwiegervater und Naja am Lager der Toten knieen, erhält er ein Telegramm, welches ihm Lena sendet, die todkranke Lena, die ihn noch einmal sehen möchte. Ohne Besinnung stürzt er fort, reist zur Stadt und findet dort in einer Dachkammer die Sterbende. Und wenige Augenblicke sind ihnen vergönnt, dann scheidet sie von ihm. Hanns aber stürzt ohnmächtig zu Boden, um als Wahnsinniger zu erwachen. Jahre vergehen, da kehrt Hanns ins Dorf zu Naja zurück, die den Treulosen jetzt ebenso hasst,

wie sie ihn früher geliebt. Er sitzt am Bachesrand, das Wasser lockt, er beugt sich hernieder, immer tiefer, immer tiefer, bis die Wellen sich über ihm schliessen. — — — — — — — —

Wie man sieht, eine ziemlich inhaltslose Fabel, die noch dazu den Fehler einer recht mangelhaften Komposition aufzuweisen hat. Die Ereignisse entwickeln sich nicht folgerichtig, der Verfasser begnügt sich vielmehr, eine Situation anzudeuten und schnell zu einer andern überzugehen. Die Sprache ist von oft glühendem Schwunge, zuweilen von erotischer Pracht, leider aber auch manchmal entsetzlich banal, so dass oft die schönsten Stellen durch eine Trivialität zerrissen werden. Dennoch ist die vorliegende Arbeit eine starke Talentprobe, und lässt auf eine bedeutende lyrische Begabung schliessen, denn gerade die Stimmungsbilder sind am besten getroffen.

Ist „Najas Seele“ vielleicht gar ein Stück Autobiographie? Die Zerrissenheit der Komposition lässt es vermuten.

Einen direkten Gegensatz bildet zu diesen Modernen **W. Popper**, der in seinen „Altmodischen Leuten“ (E. Pierson's Verlag) eine Reihe von Skizzen bietet, die durchaus flott und anregend geschrieben sind und sich bis auf 2–3 Ausnahmen glücklich über das Niveau der Feuilleton-Beiträge erheben. Dennoch dürfte man keine höheren Ansprüche an die Skizzen erheben, ebenso wenig wie an **E. Brandts**, „Eine lyrische Geschichte“ (E. Pierson, Dresden), der wohl auch nur das Bestreben hat, den Leser über ein paar müssige Stunden hinwegzutäuschen, was ihm auch gelingt, ohne aber auch nur den geringsten nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Ich will meine Übersicht mit einem Werke beschliessen, das in gewisser Hinsicht ein Gegenstück zu „Bellamys Rückblick“ bildet. In „Henos“ schildert der Verfasser **H. Steinitzer** (E. Pierson, Dresden) auf dem Hintergrunde einer ziemlich durchsichtigen Fabel das Leben auf „Henos“, einer griechischen Insel, wo man das eigentliche Wesen der Frau im europäischen Sinne gar nicht kennt. Die Frauen sind für die Henoeten keine blossen machines à faire des enfants, wie sich der bekannte Graf Vasili in einem seiner Werke einmal ausdrückt, sondern sie bilden einen Stand für sich, der auf der andern Seite der Insel seinen Sitz hat. Später vereinigen sich Männer und Frauen allerdings, doch noch immer bleibt die selbstische, „europäische Liebe“ ihnen fern, und gerade dadurch erreichen sie die höchste Stufe der Kultur. Wir hätten hier die beste Lösung der sozialen Frage, die leider nur dadurch ungelöst bleibt, weil verschiedene Menschen auch verschiedene Temperamente haben. Verfasser bietet zu den vielen Pendants zum „Rückblick“ ein neues, das ich für das weitaus interessanteste halten möchte. Die Darstellung ist klar und lebendig und ich will meine „Revue“ nicht schliessen, ohne die Lektüre dieses Buches jedem Schätzer und Verehrer einer guten Arbeit dringend empfohlen zu haben.

Anthologien und Sammelwerke.

Besprochen von Heinrich Stümcke.

Auf wenigen Gebieten der Litteratur macht sich die moderne Überproduktion in so erschreckendem Maasse breit, wie auf dem des Anthologienwesens. Die Kunst des Druckers, Holzschneiders, Zeichners — und der Buchbinder hat in der Ausstattung dieser nach altem Brauch zumeist zu Geschenken verwandten Werke wahre Triumphe gefeiert, aber das Publikum verhält sich nachgerade auch trotz des reichsten Bilderschmuckes und der pompösesten Einbände zurückhaltend, so dass die Verleger nach kurzer Zeit die viel zu starke Auflage verramschen und zu einem Preise, der kaum die Kosten des Papiers deckt. Die sattsam bekannte geringe Neigung der Deutschen, Belletristik käuflich zu erwerben, ist hier insofern einigermaassen berechtigt, als der litterarische Wert dieser oft eilfertig von unberufner Hand zusammengestoppelten Blütenlesen deutscher Poesie in der That meist sehr minimal, wenn nicht gar Null ist, da in der Auswahl und Gruppierung des Materials kritiklos und prinzipienlos vorgegangen wird, der eine Sammler den andern ausschreibt oder wenigstens sich nicht die Mühe nimmt, die Werke weniger oder unbekannter Poeten zu durchforschen, statt in rührender Regelmässigkeit immer wieder das bekannte eiserne Inventar deutscher Lyrik auszuschlachten. Die Mängel bleiben so ziemlich die gleichen, mag das Werk als sogen. Auswahl auf eine Kastrierung unserer Klassiker in usum delphini hinauslaufen, als Musenalmanach und Dichterbuch eine Zufluchtsstätte druckerschwärzelüsterner Dilettanten einer Stadt oder Provinz bilden oder die Gedichte nichts weiter als Texte eines mehr oder minder glänzend ausgeführten Bilderbuchs sein, das als Dekorationsgegenstand auf dem Salontisch prunken soll. Ausnahmen wie etwa Storms prächtiges Hausbuch, Geibels Münchner Dichterbuch, Bierbaums Moderner Musenalmanach bestätigen auch hier nur die Regel. Verkehrt wäre es wieder, wie es neuerdings häufig geschieht, das Prinzip des Anthologienswesens so und für sich zu verdammen, weil es von der Lektüre der Originalwerke abziehe, Autoren und Verleger derselben schädige, den Eindruck der dichterischen Individualität vernichte, die Empfänglichkeit des Lesers abstumpfe usw. Es hängt hierbei vielmehr alles von der Belesenheit, dem Geschmack und Takt des Sammlers ab, der es in der Hand hat, einzelne Perlen lyrischer Gedichtsammlungen aus ungünstiger und unwürdiger Umrahmung herauszunehmen, durch geeignete Gruppierung dem Leser den Eindruck einer dichterischen Individualität zu vermitteln und nach weiteren Gaben desselben Verfassers begierig zu machen. Am verdienstvollsten aber sind entschieden diejenigen einschlägigen Werke, die den ganzen Reichtum dichterischer Produktion auf einem

bestimmten Gebiete überschauen lassen und die Verkörperung eines bestimmten und bedeutenden Gedankens bei verschiednen Poeten zu zeigen sich zur Aufgabe machen. Solchen durch bewusste und zielbewusste Einseitigkeit wirkenden Sammelwerken wendet sich denn auch neuerdings die Gunst des Publikums in erhöhtem Maasse zu.

Zu dem landläufigen Genre Anthologien zählen von den mir heute zur Besprechung vorliegenden Werken Jung-Deutschlands Musenalmanach, herausgegeben von der Redaktion der gleichnamigen Halbmonatsschrift. II. Jahrgang 1895. (Verlag von G. L. Kattentidt, Strassburg i. E.) und Deutsche Lyrik, Ein Sammelbuch zeitgenössischer Dichtung. Herausgegeben von **Hugo Bonté.** (Wien 1895, Fr. Schalk.) Beide Sammlungen enthalten manch stimmungsvolles und formvollendetes Gedicht, aber im Grossen und Ganzen feiert der ohnmächtige Dilettantismus wahre Orgien. Neben jüngern Poeten, die sich in den der Lyrikpflege gewidmeten Zeitschriften ein ständiges Stelldichein geben, sind zahlreiche homines novi vertreten. Als Nothelfer hat Herr Kattentidt Dahn, Lingg und Milow, Herr Bonté Rudolf Baumbach und Julius Sturm eingeladen, aber der poetische Wert ihrer Spenden ist recht dürftig. Ausser in den nächstbeteiligten Kreisen der Mitarbeiter dürften beide Bücher weder Käufer noch Leser finden, da sie weder durch die Güte noch durch die Eigenart der Beiträge das Interesse weiterer Kreise zu erwecken vermögen. — Praktischen Zwecken wollen die Sammlungen „Was soll ich deklamieren“ von Elise Henle, und Humoristisches Künstler-Deklamatorium für Dilettanten von Mathilde Henle (Beide Stuttgart, Schwabachers Verlag) dienen. In dem Umstande, dass in beide Bücher nur Gedichte aufgenommen sind, die von ersten (?) deutschen Bühnengrössen zur Deklamation empfehlen und erprobt sind, liegen die Vorzüge und die Schwächen beider Werke begründet. Die Reisser und Schlinger dominieren, der einigermaassen geschulte Sprecher wird in der Mehrzahl die beabsichtigte Wirkung erzielen, so wie der Komödiant in „Narciss“, „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Dorf und Stadt“ stets triumphiert, aber vom kritischen Standpunkt aus betrachtet, entpuppen sich zahlreiche dieser Paradepferde, die die diversen Damen und Herren in die Manege reiten, als elende mit dem Arsenik des hohlen Pathos, und hohleren Sentimentalität künstlich aufgefütterte Rosinanten. In den humoristischen Teilen dominiert der abgeschmackte Kalauer und die komisch sein sollende Wortspielerei und Travestierung bekannter klassischer Balladen, die leider bei dem Gros des Publikums den weitaus lebhaftesten Beifall zu erhalten pflegen. Berns Deklamatorium (Reclam, Leipzig) verdient vor den Henle'schen Werken ob seines höhern litterarischen Wertes entschieden den Vorzug. — „Dichterworte“, Aussprüche bedeutender Geister aller Nationen, hat Heinrich Neumann ausgewählt, (Breslau, W. Koebners Verlag) und nach altem Schema in 14 Abteilungen, „Frauen, Liebe, Ehe, Fürst, Vaterland, Kunst, Freundschaft“ usw. gruppiert. Lob verdient, dass er nicht nur aus den Klassikern alter und neuer Zeit, sondern auch aus z. B. Freytag, Spielhagen, Ibsen, Björnson passende Belege bringt. An irgend welche Vollständigkeit ist bei einem derartigen, zunächst wohl für Schülerkreise berechneten Werke, nie zu denken. —

Die Anthologie in ihrer wertvollsten Gestalt repräsentiert die Sammlung Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen, herausgegeben von **Ludwig Uhland.** Die Cotta'sche Buchhandlung verdient den Dank aller Litteraturfreunde, dass sie die 3. Auflage dieses berühmten und seit langem nur noch antiquarisch erhältlichen Werkes in ihre billige 1 Mark-Bibliothek aufgenommen hat, und zwar unverkürzt. Zwei Bände enthalten die Volkslieder, zwei weitere die auch heute noch nicht veraltete klassische Abhandlung und die Uhlands gewaltige Belesenheit und philologischen Kenntnisse zeigenden Anmerkungen. Herm. Fischer, dem wir schon eine wertvolle 6bändige Ausgabe der Uhland'schen Schriften verdanken, hat eine auf die Bedeutung dieser Sammlung hinweisende und die Geschichte des Volkslieds kurz behandelnde Einleitung beigesteuert. — Aus dem nie versiegenden Born der Volksdichtung schöpft auch **Ludwig von Hörmann** in seiner reizenden bereits in 3. Auflage vorliegenden Sammlung „Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Mit Illustrationen und Singweisen. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung 1894. Der reiche, durch seine Frische und Urwüchsigkeit den Leser fesselnde Stoff ist in verschiednen Kapiteln gruppiert. Minder verständliche Dialektausdrücke sind durch Angabe des entsprechenden hochdeutschen Wortes erklärt. Das zierliche Büchlein lässt sich von jedem Alpentouristen bequem in den Rucksack stecken.

Von stellenweise recht erheblichem poetischen und unbestritten litterarhistorischem Wert sind die Anthologien: Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter. Erster Teil. Von Pytheas bis Luther. Zweiter Teil. Von Luther bis Wilhelm II. Herausgegeben von **Dr. Franz Tetzner**, (Leipzig, Reclam) und Rheinlieder. Aus dem Munde der Dichter ausgewählt von **Karl Hessel** (Coblenz 1894. W. Groos). Tetzner sucht dem Gang der Geschichte möglichst Schritt zu halten und jedes einigermaassen wichtige Ereignis mit einem poetischen Beleg zu versehen. Wir finden neben den von der Schule her bekannten Balladen und Romanzen der Klassiker und Romantiker manch wohlgelungenes Stück neuerer Poeten, insbesondere von Dahn und Möser. Gedichte, die nichts als seichte Unreimereien oberflächlich erfasster geschichtlicher Ereignisse sind, hat Tetzner nach seiner Aussage ausschliessen wollen, aber sein Streben, jedes

wichtige Ereignis in einem poetischen Erzeugnis widerspiegeln zu lassen, hat ihn häufig allzu nachsichtig gestimmt. Dass die Lieder, die Schluchten und Siege feiern, die kulturhistorischen Inhalts bedeutend an Zahl überwiegen, ist durch das entsprechende Verhältnis dieser beiden Arten im Gesamtschatz deutscher Dichtung bedingt und weniger auf eine einseitige Vorliebe des Sammlers zurückzuführen. —

Auch Hessel hat sich bemüht, den überreichen Stoff, den die Verehrer des gefeiertsten deutsches Stromes im Lauf der Zeit in ihren Poesien zusammengetragen haben, einigermaassen zu erschöpfen. Wie Tetzner mit Pytheas, so beginnt er mit den Moselliedern des Ausonius und Fortunatus, schliesst im Übrigen aber alle Geschichte und Sagen des Rheins behandelnden Gedichte aus und windet einen anmutigen Kranz von Liedern zum Lob und Preis des Landes, des Stromes und der die unerschöpfliche Quelle der Begeisterung bildenden Gabe seiner rebenbekränzten Ufer. Neben Namen wie Müller von Königswinter, Simrock, Ritterhaus, Hoffmann v. Fallersleben, Freiligrath, die mit dem Rhein sozusagen unlöslich verknüpft sind, finden sich meist ein achtungswertes Mittelmaass behauptende Gaben älterer und neuester Poeten. — Interessante und fleissig gearbeitete Sammelwerke aus fremden Sprachen sind „Nordische Klänge“, Russische Dichtungen in deutscher Übertragung von **A. Ascharin**, (Riga 1894. Jonck & Poliewsky) und **Wilhelmine Prinzhorns**, englisch-amerikanische Anthologie „Von beiden Ufern des Atlantic“. (Otto Hendel, Halle). Die russische Lyrik ist, wenn wir von Bodenstedt's noch dazu mehr gelobten als gelesnen Verdeutschungen absehen, bei uns noch weniger bekannt als die russische Dramenlitteratur. Ascharins recht lesbare und abgerundete Übertragungen mehrerer in Deutschland nach dem Namen nach unbekannter Poeten wie Maikow, Nadson, Kolzow und nur durch Prosawerke bei uns eingeführten wie Neerassow und Alexis Tolsteis ist daher ganz geeignet, diese Lücke ausfüllen zu helfen. An Übersetzungen aus der englischen Lyrik herrscht dagegen freilich kein Mangel. Immerhin ist Prinzhorns Buch in Folge der sorgfältig aus den besten ältern und neuern Übertragungen getroffenen Auswahl und des billigen Preises des stattlichen Bandes als nicht überflüssig zu bezeichnen, zumal die Verfasserin uns die Bekanntschaft einer grössern Anzahl jüngerer bis jetzt noch nicht übersetzter anglo-amerikanischer Poeten vermittelt, von denen sie einzelne lyrische Stücke gewandt und fliessend — ob getreu, kann ich mangels Kenntnis der Originale nicht entscheiden — verdeutscht. Wo dagegen eine so treffliche Übersetzung bereits vorlag wie die von Edwin Arnolds „Leuchte Asiens“ durch Arthur Pfungst, hätte sie getrost sich die eigne Verdolmetschung ersparen können. Die einzelnen im Bande vertretnen Poeten werden durch zweckentsprechende kurze Biographien eingeführt. —

Auf das Gebiet der politischen und sozialen Lyrik führt uns eine Reihe heute vorliegender Werke. Das „Buch der Freiheit“, gesammelt und herausgegeben von **Karl Henckell**, (Berlin 1893, Verlag des „Vorwärts“) ist, wie ich höre, verboten worden, meines Erachtens mit Unrecht, denn es enthält fast ausschliesslich Dichtungen der glänzendsten Vertreter deutscher und ausländischer Lyrik von Goethe bis Liliencron, von Béranger bis Bruant, die freilich sämtlich freiheitlichen Geist atmen und wider Unterdrückung, Knechtung und Ausbeutung sich richten, aber deren Autoren zu 99% weder Sozialdemokraten noch Anarchisten sind und weder Barrikadenbauen noch Bomben werfen wollen. Gerne gestehen wir Henckell zu, dass die Auswahl nicht nur der fremden, sondern auch seiner eignen Dichtungen eine glückliche Hand verrät und von respektabler Belesenheit zeugt. Bei einer neuen Auflage wäre auch die amerikanische Lyrik zu Gunsten der Negerfreiheit, z. B. Charles Beek-Chicago, ferner Richepin, Ajalbert und einige der jüngsten Russen zu berücksichtigen. Aus Strodtmanns nur noch antiquarisch vorkommendem Werk „Die französische Arbeiterdichtung“ könnte Henckell getrost noch einige weitere packende Chansons aufnehmen. Thöricht ist es, dass Henckell im Vorwort um jeden Preis das Werk vor dem Vorwurf des „Unagitatorischen“ und „Litterarischen“ bewahren und als Produkt zielbewusster sozialdemokratischer Mache hinstellen will, wo doch ³/₄ der Gedichte aus Zeiten stammen, wo kein Mensch noch an eine Sozialdemokratie dachte. Ich fürchte oder hoffe vielmehr, dass Henckell, weil er die Partei- und Radauphrase weise ausgeschlossen hat, mit seinem Buche vor den Augen zielbewusster Genossen keine Gnade finden wird. Die halten sich lieber an **Max Helzles** Sozialdemokratisches Liederbuch, (Stuttgart) und Morgenroth, Sozialdemokratische Fest- und Zeitgedichte von J. Stern (1894 ebenda). Beide Büchlein sind klassische Belege, dass die offizielle Poesie der Sozialdemokratie an Trivialität, Tamtamschlagen, Geschmacklosigkeit und Formlosigkeit selbst die ärgsten Stümpereien patriotischer Dichterlinge überbietet. Je „zielbewusster“ der Inhalt, desto mangelhafter der poetische Ausdruck. Nur wo Stern Ton und Versmaass bekannter Volks- und Festlieder adoptiert wird oder etwas volkstümlicher Mutterwitz durchschimmert, sind die Verse einigermaassen geniessbar, und ich bedaure aufrichtig die „Genossen“, die diesen gereimten und ungereimten Blödsinn anhören und mitsingen müssen. Das allgemein menschliche, die befreiende poetische Wirkung fehlt völlig, die Polemik ist oft saugrob und persönlich, (gegen Bismarck, Stöcker, die Nationalökonomen Wagner, Brentano usw.).

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Bismarck-Gedichte des Kladderadatsch mit Erläuterungen von **Horst Kohl**. (Berlin, A. Hofmann und Co.) Das Buch bildet eine treffliche Ergänzung zu Paul Grotowkys, dem eisernen Kanzler gewidmeter Anthologie.

Max Bewer hat Recht, wenn er sagt, dass Bismarcks erster Photograph, der Kladderadatsch, auch sein bester geblieben sei. Die poetisch sehr ungleichartigen, aber stets interessanten, alle Nüancen des Humors und der Satire behende ausnutzenden Verse der Dohm, Loewenstein und Trojan illustrieren im Bunde mit den berühmten Zeichnungen von Scholz und Brandt besser als dickbändige biographische Werke den Dornenweg, den Bismarck von anfänglicher Befehdung und Verspottung, zweifelnder Bewunderung zur Höhe beispielloser Popularität geschritten ist. Horst Kohl, der sich immer mehr zum Bismarckspezialisten par excellence entwickelt, hat durch äusserst zweckmässige Anmerkungen historischen und chronologischen Inhalts den Leser über den Zusammenhang und Veranlassung der einzelnen Gedichte zu orientieren gesucht, die bis zum 1. April 1894 reichen. Ist das vorliegende Werk der Verherrlichung einer grossen Persönlichkeit gewidmet, so will die Anthologie Friedensstimmen, herausgegeben von **Leopold Katscher**, (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag, Ernst Hoppe) der Propaganda für eine grosse Idee dienen. Es dürfte wenige geben, die der Idee eines allgemeinen Weltfriedens, Abrüstung und Erledigung internationaler Streitfragen durch Schiedsgerichte nicht ihre volle Sympathie entgegenbrächten. Nur die praktische Ausführbarkeit dieser Pläne erregt viele Bedenken. Die Mitglieder der verschiedenen Friedensvereine gehen da nun von der richtigen Voraussetzung aus, dass die Idee des Weltfriedens derartig populär werden muss, dass ihre praktische Ausführung den Massen als logische Notwendigkeit erscheint und alle Schwärmer für den Krieg als Kulturträger sowie alle bedenklichen Theoretiker mundtot gemacht werden. Das vorliegende Werk, bei dem Bertha von Suttner und Conrad Ferd. Meyer Pathe gestanden, scheint mir wohl geeignet, in diesem Sinne zu wirken. Namentlich in der Abteilung „Goldkörner" ist ein immenser Reichtum von Äusserungen hervorragender Männer aller Zeiten und Nationen über die Friedensidee zusammengebracht. Die Gedichte, die den ersten Teil der Sammlung bilden, sollen indirekt Propaganda machen, indem sie die Greuel des Krieges schildern und die Opfer beklagen. Einige wie von Henckell, Hoyos, Steinberg predigen auch in schwungvollen Versen: Die Waffen nieder! In der 3. Abteilung sind kleine Prosaarbeiten von Frau von Suttner, Tolstoi, Sacher-Masoch u. a. gesammelt. Infolge seiner prächtigen Ausstattung eignet sich das verdienstvolle Buch trefflich als Schulprämie und Festgabe für ältere Schüler, um gegen die bei diesen Gelegenheiten üblichen Biographieen grosser Feldherrn und Kriegsgeschichten als heilsames Gegengift zu wirken. —

Von Dichterbüchern verzeichnen wir heute: Westfälische Dichtung der Gegenwart. Beiträge zur Würdigung westfälischen Geisteslebens von **Uhlmann-Bixterheide** und **Carl Hülter.** Mit Dichterportraits und zahlreichen Originalbeiträgen. Leipzig 1895. Otto Lenz. „Es sind bei der Aufnahme nur solche Dichter für uns in Frage getreten, welche entweder in Westfalen geboren oder, in Westfalen lebend, in Lebensweise, Gesinnung und Anschauung zu Westfalen geworden sind und dies in ihren Dichtungen bekunden. Im übrigen wollen wir durch dies Buch einzig und allein dazu beitragen, die heimischen Poeten ihrem Volke näher zu bringen." In diesen zwei Punkten des an und für sich ganz löblichen Programms liegen meines Erachtens die beiden Hauptgefahren, denen die Herausgeber zum Opfer gefallen sind. Sehen wir von dem biographisch-bibliographischen Werte eines Werkes wie das obige ab, so drängt sich uns leicht die Frage auf, ob ein solches Jahrbuch westfälischer Dichtung, wie es Uhlmann und Hülter im Anschluss an ihr diesjähriges Sammelbuch fortab herauszugeben beabsichtigen, nötig und nützlich ist. Baltische oder böhmische Dichterbücher, wie deren in den letzten Jahren erschienen sind, sind darum von hohem Wert, weil sie von dem Deutschtum in der Fremde, von dem das Mutterland sonst nur selten und spärlich Kunde erhält, beredtes Zeugnis ablegen und gleichsam als Pioniere des Deutschtums gelten können. Ebenso ist ein Werk wie Geibels „Münchner Dichterbuch" berechtigt, in dem eine Reihe dichterischer Talente ersten Ranges, die das Symposion ihres königlichen Mäcenas und die heitere Tafelrunde des Krokodil vereinigte, mit mustergültigen Arbeiten, die die Feuerprobe der kollegialischen Kritik bestanden, in die Öffentlichkeit traten. Den diversen thüringischen, sächsischen, steyrischen, rheinischen und westfälischen Dichterbüchern, zumal wenn sie sich auf die Gegenwart beschränken, können wir solche Verdienste nicht zubilligen. Wir sind weit davon entfernt, die Bedeutung der landestümlichen Eigenheit in der dichterischen Produktion zu unterschätzen und zu verkennen, dass Dichtungen, die gleichsam den Erdgeruch der heimischen Scholle atmen, etwas spezifisch Bayrisches, Sächsisches oder Westfälisches haben können. Aber dieses Spezifische wird eben so oft ganz fälschlich in blossen Äusserlichkeiten, in lokalem Hurrahpatriotismus in der stark aufgetragenen Schminke eines möglichst urwüchsig sein sollenden Dialekts gesucht. Jeder kleine Hahn, der das Lob seiner Tonne kräht, glaubt dann ein grosser nationaler und origineller Poet zu sein, und die partikularistische Phrase feiert ihre Orgien. Goethe bemerkt einmal trefflich, die deutsche Poesie habe niemals Mangel an Talenten, wohl aber an nationalem Gehalt gehabt. Seit Minna von Barnhelm, Tell und Götz ist das anders geworden. Man braucht heute nur die Namen Freytag, Reuter, Scheffel, Auerbach, Alexis, Wildenbruch, Fontane, Geibel e tutti quanti zu nennen, um sich zu erinnern, dass das deutsche Gemüt und Eigenart nicht zu kurz gekommen sind. Aber bei allerberechtigter Eigentümlichkeit der einzelnen Landschaft sind mit den Zollschranken innerhalb des neuen Reiches erst recht die für die Erzeugnisse der Geistesarbeit gefallen. Anzengruber und Ro-

segger entzücken in Norddeutschland ebenso, wie in ihrer Heimat, ein Onkel Bräsig erzielt auch in München volle Säle und Schauspielhäuser. Ich nenne hier absichtlich Poeten, deren Schöpfungen der Dialekt ausserhalb der Kreise ihrer engeren Landsleute die Wanderung wie ein Bleigewicht an den Sohlen zu erschweren scheint. Was die im Schriftdeutsch Schreibenden vollends angeht, so braucht man nur die Inhaltsverzeichnisse irgend einer deutschen litterarischen und belletristischen Zeitschrift zu durchmustern, mag sie nur im Herzen oder an der Grenze des Reiches erscheinen, um Mitarbeiter aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs zu finden. Ebenso wird man mir zugeben, dass die Beiträge sich durch provinziale Eigentümlichkeit von andern in den allerseltensten Fällen unterscheiden. Der wirkliche Dichter braucht deshalb kein besonderes Dichterbuch seiner Stadt und Provinz, um nach Gebühr geschätzt zu werden. Einen Triumph feiern bei solcher Gelegenheit nur die Auch- und Nichtdichter, denn in ihrem un und für sich gewiss berechtigten Streben nach Vollständigkeit, um zeigen zu können, welch reiches Geistesleben im Ländchen pulsiert, wird jeder, der einmal einen Vers verbrochen, ans Tageslicht gezogen, und kleine Dutzendtalente werden künstlich in die Höhe geschraubt. Uhlmann und Hülter sind verständig und taktvoll genug, sich vor letzterem nach Möglichkeit zu hüten. Sie werden sich wohl selber kaum verhehlen, dass ein schlesisches oder ostpreussisches Dichterbuch z. B., ohne dass ich mit Eugen Reichels unkritischer Verhimmelung des Ostpreussentums in der Litteratur sympathisierte, ganz andere Namen aufzuweisen haben würde. Sie geben auch ruhig zu, das es mit Roman und Drama in Westfalen schlimm bestellt ist. Der Ton ihrer Kritik der wenigen bedeutenderen Musensöhne ist freilich durchweg zu panegyrisch. Unter den 44 im Buche vertretnen Persönlichkeiten ist keine einzige, die als eine deutsche, geschweige denn europäische Berühmtheit gelten könnte. Die trefflichen Heinrich und Julius Hart sind nicht als Dichter, sondern als schneidige Journalisten in weiteren Kreisen bekannt, von den übrigen können nur Backhaus, Landois, W. Storck, Otto Weddigen, Peter Lohmann, Therese Dahn und Uhlmann-Bixterheide als einigermaassen bekannt gelten, und zwar verdanken die ersten fünf dies sicher nicht ihren lyrischen Leistungen, sondern wissenschaftlicher Thätigkeit. Hie und da gestehen die Herausgeber selbor zu, dass z. B. Weddigen seine Erfolge zum grössten Teil geschickter Reklame verdankt und z. B. es mit den Dramen des Herrn Auffenberg und der Frau Baltz nicht weit her ist.

Was nun das spezifisch Westfälische angeht, so erinnert das gerade neuerdings gelegentlich fatal an Kaplanspresse, Bonifacius-Tractätchenlitteratur und leider auch Kaplanspoesie. Dass Weber den sensationellen Erfolg seines Epos „Dreizehnlinden“ der Tendenz fast ausschliesslich verdankt, sollte endlich offen eingestanden werden. Darum meinen wir, dass der erste Band eines westfälischen Dichterbuches, wenn überhaupt jemandem, nicht dem Dichter dieses Epos, sondern dem grössten dichterischen Genius, den die rote Erde bislang hervorgebracht, Annette von Droste, gewidmet werden musste. Und sollte es ein Mann sein, so kamen die beiden Grossen in Betracht, die das malerische und romantische Westfalen einst so prächtig geschildert und die gewiss in Anschauung und Lebensweise nicht nur echte Westfalen, sondern auch echte deutsche Männer waren, Freiligrath und Levin Schücking. Und noch ein Dritter, der Schöpfer unsrer klassischen Dorfgeschichte „Der Oberhof“.

Und wenn dann auf Seite 4 des Buches die grosse Annette zu Worte kommt, hätten wir nicht gleich in der nächsten Zeile Elise Polko reden lassen.

Bei der Zusammenstellung des biographisch-bibliographischen Anhangs haben sich die Herausgeber allzusehr auf Kürschners nicht immer zuverlässige Angaben verlassen. Ich nenne hier nur die falsche Datierung von Harts „Weltpfingsten“ 1872. Was nun die einzelnen poetischen Beiträge anlangt, so sei gerne zugestanden, dass neben vieler Spreu auch zahlreiche Goldkörner sich finden, Heinr. und Jul. Hart, Hermann Landois (Witzige Parodie auf die Simultanschule), Julius Petri, L. Rafael und last not least die beiden Herausgeber selbst haben schöne Stücke beigesteuert. Bei fernerer noch kritischerer Auswahl mag das Buch daher trotz meiner im obigen geäusserten prinzipiellen Bedenken sich zu einer wirklichen Bereicherung unseres national-poetischen Schatzes gestalten.

Von **Alois Johns** „Litterarischem Jahrbuch, Centralorgan für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Westböhmens“, (Eger, Selbstverlag) liegt mir der 5. Band (1895) zur Besprechung vor und erweist sich wie seine Vorgänger als treuer Wächter für nationalen Geist und nationale Kunst, an des Reiches Ostmark, ohne engherzigen Lokalpatriotismus zu pflegen. Von den grössern Aufsätzen erwähnen wir Alois Johns „Ideen zu einem Egerländer Volksschauspiel“, Anton Nuafs Untersuchung über „die Heimat Walthers von der Vogelweide“, Carl Eggermanns Mitteilungen über „die Pflege der Nationallitteratur in Deutschböhmen“. Die Abteilungen „Notizen“ und „Kritische Rundschau“ dienen gleichsam als Illustration zu letztgenannter Arbeit. Zum Schluss sei der Wunsch ausgesprochen, dass es dem Herausgeber gelingen möge, ein wirkliches nationales Dichterbuch der deutschen Böhmen als Protest gegen Teweles undeutsches Prager Dichterbuch zustande zu bringen.

Verantwortlicher Chefredakteur: Dr. jur. R. Wrede, Berlin NW 6.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig. Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. Juli 1895. Nr. 10.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke.**
Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An alle Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Die Berliner Theatersaison. V.

Von Heinrich Stümcke.

Der Charakter der heurigen mit starken Schritten ihrem Ende zueilenden Theatersaison hat sich auch in den letzten Wochen, über die ich heute zu berichten habe, nicht geändert. Nach wie vor versagten die Stücke, auf die Direktoren und Schauspieler grosse Hoffnungen gesetzt hatten, völlig oder lockten doch nur an 2, 3 Abenden ein spärliches Publikum, das sich jetzt weit lieber unter den Koulissen von Italien in Berlin und im Park der Kunstausstellung ein Stelldichein giebt, in den Bannkreis der weltbedeutenden Bretter. In Folge dessen überstürzten sich die Premieren, dramatische homines novi durften nach Herzenslust experimentieren, aber die graue Langeweile brütete nach wie vor auf den Brettern und auf den Peluchefauteuils. In ihrer Verlegenheit suchen die Direktoren ihr Heil in der Gewinnung illustrer Gäste. Direktor Lautenburg liess uns Mitterwurzer, Direktor Blumenthal Friedrich Haase sehen. Mitterwurzers Gastspiel konnte sich mit dem grossen ideellen und künstlerischen Erfolg der Baumeisterabende, über die ich in meinem vorigen Theaterbrief berichtete, nicht entfernt vergleichen. Es scheint fast, als ob der goldene Käfig des Wiener Burgtheaters dem berühmten Zugvogel nicht recht zuträglich ist. Man hatte gelegentlich sogar den Eindruck, als ob er sich bemühe, eine Art Burgtheaterton sich anzueignen, den alternden Sonnenthal zu kopieren. Wie dieser für sein letztes Berliner Gastspiel an derselben Stätte Giacosas „Sündige Liebe“ mitgebracht hatte, so vermittelte auch Mitterwurzer uns die Bekanntschaft mit 3 Produkten der dramatischen Muse Jung-Italiens. Aber schon aus Rovettas Schauspiel „Die Unehrlichen“ gewannen wir wieder den Eindruck, dass es mit den jungitalienischen Dramen im Grunde genommen ebensowenig auf sich hat, wie mit der Musik der Mascagni und Leoncavallo. Wie diese nicht immer geschmackvoll sich mit Wagner-Reminiscenzen schmücken, so machen die Verfasser der neuen italienischen Dramen fast ausnahmslos Anleihen bei Augier, Dumas und Sardou. Das erwähnte Drama Giacosas ist zu $^3/_4$ nichts als eine Kopie der „Armen Löwin“ Augiers. Wie Pommeau ist Moretti ein kärglich besoldeter strebsamer Bureaubeamter, der sich einer schönen Frau und einer behaglich eingerichteten Häuslichkeit und eines gut besetzten Tisches erfreut. Wie Madame Seraphine bei Augier kauft Frau Moretti angeblich unglaublich billig und praktisch ein, so dass der Gatte über dies Missverhältnis zwischen seinem Einkommen und seiner Haushaltung getäuscht wird; in Wahrheit aber kommt der Zuschuss aus der Tasche eines reichen ältlichen Hausfreundes, dessen Geliebte Frau Moretti ist. Als Nachlass-Verwalter dieses mit echt dramatischer Plötzlichkeit sterbenden Biedermanns kommt Moretti hinter das Geheimnis, aber statt die grosse Lüge seines Lebens endlich zu zerstören, will er aus falscher Scham den Schein des Wohllebens um jeden Preis aufrecht erhalten, begeht eine Kassendefraudation und wird beim Fallen des Vorhangs von den Dienern der Gerechtigkeit der verdienten Strafe entgegengeführt. Den Virtuosen Mitterwurzer reizte an diesem ziemlich dürftigen Stück nur die Gelegenheit

zu psychologischer Ausgestaltung der seelischen Kämpfe, die Moretti bei der Entdeckung und freiwilligen Fortführung des betrügerischen Spiels durchmacht — just wie s. Z. Sonnenthal in Giacosas „Sündiger Liebe". — Ungefähr um dieselbe Zeit absolvierte Friedrich Haase ein langausgedehntes Gastspiel in den Theatern des Herrn Blumenthal. Neben den sattsam bekannten Stücken und Stücklein, mit denen er schon vor unseren Grossvätern glänzte, brachte er eine herzlich unbedeutende Novität eines Pseudonymen Claus Arsen „Zwei Schlösser", ein schwacher Versuch, für Haase ein Potpourri aus seinen diversen Paraderollen vom jung sein wollenden Gecken bis zum alten Lebemann, zusammen zu brauen.

Im Übrigen bescheerte uns sein Auftreten als Riscant eine nahezu vollendete Aufführung der Minna von Barnhelm: Nuscha Butze in der Titelrolle, trotz Clara Meyer, eine unvergleichliche Minna und Hedwig Niemann-Raabe als Franziska. Das „Neue Theater" sah an einem der Wohltätigkeit gewidmeten Abend die Herren Matkowsky und Kessler und Frau Schramm vom Kgl. Schauspielhause als Gäste in Zabel-Koppels Schauspiels „Raskolnikow". Die Dramatisierung des berühmten russischen Romans, der noch immer einsam ohne Nebenbuhler in der Weltlitteratur emporragt, ist ja keine besonders glückliche zu nennen. Das so fein gesponnene psychologische Gewebe des Romans wird häufig zerrissen und derbe Maschen werden hineingeschlungen, aber die Aufführung war dennoch schon darum der Mühe wert, weil sie den zahlreichen Verehrern und wohl vollzählig erschienenen Verehrerinnen Matkowskys Gelegenheit, ihren Helden in einer Rolle zu sehen, die nicht nur einen stattlichen Mann und eleganten Sprecher erfordert, sondern vor allem einen denkenden und die Tiefen des Menschenherzens entdeckenden Seelenkünder. Zumal in Vergleich mit Joseph Kainz, der s. Z. im Lessingtheater in der Rolle des Raskolnikow im Lessingtheater auftrat, war die Leistung Matkowskys, durchaus selbständig, in ihrer psychologischen Durchführung fast einwandsfrei, von hohem Interesse. Herr Kessler als Untersuchungsrichter Porphyrius und Frau Schramm in der Rolle der alten Wucherin trugen durch subtile Charakteristik nicht wenig dazu bei, über die Schwächen der dramatischen Komposition hinwegzutäuschen. Da hat Fräul. v. Schabelsky mit der Bearbeitung von Gogols „Reviser" eine glücklichere Hand gezeigt. Sie hätte hin und wieder freilich getrost weniger pietätvoll verfahren dürfen mit dem Text dieses wirklich klassischen Lustspiels unseres slavischen Nachbarvolkes, das von unserm Publikum mit ungemeinem Wohlwollen aufgenommen wurde. Gogol hat es einst mit Bitterkeit empfunden, dass Zar Nicolaus ihm bei der Aufführung nichts weiter gesagt hatte, als dass er lange nicht so gelacht. Nun, heute dürfte der verewigte Dichter es als Genugthuung empfinden, wenn er sähe, dass seine köstlich gezeichneten Beamtentypen, diese betrognen Betrüger, auch ohne dass wir an Aktualität und Tendenz denken, ein fremdes Publikum aufs lebhafteste fesseln und erheitern. Ausser den genannten Russen kamen von Ausländern auf dem „Neuen Theater" Sardou mit einem schwächlichen ältern Schwank die „Nervösen", Ibsen mit der Wildente in einer trefflichen Neueinstudierung und der Engländer Arthur Pineso mit einem Sensationsschauspiel „Die zweite Frau" zu Worte. Im Kern eine ziemlich plumpe Anleihe bei Augier, (le mariage d'Olympe. Ein älterer Kavalier heiratet in zweiter Ehe eine beauté von anrüchiger Vergangenheit und empfindet bitter die Konsequenzen seiner Unüberlegtheit,) verdient das Stück dennoch durch sein gelegentlich hervortretendes Streben nach psychologischer Vertiefung der Charaktere und Bruch mit der konventionellen Theaterphrase Beachtung als Beweis, dass jenseits des Kanals neben der fürchterlichen Possenfabrikation à la Charleys Tante und der Backfischlitteratur ein ernsthafteres dramatisches Streben sich zu regen beginnt. — Von den sonstigen Premièren übergehe ich eine ganze Anzahl, die durch ihre Belanglosigkeit an und für sich schon tot waren oder denen die Kritik am nächsten Morgen mehr oder minder einmütig den Garaus machte und die es mit Ach und Krach auf ein paar Reprisen brachten. Ich könnte demgemäss auch das neueste Opus des Herrn L'Arronge, „Pastor Brose" betitelt, stillschweigend übergehen, wenn es nicht zu allerhand fruchtbaren Nebenbemerkungen Anlass geben würde und sein Schöpfer von früher her Anspruch auf Beachtung machen könnte. Im Grossen und Ganzen ist „Pastor Brose" ein klassischer Beweis, dass auch für manchen Dramatiker das „Ne sutor supra crepidam!" gilt. L'Arronge hat uns hübsche und mit Recht geschätzte Volksstücke bescheert; da packte ihn auf seine alten Tage der Ehrgeiz, mit Ibsen und Sudermann zu wetteifern und ein soziales Stück zu schreiben, womöglich das Ei des Kolumbus auf die Spitze zu stellen. Und so klügelte er mit rabbinerhafter Spitzfindigkeit — Nordhausen parodiert das Stück in der That treffend in seinem „Deutschen Michel" als „Rabbi Broscheles", die Geschichte vom guten Pastor Brose, eine Art Neuauflage des „Nathan" aus und glaubte allerhand Nachdenkliches wider die bösen Agrarier und bösern Antisemiten darin gesagt zu haben. Und dazu eine Liebesgeschichte alten Stils mit romantischem Aufputz, und damit das volkstümliche Element nicht fehlt, ein wackrer Schmied von altem Schrot und Korn, der von seinem Sohne, angehender Reserveleutnant und Dr. der Chemie, mit „Julius" angeredet und wie ein Kind behandelt wird.

Alle technische Gewandheit und glänzende Einzelheiten helfen nichts, wenn ein Stück im Kern unwahr und morsch ist. Das gilt auch von Richard Skowronneks Schauspiel „Im Forsthause". Es ist sein erstes Stück und gefällt mir weit besser als seine spätern, besonders das läppische Jägerstück „Halali", die Komposition ist straff und fesselnd, der Realismus im

Einzelnen auf den ersten Blick frappierend, aber die Voraussetzungen und Grundgedanken der Handlung so gesucht und unwahrscheinlich, wie möglich. Der alte Förster Spalding hat, um seinem zweiten Sohne die kostspielige Karrière eines Oberförsters und Leutnants im reitenden Feldjägerkorps zu ermöglichen, sich zu einer Zeit, als die Nonnenraupe die Wälder verwüstete, auf betrügerische Holzverkäufe an einen befreundeten Händler zum Nachteil des Fiskus eingelassen. Im Grunde ist er ein prächtiger knurriger Alter vom Schlage des Ludwigschen Erbförster. Am Vorabend seines 50-jährigen Dienstjubiläums, an dem er dekoriert und zum Hegemeister ernannt werden soll, kehrt der glücklich zum Oberförster avancierte Sohn heim, erfährt zufällig von einem mitschuldigen Forsthüter die Holzaffaire und reitet ohne vorherige Aussprache mit seinem Vater spornstreichs in die Stadt und denunziert den eignen Vater bei der vorgesetzten Behörde! Infolgedessen erscheint der Landesforstmeister am nächsten Tage, nicht als Gratulant, sondern um den Alten zu verhaften. Dieser erschiesst sich wie sein Vorgänger in Otto Ludwigs Drama. — Es ist Skowronnek nicht gelungen, uns diese ungeheuerliche That des Sohnes, der sie als Offizier sich schuldig zu sein glaubt, verständlich und glaublich zu machen. Er arbeitet auch sonst mit echt romanhaften Mitteln. Da haben wir z. B. einen älteren Sohn, der die Schuld des Vaters auf sich nehmen will, obgleich er immer hinter dem jüngern Bruder zurückgesetzt wurde; da wird einem Manne ein Brief diktiert und dem Schreiber die gespannte Pistole recte Flinte nicht bloss bildlich auf die Brust gesetzt. Kann dies Stück als Beleg für den mit romanhaften (im üblen Sinne des Worts) durchsetzten Pseudorealismus gelten, so ist Georg Hirschfeld's Schauspiel „Die Mütter“ das Prototyp eines angelesenen und undressierten Realismus, der stellenweise in das Kostüm der Birch-Pfeiffer selig und Konsorten schlüpft. Die „Freie Bühne“, die man längst selig entschlafen glaubte, brachte dies Erstlingswerk des jugendlichen Dichters in einer Matinée auf der Bühne Dr. Brahms heraus, ein Teil der Presse stimmte ein wahres Triumphgeheul an über den „Benjamin“, der gerade noch vor Thoresschluss, so als eine Art Surrogat für den lang ersehnten Messias gekommen, und im „Kaffee Grössenwahn“ tuschelte man sich in die Ohren, dass er mindestens der Gerhart Hauptmann II sei. Niemand wird leugnen, dass Hirschfeld's Drama vom verlornen Sohn ein schönes Talent verrät und dass der junge Dichter Aufmunterung verdient. Aber diejenigen seiner Freunde und Gönner, die ihn zum Genie oder vollausgereiften Talent stempeln wollen, erweisen ihm einen sehr schlechten Dienst. Hirschberg hat seinen Hauptmann, Halbe, Sudermann ausgezeichnet im Kopfe, hat Sinn für das auf der Bühne wirksame, aber die Selbstständigkeit der Auffassung, der zündende dichterische Funke fehlt ihm, die stellenweise frappirende Lebenswahrheit ist mühsam nach Rezept angelesen und wirkt durch ihre Absichtlichkeit verletzend, die rührseligen Elemente, diese selbstlos entsagende Dirne z. B. wirken trivial und lächerlich. Ich habe seiner Zeit zu den wärmsten Verfechtern des Halbe'schen Liebesdramas gehört, und schätze es heute nicht weniger, aber ich muss dennoch meinem Wunsche offen Ausdruck geben: möchte der Hans Hartwig Typus, möge er nun als verbummelter Student oder angeblicher talentloser mit Familie und Welt zerfallener Kunstjünger entgegentreten, der in den Armen einer Kellnerin oder Konfektioneuse sein Ideal findet, recht bald aus unserer dramatischen Litteratur verschwinden. Herrn Rittner wird das freilich sehr unangenehm sein, denn man sieht immer deutlicher ein, dass er eigentlich nichts weiter kann als diesen Typus verkörpern und variiren. — Während ich diese Zeilen schreibe, haben sich die Pforten mehrerer Berliner Musentempel schon geschlossen, die Saison liegt in den letzten Zügen, Gesammtgastspiele fremder Bühnen folgen als letzte Lockung. Die Ferienzeit dauert freilich nicht allzu lange. Bald heisst es, sich zur Wintercampagne rüsten und das alte Spiel beginnt von neuem. Wünschen wir, dass es sich ergiebiger gestalte für Geniessende und Produzierende als das letzte Mal. Ein Überblick über die ganze letzte Saison bestätigt wieder die alte Wahrheit: Das Heil der dramatischen Kunst hängt nicht von der Masse, der Grösse und Pracht der Theater ab, grosse und dauernde Erfolge werden weder durch pomphafte Inscenierung, noch durch schöne Frauen und illustre Gäste, auch nicht durch ein grossartiges Ensemble erzielt, sondern das Ceterum censeo heisst hier: Gute Stücke. Und daran hats halt gefehlt. —



Paris in Berlin.

Von der grossen Kunstaustellung.

Dr. Paul Bornstein.

Es giebt nur eine Stimme darüber, dass die diesmalige Kunstausstellung weitaus die bedeutendste und interessanteste ist, die wir seit Menschengedenken erlebt haben; aber selbst auf die Gefahr hin, von Fanatikern jedes Lokal- und Partikularpatriotismus baar gesprochen zu werden, muss ich die Behauptung aufstellen, dass preussisch-norddeutsche Kunst nicht das Verdienst daran hat. Wie es aussieht, wenn Berlin und umliegende Bierdörfer das Hauptkontingent zu den Gemälden stellen, das hat die vorjährige ganz unglaublich tote und öde Gallerie zur Genüge bewiesen. Es zeigte sich eben wieder einmal, dass Preussen nicht der Boden ist, auf dem künstlerische Individualitäten gedeihen können, und dass die geflügelte Phantasie am grünen Strand der Spree, wo

sich das Läuten der Kirchenglocken und der Kommandorufe eindrillender Unteroffiziere zu einem Ganzen von unsagbarem Liebreiz mischt, ihren Wohnsitz prinzipiell nicht aufschlägt. Die für preussisch-offizielle Kunst typische Erscheinung ist Herr Anton von Werner, der Oberbonze der hiesigen Akademie, der Mann mit den tadellos gemalten Uniformen und korrekten Ordenssternen, der Pinselrhapsode oder Rhapsodenpinsel für historisch denkwürdige Hofsituationen, der im stolzen Bewusstsein, die allein seligmachende Kunst in Erbpacht genommen zu haben, noch jüngst über die Modernen sein Anathema sit im Brustton tiefster Überzeugung erschallen liess. So meine ich dürften ängstliche Rückblicke und des eigensten Nichts durchbohrendes Gefühl, wenn auch nicht über die Schwelle des Bewusstseins getreten, nicht zuletzt den Grund abgegeben haben, aus welchem wir diesmal so angelegentlich um die Teilnehmerschaft unserer süddeutschen und ausländischen Kollegen in Apolline geworben haben und erleichtert aufatmeten, als wir vernahmen, die Liebeswerbung würde von Erfolg begleitet sein. Und wenn wir auch, nun die Gäste hier sind, die völlige Déroute norddeutscher Kunst erleben, wir rufen doch: Hosianna, es giebt noch eine echte, wahre freie menschenbeseligende Kunst. Vivat München membrum quodlibet, Korrekte und Moderne, Akademie und Sezession. Wie anders wirkt das Zeichen auf mich ein! Wie paradieren sie mit Glanz, diese Stuck, Heyden, Keller, Volz, e tutti quanti, lauter Voll- und Vollblutnaturen und nun erst Paris — „Paris ist Trumpf!“ Das könnte diesmal mit grossen Lettern über dem Eingangsportal der Ausstellung prangen, und das Gedränge des andächtig staunenden Publikums in der französischen Kunst gewidmeten Sälen würde die beredteste Illustration zu diesem Motto liefern. Kein Zweifel, Paris ist die pièce de résistance, die diesmal ganz ungewöhnlich weite Kreise der Laienschaft für die Gallerie interessiert, und der Kritiker kann nach eingehender Erwägung und ohne sich über Schwächen im Einzelnen und bei Einzelnen unklar zu bleiben, dieses Interesse nur billigen.

Es ist ungemein freudig zu begrüssen, dass in Paris der Chauvinismus vernünftigen Erwägungen so weit gewichen ist, dass das goldene Wort von der Internationalität, von der kluftüberbrückenden Kraft aller echten Kulturbestrebungen, seis Wissenschaft, seis Kunst, nicht mehr vor tauben Ohren verhallt. Ist freilich offiziell nur die Pariser Secession, die Société des beaux arts Champs de Mars vertreten, so hat doch auch die Akademie, die Société des Champs Élysées, ihren Mitgliedern die Beteiligung völlig freigestellt, und es ist von dieser Erlaubnis in so ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht worden, dass man unschwer sich auch hier ein Urteil über Eigenart, Styl und Wesen dieser Kunstrichtung bilden, und somit interessante Vergleiche zwischen beiden Schulen anstellen kann. Gemeinsam vor allem ist beiden eine eminente Technik, ein aller Schwierigkeiten spottendes, häufig geradezu lächelnd darüber hinwegtänzelndes Können, eine raffinierte Farbengebung und eine famose Verve, ein brillanter Schmiss in der Wiedergabe des Konzipierten. Sollte ich nun von dem sprechen, was beide Schulen trennt, so käme ich thatsächlich in Verlegenheit. Wie sich die Sache hier nun einmal stellt, kann schlechterdings von einer strikten Trennung nicht gesprochen werden. Das liegt daran, dass wir von prärafaelitischen Auswüchsen und ähnlichen originalitätswütigen Bizarrerien, wie sie nach den Berichten im diesmaligen Marsfeldsalon in unerhörter Weise dominieren sollen, so gut wie gänzlich verschont geblieben sind, und dass andererseits in Paris, wo der Kampf für und wider die Moderne französischem Temperamente entsprechend mit weit grösserer Erbitterung geführt wurde, als in Deutschland auch die Akademie nicht in Stagnation versinken konnte. Nolens volens musste sie mit, musste den Fortschritten und nicht wegzuleugnenden Errungenschaften der Jüngeren Rechnung tragen, und dass sie es thut, man sieht, es gereichte ihr nicht zum Schaden. Findet man soweit auf dieser Seite noch manches Akademische und Veraltete, namentlich in der Behandlung des Lichts und des Aktes, so dafür auf jener manch Herbes, Outriertes, gemacht Modernes. Summa summarum — wenn man mich fragte, wem der Preis gebühre, ich sagte: Beiden! Teilt ihn und gebt jedem die Hälfte!

Beginnen wir mit der Sezession. — Präsident der Marsfeldgesellschaft ist Pierre Puvis de Chavannes, gegenwärtig der meistbesprochene und meistbewunderte Maler von Paris d. h. gegenwärtig noch, denn schon mehren sich die Stimmen, die ihn der Thronusurpation zeihen und seinen nahen Sturz, sowie die Schilderhebung Besnards in Aussicht stellen. Puvis ist ein eigentümlicher Mensch; unzweifelhaft im Talent von grosser Kraft, und wie die ausgestellten Studien beweisen ein starker Zeichner. Aber — und das ist sein Malheur — er hat Chlor in den Augen, kann die Farbe nicht vertragen und malt, um mit Nordau zu sprechen, wie mit zerlassener Kalktünche. Vor seinem Blick bleicht unsere farbenglühende Aussenwelt; in allen seinen Bildern — auch den beiden hier ausgestellten — derselbe Fehler, an verblichenen Gobelins erinnernde Farbton, der mitunter wie in der allegorischen Darstellung des „Schlummers“ (le sommeil) — schlummernde, antik gekleidete Menschen in schlummernder Natur — in seiner eigenartigen Müdigkeit und Trübheit ungemein stimmungsvoll, oft aber auch wie bei dem uns den Rücken zukehrenden, weiblichen Halbakt affektiert und manieriert wirkt. So grünlich-grau sieht nun einmal der Körper eines jungen Mädchens nicht aus, und auch die strichelnde Technik will mir bei der Wiedergabe des menschlichen Leibes nicht behagen. Puvis ist im ganzen wenig glücklich vertreten. Sein grösster Rival

in der Gunst des Publikums ist Paul Albert Besnard, den wir nicht zum ersten Mal in Berlin sehen. Er hat bereits im vergangenen Jahre ein Bild „Die Sirene" ausgestellt, dessen himbeerfarbiges Meerwasser einigen harmlosen Gemütern Veranlassung zu grosser Heiterkeit gab. In der That sieht Puvis zu wenig Farbe, so Besnard zu viel. Ihm strahlt die Welt im wilden Durcheinander sämtlicher Regenbogenfarben, bei ihm giebts grüne Gesichter mit blauen Haaren und Arme, die vom Braunen durchs Citronengelbe ins Bläuliche schillern. So schlimm hat er es nun mit seinen „Ponies von Fliegen geplagt" nicht gemacht, aber immerhin noch schlimm genug. Violette Strandfarben, grünleuchtende See und entsprechende Ponceaureflexe auf den braunen und rotbraunen Pferdeleibern. Was aber trotz outrierter, und ich kann mir nicht helfen, unwahrer Farbengebung wahrhaft imposant wirkt, das ist die Kraft der Zeichnung. Diese Tiere sind in ihrer ganzen Haltung, in der Spannung aller Muskeln, mit dem unruhigen Wedeln des Schweifs und den mit aufgeblähten Nüstern vorgestreckten Köpfen von verblüffender Echtheit und in genialer Markigkeit auf die Leinwand geworfen. Die gleichen Vorzüge, Sicherheit der Zeichnung und haarscharfe Charakteristik, begleitet von dem einer ausnahmsweise gedämpften, diskreten und vornehmen Farbengebung weist sein Familienbildnis auf. Über Guillaume Dubufés Akte, „la fourmi" und „la cigale", deren letzteren wir schon einmal in Berlin hatten, können wir kurz hinweggehen. Sie sind fade und süsslich weich, ohne alle Eigenart der Auffassung ganz niedlich akademisch. Was den Maler veranlasste, just diese Guitarre klimpernde, nackte Donna als Grille, und jene, etwas bekleidete und fächerschwingende als Ameise zu bezeichnen, wissen die unsterblichen Götter. Der arme Lafontaine würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er diese Personifikationen seiner Fabel erblickte. Eine ganz famose Interieurstudie aber, ein gemaltes Schelmenstückchen von entzückender Grazie und Piquanterie ist das bereits verkaufte Bild José Frappas „Geldheirat" (mariage d'intérêt). Das Innre eines ehelichen Schlafgemachs. Vom roten Licht der auf dem Nachttisch stehenden rotumflorten Lampe übergossen, starrt eine im Bett liegende üppige, junge Frau, einen gelbgebundenen Roman in den Händen haltend, aus umflorten, grossen und brennenden Augen ins Weite, während ihr braves, dickes Ehegespons den mit obligater Zipfelmütze bekleideten Kopf tief in die Kissen vergraben, neben ihr liegt und schnarcht, dass man die Wände wackeln zu hören glaubt. Das ist lustig. Noch lustiger aber ist es, das spitzbübische sinnliche Lächeln zu beobachten, mit dem unsere höheren Töchter an dem kecken Bild vorüberschleichen, nicht ohne es zuvor einer gründlichen, aber verstohlenen Inspektion gewürdigt zu haben. Wie ist doch gleich der rechte Ausdruck für die Sippe: Demi-vierges. Bravo, Marcel Prevost. — Madelaine Lemaire ist ein weiblicher Dubufe, ihre Malerei eine elegante Salonmache ohne Tiefe und Ernst, wohingegen ihr ein feiner Sinn für vornehme Abstimmung der Farben und ein gewisser Chic nicht abgesprochen werden sollen. Diese auf Weiss gemalten Blumensträusse in Steingutvasen sind recht matt, insonderheit der mit den Chrysanthemen, aber der „Feenwagen", wenngleich in den hellsten und anmutigsten Oleinoierfarben strahlend, ist glatt und konventionell. Chic sind diese Feen; aber ach, es ist ein recht irdischer Chic, den sie in Haltung und Miene dokumentieren. Das sind hübsche Modelle, kleine Grisetten, wie sie in Paris im Quartier Latin das Pflaster treten mögen, aber keine Himmelstöchter. Von packender Kraft, von tief erschütternder Wirkung ist Jean Bérauds meisterhaftes Bild „Kreuzweg". Wie bringt doch dieses kleine Bild eine tieferuste, hohe und schöne Idee so herrlich zum Ausdruck. Christus, zusammenbrechend schier unter der Last des Kreuzes, auf dem Wege nach Golgatha, misshandelt durch Steinwürfe und Schmähungen des ganz in Uhdescher Manier völlig modern gefassten Mob, dieser Lebemänner und Dirnen, dieser Arbeiter und Mächtigen und am Wege auf Bahren die Enterbten, die Kranken und Sterbenden voll Sehnsucht die Arme ausstreckend gegen den Heiland, der ihnen sein seltsam schönes, bleiches Gesicht tröstend zuwendet. Da ist nichts von Modell zu bemerken, das ist alles echtestes Leben; die Individualisierung ist meisterlich durchgeführt, jedes Gesicht ist anders und doch wieder allen gemeinsam, der Grundzug entweder fanatischer Wut oder des Leidens und der tiefsten Sehnsucht. Wer so malt, der gehört unter die Grossen der Kunst; vor dem muss man sich beugen. Eduard Rosset Grangers „Strandgut" zeigt einen sehr schönen, nackten, aber von den Wogen der hochgehenden See ans Land gespülten Frauenkörper; der bläuliche Widerschein des Wassers huscht um den frosterstarrten Leib, der blaurot schimmert, ein fein durchgeführter Beleuchtungseffekt, und die rasende See in ihrer wilden Unruhe kontrastiert ungemein wirksam mit der todesruhigen Schönheit dieses Körpers. Todesruhe, Frieden atmet auch Gustav Courtois schöne und interessante Arbeit „Die Glückliche". Ein in Weiss gekleidetes Mädchen auf dem Totenbette, in den totenstarren, besonders gut gemalten Händen einen Rosenkranz haltend, auf dem Tisch ein Glas mit hohen, weissen Lilien und ein Kruzifix. Das stille, bleiche, schöne Gesicht mit den dunklen Wimpern hat etwas Ergreifendes. Der Maler hat es verstanden, dem Beschauer die von ihm beabsichtigte Stimmung aufzuzwingen; das ist immer ein Beweis, vielleicht der sicherste, für die Güte eines Gemäldes. Henry Gerox giebt uns das Portrait seiner Frau in ganzer Figur. Ein beneidenswerter Gatte! Das ist eine Vollblutpariserin, fesch, graziös, elegant vom kleinen Kapothütchen bis zur schmalen Spitze der Lackstiefelchen. Dabei sind alle Vorzüge aufs äusserste gehoben durch einen schier all-

zugewagten, koloristischen Knalleffekt. Die schlanke, ganz in Schwarz kostumierte Dame ist nämlich vor eine blutrote Gardine plaziert. Die Technik ist erstaunlich und von hoher Eleganz. Es ist, als wolle die Gestalt aus dem Rahmen heraustreten, und dies piquante, schnippische Köpfchen guckt immer so keck in die Augen, als lebte es. Gerade von der Verve der französischen Portraitisten könnten die deutschen Künstler sich etwas aneignen, was indessen bei Leibe nicht auf Eugéne Carrière angewandt sein will. Dieses sogenannte „Familienbildnis“ in widerwärtiger Manieriertheit verschwommen gemalt, diese tiefgrünlich schwarze Sauce, diese mystischen Nebel, aus denen sich bei längerem Hinschauen einige bleiche Gesichter mit unheimlich blickenden Augen loslösen, dürfte in Deutschland keine Bewunderer finden, denn der Deutsche liegt nicht vor jeder passagèren Modethorheit platt auf dem Bauch, wie der sich fürs Sensationelle, Unerhörte leicht begeisternde Franzose. Wir lieben ein ehrliches gerades Können, wo und wie wir es finden, wir ehren künstlerische Individualitäten, wie sie sich auch geben mögen, wofür sie sich echt geben. „Gewaltsachen“ aber lieben wir nicht, und dies Familienbildnis ist eine. — — So weit die Sezession.

Die Akademie führt uns vor allem den Fürsten im Reiche des Portraits zu, den genialen Jean Boldini. Es dürfte Sie zwar wenig interessieren, nichtsdestoweniger gestatten Sie mir, Ihnen ein Geständnis zu machen: Ich bin verliebt, verliebt bis über die Ohren, und zwar romantischerweise unglücklich, denn meine Schöne, wenngleich für andere real existierend, führt doch für mich nur eine leinwandene Existenz, und die verdankt sie eben Boldini. Also kurz, ich Unglücklicher habe mich in die Fürstin Poniatowska verliebt, resp. in ihr Bild, und nur ein Trost bleibt mir, dass es der gesamten Kollegenschaft nicht anders geht, und Ihnen, wenn Sie hier wären, sicherlich nicht besser ginge. Hergott, ist das ein Weib und ist das ein Bild. Man weiss nicht, soll man über dem Weib das Bild oder über dem Bild das Weib vergessen. Die Fürstin, der man die in der Wolle gefärbte Aristokratie auf den ersten Blick ansieht, ist sitzend und zwar in einer dekolletierten rosaseidenen Balltoilette dargestellt; sie unterhält sich augenscheinlich mit jemandem, den man sich zu ihrer Seite stehend zu denken hat, denn sie neigt den Oberkörper leicht vor, und zeigt dem Beschauer den Kopf en profile. Hals und Brust sind tadellos und wunderbar gemalt, der Kopf selbst ist einer der schönsten, die ich je sah. Die ganze Stellung ist mit ganz ausserordentlichem Geschick gewählt, und Boldini hat es meisterlich verstanden, die ganze Fülle stolzen Liebreizes in dieser Erscheinung aufzufassen und zur Geltung zu bringen. Schon das Kleid ist geradezu raffiniert bis auf die kleinsten Knitterfalten gemalt; vor allem aber ist der Kopf, dieser brünette, lockige, stolze Racekopf, ein Prachtstück der Portraitkunst — diese braunen, sprühenden Augen, die schmale Nase mit den vibrierenden Flügeln, diese Stirn, dieses Kinn — einfach zum Verlieben. Und auf genau derselben Höhe steht Boldinis spasshaft-originelles „Familienbildnis“. Papa, Mama und Töchterlein kommen sichtlich von einer Gesellschaft, und zwar Papa in animierter Stimmung, den Cylinder nach hinten, die Hände in den Taschen des Überrocks und in einer verräterisch schiefen Stellung; das bebrillte Gesicht schmunzelnd in vergnügliche Jovialität im wichtigen ja versteckten Durchgehn! Frau Gemahlin dagegen befleissigt sich eines würdevollen Ernstes und sieht ein wenig danach aus, als könne sie mitunter dem Herrn Gemahl aufs Dach steigen, während das Töchterlein eine richtige beauté du diable von 16 Jahren ihr reizendes Schelmengesichtchen hinter Papas Schulter versteckt. Ferrand Roybet hat mit dem „Blutbade zu Nesle unter Karl dem Kühnen“ das der Grösse nach gewaltigste Bild der Ausstellung geschaffen; es ist ein ganz kolossaler Schinken, und zwar tummelt sich da vor unsern Augen eine solche Fülle von Personen, dass man erst eine Weile zusehen muss, ehe sich die grausigen Einzelszenen aus dem Gewirr lösen. Die grandiose Kraft der Darstellung soll nicht geleugnet werden, aber sie ist verschwendet. Diese blutüberschwemmte Kathedrale, in welcher geharnischte Männer wehrlose Frauen und Kinder niedermetzeln, muss auf jeden Zuschauer einen peinlichen Eindruck machen, um so mehr, als wir zu dem aus dem Modenwinkel der Weltgeschichte hervorgegrabenen Stoff keine lebendigen Beziehungen haben. Es ist eminent viel Talent und Studium darin, und so mag unter diesem Gesichtspunkt das Bild seinen Platz im Ehrensaal verdienen; aber — wie gesagt, mein Geschmack ist es nicht. Da lobe ich mir desselben Roybet Bild „Vergnügt“. Man sollte es nicht für möglich halten, dass der Urheber jener grausen Schlächterei einen so sieghaften und goldenen Humor besitzen könnte, wie ihn dies köstliche Genrebild aufweist. Dieser stark angegraute, gut und gern fünfundvierzigjährige ratsherrliche Schwerenöter, der, vom Wein in Laune gebracht, eben im Begriff ist, mit der dicken Küchenmagd zu charmieren, ist famos; und doch fällt er ab gegen die virtuos gemalte Magd selbst, dies dicke, sinnliche, pausbackige Gesicht mit den lachenden Augen würde einem Holländer, Hals z. B., durchaus keine Schande machen. Der in Paris lebende, ungarische Maler M. de Munkacsy ist mit zwei Bildern vertreten, beide von gewohnter Meisterschaft, beides Intérieurstudien, hervorragend durch geschickte Behandlung der Beleuchtung und scharfe Charakteristik der Personen. Der „Unverbesserliche“ spielt in einer verräucherten, düsteren Pustaschenke, ein junger Ungarbursch, augenscheinlich ein wüster Gesell, sitzt am Tisch und lässt sich beim Trinken von musizierenden Zigeunern etwas verspielen. Ja „eine Erzählung“ ist von besonderer Wirkung, die geschickt abgefasste Teilnahme der An-

wesenden an dem Erzählten und die Lebhaftigkeit und Wahrheit der Gesten des Erzählenden selbst. Fernand le Quesne's mächtiges Bild „le torrent“ will den Giessbach und sein Tosen personifizieren in Gestalt von nackten Nymphen, die sich in allen möglichen Stellungen herumtummeln, sich jagen, sich necken, laut schreiend in die Flut stürzen. Dagegen lässt sich nichts einwenden, es ist eine ganz hübsche Idee. Warum nur diese Frauenakte nicht alle über einen Kamm geschoren, nach bewährter akademischer Schablone behandelt, süss und weichlich ausgefallen. Gut dagegen ist das auf die Wasser und die Leiber fallende Sonnenlicht wiedergegeben. Eine höchst vornehme, aristokratisch ruhige und mit äusserster Delikatesse durchgeführte Arbeit ist A. F. Gorguets „Garten der Hesperiden“. Der mythologische Stoff ist modern verziert; wir sehen nach der neuesten Mode gekleidete junge Damen im Garten mit der Apfelernte beschäftigt. Die Abtönung der ruhigen Farben zu einander und alle hinwiederum zu einem gedämpft dunkelgrünen Grundton, die Schönheit der Mädchen und der nach ihren Individualitäten wechselnde Ausdruck ihrer Haltung und ihrer Gesichter — von ernster Träumerei durch alle Stufen der Skala bis zu backfischmässigster Wildheit — macht einem das Bild, wenngleich es keine sonderlich tiefe Idee zur Darstellung bringt, zu einem lieben Freunde, zu dessen Ruhe man gern zurückkehrt, wenn man von dem bunten Gewirr ringsher müde geworden. An Bérand erinnerte auch die Idee von H. Camille Dangers Bild „Die Übertretung von Christi Gebote“, oder was prägnanter sein dürfte „Christus auf dem Schlachtfelde“. Während aus der Ferne mit blutigem Schein brennende Gehöfte herüberlodern, schreitet der Heiland in Dämmerung über das leichenbesäte Schlachtfeld, und stillstehend vor einem gefallenen Fahnenträger, der noch die mit dem Emblem des Kreuzes verzierte Fahnenstange in der zusammengekrampften Hand hält, verhüllt er weinend sein Haupt. Ein Verurteilung des Krieges als Brudermord durch den Mund dessen, der die Liebe war. Die nackten Körper der Gefallenen sind gut gemalt, aber der Christustypus Dangers ist konventionell, viel weniger ausdrucksvoll, als der Bérands, den Danger — obwohl sein Bild mit grösseren Ansprüchen auftritt, keinesfalls erreicht hat.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, dass vorstehender Bericht auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben darf; Vollständigkeit zu erreichen, lag nicht in meiner Absicht, da es einerseits zu weit führen und andererseits überflüssig sein wird, an dieser Stelle, wo es sich füglich nur darum handeln kann, durch Hervorhebung der bedeutendsten und interessantesten Leistungen wenigstens einen Begriff von der zum ersten Mal in Berlin vertretenen französischen Malerei zu geben. Ich will nicht unbelassen darauf hinzuweisen, dass Paris, wie es unzweifelhaft auf dem Gebiete der Malerei zuerst mit dem Alten brach und somit auch für Deutschland die neue Bewegung inaugurierte, noch immer an der Tête marschiert, wenngleich München und namentlich die Münchener Sezession in absehbarer Zeit in einen sehr erstlichen Wettkampf mit ihm eintreten und — ihm die Palmen entreissen dürfte. Über die im Gefolge der Marsfeldgesellschaft marschierenden amerikanischen Maler, die mit französischer Technik in sehr bedeutsamer Weise nationale Eigenart zu verbinden wissen, habe ich bei nächster Gelegenheit noch ein Wort zu sagen.



Schrift-Poesie.

Von Heinrich Pudor.

Zu denjenigen Erfindungen der neueren Zeit, welche die grösste Umwälzungen hervorgerufen hat und unserer Zeit zu einem guten Teile das Gepräge aufgedrückt hat, gehört unstreitig die Buchdruckerkunst. — Indessen, wie Alles in der Welt seine zwei Seiten hat, so auch diese Erfindung. Zwar können die Schäden, die sie verursachte, nicht im Entferntesten verglichen werden mit den Errungenschaften, die sie im Gefolge hatte, aber doch stellten sich auf manchen Gebieten Schädlichkeiten ein.

Das Wort, dessen sich die Buchdruckerkunst bedient, ist ein Klang, der ausgesprochen und gehört wird. Der Sinn jedes einzelnen Wortes ist ausgesprochen in der Art des Klanges. Das, was die Worte „Zittern, Raspeln, Kratzen, Donnern, Peeten etc.“ bedeuten, ist in ihrem Klange ausgedrückt. So ist es mit fast allen Wörtern, so sind sie entstanden, so sind sie gebildet worden. Und als Klänge, als „Laute“ werden die Wörter gehört und vom Gehörsinn aufgenommen, und es hat Sprachen gegeben, bevor es Schrift und Schriftzeichen gab, zu dem man aber nun dann für das Wort als Laut ein Bild suchte und fand, das aufgezeichet und angeschaut werden musste, nicht aber gehört werden konnte, begab man sich aus der Sphäre des Gehörssinnes in diejenige des Gesichtssinnes. Nunmehr wurde das Wort, obwohl „Laut“ genannt, gesehen, nicht gehört, wenigstens unmittelbar gesehen. Nunmehr wandte sich das Wort zuerst an das Auge, nicht an das Ohr. Und als die Buchdruckerkunst kam, lag die Gefahr nahe, dass man es vergass, das das Wort in erster Linie ein Laut, nicht ein Zeichen ist, ein Klang, nicht ein Bild, und dass es die Bestimmung des Wortes ist, gesprochen und gehört, nicht gebildet und gesehen („gelesen“) zu werden, dass mit einem Wort die Lautsprache von der Schrift und dem Druck unterdrückt wurde.

Dies war nun noch nicht so schlimm, so

lange es sich um Gebiete handelte, welche dem Gehörssinne ferner lagen, wenngleich unzweifelhaft der feine Instinkt für Laute und das Verständnis des Zusammenhanges zwischen Wort-Klang (Laut) und Wort-Bedeutung in Folge der zunehmenden Verbreitung des Wert-Zeichens (Bildes) ganz im Allgemeinen gemindert wurde. Am gefährlichsten musste aber die Sache da sein, wo eine besondere Kunst aus der klangschönen Verbindung der Laute gemacht worden war, das heisst in der Dichtkunst. Wenn für die Dichtkunst eigentlich nur das Ohr und der Klang maassgebend waren, so lag nun die Gefahr nahe, entweder nebenbei auch das Auge maassgebend zu machen, oder die Wichtigkeit des Ohres für das Reimen zu übersehen. Es lag nahe, dass der Dichter die Worte so zusammenstellte, dass sie für das Auge schön zu sehen, abgesehen davon, ob sie für das Ohr zu hören waren. Die homerischen Gedichte waren Gesänge, von denen nur das Ohr Kenntnis nahm, die selbst ihre Dichter nur gesungen und gehört, nicht geschrieben und gesehen hatten. Ähnlich mit den modernen Volksliedern. Daneben aber entstand eine Schriftpoesie, eine Buchdruckpoesie.

Hierzu kam aber noch etwas Anderes. Ursprünglich war es die Bestimmung der Dichtkunst, vermöge der Empfindungen, welche gewisse Lautverbindungen im Durchgange des menschlichen Gehörs wecken, in der Seele des Menschen entsprechende Empfindungen wachzurufen — kürzer gesagt, vermöge der Gehörsempfindungen seelische Empfindungen zu erregen. Bei den besten Gedichten der neueren Zeit ist diese Bestimmung der Dichtkunst sehr wohl noch zu erkennen (z. B. Über allen Gipfeln — ist Ruh etc.). Mit dem Überhandnehmen der Schriftsprache lag aber die Gefahr nahe, nicht auf die Klang- und Lautverbindungen, sondern auf die Gedanken-Verbindungen den Nachdruck zu legen, schöne Gedanken zu verketten, unbekümmert darum, ob sie auch schöne Klänge ergaben.

Beides verband man nun. Man dichtete für das Auge und für den Verstand, nicht für das Ohr und für die Empfindung. Und man musste dies besonders in einer Zeit thun, die das Gehirnbrüten erfand, die sich in logischen und dialektischen Spitzfindigkeiten gefiel. So entstanden die Gedichte im engeren Sinne im Gegensatz zu den Liedern, also die Schrift- und Buchdruckgedichte, so entstanden auch die Buchdramen. Diese Dichtungen lasen sich sehr schön, aber man hörte sie nicht gern — ein Zeichen dafür, dass sie ihre Bestimmung verfehlt hatten. Es musste denn sein, dass man, gleichsam um nicht in Einseitigkeit zu verfallen, auch dieser Sphäre sein Recht lassen will und sie neben der anderen als berechtigt anerkennt. Und vielleicht ist sie es auch, so gut als die Fabel es ist und zur Dichtkunst zu rechnen ist. Nur darf man auch dann nicht vergessen, dass die Dichtkunst im engeren Sinne sozusagen Liederkunst ist, dass es ihre eigentliche Bestimmung ist, Gehörsempfindungen wachzurufen. Die Domäne der Wissenschaft ist der Gedanke, die Domäne der Kunst ist die Empfindung; die bildende Kunst hat es mit Gesichtsempfindungen, die Dichtkunst und Musik mit Gehörsempfindungen zu thun. Eine Dichtkunst, welche nur daran denkt, die Schriftzeichen nach bestimmten Gesetzen zu verbinden, ist Mathematik. Eine Dichtkunst, welche nur daran denkt, Gedanken zu verbinden und zu gliedern, ist Dialektik. Unsere grössten Klassiker sind stellenweise in diese Fehler verfallen — man begeht durchaus kein Verbrechen, wenn man dies ausspricht, und der Autoritätsglaube muss seine Grenzen haben. Wenn es im Erlkönig heisst: „Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an! Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“ — so haben wir hier einen Vers, einen Reim, der lediglich für das Auge, nicht aber für das Ohr vorhanden ist. Noch auffälliger ist es bei folgendem Vers aus dem Goethe'schen Gedicht „Die Spinnerin“:

„Und des Flachses Steingewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber ach, ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.“

Jeder vernünftige Mensch wird zugestehen, dass dieser Vers, obwohl von Goethe herrührend, niederträchtig schlecht ist. Und das Schlechteste liegt eben darin, dass er ein Reim fürs Auge, nicht fürs Ohr ist. Das Auge ist hier vollkommen zufriedengestellt. Das Ohr aber ist aufs Höchste beleidigt. Denn bei den Worten „ich konnte nicht mehr mit ihnen prahlen“ gehört „nicht mehr“ zusammen. Geschrieben lässt es sich wohl trennen, nicht aber gesprochen. Ähnlich, wenn es in dem Schiller'schen Gedicht „Der Abend“ heisst (Zeile 48, 49):

„Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Dess Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Thale wird.“

Dem Auge nach könnte man diesen Reim oder diese Assonanz als berechtigt anerkennen, für's Ohr klingt sie ganz abscheulich, weil nämlich das Wort „wird“, obwohl nur Hülfszeitwert, am meisten betont ist. Noch schlechter ist folgender Vers aus dem Gedicht „Die Journalisten und Minos“ von Schiller:

„Seit zwanzig herben Jahren“
(Die Post versteht sich muss
Ihr saures Stündchen fahren
Hierher vom Erebus).

Am meisten wird bei Distychen gegen das Gesetz des Wohlklanges gefehlt. Man könnte dafür unzählige Beispiele anführen. Nr. 67 der Schillerschen Votivtafeln lautet („Die Unberufenen“):

„Tadeln ist leicht, Erschaffen so schwer; ihr Tadler des Schwachen,

Habt ihr, das Treffliche denn auch zu belohnen, ein Herz?“

Obwohl Schiller hier gegen das „Tadeln“ eifort, wird ihn doch Jedermann des Hexameters wegen tadeln müssen. Denn entweder das Metrum ist hier völlig Nebensache; dann hätte füglich der ganze Gedanke in Prosa ausgesprochen werden sollen, anstatt ihn so hässlich zu rythmisieren. Oder das Metrum sollte als wesentlich beibehalten werden, dann ist das Ganze verfehlt. Wir haben hier das richtige Lesegedicht, den Buchvers, der lediglich des Gedankens wegen gemacht worden ist, der sich im Buche leidlich ausnimmt, aber abscheulich klingt — man lese laut:

„Hábt ihr, das Tréffliche dénn
Aúch zu belóhnen ein Hérz?“

Man wende nicht ein, dass es kleinlich, dass es pedantisch sei, derartige Ausstellungen zu machen; einem Lied und einem Gedicht den Vorwurf machen, dass es schlecht klingt, ist nichts weniger als pedantisch. Schiller hat bei den meisten Distychen die Rücksicht auf den Klang völlig ausser Acht gelassen. In der Braut von Messina heisst es gar (Zeile 1966, 1967):

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet Ihr Euch als Brüder,
Einig gestimmt mit Herzen und Munde,
Diese Sonne, die jetzt nieder
Geht, sie leuchtete Eurem Bunde!“

Es war dem Dichter hier lediglich um den Gedanken zu thun, nicht um den Klang, andernfalls hätte er nicht schreiben können: „Geht, sie leuchtete Eurem Bunde“. Mit Recht hat man das ganze Drama „Die Braut von Messina“ ein Buchdrama genannt.

Ähnlich war es nun auch in der Musik, auch hier wurden Schrift- und Druckzeichen erfunden, auch hier lag die Gefahr nahe, auf dem Papier zu komponieren unbekümmert um den Klang, und auch hier ist man häufig in diesen Fehler verfallen und hat ungeheuer „gelehrte“ Musik geschaffen, die aber leider recht oft recht schlecht klingt. Namentlich die Kontrapunktiker mit ihren sechsstimmigen Kanons und Fugen sind hier zu nennen, aber auch Brahms, und noch mehr Dräseke, sind in diesen Irrtum verfallen, Brahms fast nie in seinen Liedern, aber häufig in der Instrumentalmusik. Die Musik ist alsdann mehr Mathematik, als Ton-Kunst, oder auch mehr Philosophie, Gedankenwühlerei, wie ebenfalls häufig bei Brahms. Es ist bezeichnend, dass die dem sinnlichen Wohlklang mehr zugänglichen romanischen Völker (Italiener und Franzosen) seltener in diesen Irrtum, der freilich bei Beethoven zu einem Triumph wurde, verfallen sind. Und an sinnlich wohlklingender Musik haben heute Delibes, Massenet prächtige Sachen geschaffen.

Es ist bekannt, dass Goethe es nicht gern sah, wenn man seine Gedichte in Musik setzte. Vermutlich deshalb, weil er unbewusst fühlte, dass seine Gedichte zum grössten Teile für sich selbst schon Musik waren und sein sollen. Und in der That ist die Poesie Goethes, was seine Gedichte betrifft, zum geringsten Teile Buchpoesie, während es bei Schiller umgekehrt ist. Das kam auch daher, dass Goethe mehr Sinnlichkeit, Schiller mehr Tiefe hat, dass Goethe, wie man gesagt hat, ein psychischer, Schiller ein prometheischer Geist war. Goethe ist der Mozart, Schiller der Beethoven der Dichtkunst.

Aber abgesehen hiervon wird die Dichtkunst sowohl als die Musik gut daran thun, nie zu vergessen, dass sie in das Gebiet der Gehörskünste gehören, dass sie es mit Lauten und Tönen, nicht mit Schriftzeichen zu thun haben, dass sie ursprünglich vom Munde in das Ohr, nicht vom Papier in das Auge fliessen sollen. —



Vor dem Gewitter.

Im schwülen roten Sonnenstrahl
Buntflimmernd tanzt ein Mückenheer,
Wie Wellen läuft es silberfahl
Hin über's reife Roggenmeer.

Kein Ton! Nur leise ab und zu
Klatscht säfteschwer ein Klettenblatt,
Ein Weissling flattert ohne Ruh'
Im blassen Spelt am Wiesenpfad . . . .

Im fernen Ost sich drehend ballt
Ein schwärzlich blauer Wolkenzug.
Wie weisse Flocken über den Wald
Schwirrt ängstlich scheu ein Taubenflug.

Es ist, als hielte die Sommerflur
Den heissen Lebensatem ein,
Als flüsterte leise die Natur
Ein Stossgebet in Fieberpein — —

Und seine rote Fahne schwingt
Der Blitz aus fernem Wolkenthor,
Dumpf drohend durch das Weltall klingt
Ein himmlischer Posaunenchor . . . .

Kolberg. Hans Benzmann

Wanderung.

Wie ein weisser Totenacker
Reich erhellt zum heil'gen Tage,

Kahle Felder . . durch Kakteen
Klimmt der schmale Weg zur Höhe.

Eines Dorfes Zeltenreihe
Säumt den engen Kamm des Hügels,
Langsam wand'r ich . . und mein Schatten
Schreitet lautlos mir zur Seite.

Auf der Zelle bleichen Wänden
Spielt der Mond mit flinken Fingern,
Eine rotgeschminkte Fatme
Hockt am Boden, starrt ins Leere.

Einer groben Holzguitarre
Monotones Lautgeklapper
Folgt mir . . and ich lausche sinnend
Mit dem Heimatlied im Herzen.

Algier. Hugo Grothe-Harkányi.

Gesicht.

Es schweigt der Wald . . schwarz steht die Finsternis
Rings um mich her — ein Riesenungeheuer
Und grinst mich an mit grossen Totenaugen
So schwer, so hohl . . und alles sterbensstumm.

Und wie ein Bahrtuch liegt der Baumeszweige
Dichtblättriges Gewebe mir zu Häupten,
Zu meinen Füssen spannt sich schmiegsam Moos
Wie aufgehäufte Spreu auf Sargesgrund.

Ein Odem haucht mich an, so feucht, so schwül
Gleich scharfem Myrrhenduft am Totenlager.

Schwarz gähnt es, immer schwärzer — and das Auge
Erstarrt und bohrt sich in das tiefe Dunkel
Und saugt sich irr der Nacht Geheimnis auf. .

Und jetzt . . das kahle Dunkel schichtet sich
Und schiebt und ballt und drängt im Wirbeltanze
Zu Formen und Gestalten sich zusammen.
Mordscheue Angst und fahler Schrecken kriecht heran,
Und ein Entsetzen kalt und leichenstarr.

Da . . . horch . . . ein Ton, ein leiser, langgezogner,
Wie Schleifstein über Sensenschneiden schrillt,
Ein Hauch wie letzter banger Lebensseufzer.

Und immer lauter wird es, schrillt zum Sarren,
Zum wilden Chorus heis'rer Klageschreie.
Ein jäher Sturm der Bäume Rippen packt,
Es klirrt wie Welten, die zusammenbersten,
Und eine schwere Totenhand greift rauh umher
Und presst dem Leben allen Atem aus.

Und plötzlich wieder alles stumm und still . .
Die Finsternis, ein Riesenungeheuer
Schwarz um mich her . . und hohl und höhnend
Grinst sie mich an mit grossen Totenaugen . .

Algier. Hugo Grothe-Harkányi.

Bei Regen.

Aus dunklem Schoose endlich rauscht
Der Regen endlos nieder;
In den Savoyer Bergen rollt
Der Donner grollend wider.

Da streck' ich auf der Polsterbank
Am Fenster träg die Glieder,
Und „Wilhelm Meisters Wanderjahr"
— Selbst Wandrer — les' ich wieder.

Und drüben schaut das süsse Kind
Mit ernstgesenkter Lider
— Ich sah's, da sie den Vorhang hob —
Auch auf ein Büchlein nieder.

Es ist wohl ein französisch Buch!
Sind's Victor Hugo's Lieder?
Ach! der „amant qui chante et pleure,"
Sieh, hier ersteht er wieder.

Doch grollend wohl aus Donnerhöh'n
Schau'n beide Dichter nieder:
Von ihrem Buch flieht unser Blick
Ohn' Ende hin und wieder.

Da ich nicht lese, Du nicht liest,
— Gesteh'n wir's frei und bieder! —
Sprich, schönes Kind, was soll'n uns da
Die längst gedruckten Lieder?

Ich wollt', wir sässen hier, vereint:
Der Regen rauschte nieder —
Wir lauschten, träumten, Wang' an Wang',
Und lebten schön're Lieder!

Lausanne. Willy Rath.

Auf der Heide.

Wo der Saum der Hügelketten
Fern den müden Himmel hält,
Dort zerfliesst in violetten
Farbentönen sehn die Welt.

Bäume heben scharf umrissen
Sich hervor am Bergesrand, —
Rings im fahlen ungewissen
Lichte träumt das Heideland.

Träumt . . . . und dräber weiter fächelt
Leicht ein lauer Abendwind,
Aber, ach, den Nachtgruss lächelt
Ihm kein duftig Blumenkind.

Halbverdorrte Sträucher ragen
Aus dem Boden kahl und leer,
Und er wiegt mit leisem Klingen
Dürre Disteln hin und her . . .

René Maria Rilke.

Wanderung nach dem Dübelstein.

Begleitet von lachenden Quellen,
Von Blumen und Kukuksschlag,
Schreit' ich hinein in den hellen,
Leuchtenden Tag.

Buchengrün wölbt sich in Lauben,
Goldgesprenkelt bemalt.
Das Gurren der wilden Tauben
Hallt durch den Wald.

Sumpfdotterblumen am Bache,
Murmeln und atmende Ruh'. —
Plätschere, Bächlein, und lache
Nur immerzu!

Munter nur weitergeplaudert,
Wenn der Weidenbusch Blüte trägt,
Ob auch das Herz, das hier zaudert,
Längst nicht mehr schlägt!

Zürich. Maurice von Stern.

Mittag.

Seegestade. Drüber schweigt
Tiefe Kirchenstille.
Nur im hohen Grase geigt
Munter eine Grille.

Im Zenit des Mondes Horn
Schimmert blass und blasser,
Keine Sichel rauscht durchs Korn
Und kein Kahn durchs Wasser.

Wie ein müder Schläfer gähnt
Blau der Himmel nieder.
Sonnenschein. Kein Schatten dehnt
Die Gigantenglieder.

Über Feldern nah und fern
Wallt ein stilles Qualmen,
Segnend liegt die Hand des Herrn
Auf den reifen Halmen.

Wien. Joseph Schmidt-Braunfels



„Et moi je suis, je suis si laid!"

Studie von Curt Heinrich-Stettin.

„Grands dieux! combien elle est jolie! „Et moi, je suis, je suis si laid!" Mit einem Ruck schiebt er den alten, schon fleckig gewordenen Band bei Seite. Draussen, dicht hinter der Weinlaube, deren rankende, lebendige Wände in allen Farben des beginnenden Herbstes prangen, ertönen frische, lustige Vogelstimmen, erst schüchtern, leise, dann laut schmetternd. Wohl das Abschiedslied, es ist schon September.

Der hagere junge Mann mit den rötlich blonden, schlicht gestrählten Haaren erhebt sich vorsichtig langsam von dem Gartenstuhle und lauscht. Mit vorgebeugtem Körper, die brillenbewehrten, graublauen Augen unstät träumerisch in die Ferne gerichtet, steht er am Ausgange der Laube, ein Bild rührender, unbehaglicher Hülflosigkeit, die fühlt, dass es für sie kein Heim giebt, keinen Erfolg, kein Glück.

Kein Glück und — keine Resignation. Ah . . . . wie das wühlt . . . . wie das brennt! Otto Huber kehrt auf seinen Platz zurück mit müde schleppenden Schritten. Der leichte, abgetragene Sommeranzug schlottert an seinen Gliedern. Überhaupt sieht er aus, als könne ihm nie ein Anzug gut sitzen.

Er nimmt wieder den Béranger vor. Ein heiseres, gequältes Lachen.

„Grands Dieux! combien elle est jolie! Et moi, je suis, je suis si laid!"

Warum? — — — — — — — — —

Ein verzweifelter, sich aufbäumender Schmerz verzerrt sekundenlang sein unschönes Gesicht. Dann sinkt der Kopf müde auf die vorgebeugten Arme, die Stirn presst sich gegen die kühle, eiserne Tischplatte und er brütet wieder, träumt und grübelt, aussichtslos, ohne Hülfe, ohne Trost und Hoffnung.

Warum? — — — — — — — — — —

* * *

Er war ein kluger, begabter Junge, und die Eltern tüchtige, brave Leute; gewiss, da musste etwas gethan werden. Der Herr Kommerzienrat that es. Er schickte den Sohn seines Gärtners auf das Gymnasium, versorgte ihn hin und wieder mit einem frischen Anzuge und erlaubte ihm, oben die herrschaftlichen Kinder zu besuchen, an ihren Spielen teilzunehmen, sich gute Bücher zu leihen und die gesunde Luft einer wirklich vornehmen Häuslichkeit zu atmen.

Die Eltern waren vor Freude ausser sich, ihr Kind so gut aufgehoben zu wissen. Der Gedanke, dass ihr Otto einst ein studierter Herr werden sollte, erschien ihnen als der Gipfel des Glücks, und sie unterliessen es keinen Tag, ihm wieder und wieder einzuprägen, wie unendlich dankbar er seinem Wohltäter sein müsste.

Und Otto selbst? Gewiss, er war von Herzen

dankbar. Die Aussicht, lernen und immer lernen zu können, liess ihn sein Leben plötzlich als eine Reihe bunter, glänzender Bilder erscheinen. Er arbeitete und studierte rastlos, mit rührendem Eifer, bis er sich den ersten Platz errungen hatte, den er dann bis zum Scheiden von der Schulbank behauptete.

Er war ein schüchterner Träumer, eine richtige Gelehrtennatur, wie der Herr Kommerzienrat meinte, ein lang aufgeschossener Junge, linkisch, ungeschickt, und, fern von seinen Büchern, zu nichts zu gebrauchen.

Er wusste das auch, und nur ungern, mit einem niederdrückenden Gefühl des Nichtdorthingehörens stieg er am Nachmittage die linoleumbelegten Treppen hinauf zu Oskar und Elfriede, den Kindern seines Wohlthäters. Das heisst, nur Oskar hatte in der Regel Lust, ihn zu empfangen. Dieser gutmütige, etwas beschränkte junge Herr hatte aufrichtigen Respekt vor den geistigen Fähigkeiten des Gärtnersohnes. Er liess sich gerne von ihm bei den Schularbeiten helfen, oder auch noch einfacher ein unangenehmes Exerzitium gleich in die Feder diktieren. Dann schossen sie zusammen im Garten mit den Windbüchsen, wobei Oskar fast immer und Otto fast niemals ins Zentrum traf, oder spielten oben in der gemütlichen Ecke Oskars eine Partie Schach, in der gewöhnlich Otto Sieger blieb.

Was Elfriede anbetraf, so wollte sie von vorneherein von dem „dummen Jungen" nichts wissen.

„Ich glaube, ich stürbe vor Langeweile, wenn ich nur eine halbe Stunde mit ihm allein sein müsste."

Und trotz der Ermahnungen der Eltern, nicht so hochmütig zu sein, und den Vorstellungen Oskars, welcher ihr an den Schulzeugnissen demonstrieren wollte, dass der Junge durchaus nicht so dumm sei, sie blieb dabei, mit dem „dummen Jungen" nichts zu thun haben zu wollen. —

Der junge Mann in der grünen Weinlaube stöhnte auf. Sie hatte ja Recht. Ein dummer Junge war er gewesen, dumm und hässlich, si laid, si laid. Ein dummer Junge, der damals nicht ahnte, was ihm widerfahren war, der höchstens noch ein wenig gedrückter und linkischer erschien, noch mehr hinter den Büchern hockte. Sie war ja ein paar Jahre jünger als er, und eigentlich noch — wenn er allein mit seinen Büchern war, wagte er es leise auszusprechen — ein kleines unwissendes Kind. Und er musste fleissig sein, um immermehr zu lernen, mehr zu wissen.

Das war noch die ein, zwei Jahre so gegangen, dann war sie 15 und er bald 18 und — dann kam es. — —

Warum . . . ? —

An einem Sommerabend. Er sass in seiner Kammer hinter den Büchern. — War es Plato oder Thukidides? Er weiss es nicht mehr genau. Aber das weiss er, dass es ein herrlicher Junitag gewesen war, ein heisser leuchtender Sommertag. Noch lag die Schwüle des Sonnenbrandes auf der matten Erde, und durch das dunkle Edeltannenbosket gegenüber seinem Fenster drangen die flimmernden, züngelnden Strahlen, blutrot, blendend zu ihm hinein mitten in die schwarzen, toten Zeilen. Und hatte nicht draussen die Nachtigall geschlagen, weich, lockend? Hatten nicht die weissen Rosen dicht an dem Fenster duftige Märchen in die Luft gestreut? Er weiss es nicht mehr, er musste arbeiten. Es war sein letztes Jahr auf der Schulbank und er wollte dankbar sein.

Und dann kam es.

War es doch vielleicht der Nachtigallenschlag, der jubelnd, klagend aus den Zweigen herüberklang, oder die Rosenmärchen, oder die huschenden, rotfeurigen Sonnenstrahlen, oder hatte er die Thüre gehen hören? — — — —

Er sah auf.

Vor ihm stand Elfriede.

Elfriede mit aufgelösten, wallenden Haaren, mit blitzenden Augen und dem vom raschen Laufe stürmischen Wogen des zarten, keimenden Busens.

Stumm hatten sich beide angeblickt. Die Augen Ottos hingen wie gebannt an der jugendfrischen, lebensfrohen Mädchengestalt. Und dann fühlte er ein Sehnen und Zerren in seinem Körper, einen heissen Strom, der aus seinem Innersten emporflutete . . . . . Die roten Sonnenstrahlen flackerten blendend vor seinen Blicken. Die alte Pendeluhr schien stille zu stehn. Er hörte nichts und sah nichts . . . . . nur diese dunkelblonden wallenden Locken, diesen freien, schimmernden Hals, — diese . . . . .

„Ich dachte Oskar hätte sich hier versteckt."

Eine Verlegenheitspause.

Und dann ein silberhelles, ausgelassenes Lachen.

„Du siehst mich ja an wie ein wildes Tier."

„Oskar . . . ist nicht hier."

„Das sehe ich."

Er war über und über rot geworden und stammelte noch etwas Unverständliches zwischen den Zähnen.

Sie sah ihn immer verwunderter an.

Plötzlich schien ihr weiblicher Instinkt etwas Richtiges zu ahnen, und zugleich erwachte die Grausamkeit.

„Willst Du nicht mit spielen draussen?" — dabei dachte sie, wie furchtbar komisch es war, dass sie sich noch immer duzten — „es fehlt uns an Herren; Fanchen, Verstecken?"

„Nein . . . . . ich danke."

„Nun wer nicht will, der hat schon."

Lachend war sie aus der Thür. — — —

Hoi Athänaioi de, epei . . . .

Draussen klang frohes Schreien, Lachen Jauchzen in die weiche Abendluft.

Hoi Athänaioi de, epei . . . .

Ein leuchtender, eilender Schatten huschte an dem Fenster vorüber. Er glaubte dunkle, fliegende Haare zu sehen, ein silbernes, ausgelassenes Lachen zu hören.

„Wer nicht will, der hat schon". . .

Mit einem dumpfen Ächzen stiess er den

Thukidides von sich, dass er klatschend, raschelnd auf den Boden fiel.

Was war es? . . . .

* * *

Das Abiturientenexamen war bestanden, als erster hatte Otto das Gymnasium verlassen. Der Herr Kommerzienrat lobte seinen Fleiss, sein gutes Verhalten und verschaffte ihm dann ein Stipendium für die Hochschule. Als Student der Theologie — es hatte sich „so gemacht" — bezog er die Universität Berlin. Zuvor hatte er Abschied genommen, von den Eltern, die ihm zuletzt ziemlich fremd gegenüber gestanden, von seinem Wohlthäter, von Oskar, der noch ein Jahr länger bleiben musste, und von — Elfriede.

Er wusste jetzt, dass er sie liebte und wusste, dass sie ihn auslachen würde, wenn er nur ein Wörtchen davon verlauten liesse. Er reichte ihr also ungeschickt die Hand, in welche sie zögernd zwei Fingerspitzen legte, machte dazu eine ebenso ungeschickte Verbeugung und ging.

Er ging, um als Andrer wiederzukehren.

Er hatte dort draussen, in der Weltstadt, etwas gelernt, etwas Grosses, Schreckliches, . . er hatte gelernt, dass es ein Glück gab, und — dass er es nie erreichen würde.

Warum nicht . . . warum? . . . .

Weil zu dem Glück Freude gehört, und zur Freude Kraft und Schönheit, und die hat er nicht. —

Der Pirol dort hinten singt noch immer. Die Sonne wird bald untergehen. Dann kommt die kühle, dunkle Nacht; da heisst es Abschied nehmen. Wie herrlich, wie wonnig muss die Nacht sein, wenn die Liebe auf ist . . .

Ah . . . . .

„Grands Dieux! combien elle est jolie!

Et moi, je suis, je suis si laid!"

Er liebt sie ja, liebt sie wahnsinnig, die schöne übermütige Elfriede, und er ist für sie der „dumme Junge" geblieben, dem sie kaum dankt, wenn er in bebender Erregung sie linkisch, demütig grüsst.

Er knirscht mit den Zähnen, sein Gesicht verzerrt sich. Und er liebt sie doch. — —

Vierzehn Tage ist er wieder zu Hause. Wie haben ihn die Eltern beglückwünscht! Der Herr Kommerzienrat hat ihm wohlwollend auf die Schultern geklopft und mit abwehrendem, wohlgefälligen Lächeln den Dank der Familie entgegengenommen.

„Immer tüchtig und fleissig junger Freund, dann macht heute jeder seinen Weg."

Gewiss war er fleissig gewesen. Und was hatte er in Berlin gelernt, als Student der Theologie?

Wie Scheuklappen war es von seinen Augen abgefallen. Er hatte die Welt und die Menschen gesehen, wie sie waren, und er hatte erkannt, was not that, um das Glück zu erreichen. Kraft und Schönheit. Zu spät. Er hatte das erste Mal ein hässliches Lachen aufgeschlagen, als er das Wort deutlich aussprach, das er bis dahin nicht gekannt und nur geahnt hatte in schwülen Träumen seiner erwachten, quälenden Sinnlichkeit. Geniessen.

In dem glänzenden Trubel der Friedrichstrasse hatte er sie gesehn, die stolze Elfriede; Abends, in der Dämmerung, in seinem Mansardenstübchen war er jäh aufgesprungen aus schwülen Träumen, als hätte der Hauch ihres Mundes ihn berührt mit berauschendem wonnigen Duft.

Dann hatte er sich mit der Faust vor die Stirne geschlagen und war davon gestürmt. Er wollte es den Kameraden gleichthun, die ihrem Jugenddrange freien Lauf liessen, und wollte dadurch vergessen. Aber ihm fehlte das Selbstbewusstsein, die kühne Unbefangenheit. Das gemeine, rohe Treiben in den Kneipen und auf der Strasse widerte ihn an, und der Glanz, die Freuden, die Höhen des Lebens — Gott, was war er? . . . . . Und dabei diese Sehnsucht und der Ekel vor dem stumpfen, bannusischen Lernen. Schon nach den ersten Kollegien hatte er plötzlich, sich selbst unerwartet, erkannt, dass er nicht glauben konnte, was man ihm von dem Katheder herab vortrug. Er kümmerte sich auch nicht weiter darum. Es kam ihm bald zu unsäglich abgeschmackt und unbedeutend vor. Dann, um etwas zu haben, das die graussige Leere seines Innern ausfüllen könnte, warf er sich auf die neueste Litteratur, und immer deutlicher trat ihm die Wahrheit entgegen, kalt, unerbittlich. Was nützt das Wissen, wenn nicht zum Leben?"

Und er konnte nicht leben, er konnte nur grübeln, brüten, träumen.

Selbst was er war, war er nicht aus eigner Kraft.

O, diese drückende peinigende Dankesschuld. Sie hat seine Jugend niedergehalten, sie hat ihn auf der Schule zum Streber gemacht, sie hat bewirkt, dass er ein „dummer Junge" geblieben ist . . . nein, sie nicht allein, er ist wohl schon so auf die Welt gekommen, ohne Kraft und ohne Schönheit.

Und diese Sehnsucht — — — — — —

Ihn fröstelt.

Dann schrickt er plötzlich zusammen. Hinten auf einem der saubergeharkten Gänge hat der Kies geknirscht und dazu ein leises Säbelklirren. Dann bald ein heiteres Lachen.

„Wie drollig, Fritz, Du wirst ja ordentlich geistreich?"

„Deine Nähe, chère cousine, wirkt eben inspirierend."

Der junge Ulanenoffizier drehte sich wohlgefällig den winzigen, kastanienbraunen Schnurrbart, sein hübsches Gesicht strahlte vor Freude.

„Weisst Du Kousinchen, Du bist eigentlich reizend."

„Du . . . ."

Die dunkle Georgine zwischen ihren Fingern klatscht sanft auf seinen Mund. Er hält die kleine, weisse Hand an seinen Lippen fest. Sie sind mittlerweile vor die Laube gekommen.

„Nann," flüstert er.

Sie zuckt leicht die Achseln.

„Ach der ...."



Litterarische Rundschau.

Ein „Jahrbuch deutscher Dramatiker", sowie ein „Goldenes Buch" will der bekannte Schriftsteller Hans von Reinfels herausgeben. Das erstere soll eine erschöpfende aber doch möglichst kurz gehaltene Biographie mit bibliographischer Anordnung der Werke enthalten. Von Interesse dürfte die Beantwortung der Fragen sein a) sind Sie verheiratet, seit wann und mit wem? b) wie wurden Sie Bühnenschriftsteller? Wahlspruch und Bild erwünscht. Das zweite Buch soll ein Citaten- und Sentenzenschatz aus Dramen zeitgenössischer deutscher Dichter werden und wird dadurch indirekt auch ein bibliographisches Werk. Beide Bücher sollen zu Weihnachten d. J. erscheinen.

Das kleine Theater-Journal, welches allabendlich als Führer durch Berlins Theater und Industrie (eine hübsche Zusammenstellung!) erscheint, bringt einen Artikel über Adolph L'Arronge. Derselbe beginnt: „die besten Volksstücke verdankt die deutsche Litteratur ohne Zweifel der L'Arrongischen Muse." Zum Schluss erfahren wir, dass diese Stücke zur Erziehung und wahren Herzensbildung durch ihre sittliche Kraft mehr beitragen, als all' der seichte Tageschund und das öde dramatische Wortgeklingel lachenmachender Autoren. (Wer lacht da?) „Keine Bühne hat das Recht, sich als „Volksbühne" aufzuspielen, sobald sie nicht auch wirkliche Volksstücke giebt, wie die von Adolph L'Arronge." So nun wissen wirs! Das Papier des Kleinen Theater-Journals ist aus dem Papierfabriklager von Paul Zacharias Und Papier wird von Stroh gemacht.

Einem Aufrufe der „Gesellschaft deutscher Dramatiker", der demnächst in allen deutschen Zeitungen erscheinen wird, entnehmen wir folgendes: Die soeben begründete unterzeichnete „Gesellschaft deutscher Dramatiker, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht in Berlin", wendet sich nun an alle Kunst- und Litteraturfreunde, an alle Wohlthäter der Menschheit mit dem Rufe: Lest deutsche Dramen! Man hat die Kunst, dramatische Dichtungen zu lesen, bisher wenig geübt. Sie muss geübt werden, wenn man Genuss von ihr haben will, aber sie bietet Vergnügen schon beim blossen Versuch und wird zum köstlichsten Genuss, (d. h. wenn die Dramen etwas taugen. D. Red.) ist man ihrer erst Meister geworden, d. h. versteht man mit der Lektüre eine plastische Vorstellung der Dichtung zu verbinden. Die „Gesellschaft deutscher Dramatiker" wird alljährlich in geschmackvollen Einbänden eine Serie von mindestens 6 bis zu 10 von einer besonderen Jury ausgewählten dramatischen Neuheiten erscheinen lassen, die sie franko an alle jene Freunde der Kunst versendet, welche ihr als „Förderer des deutschen Dramas" mit einem Jahresbeitrag von 10 Mark beitreten. Wer gleichzeitig das Organ der Gesellschaft „Das deutsche Drama" mitzubeziehen wünscht, hat dafür noch 2 Mark pro Jahr, also zusammen 12 Mark zu entrichten. Den Förderern unserer Gesellschaft steht das Recht zu, auf Grund ihrer Ehrenkarte an den theatralischen Versuchs-Aufführungen von Novitäten, den Vorlesungen und sonstigen gesellschaftlichen Arrangements unserer Genossenschaft zu den gleichen Vorzugspreisen Teil nehmen zu können, wie solche den Mitgliedern (Schriftstellern) unserer Genossenschaft zugebilligt werden. Die erste Versuchs-Aufführung wird im Laufe des August d. J. in Berlin stattfinden. Möchten recht viele Freunde der deutschen Dichtkunst diesem Rufe „Lest deutsche Dramen" Folge leisten und der Gesellschaft deutscher Dramatiker als „Förderer" beitreten, dann wird die Zeit bald gekommen sein, wo Deutschland eine neue geweihte und gewürdigte dramatische Litteratur besitzt und der Bühnenschriftsteller, der dann nicht mehr ausschliesslich auf das Theater angewiesen ist, wirklich dichtet und nicht bloss schafft. Meldungen bitte man an die Expedition dieses Blattes oder an die unterzeichnete Gesellschaft zu richten." Die Versendung der Publikationen beginnt zum Herbst ds. Js. Die Namen der „Förderer", welche eine künstlerisch ausgeführte Ehrenkarte zugesandt erhalten, veröffentlichen wir in unserem Gesellschaftsorgan „Das deutsche Drama". Die Gesellschaft deutscher Dramatiker, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, Berlin NW. 6, Luisenstrasse 36. Hans von Januszkiewicz-Reinfels. Emil Weissenturn. Professor Carl Emil Döpler. Hermann Jahnke. Dr. jur. Richard Wrede. Otto Plöcker-Eckardt.

Wie wir in Juni-Nummer schon mitteilten, findet der IV. Allgemeine deutsche Journalisten- und Schriftstellertag zu Heidelberg statt und zwar unter dem Protektorate Seiner königlichen Hoheit des Grossherzogs Friedrich von Baden. Das Programm ist wie folgt festgesetzt: Donnerstag, 18. Juli, Abends: Empfangsfestlichkeit im „Stadtgarten", bei ungünstiger Witterung im „Museum". — Freitag, 19. Juli, Vormittags

10 Uhr: Festakt im „Museum“ oder in der Aula der Universität. Eröffnungssitzung. Während der Pause kleines Frühstück (frei!). — Nachmittags: Zwangloses Mittagessen in verschiedenen Lokalen. Spaziergänge auf Schloss, Molkenkur und nach anderen Ausflugspunkten. (Den Teilnehmern am „Tage“ ist von der Direktion der Heidelberger Bergbahngesellschaft in sehr dankenswerter Weise eine Fahrpreisermässigung von 75 pCt. gewährt worden). — Abends: Festvorstellung im Stadttheater zu Gunsten der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. — Sonnabend, 20. Juli, Vormittags: Zweite Sitzung des „Tages“, sowie Hauptversammlung der Pensionskasse. — Nachmittags: Festessen im „Museum“ (das trockene Gedeck 5 Mark). — Abends: Von der Stadt Heidelberg veranstaltetes Schloss- und Kellerfest im beleuchteten Schlosshof und beim grossen Fass. — Sonntag, 21. Juli, Vormittags: Dritte Sitzung des „Tages“, sowie eine litterarische Veranstaltung der Schriftstellergenossenschaft. — Nachmittags: Ausflug in's Neckarthal. Rückfahrt (frei) auf dem Neckar. Von der Stadt Heidelberg veranstaltete Beleuchtung des Schlosses, der alten Brücke und Feuerwerk. Darauf Banket im Saale der „Harmonie“ (Bier und kaltes Büffet frei). — Montag, 22. Juli, Vormittags: Ausflug nach Baden-Baden, wohin der „Tag“ von der Stadt Baden freundlicher Weise eingeladen worden ist. Änderungen sind vorbehalten. — Der Preis der Festkarte, welche Zutritt zu allen Veranstaltungen des „Tages“ gewährt, ist auf 5 Mark festgesetzt worden, für diejenigen, welche sich auch am Festessen beteiligen wollen, erhöht sich dieser Preis um weitere 5 Mark für das trockene Gedeck. Es stehen wichtige Beratungen an: Die Bildung eines allgemeinen Verbandes, der die einzelnen journalistischen und schriftstellerischen Lokal- und anderen Vereinigungen zusammenfassen und das bei uns ja leider so häufig fehlende Standesbewusstsein, sowie weitere ideellen und materiellen Interessen kräftig vertreten soll. Hoffen wir Gutes: „Uns zur Wehr, Deutschland zur Ehr“.

„Die Gesellschaft deutscher Dramatiker“ will im Laufe des Monats August n. c. mit ihren Probe-Aufführungen beginnen; spätestens bis Mitte Juli müssen jene ein- oder mehraktigen Novitäten eingereicht sein, welche für diese Aufführung in Frage kommen könnten. Es wird hoffentlich ein geeignetes Werk darunter sein, hoffentlich auch ein zweites und drittes, welches für die späteren Aufführungen oder zur Buchausgabe Verwendung finden kann. Aus dem „Das deutsche Drama“ benannten Organ der Gesellschaft wollen wir unsern Lesern folgende interessante Nachrichten mitteilen: „Das Ideal unserer Ziele, und mag es in noch so weiter Ferne liegen, muss immer die eigene Versuchsbühne in Berlin sein. Erst dann werden wir bestimmend auf den Geschmack des Publikums und die Hebung der dramatischen Litteratur wirken. Unerreichbar ist dieses Ziel keineswegs. Vielleicht sind wir bereits in der nächsten Nummer (3) in der Lage, über die Begründung dieses Versuchstheaters Mitteilungen zu machen. Zunächst sind wir natürlich auf die bestehenden Bühnen angewiesen und wir werden mit ihrer Hilfe eine Zahl von brauchbaren Novitäten zur Aufführung bringen. Allerdings sind wir selbst zur schärfsten Prüfung gezwungen. Im Allgemeinen soll die Praxis beobachtet werden, dass wir jene Werke in irgend einer statutenmässig vorhergesehenen Form an die Öffentlichkeit bringen, für welche sich drei (von fünf) Stimmen der Jury ausgesprochen haben. Es dürfen die beiden andern aber nicht entschieden ablehnend lauten. Sollte dies dennoch der Fall sein, so wird noch das Urteil eines Obmannes eingeholt. Ist solches gleichfalls unbedingt ablehnend, so dass drei Stimmen gegen drei sich gegenüberstehen, so gilt das Werk als abgelehnt, aber es kann auf Verlangen und auf Kosten des Autors eine neue Jury von 5 Personen entscheiden, wobei dann die Majorität Ausschlag giebt. Es erübrigt, bei dieser Gelegenheit auf die Thätigkeit der Jury einzugehen. Dabei muss zunächst betont werden, dass wir keine einseitige Richtung in der dramatischen Litteratur bevorzugen wollen, vielmehr werden wir jedes Genre pflegen, wenn die Arbeit nur den Anforderungen genügt, welche wir an die Bildung jedes unserer Genossen stellen dürfen. Je nach Charakter der Arbeit, welche auf dem Titelblatt den Namen des Autors nicht nennen darf, wird die Jury vom Vorstande gewählt. Das Urteil ist von jedem Mitglied der Jury schriftlich zu den Akten zu legen und konstruirt der Vorstand daraus das Gesammturteil, welches, unterschrieben von allen Mitgliedern der Jury, dem Autor unter Wahrung strengster Diskretion mitgeteilt wird. Auf Verlangen bleibt der Name des Autors den Mitgliedern der Jury auch nach erfolgter (und ablehnend endigender) Prüfung verschwiegen. Es ist gewiss einleuchtend, dass die Thätigkeit der Jury nicht unentgeltlich sein kann, zumal der Vorstand bestimmte Vorschriften und Forderungen — nicht bloss Wünsche, an die Mitglieder derselben stellt. Auch würde die Jury mit einer Flut von Werken heimgesucht werden, der sie sicher aus dem Wege zu gehen suchen wird, wenn die Einreichung und Prüfung ohne Kosten verbunden ist. Ehrenämter in dieser Beziehung zu schaffen, wäre grundfalsch und würde nur zum Ruin unserer Gesellschaft führen. Wir setzen deshalb bis auf Weiteres folgende Bestimmungen ein. Der Prüfung eines einaktigen Werkes sind 4 Mark, der jedes mehraktigen Werkes 8 Mark beizufügen. Die Gesellschaft legt aus ihrer Geschäftskasse zu diesen Beiträgen je 1, bezgl. 2 Mark zu, so dass jedes Mitglied der Jury für seine Arbeit 1, bezgl. 2 Mark pro Werk empfängt. Diesen Zuschuss der Kasse setzen wir fest, um dem etwaigen Vorwurf zu entgehen, dass der Autor für seine

Mitgliedsghaft an unsere Gesellschaft keine, (ausser obengenannten) Vorteile an derselben habe. Dieser Zuschuss kann aber von demselben Mitgliede in einem Jahre nur zweimal in Anspruch genommen werden, d. h. also, er hat bei der Einreichung eines dritten Werks die vollen Gebühren, d. s. 5 bezgl. 10 Mark einzusenden. Die Kosten für einen notwendig werdenden Ohmann trägt der Autor, sollte irgend ein Mitglied der Jury, Ersatzmann oder Obmann in einem oder dem andern Falle auf die Honorarsätze verzichten, so werden dieselben der Gesellschaft überwiesen. Nichtmitglieder unserer Genossenschaft, denen wir unsere Einrichtungen gleichfalls zur Verfügung halten, haben Prüfungshonorare von 10 bezgl. 15 Mark vorher zu entrichten. Hiervon fliessen 5 Mark in unsere Geschäftskasse. Eine Publikatinn (Aufführung, Vorlesung oder Drucklegung) solcher Werke kann aber nur nach vorher erworbener Mitgliedschaft erfolgen. Eine Herauszahlung der mehr geleisteten Prüfungshonoraro findet in diesem Falle nicht statt. Die Jury wird nach Möglichkeit aus dem Mitgliederbestande gewählt, doch entscheiden dafür praktische Gründe. Es wird nötig sein, zu den Richtern auch intelligente Bühnenmitglieder (Direkteren oder Regisseure) zu wählen, da selbst der begabteste und genialste Dramatiker nicht immer einen Blick für die Bühnenwirkung besitzt."

Von E. Frank's „Tonkünstlerlexikon" erscheint jetzt eine neue Auflage. Der Text des Buches erfuhr eine gründliche Revision und stilistische Überarbeitung. Durch zweckmässigere Ausnutzung des Raumes war es möglich, den Inhalt zu vermehren, ohne wesentliche Überschreitung des bisherigen Umfanges und ohne Erhöhung des bisherigen Preises. Der der neuen Auflage zum Schluss zum ersten Mal beigegebene bibliographische Anhang dürfte allgemein willkommen geheissen werden. Das Werk enthält ausserdem einen kurzen Überblick über die Geschichte der deutschen Musik und Bemerkungen über Tonkunst und Tonkünstler in Form von geistvollen Aphorismen verschiedener Schriftsteller.

In Nr. 23 des Magazins für Litteratur ist ein Artikel enthalten: Rolle Südheim. Eine Tragikomödie aus den Niederungen der Berliner Journalistik. Von Max Kempner-Hochstädt. Rolle Südheim, es ist ein ziemlich bekannter und junger Berliner Schriftsteller und Redakteur, damit gemeint, wie deutlich aus gewählten Namen, Titeln seiner Werke u. s. w. hervorgeht, wird darin des Betruges und anderer unfeinen Handlungen beziehtigt. Wir kommen auf den Artikel zurück.

Beurteilungen.

Neue Lyrik.

Vom Aufsatze meines Schreibtisches nickt sie zu mir herab, das liebliche Haupt goldumlodert vom Kusse der Frühlingssonne, unsere holdselige Frau von Milo ...... Spöttisch zuckt es um ihre fein geschwungenen Lippen, als wollte sie sagen: „Was hockst du hier über den Büchern, du Träumer? Da draussen wirb' um das sonnenhelle Leben ...... Die Veilchen duften, die Drossel ruft!" — Ja, es sitzt sich schlecht beim Kritisieren, wenn Blütenreiser an die Fenster klopfen! Doch was hilft es? Der Bücherberg muss abgetragen werden, wir wollen sehen, ob seine Schlacken auch einige Goldkörner bergen. —

Singen und Sagen. Geistliche und weltliche Lieder von **Ernst Fischer.** Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1894.

Ein pastorales Gemüt, das zumeist seinen christlich-dogmatischen Überzeugungen in schlechten Versen Ausdruck verleiht. Dem öfter von dem verstorbenen Gerock beeinflussten Verfasser gebricht es indessen völlig an dem edlen Schwunge, der die meisten Gedichte des Stuttgarter Prälaten auszeichnet. Es packt nicht und es greift nicht. Relativ am höchsten steht in dem Bändchen das längere in der Nibelungenstrophe abgefasste Gedicht Edelfriede.

Gedichte von **Otto Bauer.** Berlin, Verlag von Bernhard Paul 1895. Der „Sieger von Sedan". Herr Prof. Felix Dahn hat in bekannter Liebenswürdigkeit dem Verfasser dieser Verse seine Anerkennung brieflich ausgesprochen. Dieser Brief ist der Sammlung vorgedruckt. Dort erfahren wir auch, dass nur diese Dahnsche Ermutigung die Herausgabe des Buches veranlasst hat. Somit sprechen wir Herrn Professor Dr. Felix Dahn an dieser Stelle unsern besten Dank aus. Die deutsche Litteratur erfährt eine wertvolle Bereicherung durch diese Poeme eines Biedermanns, der namentlich „Turnlieder" dichtet. Seinem hochbedeutenden Talente ein kräftiges „Gut Heil!" —

Leben und Lieder. Bilder und Tagebuchblätter von **René Maria Rilke.** Strassburg i. E. G. L. Kattentidt.

Mein Herz.
In Musik gesetzt von Ed. Joh. Hübner.

Ich weiss nicht, was ich habe,
Mir ist um's Herz so schwer .....
Um's Herze? Ach was sag' ich —
Ich hab doch keines mehr.
Seit ich, mein Glück, dich kenne,
Du süsses Liebchen mein,
Vom ersten Augenblicke
An war's ja doch schon dein.
O mög'st du es behalten,
Damit es stets so blieb —

Es soll ja dir gehören,
Nur dir, mein süsses Lieb!
Gieb's nie mehr mir zurücke —
Es schlägt dir ja in Treu —
Und willst du's nicht mehr haben —
Mein Schatz, dann brich's entzwei.

Die vorstehende Probe giebt ein schönes Bild von der Begabung des Poeten Rilke, dessen Herz „in Musik gesetzt" ist. Möge es gnädig vor dem Schicksale des „Entzweibrechens" bewahrt bleiben."

Aus Dämmerstunden. Gedichte und Lieder von **Wilhelm Hoffschild.** Zürich, Erfurt, Leipzig, Verlag von Eduard Mees, 1895. Wilhelm Hoffschild ist ein guter Kerl, aber kein Dichter! Lebhaft stimmen wir ihm bei, wenn er singt:

„Er rauchte nicht, er spielte nicht,
Er machte nie ein bös Gesicht,
Er ging des Abends nimmer aus
Und blieb am liebsten still zu Haus,
Er war ein guter Kerl!"

Rauchen Sie, spielen Sie, Herr Hoffschild, gehen Sie Abends nur getrost aus, machen Sie aber bei Leibe keine Gedichte mehr!

Heiter und Herb. Lieder, Skizzen und Epigramme von **Fred Hood.** Berlin, R. Skrzeczeks Kommissionsverlag 1894. Das „Herbe" hat uns in dem Büchlein besser als das „Heitere" gefallen. Friedrich Huth ist ein anspruchsloser Humorist, zuweilen etwas philiströs angehaucht. Als Probe aus der Sammlung geben wir:

Grabschrift eines Wucherers.

Hier ruht, der unersättlich schien,
Und nur zum Leid der Welt geboren,
Die Menschen haben viel an ihn,
An ihm indessen nichts verloren.

Ernst und Scherz. Gedichte von **Ulrich Kleist.** Dresden, Verlag der „Penaten" (Arno Zschuppe) 1895. Kleist's Leyer ist mehr auf den Ernst als auf den Scherz gestimmt. In der ersten Abteilung des Buches findet sich manches tiefempfundene und rein zum Ausdruck gebrachte Gedicht. Wir führen an: „Verstummt", „Lebensfahrt" und „Abschied". Alles in allem aber ist uns der Dichter zu konventionell. Der Pulsschlag des warmen Lebens fehlt zumeist, die Gefühle sind nachempfunden und nicht ursprünglich genug. Mit einem Worte, hinter diesen Versen steckt keine Persönlichkeit, die uns in ihren Bann zwingt.

Diese finden wir dagegen in den Gedichten von **Rudolf Herzog.** Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unstäten. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. Herzog ist ein ursprüngliches, kräftiges Talent, das uns in seinen Versen mit sich reisst. Heisse sinnliche Glut pulst in diesen gewandten, ziemlich vollendeten Rythmen eines modernen Tannhäusers. Die Allherrscherin Liebe ist es, der der Dichter sein lodderndes Opfer bringt, und der immer aufs neue seine Weisen erklingen. Wenn der Dichter noch eine gewisse Starrheit in der Form und Härte in der Sprache in künftiger Schöpfung vermeidet, wird er mustergültiges schaffen. Jedenfalls können wir mit gutem Gewissen diese Lieder eines „Unstäten" bestens empfehlen. Ein schönes Talent offenbaren ferner **Hans Marschalls** „Einsame Blumen". Dresden, Verlag des Penaten (Arno Zschuppe) 1895.

Abgesehen von minder gelungenen und misslungenen Schöpfungen, wie es ein Erstlingswerk so mit sich bringt, finden sich in den Bändchen einzelne für die Zukunft vielversprechende Talentproben. Wir nennen hier: „Herbstblätter", „Spätsommer" und die schöne Vision: „Liebt Euch untereinander!" Dagegen wünschen wir dem Verfasser eine gute Portion Selbstkritik für spätere Sammlungen. Gedichte wie „Der alte Schimmel", „Ich habe eine Braut", um nur wenige zu nennen, mussten vor dem Druck ausgemerzt werden. — Zum Schlusse noch zu zwei Dichterinnen, und wie gleichbemerkt, zu zwei hochbegabten Priesterinnen der Muse! Da sind zunächst die von Karl Schrattenthal herausgegebenen Gedichte von **Johanna Ambrosius.** Pressburg, Kommissions-Verlag von Rudolf Drodtleff, 1895. Diese Verse der schlichten Frau aus dem Volke mit der Gartenlaubenbildung zeugen von einer hohen ursprünglichen Begabung. Man fragt sich unwillkürlich, was dieses begnadete Talent leisten würde, wenn sein Bildungsgang ein entsprechender gewesen wäre. Die Gedichte sind von tadelloser Form und gedanklich oft von hoher Schönheit, teilweise überraschen sie sogar durch originelle, ungesuchte Wendungen, sodass man der Dichterin gern auf ihrem Pfade folgt und ganz vergisst, dass man dem Sange einer einfachen Bäuerin lauscht. Wie wir hören, ist die erste Auflage des Büchleins schon vergriffen. Wir wünschen es der liebenswerten Dichterin von ganzem Herzen, dass der Reinertrag ihrer Lieder mit dazu helfen möge, ihrem Sohne die Lehrerbildung zu verschaffen. Kann man sich wohl etwas rührenderes in unseren Tagen denken: Eine Frau aus dem Volke unterstützt ihr Kind mit dem Ertrage ihrer Gedichte! Leben wir eigentlich noch in Deutschland? Unsern Lesern aber rufen wir zu: Kauft diese Verse, damit ihr Teil habt an dem edlen Mutterwerke!

Vor mir liegt das letzte Buch. Licht und Schatten von **H. Carmer.** Sondershausen, Verlag der Engel'schen Hofbuchdruckerei 1893. Wie ein zarter Hauch der Schwermut ruht es über diesen innigen, formschönen Poesien. Mich dünkt, die Dichterin hat ein tiefer Schmerz geweiht, ehe sie diese Lieder schuf; einer wehen Seele entrangen sie sich in schlichter Schöne, im Tone des Leides geläutertes Dichtungsgeld ...... Namentlich Naturbilder sind es, die die Dichterin uns bietet, Naturbilder verwoben mit Stimmungen der Menschenseele. In der Abteilung: „Sonnenstrahlen" und „Meeresleuchten" kommt diese, ihre hervorstehende

Begabung besonders zur Geltung. Den Preis in dem Bande müssen wir aber der letzten Abteilung „Dunkle Tage" zuerkennen. Diese Lieder einer edlen Trauerseele vergisst keiner, der sie gelesen hat. Der Schatten eines geliebten Toten schwebt darüber . . . ., vertost ist ferner der Lärm des Tages . . . ., Kränze rauschen . . . ., verweinte Augen blinken . . . ., ein Kinderstimmchen klingt dazwischen . . . . ., noch einmal ein schmerzliches Aufbeben . . . . und dann ein sanftes, seliges Verhallen . . . ., ein stilles, friedevolles Entsagen! — Hinter dem Pseudonym H. Carmer verbirgt sich die Baronin Wally von Kuxleben. Der edlen Dichterin hoffen wir noch öfters zu begegnen. —

Um mich flirren die Abendschatten. Der Bücherberg ist verschwunden. Er barg viele Schlacken, aber auch Gold, echtes, funkelndes Gold! . . . . Purpurschimmernd im Abendrote nickt sie zu mir hernieder, unsre holdselige Frau von Mile. — Zum blauen Griechenhimmel ihrer Heimat schweifen meine Gedanken . . . ., um meine schauernde Seele schwebt auf leuchtendem Fittig die heilige Kunst. —

Leipzig. **Paul Grotowsky.**

Hermann Schilling, Wetterleuchten. „Etwas." Strassburg und Leipzig, G. L. Kattentidt.

Derselbe, (als Herausgeber), Astern. Eine lyrische Gedichtsammlung als Organ Jünger und Jüngster. Berlin, 1894, Peter Weber.

Adolf Holst, Träumen. Lyrische Gedichte. Erfurt, 1895, Eduard Moos.

Emil Irmscher, Gustav Adolf. Gedicht, gesprochen zur 300jährigen Geburtstagsfeier Gustav Adolfs.

Derselbe, Vergils Aeneide, Buch IX, in freien Stanzen übersetzt. Beides Leipzig, 1895, Gustav Fock.

Ein gebildeter Buchhändler hat mir jüngst im Tone der Entrüstung versichert, es sei verläumdende Umkehrung der thatsächlichen Verhältnisse, wenn behauptet werde, in Deutschland würden weniger Bücher gekauft und gelesen als anderswo. „Im Gegenteil," meinte er, „Deutschland ist in dieser Hinsicht allen andern Ländern über. Aber, und das ist das Unglück, Deutschland ist auch in der Produktion vom litterarischen Schund, besonders von lyrischem, allen über. Es ist unglaublich, was bei uns nicht alles „gegen Ersatz der Druckkosten von „rührigen" Verlegern gedruckt wird. Mich wundert, dass die Setzer nicht öfter streiken! —

Vor mir liegt allerhand neue Lyrik. Ich glaube fast, der Mann hat recht.

Ich habe mir die zufällig zusammengewehten Dichtwerke auf vier Stufen verteilt. Die erste, nicht nur hier die bestbesetzte, beginne **Hermann Schilling.**

Er ist allem Anschein nach im Grunde ein guter Mensch von durchaus normaler Geistesverfassung, und er thut sich entschieden Unrecht, wenn er in der „Einführung" zu „Erich und Astrid" das grausig-genialische Wort ausspricht:

Nur Narren können lesen
Der Runen dunklen Trieb,
Und solcher ist gewesen,
Der dieses Büchlein schrieb.

In diesem Epos, welches ich hier gleich mit erledige, ist ebensowenig eine Spur von holdem Wahnsinn zu finden, wie in seiner Gedichtsammlung „Wetterleuchten", der er stolzbescheiden den Untertitel „Etwas" giebt, und es ist nach den vorliegenden Proben ausgeschlossen, dass die Lektüre der beiden andern „Werke", die dem offenbar recht wohlsituirten Herrn in jugendlichem Alter seine fruchtbare „Muse" geboren, diesem Urteil etwa widerspräche. Abgesehen von einer erstaunlich mutigen Selbsteinschätzung zeigt sich bei ihm aber auch gar nichts Ungewöhnliches. Er singt:

Der ich mein Herz für ewig
Allein zu eigen gab,
Der Unschuld und der Treue,
Sei dieser Sang geweiht!

Danach kann ich an seiner reinen Absicht nicht mehr zweifeln, und die sympathischen Züge des Konterfeis, das er liebenswürdig genug dreingegeben, bestärken mich in diesem Glauben. Aber, frage ich mich vergebens, wie ums Himmels Willen kommt dieser sonst so harmlose junge Mann und Bürger gerade auf's Dichten? — Briefmarken sammeln und Radfahren sind doch auch recht unschuldige Vergnügungen!

Der mehrfache Autor hält sich eingestandenermaassen für einen Dichter. Warum? — Ignorabimus!

Trockenere, ödere, absudere Prosa als die dreifüssigen Jamben, die Distichen und sonstigen antiken Metren Schillings hab' ich — dem Ewigen Dank — nie zu lesen brauchen. Nur bei seinen Versuchen, Naturstimmungen wiederzugeben, zeigt sich merkwürdiger Weise hie und da ein Lichtblick. Sonst aber, um in der klassischen Prosodie zu bleiben, kommt mir Hermann Schillings Dichterei vor wie ein einziger Hiatus.

Doch halt — ich thu' Ihm Unrecht: Sein Epos kann, laut gelesen, in trauter Ein- bis Zweisamkeit herzerfreuende Heiterkeit wecken. Probatum habeo.

All das gilt in gleichem Maasse von „Astern", einer Gedichtsammlung, worin derselbe Schilling auf 70 Seiten dreissig Auchdichter vorführt. Es ist möglich, dass zweien oder dreien von so vielen trotz ihren hier gebotenen „Musenkindern" später noch einmal wirkliche Gedichte gelingen. Die kurzen Proben können nicht für alle ausreichend sein zu definitiver Be- resp. Verurteilung. Doch diesen etwaigen zweien oder dreien wäre Recht geschehen:

warum begeben sie sich in so triste Gesellschaft, warum wählen sie sich so wässerige Proben ihres resp. Talentes?

Adolf Holst ist von gleichem Schlag. Vielleicht ist er technisch noch etwas unfertiger als die Leute von den „Astern", dafür hat er aber auch ein paar Mal Spuren eines eignen Tons, z. B. in „Philister und Poet". Leider nur verschwinden diese Spuren in dem üblichen Reimgestammel. Auch er bringt „Goldhaar", „Mond, wär' ich du", „Liebesgrüsse", „Meiner Muse", „Ich armer Knabe" etc. So könnte sein „Träumen" ebenso gut in dem erwähnten „Organ Junger und Jüngster" stehen. Und das wäre für unsereins bedeutend praktischer; denn statt neunundachtzig hätte man dann nur zwei Seiten seiner Zuckerwasser-Lyrik zu lesen. Ein Lied jedoch hat er gedichtet, dass mich tief ergriff. Es heisst „Bitte" und beginnt kühn:

Du gabst mir Gott, die heil'ge Gabe,
Das Dichterwort, des Liedes Klang!

und es schliesst:

Sei's, auch am Leide lass mich tragen —
Ja, lieber Herr, doch nicht zu schwer!

Emil Irmscher hat mit den Vorgenannten die Atmosphäre des Gymnasiums gemeinsam. Irmscher freilich ist dort Gebender, während die andern augenscheinlich vor nicht allzulanger Frist als Empfangende dort weilten, — soweit sie's nicht noch thun.

Das Gymnasium mit seiner lebenfremden Offenliebe für das Alte, für die Form, für die Phrase hat erdrückend viel Schuld an all diesem klappernden Dilettantismus. Auch in Irmschers Hymnus auf Gustav Adolf und in seiner Übersetzung, „in freien Stanzen", von Vergils Aeneide, Buch IX, finden sich kaum orthographische und grammatische Schnitzer, und ganz gewiss keine Verstösse gegen Anstand, Kapital und Ehe, — ja sogar eine gewisse Glätte der Form, die trotz allen Härten in keinem direkten Verhältnis zu der Wichtigkeit des Inhalts steht, ist all den Genannten gemeinsam.

Aber sie haben leider noch etwas Andres gemeinsam: eine erschreckende Überflüssigkeit.

Konrad Nies, Funken! Gedichte. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Herrn Konrad Nies weise ich einen besonderen Platz deshalb an, weil er einen von den Vorhergehenden immerhin verschiedenen Typus vertritt, nicht aber deshalb etwa, weil ihn deutsch-amerikanische Zeitungen einen ihrer ersten Dichter, wenn nicht den ersten nennen, oder weil Herr Nies das Rezensionsexemplar seiner „Funken" mit der Widmung „Herrn Heinrich Stümcke, dem geistvollen Beurteiler" versah, oder weil er, nach deutsch-amerikanischen Urteilen zu schliessen, ein ausgezeichneter Rezitator ist, oder gar weil er in dem äusserst interessanten Begleitbrief seiner eigenen Genialität die ehrendsten Zeugnisse ausstellt.

Ich weiss nicht, ob unsere lieben Landsleute überm grossen Wasser wirklich keinen besseren Versänger aus ihrer Mitte erzeugten. Ich mag's nicht glauben. Sollten aber sie auch recht haben, so könnten mich diese Urteile der Presse ebensowenig beeinflussen wie die Widmung an den geistvollen Herrn Stümcke oder der stolze Brief.

Ich soll hier seine Gedichte besprechen. Sie liegen vor mir, und an sie halte ich mich. Zu meinem Bedauern muss ich da mein Urteil dem der amerikanischen Kollegen, dass Herr Nies ein grosser Dichter sei, einigermaassen widersprechen.

Solcher „grossen Dichter" hat Deutschland stets mehr als 1000 auf Lager. Es könnte einen schwunghaften Export damit nach dem Land des Dollars treiben. — Ich empfehle die Verwertung dieser Idee den Litteraturmaklern — und allen Freunden der deutschen Dichtung. — Herr Nies aus Amerika nämlich und seine deutschländischen Genossen sind nach unseren zurückgebliebenen Begriffen nicht nur keine grossen Dichter, sondern überhaupt keine Dichter.

Herr Nies aus Amerika mag ein sehr guter Rezitator sein, und durch Fortsetzung seiner Vorträge aus Liliencron und andern wahren Dichtern kann er sich ein unbestrittenes Verdienst um das Deutschtum und um das deutsche Schrifttum erwerben. Aber seinen Dichtertrieb möge er thunlichst einschränken.

Tretzdem er offenbar seinen Lenau und Uhland, seinen Liliencron und Henkell durchaus studiert hat, ist es ihm nirgends gelungen, auch nur den schwächsten dieser und anderer im Kern echten Lyriker zu erreichen. — Es fehlt das Eigene!

Trotz mancher hübschen Idee, trotz mancher hübschen Wendung, trotz manchem Vers, der in einem wirklichen Gedicht stehen könnte, trotz der im Allgemeinen auch bei ihm gewandten, das heisst glatten Form, (der freilich hundert technische Unmöglichkeiten gegenüberstehen,) trotz seinem Temperament ist, wie gesagt, Herr Konrad Nies unsres Erachtens kein Dichter.

Sonette machen ist heutzutage unheimlich leicht, — mehr beweisen auch seine Sonette nicht, trotz der selbstbewussten Werte in dem Sonett „Das Sonett". Und philosophierende Redseligkeit, Versifikation höchst überflüssiger Leitartikel geben keine Poesie, und Prosa bleibt Prosa, auch wenn man die Zeilen nicht zu Ende schreibt und das Erquälnis „freie Rythmen" nennt.

Vielleicht darf man Herrn Nies den Namen „Dilettant" ersparen und durch den Titel „Halbdichter" ersetzen, — weiter darf man gewiss nicht gehen, und wenn er zu Washington mit goldenem Lorbeer gekrönt würde!

Graf Alexei K. Tolstoj, Gedichte. Im Versmaass der Urschrift von Friedrich Fiedler. Mit Tolstojs Bildnis. Leipzig, Reclams Universalbibliothek.

Graf Alexei Tolstoj ist kein moderner Geist und kein Genie. Aber er ist ein Mann und ein Dichter, eine vornehme, sympathische Persönlichkeit, ganz Künstler und ganz Aristokrat, Aristokrat im freisten besten Sinn, von jener Art, die dem Aussterben nahe scheint. Etwas Schack und etwas Liliencron, — dabei eine kernige Individualität.

Die von dem tüchtigen Übersetzer F. Fiedler vorausgeschickte dürftige biographische Skizze, einer Autobiographie entnommen, sagt uns, dass der 1875 Verstorbene im Jahre 1817 geboren ward. Er ist einer von denen, die in der Kindheit auf Goethes Knieen sitzen durften und die das ihr Leben lang nicht vergessen haben. Er hat alle Merkmale seiner Generation, — und doch ist er kein „Epigone" schlechthin.

Aus jedem Vers fast klingt ein persönlicher Ton; alles rein Lyrische macht den Eindruck des Erlebten. Mit dem grösseren Leo Tolstoj ist er nicht nur, ich weiss nicht wie nah, leiblich, sondern auch im ideal en Sinne verwandt.

Bei einem ehemaligen Spielkameraden und Hofjägermeister des Kaisers Alexander II. bedeuten Gedichte wie (im Teil „Balladen, Satiren und Gedichte im Volkston.") Nr. 5. „Der Recke," Nr. 10. „Die Wahrheit," Nr. 11, Nr. 14. u. a. etwas mehr als blosses Totdichten müssiger Stunden. „Die Wahrheit" könnte ebenso gut von Leo Tolstoj sein.

Darin heisst es:

— Es zogen einst sieben Brüder ins Feld,
Sieben herliche Recken gar hochgemut,
Sieben Degen zogen ins Land hinaus,
Zu schaun, wie die Wahrheit auf Erden lebt —
Weil gar mancherlei von ihr gesprochen wird
Und gar mancherlei von ihr geschrieben wird
Und gar mancherlei von ihr gelogen wird.

— — — — — — — — — — — — — —

Und sie nahten der Wahrheit von sieben Seiten
Und sie schauten die Wahrheit von sieben Seiten.

Er führt das Gleichnis, das sehr an Boccaccio-Lessings Fabel von den drei Ringen erinnert, zu Ende „als Lehre zu Nutz und Frommen der Christenheit". — Prächtig ist Nr. 11:

O flösse doch die Wolga rückwärts von hinnen!
O, könnten wir, Brüder, das Leben von neuem beginnen!
O, könnten wir den Grund des Meeres erschauen!
O, könnten wir, Brüder, den schönen Mädchen trauen!
O, würden zu jungen Mädchen doch alle Weiber, die alten,
O, würde weniger Wasser der Branntwein enthalten!
O, kreiste doch der Becher stets voll von Mund zu Munde!
O, sässen die Rechtsverdreher beim Teufel im Höllenschlunde!
O, würden unsre Taschen von Silber stets erklingen!
O, dass wir, Brüder, immer im eignen Rocke gingen!
O, hätte doch der Arme nie einen leeren Magen!
O, würde man dem Zaren doch nur die Wahrheit sagen!

Die „Lieder und vermischten Gedichte" enthalten neben viel Mittelmässigem manche reine Perle. Die „Bilder aus der Krim" sind frisch und farbenhell. Für die Kenntnis der Persönlichkeit des Dichters und seiner Kunstanschauung höchst lehrreich sind die Gedichte „Der Strömung entgegen" und „An J. S. Aksakow".

In beiden wendet er sich im Namen der Schönheit gegen das eindringende Moderne. Und gerade hier in dieser inhaltlichen Übereinstimmung zeigt sich der Unterschied zwischen dem Dichter, wenn auch bescheideneren Grades, und — den andern, den Schilling und Irmscher. — Die Impotenz, Wahres zu gestalten, die sich bramarbusierend aufbläht und mit der Schönheit, die ihr ach! so fremd ist, fröhlich trumpft, dieser „Schönheit"-Furore der Dilettanten und „verwandter Erwerbszweige", den man bei kunstschnuppernden Provinzialhonoratienen häufig findet, ist Tolstoj völlig fremd.

Ohne durch Originalität verblüffen zu wollen, aus der Tiefe des Gemüts heraus, kämpft er für das, was ihm Gipfel und Inhalt eines reichen Lebens ist, gegen eine peinlich fremde Welt, die an seinem Lebensabend auf ihn und „die Brüder" einstimmt.

Er war in Allem ganz der Sohn seiner Zeit. Darin liegt die Berechtigung dessen, was wir „unmodern" an ihm finden.

Otto Julius Bierbaum, Lobetanz, ein Singspiel. Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan.

Otto Erich Hartleben, Meine Verse. Berlin, S. Fischer.

Zwei Führer der modernen Litteratur, zwei Dichter, aber auch zwei ganz verschieden geartete Künstler-Individualitäten, diese zwei Ottos! Gemeinsam ist ihnen ausser dem schwer zu definierenden „Modernen" wohl nur das ausgesprochen Germanische in der kräftig-hellen Körpergestalt, wie in Temperament und Schaffen.

Man könnte protestieren gegen die Aufnahme des „Lobetanz", der „ein Singspiel" heisst, in dieses Schubfach mit der Etiquette „Lyrik". Und gewiss wäre es nicht falsch, ihn unter „Dramatik" zu betrachten; denn für die Bühne ist er bestimmt. Indess, ich finde es mindestens ebenso berechtigt, ihn als Bereicherung unsrer Lyrik anzusehen, — und das soll keine Herabsetzung bedeuten.

Der „Lobetanz" ist in Wahrheit ein einziges lachendes Gedicht, ein Hohelied des Lenzes, des Sonnenscheins, der Jugend. Und dabei bleib' ich, so sehr ich auch in Spannung

auf den Tag warte, wo ich diesen Dichtertraum mit leiblichen Augen von leibhaftigen Menschen in reizende Wirklichkeit verwandelt sehe, die Lieder- und die Geigen-Sehnsuchtsmelodieen klingen höre — notabene wenn diese einem echten Liedermeister in die Hände kamen. Doch dafür wird Otto Julius schon selber sorgen, dass was er anstimmt guten Klang habe.

Nicht ohne Furcht begann ich dies Singspiel zu lesen, (das erste Buchverlagswerk des „Pan",) in dem „der Versuch gemacht ist, ein seit langer Zeit nicht mehr gepflegtes lyrisch-dramatisches Genre in künstlerisch volkstümlichem Sinne neu zu beleben". Mir bangte ein wenig, Bierbaums alte Sucht, seltsam gedrechselte Riesenepitheta zusammenzukleistern, und seine neuere Begeisterung für Dürerische Holzschnittdürre könnten hier in den sanften Bogenlinien Ecken erzeugen und schliesslich den zarten sonnendurchglitzerten Duftschleier dieses Lenzgebildes bös zerreissen. Zum Glück war die Furcht umsonst; obwohl das Gesuchte und Geschnörkelte nicht fehlt, ist die Stimmung nirgends gestört.

Frau Rosmers wunderbares Märchen von den „Königskindern", im Stoff dem „Lobetanz" nicht unähnlich, ist tiefer und unscheinend weniger durch Reflexion, durch bewusste Komposition entstanden. Doch will „Lobetanz" offenbar ohne Prätention auftreten. Die Form ist krystallklar. Trotzdem — oder deshalb? wäre es roh, den Inhalt, die „Handlung" erzählen zu wollen.

Die Aufführung allein kann ein endgiltiges Urteil ermöglichen. Jedenfalls ist „Lobetanz", ebenso wie die „Königskinder", ein weiteres, erfreulichstes Zeichen eines werdenden Frühlings auch in unserer Dichtung.

Wollte das Singspiel sich fortan immer auf dieser Höhe halten, so wär ihm eine neue Blüte von Herzen zu wünschen.

In **Otto Erich Hartleben** haben wir — um unsrer etwas pädagogisch angehauchten Stufeneinteilung den Schlussstein zu geben — den modernen Dichter. Ich wähle ihn und nicht Bierbaum als dozierendes Exempel schon aus dem Grunde, weil nichts geeigneter dazu sein kann als die gesammelte Lyrik eines ganzen Dichterjugendlebens, wie sie in Hartlebens „Meine Verse" enthalten ist, und zwar in der rückhaltlos anzuerkennenden chronologischen Ordnung, die der Dichter schon im „Goethe-Brevier" erprobte.

Uns ist, wie schon oben gesagt, das Versemachen zu leicht geworden (dank dem rastlosen Entwicklungsstreben unsrer herrlichen Sprache und dank den vielen, die vor uns dichtend diese Sprache geglättet und gefeilt haben), als dass auch wirklich „schöne" und nicht hohle Verse an sich, d. h. wenn sie garnichts von der eigen gearteten Seele des Dichters verraten, uns grossen Eindruck zu machen vermöchten. Wir wollen bei einer im guten Sinne modernen Dichtung eine Persönlichkeit hinter dem Volke fühlen (wenn sie auch nicht aufdringlich plump hervortreten soll), eine Persönlichkeit, die dem Denken und Fühlen ihrer, d. h. unsrer Zeit wahren Ausdruck verleiht. Natürlich sind Bezwingung der Form und Fähigkeit plastisch zu gestalten, hierbei ebenso wohl vorausgesetzt, wie — ganz allgemein und unwissenschaftlich formuliert — jenes mysteriöse etwas das man „interessant" nennt, denn das Voltaire'sche: „tous les genres sont permis, hors le genre ennuyeux" hat sich durch alle „Schulen" hindurch als oberste, wenn auch nicht höchste Wahrheit erwiesen.

Und das alles trifft bei Hartleben zu: da sind jugendlich-enthusiastisch soziale Gedichte, nicht frei von Pathos, weiterhin erotische, wie der Cyclus „Prosa der Liebe", die an die „römischen Elegien" erinnern, derbhumoristisch-satyrische wie „Rückkehr zur Natur", und vor allem ausserordentlich fein und zartempfundenen Liebesstimmungsbilder, wie das aus Bierbaums „M. Musenalmanach" bekannte: „Im Arm der Liebe schliefen wir selig ein — —". Die meisten dieser Gedichte sind auch an sich packend oder einschmeichelnd, aber der höhere Reiz darin ist doch, dass Hartlebens kräftige wandlungsfähige Persönlichkeit sich nirgends verleugnet. Man kaufe und lese dieses Gedichtbuch, und spare ein Dutzend Anthologien. — — Es könnte nun noch eine fünfte Stufe wohl folgen, leider fehlen aber die Exemplare.

Berlin. **Willy Rath.**

Neue moderne Prosa.

Mathieu Schwann, „Heinrich Emanuel", Die Geschichte einer Jugend.
Peter Nansen, „Julies Tagebuch", Roman.
Peter Nansen, „Maria", Ein Buch der Liebe.
Fanny Gröger, Adhimukti." Sämmtlich Berlin, S. Fischer.

Schwann ist unpolitisch genug, seinem Roman eine Einleitung vorauszuschicken, die durch gequälten Verlegenheitshumor, Wiederholungen, schiefste Bilder und eine naive Zuversicht auf die Gutmütigkeit und Geduld des Lesers jeden von vornherein gegen das Werk einnehmen muss.

Wer sich durch diese Einleitung und den auch noch recht ungelenken Anfang der Erzählung hindurchgewunden hat, wird allerdings, wenn auch nicht ununterbrochen, auf angenehme Weise belohnt. Die Unterbrechungen des Genusses bestehen teils aus missglückten Schilderungen; die Wiedergabe von Landschaftsstimmungen u. dgl. scheint des Verfassers Stärke nicht zu sein. Zum andern und weitaus schlimmeren Teil sind es aber seine theoretischen Exkursionen ins Gebiet der Psychologie. Er giebt weitschweifige pädagogisch-psychologische Erklärungen, wo der Leser mit ihm ohnedies ganz einverstanden wäre, und erweckt durch deren Unwahrscheinlichkeit lebhaftes Misstrauen. Wo dagegen alle Reflexion beiseite gelassen ist,

blüht starkes, spriessendes Leben, und echtes Gemüt erhält dem jungen Helden die Sympathie des Lesers. Die geistige Entwickelung des Kindes zum Knaben und Jüngling ist mit poetischem Sinn und richtigem psychologischen Takt geschildert. Offenbar liegt Erlebtes zugrunde. Der Dichter — so darf man den Verfasser nennen — durchlebt jede Periode selbst noch einmal und weiss meist den Anschauungspunkt der jeweiligen Altersstufen konsequent und dabei völlig ungezwungen und ungemacht festzuhalten. Humor im besten Sinne durchweht das Ganze. — Die Lebensverhältnisse im katholischen Rheinland werden wahr und anschaulich geschildert.

Was Peter Nansen schreibt, ist immer eigenartig. Heute liegen zwei neue Bücher von ihm vor mir, und mancher mag schwanken, wem er den Vorzug geben soll: dem umfangreichen Roman in konsequent durchgeführter Tagebuchform, oder dem kleinen, in ganz kurzen, appetitreizenden Kapiteln geschriebenen „Buch der Liebe“. Ich wähle ohne Besinnen das letztere.

„Juliens Tagebuch“ ist ein psychologischer und ein moderner Roman. Das sei als Vorzug gesagt! Mit ausserordentlich feinfühliger Hand, mit überraschender Kenntnis der Frauenseele ist hier ein Jahr aus dem Leben eines jungen Mädchens, richtiger einer jungen Dame getreulich wiedergegeben, die in Liebessehnsucht und romantischem Abenteuerverlangen, abgestossen von der fröstelnden Herzenskälte im Elternhause, sich einem Geliebten hingiebt und in dem einen Jahr der Liebe Lust und Leid in vollen Zügen schlürft, ohne dabei äusserlich aufzuhören, die makellose „Familientochter“ zu sein. Nur einer ahnt es, der Jugendfreund mit der stillgeduldigen, legitimen Liebe im Herzen, an den sich Juliens leidenschaftlieber Glückdurst zuerst geklammert, ohne Verständnis zu finden. Er lernt sie verstehen, und ohne Vorwurf, ohne Groll nähert er sich ihr wieder, als sie „mit gebrochenen Flügeln“ von ihrem Liebestraum ins Philistorium heimkehrt. Da erst findet er seiner Liebe Worte, und indem er ihr schonend zu verstehen giebt, dass er nicht im Unklaren über das Geschehene ist, bietet er ihr neu einen Platz an seiner Seite. Und sie nimmt seine Liebe an. Sie wird ihn heiraten und ihm treu und gut sein. Ihr Tagebuch aber beschliesst sie:

„Schönes und entsetzliches Jahr! Voller Dank scheide ich von Dir. Du hast mir das unvergessliche Märchen meines Lebens geschrieben.“ —

„Maria“ ist wirklich „ein Buch der Liebe“. Mehr: es ist ein wundorbares Buch. Seinen Inhalt wiedergeben zu wollen, hiesse einen duftenden Frühlingsstrauss zerpflücken, hiesse ein Bild beschreiben, dessen Reiz die Frische der Farben, die Feinheit der Abtönung von Licht und Schatten bildet.

„Maria“ ist eine „ars amandi“ im modernen Geist, ein Hohelied der Liebe, ein wirklich goldechtes Gedicht. —

Von allen jüngeren Dichtern hat keiner mehr als Nansen gezeigt, wie gut es war, dass der Naturalismus kam, und wie glücklich wir sein dürfen, dass er wieder ging.

* * *

Fanny Grögers „Adhimukti“ ist ein durchaus unerquickliches Buch. Es enthält vier Erzählungen: Adhimukti, die Rache der heiligen Sabine, das Wunder, die Beichte. Warum die Namen der ersten als Gesamttitel gewählt ist, weiss ich nicht.

Adhimukti ist im Vergleich mit den drei anderen Geschichtchen entschieden missglückt. Die beissend-sein-sollenden kleinen Hiebe, die sie, im indischen Märchenland stehend, gegen europäische Staats-, Hof- oder Familien-Verhältnisse führt, sind abgeschmackt und dilettantisch. Der Verfasserin Verständnis für die Reize des weiblichen Körpers und das Behagen, mit dem sie die Besichtigungszene sämtlicher Weiber des Reichs schildert, sind recht anerkennungswert.

In den drei anderen Erzählungen steht die Verfasserin auf heimischem Boden, und sie fühlt sich hier entschieden wohler, wie aus ihrer Vergnügtheit zu ersehen ist. Die Sprache ist hier einheitlicher und dem Gegenstand besser angepasst als in „Adhimukti“. Aber der Humor hat mit dem echten Humor, dem Humor des Gemütes nichts zu thun.

„Nansens Maria“ ist gewiss kein „moralisches“ Buch, aber es ist keusch durch und durch. „Adhimukti“ aber, das unkünstlerische Erstlingswerk einer jungen, allzu jung entdeckten Dame ist nicht keusch. Die Verwandschaft mit Panizza ist unnatürlich. Hoffentlich verschwindet dieses Peinliche mit dem Reifen des Talentes.

Berlin. Paul Schmidt.

Moderne Dramen.

Moderne Dramen, das soll heissen, Dramen, welche einen Stoff aus der Jetztzeit behandeln; nicht modern als lobendes, noch als tadelndes Wort.

Ich bespreche die Stücke in alphabetischer Reihenfolge, ich könnte es auch umgekehrt machen, oder ganz anders, aber ich mache es so. Bei der Hitze kann man auf Äusserlichkeiten nicht immer Acht haben.

Also: Nr. 1. **Otto Ernst**, Die grösste Sünde. Drama in 5 Akten (Hamburg, 1895, C. Kloss). Die lyrischen Gedichte des Autors lese ich recht gern, nach seinen Kritiken zu schliessen scheint es auch ein recht vernünftiger Mensch zu sein, aber von da bis zum Dramatiker ist noch ein ganz Endchen Weg. Die Idee des Dramas ist sehr geeignet zur Bearbeitung; es ist der Kampf der inneren

selbsterrungenen Überzeugung gegen die äusseren Verhältnisse. Faber hat in seinem „Der freie Wille“ etwas sehr ähnliches dargestellt. Auch Ibsens Volksfeind, dem übrigens eine Szene direkt nachgebildet scheint, gehört hierher. Der erste Akt ist mit seinem an den Haaren herbeigezogenen Konflikt überflüssig, er ist expositionell im zweiten zu verschmolzen. Der fünfte Akt ist recht gut und zeigt Spuren dramatischen Talents. Sonst ist viel ödes buchsprachliches Gefusel in dem Buch.

Nr. 2. **Richard Fugmann**, Glückliche Menschen. Schauspiel in 4 Aufzügen. (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn). Das erste Bändchen aus einer Sammlung humanistischer Schauspiele. Kuhne, Kneipp, Radfahrerei, Spiritisten, 'Luftballons, Preisausschreiben usw. kommen vor. Neben poetischen Stellen von tiefem Gedankeninhalt triviale Phrasen, die fast parodistisch klingen, aber doch wohl bitter ernst gemeint sind. Von dramatischer Handlung scheinen „glückliche Menschen“ nichts zu wissen brauchen.

Nr. 3. **Hans Ferdinand Gerhard**, Medea, ein Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen, (Neuhaldensleben, C. A. Eyraud). Die Wahl des Stoffes ist ein ganz geschickter Griff; der Verfasser scheint auch etwas Ahnung von dramatischer Technik zu haben, aber der Held ist ein ganz unmöglicher Charakter: Fatzke durch und durch. Infolgedessen ist auch die Liebe seiner Frau zu ihm unglaublich. Dem Manne folgt keine berühmte Schauspielerin von Berlin nach Krähwinkel oder Neuhaldensleben. Es wäre ein Stoff für einen Strindberg gewesen.

Nr. 4. **Hugo Grothe-Harkányi**, Menschen, Drama in 1 Akt, (Dresden, Pierson.) Es sind wirklich wirkliche Menschen, die in dem feinsinnig-psychologischen Milieudrama uns entgegentreten. Wir sind auf die weiteren Dramen gespannt. Wird Grothe im Grossen so gross sein, wie im Kleinen?

Nr. 5. **Carl Hauptmann**, Marianne, Schauspiel in drei Akten (Berlin, S. Fischer). Ein gewisser poetischer Hauch lagert über dem Ganzen, aber das reicht nicht zum Drama aus. Die Personen des Stückes sind uralt und urlangweilig; freigeistige Maler und von ihnen beeinflusste junge Mädchen, die den Gottesdienst auf ihre Weise feiern .... oh .... die kenne ich schon so lange, so lange. Der jüngere Bruder wird wohl selber fühlen, dass er dem älteren nicht gleich kommt, aber der ältere hätte seine Stellung als Bruder dazu gebrauchen sollen, den Druck dieses Werkes, des Zeichens einer rührenden dramatischen Talentlosigkeit im Familieninteresse zu unterdrücken.

Nr. 6. **Macasy's**: Die Unbekannten (Leipzig, Aug. Schultze, Litterar. Verlagsanstalt) kamen mir weniger unbekannt als unverständlich vor. Gute Bekannte aus Ibsen machten mir eine Fratze, ein Kompliment und — verschwanden. Die beiden Anhängsel erhöhen den Wert des Dramas nicht. Wozu also?

Nr. 7. **Carl Mönckeberg**, Illusionen. Ein hamburgisches Drama. (Leipzig, Alfred Janssen). Die hamburgische Küche liebe ich, der Journalisten- und Schriftstellertag wird mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben, aber dieses hamburgische Drama! Ich habe mich durch die bald pöbelhaft rohen, bald kindisch lächerlich-langweiligen Redensarten, aus denen das Stück besteht, durchge-rungen.

Nr. 8. **Amalie Skram**, Agnete, Drama in 3 Akten; deutsch von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft). Eine Diebin zur Heldin eines Dramas zu machen ist mehr als verlehlt, es schlägt allen psychologischen und ästhetischen Erfahrungen ins Gesicht. Man will originell sein und wird barock. Das ist eine Folge der wilden Jagd nach Problemen. Es giebt so viel gute Ideen, die dramatisch so schlecht bearbeitet sind, dass es verdienstlicher wäre, bessere Bearbeitungen zu versuchen, als immer nur neue Stoffe um jeden Preis suchen und schlecht bearbeiten.

Nr. 9. **Gustav Wenng**, Aus Mitleid, Familiendrama in 5 Akten (K. Behrens, Bremen). Auch hier wieder ein interessanter Stoff, der infolge der liederlichen Charakterzeichnung einfach verdorben ist. Stoffe giebts ja genug, sie sind ebenso wohlfeil wie Gründe, aber Bearbeiter, Dichter und fleissige Menschen, die giebts nicht, das beweisen uns die vielen neuen Dramen.

Es kommt mir fast so vor: wenn Jemand mal einen Streit mit einem Droschkenkutscher oder Schutzmann hat und sich für dichterisch begabt hält, so setzt er sich hin und schreibt ein Stück. Das kann aber doch nicht so weiter gehn. Bedenket das Ihr, die Ihr Stücke schreiben wollt. Was haben denn alle diese neuen Stücke für einen Wert? Eine Aufführung verdienen sie, ausser Grothes „Menschen“ kaum. Sie geben unsern Pessimisten und kapitalistischen Theaterpaschas das Recht zu sagen: „Seht Ihr, es giebt ja doch keine guten Stücke.“ Das heisst also, sie schaden den wenigen wirklichen Talenten, die sich Bahn brechen könnten, durch ihre anmassende nichtsnutzige luft- und lichtraubende Breitspurigkeit.

Drum prüfe sich und sein Stück genau, wer's drucken lassen will!

Ein schlechtes, ja selbst ein mittelmässiges Stück drucken lassen, ist nicht nur eine Dummheit, sondern auch ein Vergehen gegen die Mitstrebenden. Wären die Autoren unter 18 Jahren alt, so könnten wir ihnen die Zubilligung milderer Umstände zugestehen, denn sie haben die zur Erkenntnis der Strafbarkeit ihrer Handlung erforderliche Einsicht nicht bewiesen, andernfalls hätten sie die Stücke nicht geschrieben.

Berlin. Richard Wrede.

Fr. Ohnesorge, Esaias Tegners Frithjofs-Sage. Verdeutscht. Leipzig, Verlag von Th. Knaur. Preis eleg. geb. Mk. 4,—.

Die Frithjofs-Sage des grossen schwedischen Dichters wird kaum einem Gebildeten unbekannt sein, liegt sie doch in so vielen Übersetzungen vor and ist durch viele billige Ausgaben so sehr verbreitet werden, dass sie in keinem Hause fehlen wird, in welchem die Poesie nicht zu den Nebendingen des Lebens gehört. Von den bisherigen Übersetzungen haben die von Mohnicke, Simrock und von Leinburg wohl die grösste Verbreitung gefunden, auch mit Recht; denn es sind gute Übersetzungen. Eine Übersetzung aber ist noch immer weit davon entfernt, nach eine Verdeutschung zu sein, d. h. für Deutsche in gewissem Sinne als Original gelten zu können. Man merkte s der Ohnesorge'schen Verdeutschung schon nach den ersten Seiten an, dass der Übersetzer sich bewusst war, eine ungleich bessere Übersetzung liefern zu können, als die vorhandenen. So oft ich auch Tegners herrliches Werk las, ich muss gestehen, in dieser Ausgabe habe ich die nachhaltigste Befriedigung gefunden. Dazu kommt, dass Ohnesorge es verstand, auch das Originalversmaass beizubehalten and jede eigene Zuthat zu dem schwedischen Original vermied. Diese Ausgabe verdient in vollstem Maasse das Lob, das ihr bereits gespendet ward, und jedem Gebildeten sei sie warm empfohlen. Auch die liebevoll geschriebene Abhandlung „Esaias Tegner“ and die Anmerkungen zu den einzelnen Gesängen, die den Schluss des sehr geschmackvoll ausgestatteten Werkes bilden, werden vielen eine willkommene Zugabe sein.

Hamburg. Georg von Barry.



Eingesandte Neuerscheinungen

Aus dem Verlage von Philipp Reclams Universal-Bibliothek, Leipzig.

Felix Philippi, Wohlthäter der Menschheit. Schauspiel in drei Aufzügen.

H. Kegel, Der einzige Leutnant. Lustspiel in 1 Aufzug.

H. Kegel, Der Damenschneider. Lustspiel in 1 Aufzug.

Axel Delmar, See. Drama in 2 Aufzügen.

Ed. Rentzel's Verlag, Berlin W.

Richard Zoozmann, Zwischen Himmel und Erde. Eine Bühnendichtung in 2 Teilen.

Aus dem Verlage der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft Berlin:

A. C. Strahl, „Aage um Auge“. Roman.

Aus dem J. C. Cotta'schen Verlage Stuttgart:

Betty Paoli, Gedichte.

Adolf Wilbrandt, Hetheven.

Aus dem Verlage von J. H. W. Dietz:

Karl Kautsky u. a., Geschichte des Sozialismus.

Aus dem Verlage von C. Kloss, Hamburg:

Otto Ernst, Das Narrenfest.

Aus dem Verlage von S. Fischer, Berlin W:

O. E. Hartleben, Vom gastfreien Pastor.

Hans Land, Die Tugendhafte.

Carry Brachvogel, Alltagsmenschen.

* * *

Die **Zeitungsschau** wird in der August-Nummer erscheinen.



Hieb und Stich.

Der Mai ist ja im allgemeinen aus verschiedenen Gründen ein ziemlich beliebter Monat, wie Herr Martin Hildebrandt ein ziemlich geeignetes Verstandsmitglied der Deutschen Schriftstellergenossenschaft. Aber selbst die Verbindung dieser beiden Thatsachen hat es nicht vermocht, das Maienfest der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft zu einem ziemlich guten zu machen. Am 25. Mai fand das Fest in der Flora zu Charlottenburg statt. Das Programm spielte sich vorschriftsmässig langweilig ab; die üblichen Festdichter, Festredner, Festprologsprecherinnen u. s. w. u. s. w., wer kannte sie nicht? Und das Publikum? Ja, wenn es noch der bessere Berliner Bildungspöbel gewesen wäre . . . aber da lieber Gott . . . Einige Herrschaften schienen sich sogar durch ihre Dienstboten vertreten zu lassen. Nun nichts desto trotz wird man im Klub wieder in Wonne schwelgen, ob des moralischen Erfolges, den man errungen zu haben glaubt, sich an den in usum publici zurecht gemachten Zeitungsberichten berauschen . . . und die jungen Füchse des Komités, die mit ihren blaugelben Schleifen das Fest noch verschönerten, werden die neue Würde als eine Vorstufe zu dem Amt eines Aufsichtsratsmitgliedes betrachten . . . Der Mai ist ja ein Zeugungsmonat! Darüber aber wird man zweierlei vergessen, dass die Aufgabe der Deutschen Schriftstellergenossenschaft nicht in Festefeiern besteht and dass Berlin und Berliner Publikum selbst in jedem feuchtwarmen, lauschigen Blumensaal der Flora keine harmlos, fröhlich-tollen Feste zu feiern versteht. Verus.

Verantwortlicher Chefredakteur: Dr. jur. R. Wrede, Berlin NW 6.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig. Druck von Schumann & Grabe, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. August 1895. Nr. 11.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke.**

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig.

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G.“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Wiener Theaterbrief.

Von **Anton Lindner.**

III.

Die Burckhardburg. — Die Badewannen.

Sie meinen die Regie?

Hm, ja . . . die Regie — — Dass die im Raimund-Theater nicht mehr daheim ist, wird ärgerlich empfunden. Im Deutschen Volks-Theater ist sie noch niemals gewesen. In den Operetten-, Vaudeville- und Klingelbühnen der Vorstädte darf man sie manchmal ahnen.

Und sie haben doch wahrlich die beste Schule, mitten im Centrum der Stadt, sie haben das Hofburgtheater, und können allabendlich staunen, wie da ein kluger Regiemeister mit seinem Zauberstab königlich zu wirken vermag. Man schicke also unsere kleinen, kleineren und kleinsten Direktoren korporativ, paarweise und mindestens dreimal wöchentlich in die Burg. Man halte sie dort tüchtig zum Schauen an und rüttle sie recht derb an den Ohren, wenn sie nicht still sitzen wollen und wenn sie etwa der Neid ein klein wenig würgen sollte. Aber vor allem; man sehe, dass sie recht Tüchtiges lernen und endlich die Nötigung fühlen, das müheles Erlauschte daheim mit Fleiss und Anstand zu nützen. Denn es geht wohl nicht an, dass sie uns Wien, die liebe, alte Theaterstadt, ungestraft und fast schon systematisch zur ekeln Schmierenhölle heruntertingeltangeln.

Da denke ich mir nun: Hier ist die erste Galerie, die Loge links, und da sitzt Herr Müller-Guttenbrunn, der Raimund-Direktor, und legt die Finger seiner beiden Händchen artig auf den rotschwellenden Peluche seiner Logenbrüstung. Dann denke ich mir weiter: Hier ist die erste Galerie, Loge rechts, und da sitzt Herr v. Bukovics, der Deutsche-Volks-Direktor, und legt die Fingerchen seiner beiden Hände artig auf den rotschwellenden Peluche seiner Logenbrüstung. Unten aber, auf dem rostbraunen Linoleum der Bühne, rückt sich Herr Burckhard, der Burgdirektor, den Kneifer zurecht und lächelt hinauf und patschelt hinüber-herüber und zeigt den horchenden Kinderchen, wie man doch so schön den harmonischen Zug und das hypnotisierende Parfüm einer wohlgeglätteten Kunst in Worte, Kleid und Gesten legen kann; wie man abtönen, mildern, versöhnen soll; und dass der Stil, der Stil, der Stil, diese leise Majestät, die graciösesten Knixe machen, lenken und leiten, und immer nur winken und winken muss, wenn man als Ganzes wirken und wenn man in all dem Durcheinander der Stimmen, Farben und Blitze rhythmisch zusammenklingen will.

„Freilich —“, werden nun die Knäblein eben in den Logen sagen, „freilich“ — und werden mit den Schultafeln klappern, wie der kindliche Unwille thut und das heimliche Fieber kollegialischer Missgunst. „Freilich, leicht kann's da lachen, das Hofkunstgigerl, wenn's solche Kräfte hat! Primakünstler hat's, Primakünstlerinnen, Primakostüme, Primadekorationen, und stattliche Subventionen auch noch dazu!“

Das mag nun richtig sein und mag nicht gar so missgünstig klingen. Aber man prüfe die Sache doch einmal auf den Grund. Wär' die nicht so verdammt gescheit, man wär' geneigt, sie herzlich schlecht zu nennen.

Im „Teutschen Mercur" sind „Theatralische Nachrichten", die Wieland, der Alte, den Weimaranern geschrieben. Und weil er ein kluger Herr war und recht gut wusste, wo's faul ist im Bretterstaate, meinte er Folgendes (Bd. 1 3. Stück, März 1773): „Die Güte einer Schauspielergesellschaft besteht nicht darin, dass jede Aktrice eine Clairon und jeder Akteur ein Garrick sei; sondern darin, dass alle Mitglieder derselben jedes eine ihm eigene Gabe und Geschicklichkeit besitze, durch deren Zusammensetzung ein harmonisches Ganzes herauskomme; so wie oft Züge, welche, einzeln genommen, fehlerhaft sind, zusammen das angenehmste Gesicht ausmachen."

Da kommt es also darauf an, ein angenehmes Gesicht zu bilden. Nun haben wir zwar Akteure und haben noch mehr Aktricen, die einzeln genommen fehlerhaft sind, aber das angenehme Gesicht bleibt aus. Das darf nicht Wunder nehmen, denn man muss doch immer den Bildner suchen, der es formen kann. Der fehlt nun ganz; und wo er da ist, kommt er so hirnlos und weiss die Linien und Nähte so seltsam zu stellen, dass da natürlich immer ein struppiges Flickbild entsteht: wo sonst die Nase sitzt, da thront nun das Ohr, und links und rechts, an Wange und Wange, starrt je eine Nase und schnuppert zum Munde hinan, der just inmitten der Schädeldecke die Augenlider streift. Voilà le style! Das ist das Harmoniegefühl der Wienerischen Regie.

Unsere Bühnen sind Paschaliks. Da bläht sich immer, und vorn an der Rampe, der Grossmogul auf, und öfter ist es die Sultanin. Die Gesichter der Hofsuite sieht man nicht. Die Anderen liegen nämlich alle auf den Knien und stemmen die Köpfe gegen die Dielen und schlürfen notgehorchend die Dünste ihrer scheuen Demut. So sieht man nur ihren Rücken und sieht nur das, was drum und dran hängt. Man zwingt sie zur Demut, und weil der Stur-Kultus nun schon den Gipfel der Geschmacklosigkeit erklommen hat, geht auch der letzte Rest bescheidener, ineinanderklingender Verträglichkeit zum Teufel.

Das kann nun der Burckhardburg, bei all ihrer Mitterwurzerei, nicht sonderlich schaden, weil da doch jeder und jede ein imponierendes Selbst ist, mit hartgeschnitzten Gliedern, mit stereotypen Alluren und jener melodiösen, duftenden Art, die sich nicht drücken noch wegtuschen lässt, weil sie Persönlichkeitszauber hat, und weil sie ehrlich, intim ist und geradezu wienerisch-volkstümlich geworden.

Anders, sehr anders bei jenen Bühnen, die doch, mit ihr verglichen, nur simple Badewannen sind! Da muss der Weihrauch, den man dem Einzelnen streut, den Anderen — Insektenpulver werden: er wird sie allmählich und wird sie unwiderruflich vertilgen.

Nun betrachte man, bitte, unsere Badewannen.

Da ist das Karl-Theater, mit Verlaub. Es liegt auf der Praterstrasse, ist eckig und plump, wie etwa ein Kreisgericht, und soldaten-gelb übertüncht. Aber das thut nun nichts zur Sache. Zur Winterszeit ist es das einzige Theater des grossen II. Stadtbezirks, in den Sie füglich 1 Düsseldorf, 1 Glogau, 2 Oppeln hineinstellen können und immer noch Raum genug für ein Crefeld hätten. Vom „Herzen der Stadt", vom Stephansdom, (den ich bezeichnenderweise so nennen darf, seitdem es hier einem klerical-konservativen Ahlwardt gelungen, fast schon den Bürgermeisterstuhl zu besetzen) mag diese Badewanne kaum 20 Minuten entfernt sein. Wenn sie nun, unter dem Regime des Herrn Blasel, kläglichst zugrunde gegangen, wird man wohl schwerlich die aussereuropäische Lage oder dergleichen Rechtfertigungsbeiwerk vorbringen dürfen. Aber man schaue sich doch den Direkter an. Herr Blasel ist ein guter Kerl, ein sehr guter Kerl. Herr Blasel ist ein guter Schauspieler, ein sehr guter Schauspieler. Herr Blasel ist ein schlechter Direktor, ein sehr schlechter Direkter. Und so hat er hier vor teuerbezahlten Logen und teuerbezahlten Sitzen klägliche, undisziplinierte Dilettanten mit der Arroganz absolutester Impotenz herumhopsen lassen; in der Mitte aber stand immer ein Stern, ein mächtig-strahlender Stern, in reinstem Licht erglühend, lilienweiss und rosig-überhaucht, auf dass er vollere Häuser mache. Und wenn das nicht gerade ein boxendes Känguruh war, dann war's gewiss Frau Julie Kopacsi-Karczag aus Pest, dann wars vielleicht eine ostend-englische Sensationsdiva mit Schwimmgürtel und Unterhosen, dann war's am Ende ein kleiner, grauer, buntscheckig-sammtener Esel, den er immer zur rechten Zeit, mit einer Schellenpauke bespannt, hinein in das regsame Interesse der Zuschauer zu schieben wusste.

Die Esel sind hier überhaupt Dinge, die uns, nächst den Gemeinderäten, lebhaftest interessieren. Wir haben uns die Naivetät bewahrt, das Alltäglichste amusant zu finden; das Familiärste, und was uns doch Schritt für Schritt, auf den Strassen, in den Amtsstuben, in den Couloirs und Elitesälen der Residenz in den Weg rennt, dünkt uns drum immer noch lieblich. So hat der Esel unsre subtilste Liebe. Von den „Pagliacci" der Hofoper an, wo immer der Rolltrommel-Esel des Canio herzige Teilnahme weckt, über die mehreren Esel des Carltheaters hinweg, und dann hinab zu dem Esel des Raimundtheaters, der nun zum fünfzigsten Male, als Terminanten- und Brodsack-Esel, allseitig bejauchzt und bejubelt, im „Bruder Martin" gastiert! Ja, dieser letztere Esel hat jetzt schon seine Popularität. Ich liess es mir nicht nehmen, ihn vorgestern, ½5 Uhr nachmittags, auf dem „Salzgries" der Stadt zu entdecken, als er da eben Koulissenschnitzwerk einkaufte: hinter ihm aber kollerte ein Wägelchen, und auf den Latten dieses mystischen Wägelchens standen, wie ein dunkles Symbol, in tiefschwarzer Lackschrift die vieldeutigen Worte: „Das Raimundtheater."

Frau Kopacsi-Karczag ist gegenwärtig

die plastischeste Dame Mittel-Europas. Man hat sie hier allnächtlich in einer Pose gesehen, die dem vornehmsten Publikum Wiens, dem grinsenden Parquet und den weiberfeindlichen Logen, die herrlichsten Blössen gab. Freisinnig, wie sie ist, trug sie ihr innerstes Wesen, trug Veilchen und Rosen, die sonst nur im Verborgensten blühen, offen, sehr offen zur Schau. Aber dann wusste sie so seltsam-schwül zu lächeln, und sang aus vollstem, aus sichtbarstem Brustton die prickelndsten Liedchen; und weil sie mit duftenden Rehen auch recht viel Aufhebens machte, kamen die Feigenblätter und Lorbeerblätter im rauschenden Kränzetaumel, wie glitzernde Vöglein, geflogen — und da war nun so bald das deutliche Bild mit knisternden Evagnirlanden umgeben. Nun sind auch sie geschwunden. Nicht die Guirlanden, wohl aber die Siege der Diva. Ein Jahr lang war sie uns lieber Gast; nun ist sie erloschen, um drüben, im heissblütigen Ungarn, ihrer ersten Heimat, um so unmittelbarer für unentwegte Natürlichkeit zu wirken.

So ist nun auch Herr Blusel entblösst! Wo kurz vordem die greifbarste Üppigkeit triumphierte, dort gähnt nun schwachbrüstige Leere. Doch späht der findige Mann bereits nach neuen Trnes und Tricots, und vielleicht gelingts ihm, noch kurz vor seinem Abgang den Karltheater-Krach ein ganz klein wenig zu umsilbern. Es wird sich doch wohl irgendwo, in Hinterpommern etwa, in Bombay oder Calcutta, ein betendes Nashornthier finden, das für ein Sensations-Gastspiel ohneweiters zu gewinnen wäre. Ich weiss ein schluchzendes Krokodil, das liegt zu Damiette, und schnuppert im Schlamme des Nils und nährt sich redlich. Ich weiss eine Stute, milchweiss, den dampfenden Leib mit veilchenblassen Amethysten geschmückt; die Dame scharrt wildfeurig zu Bagdad, im Marstall des Prinzen Kwi-Kwi, und frisst vergüldeten Hafer und singt im Fressen, in heimlicher Sehnsucht nach Deutschlands Küsten, das rührende Intermezzo des Pietro Mascagni. Man sieht, Herrn Blasel könnte noch flugs geholfen werden.

Das Carltheater, 1847 von Direktor Carl erbaut, ward einst durch **Nestroy** zur Blüte gebracht. Doch möglich, dass ihm auch jetzt noch ein Teilchen seines alten Ruhmes gerettet bleibt: es kommt nun unter das Scepter des Herrn **Jauner**, eines alten Praktikers, der schon in früheren Jahren (1872—78) dieser Bühne präsidierte, 1878—1880 Direktor des Hofoperntheaters war und 1891, im Heilsjahre unserer wundersamen Musik- und Theater-Ausstellung, als Leiter der internationalen Bühne fungierte. Ein energischer Aufschwung bleibt unerlässlich, soll es nicht ganz im Schlamme des ödesten Stumpfsinns verkommen.

Und nun, bitte, betrachten Sie einmal die anderen Badewannen.

Da ist das k. k. privilegirte **Theater a. d. Wien**. Es liegt im Grisettenviertel unserer Stadt, „auf der Wieden“, hat eine recht respektable Geschichte und müht sich, die Trümmer seiner einstigen Herrlichkeit, die bis in die Mozart- und Körnertage hineinreicht, thunlichst zu wahren. So ist ihm das vornehme Bewusstsein seines ehemaligen Wertes auch heute nicht geschwunden, und so irrt da noch immer ein aristokratisch-welker Duft durch die fadenscheinigen Reihen seiner ältlichen Sammetfauteuils. Aber bitte, die Bühne! Mors Imperator ist da **Girardi**. Allerdings, ein meisterlicher Gaukler, und mit einem bläulich-faltigen Antlitz, das die muffig-rauhen Züge einer Sträflings- und Pfaffen-, einer Livréediener, Komödianten- und Schusterjungenfratze disharmonisch vereinigt. Aber König ist er doch; ein König der Mienen, Gesten und Sprünge; bald Ceremonienmeister, bald Hofrat und Eidechs, Truthuhn und Gorilla, bald Fensterputzer, Reitknecht, Gieraffe und Gigerl, bald Hofmarschall, Nilpferd, Fischotter und Freiherr, immer aber vergnüglicher Kustos des a. h. Blödsinns. Und wienerisch ist er, wie kaum ein Zweiter. Aus dem Schusterbubenmilieu und mitten aus dem Volke hervorgewachsen, weiss er auch jetzt noch mit derbgefügtem Stiefel zu wirken, und hüpft er nur auf die Bühne, dann hat er auch allsogleich die Alten und Jungen, hat glatte Damen und höfliche Herren, das Kleingewerbe, die Grossindustrie und Heimische und Fremde, hat alle, alle, weil er ihr Liebling ist, im Sprunge gewonnen! Und als ein hiesiges Tageblatt, vor kaum zwei Jahren, eine Volks-Enquète organisierte, als es fragen liess in der Runde, wer wohl der Herzallerliebste des Wiener Theaterpublikums sei, da fiel die Stimme des Volkes nicht etwa auf Sonnenthal: sie traf Alexander Girardi, Wien's grössten Alexander .. vox populi vox dei!

Drum ist er ein Liebling der Götter. Was er nur anpackt, muss ihm gelingen und wird ihm zu Geld, wie weiland dem König mit den majestätischen Ohren, dem göttlichen Midas. Drum ist er auch Mors Imperator: Weil sie ihn hegen und hätscheln, und weil er sein königliches Haupt nun schon dem nächsten Besten, getrost und sonder Grauen, in den Schoss legen kann, drum mäht er alles andre und mäht die Ärmsten, die ihn umgeben, trostlos krumm und klein. Man sieht nur **IHN** und will nur **IHN** bewiehern, — wenn Sie aber nach einer vermittelnden Regie fragen, die das Widersinnige der wienerisch-exotischen Klingelpossen halbwegs erträglich machen könnte, und die hier streichen, dort unterstreichen, vor allem aber das Unisono-Spiel ernstlich erzwingen müsste, dann werde ich schweigen dürfen, denn diese Regie ist mir fast schon undenkbar. Stur-Schlendrian hält die Zügel fest, und so werden Girardi- und Palmay-Rollen geschrieben, rings herum aber pickt man das Stück, pickt man Handlung, Chöre, Aushilfspersonal und sonstiges Beiwerk! So ist auch die alte, die „gute alte“ Wiener-Posse, wie sie Nestroy und wie sie die Anderen geformt, klanglos verdorrt. Und wenn Sie forschen, wo denn die neue, etwa die „gute neue“ Wiener-Posse bleibt, dann müsste ich lächeln: denn sehen Sie, die würde nun schon

gar nichts nützen. Bei dem jetzigen Stande unserer Theater wäre sie ebenso unwillkommen wie unwillkommen, denn das artige Gleichgewicht und die Menge der Chargen, die sie verlangt, der witzlose Situationshumor, der ihr Element ist, das tolle, satanische, doch aber konforme und wohlgebildete Spiel, das sie fordert, — nun würde all dies nur als Mängel empfinden; wie es dem Stumpfsinn eigen ist, fremdartigen Vorzug als Mangel zu nehmen. So hat denn der Star- und Witz-Terrorismus den Volksgeschmack gewandelt, auch der urwüchsige Sinn für immanente, verinnerlichte, fleischgewordene Komik ist völlig geschwunden — und so kann ich mir's trefflich erklären, warum man du jüngst in der Burg den alten Cervantes*) so jämmerlich ausgepfiffen.

Da ist dann ferner das Josephstädter Theater. Das ist nur ein kleines Tempelchen; seitdem es aber Herrn J. Wild, dem neuen Leiter dieser Bühne, in kurzer Frist gelungen, durch den Import pariserischer Vaudevilles das Stadtinteresse zu fesseln, muss man es wohl mit einigem Respekte grüssen. Es wird dort artig gespielt; sie lärmen nicht zu viel und wollen auch nicht mehr, als sie können. Und wenn da noch der drolligen Kunst des Herrn Maran, eines wunderbar-originellen und sehr bedeutenden Künstlers, die dürren Leistungen der Comparserie ein klein wenig glücklicher angepasst würden, könnte Herrn Wild das Verdienst werden, Wien um eine neue und köstliche Spezialität bereichert zu haben. Dann müsste er aber mehr auf französische Zucht sehen; auf jene pariserische Zucht, die fast schon mehr preussischer Drill ist, doch aber pariserisch ist, wenn sie das mühsam Erlernte natürlich-beweglich, graziös und: wie aus dem Augenblick heraus zu gestalten vermag. Denn dieses zwanglose, treffsichere und willige Ineinandergreifen ist just eben hier der wichtigste Stimmungsfaktor. Drum gilt es von den Komödianten: sie müssten hier alle hinter ihrer Charge bleiben und müssten die kleinen Eitelkeiten lassen, weil die ja doch nur Stillstand bedeuten; und es müssten dann plötzlich die unmoralischen Leuchtkäferchen so zigeunerhaft-toll, so sekt- und champagnerselig hinauf in die Lüfte schwirren, dass der sittenreine Philister da unten im Parterre erst gar nicht zur Besinnung käme und mitgerissen würde und schliesslich erkennen müsste, dass ihm die Funken und Farben, die Sprühteufelchen und Prickelbläschen in all ihrer jugenden Hast den latenten Entrüstungsschrei zwei Stunden lang niedergedrückt hätten.

Das würde dann sprühen und zünden, allgemein, überall, denn es müsste die Zeit fehlen, den schwer-tälligen Rechenapparat der Moral, den ach-so-schwer-fälligen, mathematisch genau in Bewegung zu setzen. Dionysisch und à la bohémien über die Bretter gehetzt, nur so sind sie denkbar, nur so sind sie dankbar, die Stücke des Albin Valabrègue („Der Mustergatte“), des Alexandre Bisson und des Albert Carré („Der Maskenball“), des Blum und Toché („Le Parfum“), des Bilhaud und Barré etc. etc.

Und noch eine Badewanne, die sechste, vielleicht gar die siebente im Kreise, muss ich Ihnen nennen. Schon deshalb, weil eine frühere Prätention dieses Thespiskarrens „sehr wohl danach angethan ist, Ihr unbefangenes Urteil zu trüben“. Ich meine das „Volkstheater in Rudolphsheim“. Dieses Theaterchen nannte sich einstmals — „Freie Bühne“, und führt das angemaasste Prädikat schüchtern auch heut' noch im Wappen. Ehemals, als seine Bretterchen das Erstlingsdrama des Hugo Gerlach, eines jungen Berliner Humoristen, der Mitwelt präsentierten, da ward es von den Blättern Ihrer Stadt mit vielem Anstand genannt. — Nun ist das aber so, wie wenn sich ein ehrsamer Spiessbürger, in Zeiten des blutigsten Umsturzes, eine rote Windel um den Nacken binden und aufkreischen würde: „Vive l'anarchie! Allons enfants de la patrie!“, auf dass es ihm glimpflich gehe und die Geschäfte nicht stocken. Denn dieser Thespiskarren, der viel mehr Karren als Thespis ist, er hatte so gar nichts Litterarisches, so gar nichts Modernes, Ernstes und Reines an sich, dass man erstaunt den Direktor fragte, warum er denn seine sehr spekulativen Absichten ach-gar-so-schlau hinter gleissenden Flaggen berge.

Wir zogen eben nur dann hinaus, wenn es die „Räuber“ zu sehen galt, die bösen „Räuber“ des Friedrich von Schiller. Da konnte man sich klassisch ergötzen und musste sich wieder fragen, wie es wohl möglich sei, dass man — in Gross-Wien fin de siècle! — das ehrliche Werk durch Unzulänglichkeit der Komödianten, Kulissen, Kostüme schmieraliter zur lächerlichsten Modeposse herabwürdigen darf.

Sie ahnen nun wohl auch, was diese „Freie Bühne“ geworden? O, o, Sie Schäker! . . . Man war so findig, das bedenklich-stille Theater in lauter Weise „bisher nicht aufgeführten Autoren, Dichtern und Komponisten zur Verfügung zu stellen und eine Art dramatischen ‚Salon der Zurückgewiesenen‘ zu errichten, der den Beruf zu erfüllen hätte, das Publikum mit den Werken unbekannter, noch nicht ‚gemachter‘ Autoren vertraut zu machen“. Dieser Geschäftsidealismus musste zwar rühren, doch nützen konnte er nicht. Der „heimischen Produktion“ nicht, den Dichtern nicht, dem Publikum nicht, und auch nicht den ach-so-schlauen Unternehmern: es fehlte Verständnis und Kraft und Liebe und Ehrlichkeit. Es fehlte vor allem das Geld. So wurde man schliesslich Papierkorb.



*) Emil Gött, „Verbotene Früchte“; nach einem Zwischenspiel des Cervantes.

Zu spät.

Skizze von Harry Msyac.

Hört ihr das Jubilieren der Lerchen, die im rosigen Frühlichtscheine den Vorläufer der goldenen Sonne begrüssen? Siehe, strahlend steigt sie empor und spiegelt ihr Antlitz in den Tautropfen der Blütendolden, die huldigend der duftende Flieder ihr beut. O über den neckischen Lenzwind, der das Bäumchen seiner blinkenden Last beraubt und mit den klaren Tropfen die beiden jungen Menschenkinder bestreut, die darunter stehen. Sei mein Weib, fleht mit zärtlichen Blicken der Jüngling, des Mädchens Hand ergreifend. Minnigliche Scham liegt auf ihren knospenden Lippen, macht aber plötzlich einem bösen Ausdrucke Platz, und hochmütig entgegnet sie, ihm die Hand entziehend: Wer bist du, dass du mich an dich zu ketten begehrst? —

* * *

Und die Sonne steigt unermüdlich höher, jetzt prangt sie im Mittag. Kein Lufthauch berührt den Fliederbaum, der jetzt selbst blütenlos inmitten farbiger Astern steht. Kennst du die beiden in seinem Schatten? Sie sind reifer und ernster geworden. Dieselbe Frage wie im Mai: Doch stolz wendet das Weib sich ab, und schmerzlich blickt er zur Sonne empor, die sich anschickt, den Gipfel des Lebens zu verlassen.

* * *

Ein rauher Wind fegt heran. Jetzt hat er den Baum erreicht und wühlt in seinen gelichteten Zweigen. Aber nicht Blüten und Tautropfen schüttet er herab auf ein blühendes Paar, sondern rotes, dürres Laub auf zwei Menschen, denen die Zeit schon ihr Siegel aufgedrückt hat. Der alternde Mann hat des Weibes Hand erfasst und sucht ihr Auge. Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, steht als Bitte in dem seinen geschrieben. Beschämt sucht das ihre den Boden, der Mann fährt sich seufzend über seine Augen, und der Zeiger des Lebens rückt seinem Ziele näher.

* * *

Die Sonnenscheibe berührt den Horizont; nur wenig ragt sie noch über das Schneefeld hervor, in dessen Mitte der altersschwache, kahle Fliederbaum vor Frost ächzt und bebt. Einen letzten Blick innigen Mitgefühls sendet sie zu den beiden vergrämten Greisen unter dem brüchigen Stamm. Über die blühende Natur hat sich eine Eisdecke gelagert; im Herzen ist sie geschmolzen. Hand in Hand, Auge in Auge sitzen sie da, und Thräne um Thräne rieselt unaufhaltsam hernieder. Über Hochmut, Stolz und Scham sind die Haare verblichen, die Wangen verfallen. O, es sind bittere Thränen, die da fliessen, lasst ihnen ihren Lauf: wie lange noch und sie versiegen von selbst!

Mariana.

Drama in 4 Aufzügen von José Echegaray.

Erstaufführung in Deutschland am 19. Juli 1895 am Stadttheater in Heidelberg.

Besprochen von Hans von Reisfels.

Deutschlands Journalisten und Schriftsteller, sowie die Vertreter der Deutsch schreibenden Presse Österreich-Ungarns und der Schweiz waren, gelegentlich des leider allzu schnell dahin gegangenen IV. Allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertages in Heidelberg, Zeuge einer Erstaufführung oder, wie man so wohlgefällig sagt, einer echten und rechten Première eines von J. Lauser ins Deutsche übertragenen neuen Echegaray'schen Schauspiels „Mariana". Das kleine aber der Bevölkerungsziffer der alten Musenstadt räumlich noch immer entsprechende Theater, in welchem der scheidende Intendant der Mannheimer Hofbühne, zugleich der zukünftige Direktor (ab 1. September ds. Js.) des früher von Barnay, jetzt von Blumenthal geleiteten „Berliner Theaters", Alois Prasch, mit einem für Provinzverhältnisse recht guten Ensemble Vorstellungen giebt, war aus Anlass dieses Ereignisses vollständig ausverkauft. Gut, dass dies in Heidelberg und nicht in Berlin war, ferner gut, dass das vornehmlich aus kritisch beanlagten Federfuchsern bestehende Publikum sich der Thatsache bewusst blieb, dass es, wenn es auch seine Billets bezahlt und teuer bezahlt hatte, trotz alledem sich nur als Gast zu betrachten hatte. Es ist begreiflich, dass man der Bekanntschaft einer neuen Arbeit des „Galeotto-Schöpfers" grade in den Kreisen unserer Dichter und Schriftsteller, der Journalisten oder sonstigen Publizisten, deren die berühmte Universitätsstadt genügend beherbergt, mit lebhaftem Interesse und mit erwartungsvoller Spannung, zugleich aber auch mit voller Objektivität, wenn nicht sogar mit absichtlichem Wohlwollen entgegen sah. Es wird nicht die Schuld des Heidelberger Kongresses, noch weniger die des darstellenden Personals sein, wenn Echegaray's „Mariana" in Deutschland auf Glück und Anerkennung kaum zu rechnen haben wird. Warum nicht? Mit einem Wort ist die Ursache zu bestimmen. Dem Werk fehlt es an Natürlichkeit, an Wahrheit. Nicht, dass die Handlung unmöglich wäre. Jede Handlung ist möglich, und das Leben ist in vielen seiner romanhaften Vorgänge auf der Bühne noch lange nicht sozusagen ausphotographiert worden, aber es ist eben die Kunst des Dichters, derartige Ereignisse im Schicksal des Einzelnen, die der Miterlebende wohl begreifen kann, wenn er sich auch selbst darüber entsetzt, die fernstehende Menge aber nur zu gern lachend ablehnt, in einer solchen Begründung der Gesamtheit vorzuführen, dass diese die Wahrscheinlichkeit derselben und sei es wiederstrebend anerkennen muss. Die Psychologie ist es, die der dramatische Dichter lernen und lehren soll und bei

dem Verfasser des „Galeotto" hätte man dieses doppelte Können wohl voraussetzen dürfen. Mit nichten. Seine „Mariana" ist menschlich unwahr, sie ist nichts als eine Theaterpuppe und weiter nichts als solche sind alle anderen, welche sie umgeben, Daniel Montoya, ihren Geliebten, und Don Pablo, ihren späteren Gemahl nicht ausgenommen. Was ist Mariana? Zunächst ein Weib, und dass es ein ganz besonderes Weib sein soll, erhellt schon aus dem Umstand, dass der Verfasser dessen Namen zum Titel seines Werkes gewählt hat. Mariana hat ein schicksalsreiches Leben hinter sich. Früh ist sie durch ihre Mutter, welche sich nach dem nebligen London entführen liess, ihrem Vater und ihrer sonnigen spanischen Heimat entrissen worden. Noch hört sie, damals im kindlichen Alter stehend, die Koseworte, mit welchen der Verführer ihre Mutter bethörte. Aber nicht allein dafür bleibt ihr die Erinnerung, sondern auch jene Worte hallen noch immer in ihren Ohren wieder, mit welchen der Liebhaber die ihrer Leidenschaft erlegene Frau später brutal beleidigt und züchtigt. Sie sieht ihre Mutter sich in Gram, Reue, Not und Elend vergehen, bis diese sehr bald der Tod von aller Qual erlöst. Die verwaiste Mariana flüchtet zu einem Freund ihrer Eltern, Don Joaquin, der sie nach Spanien zu ihrem Vater zurückführt. Aber auch hier blüht ihr kein ungetrübtes Glück. Sie wird an einen ungeliebten Mann vermählt, der einen Tag nach der Hochzeit bereits einer Ballettänzerin zu Liebe ein Duell eingeht und im Zweikampf erschossen wird. So ist sie Wittwe und als solche lernen wir sie kennen, umschwärmt von einem jugendlichen feurigen Verehrer, Daniel Montoya, und einem älteren, ernsten, aber nicht weniger leidenschaftlichen Anbeter, dem General Don Pablo. Zwischen diesen drei Personen in der Hauptsache spielt sich das Liebesdrama ab, wobei Don Pablo noch eine unglaublich linkische Position einnimmt. Er ist jedenfalls im ganzen Stück die am meisten verunglückte Figur, so notwendig der Verfasser sie auch brauchte. Aber neben den Genannten bedurfte Echegaray noch eines Vierten für sein Drama, und es ist schade, dass wir dieser Person, dem Altertumsforscher und Sammler Don Castulo nicht in einem Lustspiel begegnen. Es ist eine mit vieler Liebe und vielem Humor gezeichnete Figur, welche in „Mariana" allerdings deplaziert erscheint und auf die Dauer sogar lästig wird. Aber zur Entwickelung der Katastrophe musste ein Altertumsforscher vorhanden sein, denn wie sollte es sonst an den Tag kommen, dass Daniel Montoya, der von Mariana begünstigte Verehrer, ein Sohn jenes von ihr so gehassten Verführers ihrer Mutter ist? Jener gesprächige Sammler erzählt so nebenher, wie er das im Stück so oft und so lange thut, dass er ein kostbares Paar Ohrgehänge besitzt, zu dem es in der ganzen Welt nur noch ein einziges Paar gäbe. Alles geht zur Bewunderung dieser Rarität in ein Nebengemach, bis auf Mariana, welche nur mit Mühe ihrer Aufregung Meister wird, als sie aus Don Castulo's Munde den Namen jenes Beneideten erfährt, der das sogenannte Pendant dieses Ohrgehänges besitzt. Da kommt Daniel und von dem Wunsch beseelt, sich durch ihren Gatten an jenem Manne zu rächen, dessen Namen und Wohnort sie soeben erfahren, wirft sie sich voll Leidenschaft Montoya in die Arme, dem Geliebten endlich das Jawort erteilend, nach dem er so lange vergeblich geschmachtet. Daniel ist überglücklich, aber noch heisst es, sich zu zähmen, denn die in Ekstase gerathenen Bewunderer jenes Ohrgehänges kommen mit Don Castulo in den Salon zurück und nun soll auch Montoya von der Rarität erfahren. Alles ist erstaunt, als dieser lächelnd erklärt, dass er dieses Ungeheuer von Seltenheit längst kenne, denn sein Vater besitze ein gleiches. Der Höhepunkt ist erreicht. Mariana wendet sich spontan dem General zu und verkündet ihre Verlobung mit demselben, den so plötzlich aus allen Himmeln gestürzten Daniel Montoya in völliger Unkenntnis lassend über die Motive ihrer ihn vernichtenden That. Natürlich kommt es zu einem Duell, deren Folgen aber für beide bald überwunden sind, denn kaum haben sich im letzten Akt hinter dem ernsten Gatten der kapriziösen Mariana, die es vorzieht, in der Brautnacht ihren Angetrauten um seine Rechte zu bringen und die Nachtstunden ruhend im Fauteuil des Salons zu durchwachen, die Thüren geschlossen, als auch schon Daniel, wild und aufgeregt, zitternd vor Leidenschaft erscheint und die seelisch Gebrochene an sein Herz presst. Eine echt theatralische Szene vollzieht sich jetzt. Mariana erklärt ihre Handlung, Daniel will die Geliebte für sich beanspruchen und entführen. Er bedient sich zur Beteuerung seiner Liebe gleicher Worte, wie sie sein Vater einst zu Marianas Mutter gesprochen hat und wie sie in ähnlicher Lage jeder andere auch wohl sagen wird, aber sie genügen, um Mariana entsetzt zurückprallen und um Hülfe rufen zu lassen. Ihr Gatte erscheint. Wieder fliegt sie Daniel entgegen, ihren Arm um ihn schlingend, den ungeliebten Ehemann fest anschauend: „Was willst Du thun?" ruft sie. „Deine Ehre beschützen, wie Du es verlangt hast", ertönt kalt die Antwort. Sie wird von einem Schuss begleitet und entseelt fällt Mariana vor Daniels Füsse, während Don Pablo mit den Worten das Feld räumt: „Wir sehen uns nachher wohl wieder." Es ist unschwer zu erraten, dass nach dem Fallen des Vorhangs das Duell Pablo-Montoya eine neue, wahrscheinlich auch vermehrte Auflage erlebt.

Dass diese Handlung wohl geeignet ist, ein fesselndes Schauspiel abzugeben, ist unzweifelhaft, nur hat Echegaray den Stoff nicht geschickt genug behandelt und die Vertiefung der Charaktere unterlassen. Das Drama ist in der vorliegenden Gestalt nichts weiter als eine komisch wirkende Quälerei. Es besitzt nur eine einzige gesunde Szene, nein, nur einen Anlauf zu einer solchen, und diesen finden wir

in dem Beginn der Unterredung Marianns mit ihrem väterlichen Freund Don Jeaquin. Er kennt die Koketterie und Kaprieen seiner kleinen Marinna und weist sie an, ihm gegenüber doch dieses Arsenal weiblicher Angriffsmittel unbenutzt zu lassen. Leider bleibt Jeaquin nicht in diesem Tone anmatender Natürlichkeit, sondern er erregt sich künstlich, wird selbst maniriert und geht mit dem schönen Ausspruch von dannen, „dass er eine, nein zwei, drei, sechs, zwölf Portionen Gefrorenes essen werde!“ Das ist einfach abgeschmackt. Ich besitze weder das Original der Dichtung, noch die Kenntnis der spanischen Sprache, um es als solches lesen zu können, noch liegt mir eine deutsche Übersetzung vor. Ich weiss daher nicht, wie weit der Regisseur von seinem Rechte, zu streichen, Gebrauch gemacht hat, noch wie weit die Übersetzung von J. Lauser Anspruch auf Güte erheben kann. Das weiss ich aber, dass ich aus dem Schauspiel noch viel mehr eliminiert haben würde und dass in der Verdeutschung Redewendungen vorkommen, welche kein Mensch für anständiges Deutsch halten kann. So entsinne ich mich einer Stelle des Dialogs. Da sagt Mariana, als sie durch die geöffnete Thür Don Pablo kommen sieht: „Da kommt er. Ach was, lass er kommen!“ Eine so gebildete Dame, wie Frau Prasch-Grevenberg, wird derartiges Zeug kaum wiederholen, wenn es nicht in der Rolle gestanden hat. Unbegreiflich ist es mir aber trotzdem, dass die Regie solchen Blödsinn stehen lassen konnte. Ich komme hiermit gleich auf die Darstellung zu sprechen. Zu meinem Bedauern muss ich mit einem Tadel beginnen. Ich fand die Mise-en-scène des Stückes sehr dilettantisch. Es fehlte im Milieu die Stimmung, die Ruhe. Es liefen oder standen die Personen da herum oder sassen sogar so gesucht, dass man sich fragen musste, ob für das Stück überhaupt Arrangierproben abgehalten worden waren. So übereilt durfte doch ein solches Werk nicht inszeniert werden, handelte es sich doch zugleich um eine Talentprobe des Herrn Prasch vor einem Parterre die Feder führender Kritiker und wusste man doch schon seit geraumer Zeit, dass man gerade dieses für ganz Deutschland neue Stück aufführen wollte. Oder sollte etwa in dieser Thatsache die Erklärung für die mangelhafte Mise-en-scène zu finden sein? Ich hoffe das nicht. Herr Prasch wird allgemein als ein so vorzüglicher Regisseur gepriesen, dass ich sicher bessere und gewissenhaftere Proben seiner Kunst erwarte und die Zerfahrenheit in den Gruppierungen auf der Bühne viel eher auf eine leicht erklärliche Befangenheit der Darsteller zurückführen möchte. Auch seine Gattin, Frau Prasch-Grevenberg, die ich als eine tüchtige Künstlerin schätze, schien unter dem Einfluss dieser Unruhe zu stehen. Oder sollte ihr Spiel mit den Füssen, bald stand dieser Fuss auf dem Hacken, bald jener auf der Spitze in die Höhe gehoben, als ein äusseres Zeichen der Mariana innewohnenden Nervosität gelten? Wohl kaum. Im Übrigen brachte sie den sehr schwierig darzustellenden Charakter zu hübscher Individualisierung. Allerdings gelang es auch ihrer Kunst nicht, über die Unwahrscheinlichkeiten und Sprünge in Marianas Denken und Handeln hinwegzutäuschen. So blieb die Leistung vornehmlich eine rhetorisch schöne. Herr Victor Senger vom Berliner Theater spielte mit vielem Feuer den Liebhaber von echtem Schrot und Korn, Daniel Montoyn. Prächtig gestaltete Herr Albert Bassermann vom Meininger Hoftheater die wie erwähnt nur als Charge bemerkenswerte Rolle des Altertumsforschers Don Castulo. Herr Hans Hansen vom Stadttheater in Freiburg fand für Don Joaquin einzelne schöne Töne, namentlich in dem leider so schnell aufgegebenen Versuch des Verfassers, diese Rolle natürlich zu gestalten. Im Übrigen klang sein Ton noch sentimentaler aus, als es die Rolle verlangte. Sein wohllautes Organ verführte ihn wahrscheinlich dazu. Antonie Baumeister vom Hoftheater in Hannover spielte mit prächtiger Charakteristik und vieler Verve eine der überflüssigen Personen des Stückes, benamset Trinidad, Wittwe, Schwester Don Pablos. Der vielgenannte, wenig verführerische General erhielt durch Herrn Georg Dröscher vom Oldenburger Hoftheater eine so merkwürdig trockene Darstellung, dass man solche nur durch sein Bestreben zu erklären vermag, dem Dichter damit möglichst gerecht werden zu wollen. Helene Rosner vom Stadttheater in Mainz, Clara, Gattin des Don Castulo, abermals eine überflüssige Person, ist eine mittelmässige Dilettantin. Sie ist Herrn Prasch zu Dank verpflichtet. Sie wäre der deutschen Presse wahrscheinlich noch einige Jährchen länger unbekannt geblieben. Dagegen zeigte Herr Alexand. Kökert vom Mannheimer Hoftheater, überflüssige Person Nr. 3, Lucinno, Verehrer Clara Castulo's, dass er ein routinierter Liebhaber ist. Leider verfügt sein Organ über keine sehr grosse Skala von Tönen.

Zum Schluss sei bemerkt, dass die überflüssigen Personen vom Dichter dazu benutzt wurden, um dem leutseligen Sammler und Altertumsforscher Gelegenheit zu geben, zu reden und nochmals zu reden und zu zeigen, dass er vor lauter Sammelwut blind sei gegen die Gefahr, welche seinem Hause durch die Verführung seiner Frau drohte. Wie gesagt, schade um diesen Altertumsforscher mit seiner Sippe, sie hätten so schön in einem Schwank oder Lustspiel debütieren können. Für „Mariana“ blieben sie ohne Wert und Wirkung.

Hoffentlich gelingt es der aufstrebenden „Gesellschaft Deutscher Dramatiker“ dafür zu sorgen, dass fortan gelegentlich des wiederkehrenden Journalisten- und Schriftstellertages ein bis dahin noch nicht bekanntes Deutsches Bühnenwerk vor das Forum der vereinigten deutschen Kritik gebracht wird. Jedenfalls ist ein solcher Vorschlag bereits von den Delegierten der genannten Gesellschaft zur Kenntnis des jetzigen Präsidiums des Tages gebracht und von diesem mit grosser Sympathie aufge-

nommen worden. Es ist auch nicht recht erklärlich, warum ein solcher Vorschlag nicht den Beifall der gesamten deutschen Presse finden sollte.

Im Gegenteil, der Tag könnte dadurch nur um ein Ereignis von vielleicht weittragendster Bedeutung reicher werden. Möge es im nächsten Jahre diesem Blatte vergönnt sein, über einen wirklichen Erfolg berichten zu können. Für dieses Mal war das leider nicht möglich.



Bornschein.

Studie von Johannes Schlaf.

Drüben an der Mauer liegt Bornschein, der Böttcher, wieder einmal stockbesoffen. Der Länge nach liegt er unter dem Fliederbusch und die Sommernachmittagssonne brennt auf seine Kleider.

Die Nachbarn stehen im Kreis am ihn herum, schütteln die Köpfe, schwatzen, lachen, haben ihre Unterhaltung und machen ihre Glossen. Reger ist die liebe Jugend. Sie haben Kiesel und Steine zusammengetragen und werfen nach seinem Bauch und seinen Beinen. Die ganze sonnenstille Gasse schalt von ihrem Eifer.

O Phantasie!

Ich bin Bornschein. Mein Gesicht ist breit and gedunsen, mit borstigem Bart und Kopfhaar und glüht von Sonne und Alkoholdunst. Und Sonne and Alkohol glühen durch den seligen Dusel meines Rausches and lallen aus mir heraus mit dumpfen, dunklen Worten, hinein in eine wogende flimmernde Welt von wunderlich verworrenen Gestalten und Lauten.

Meine armen thörichten Atome lechzen nach Kühlung. Langsam automatisch regt sich ein Arm, zuckt ein Bein unter der Glut der Sommersonne, oder von einem Kiesel getroffen.

Kühlung! Wie ein fernes dunkles Bedürfnis ist es in mir, ein Bedürfnis meiner klugen Atome, meines Lebenswillens, von dem meine Seele doch fern ist, o so fern! Ein Bedürfnis und keins.

Aber wie ich hier oben zwischen den roten Geranien hindurch zu mir da drüben hinüberlage, schreit meine arme Seele nach Wasser, nach Wasser . . .

O ewige Vernunft!

Drüben öffnet sich eine Thür, schadenfroh und flachshaarig tritt ein lachendes Mitleid mit einem vollen, triefenden Wassereimer auf die Strasse. Friedrich, der Hausknecht vom „goldenen Adler“.

Und nun: den Eimerring in der Linken! Die breite, braune Rechte packt den Boden, kippt . . . Brrr! . . .

Gottseidank! —

Bornschein trieft and zuckt wohlig wie ein Aal in der Fischwanne und — schimpft. — Undank ist der Welt Lohn! — Aber die „Welt“ ist für diesmal über Undank erhaben. Die Nachbarn lachen und die liebe Jugend brüllt Halloh!

Ich atme auf hier in meinem Blumenwinkel and denke in meinem lieben Herzen, wie alles in dieser herrlichen Welt, selbst Bornscheins Atome, bis in meine liebe, verwünschte Einbildung hinein hat, was sie bedarf. —



Gerettet.

Eine Dichtung.

Gigantisch naht und wildbewegt,
Das Meer sich strandwärts, sturmgefegt.
Es wütet Well' und Woge wild,
Dass es am Felsen schallt and schillt.
Die Brandung brauset heulend laut,
Des Meeres engvermählte Braut.
Bleischwer der Himmel; ringsumher
Ein undurchdringlich Nebelheer.
Es zürnet Flut and Firmament
In Aufruhr tobenden Element.
Und Well' und Woge spritzt hoch empor
In leichenlüstern gierigem Chor.
Rundum auf weit und breit am Strand
Kein Mensch, nur geborstene Felsenwand,
Nur donnernde Wogen and gähnender Grund
Entfesselter, wirbelnder, schwarzer Schlund.

* * *

Doch dort, wo die Bucht biegt, beschirmt vom Gestein
Am Fischerhaus kauert ein Mütterlein.
Der Sturm mag auch wachtig die Balken rütteln,
Mag Thüre und Fenster noch grimmiger schütteln,
Die Alte am Strande rührt weder das Meer
Noch Brandung und jagende Winde umher —
Sie hält ihre Wache, ob Dunkel, ob Tag
Bei der Sonne Erleuchten, bei wetterndem Schlag.
Gebückt ist die Frau, schon welk das Gesicht,
Hohläugig und hager — steht sie und wankt nicht!
„Tob', donnre and rase nur, tosend and toll,
„Zaus' Sturmwind die Fetzen am Leibe mit Groll,
„Ich bleibe“, so lacht sie voll gellendem Hohn:
„Ha, schnaubende Wogen, gebt frei mir den Sohn!“ —

Ihr Mann, ach, der Lootse ist längst schon dahin,
Er liess ihr das Häuschen, das bischen Gewinn;
Doch fordert ein Opfer dafür wohl das Meer,
So zog er hinaus denn — und er kam nimmer mehr.
Und der Sohn — ja 's muss wahr sein, es sagten's die Leut', —

Der Einzige, ach nur, des Mütterlein's Freud',
Fand nun auch ein grässliches Grab auf dem Grand,
Oh, dass sie noch küsste ihm Wangen und Mund! —

— — — — — — — — — — — — —

So will sie nun trotzen dem Sturmwind hinfort,
Dem Dämon, der nun ihr auch raubte den Hort;
Trotz schwur sie dem Wetter, dem Element,
Ein heiliger Eid bis zum irdischen End'! —
So muss sie ihn halten mit starker Gewalt,
Horch! wie es wild wiehert und jauchzet und schallt.
Um die Schläfen flattert das silberne Haar
Der Mutter, der alten, von siebenzig Jahr.
Noch ist sie ja rüstig; noch lebet ja dort
Ein Gott, der sie aufnimmt in sicherem Port. —
Und mit Andacht legt stumm sie die Händ' zum Gebet,
Durch Krachen and Dröhnen, das Mütterlein fleht.
Die Lippen leis lispeln, starr stieret der Blick:
„Ich halte den Todschwur, erbärmlich Geschick!"
..... Du plötzlich erhebt sich des Donnergott's Macht,
Dass Klippe und Fels mit Erdröhnen laut kracht.
Schier bebet die Erde, schier springt das Gestein,
Doch unerschüttert hurrt's Mütterlein!

* * *

Vom Fischersort läutet weithin an den Strand
Die Notglock', dies Läuten ist ihr wohl bekannt.
Es rennen die Lootsen, die Leute heran:
„Helft, rettet! An Bord! Frisch hinein, alle Mann!
„Dort seht ihr's am lüstern gefährlichen Riff" —
Der älteste Bootsmann ruft's: „Rettet das Schiff!
„Hinein, herzhaft Kerle in die furchtbare Wut!"
Die Ruder, sie ächzen, in schäumender Flut. —
Indessen, am Strand tönt die Glocke noch hell,
Dazwischen der Sturm heult, wie Rüdengebell.
„Stosst ab! Hellah kräftig! Sonst ist es gescheh'n!
„Behüt Euch der Himmel, auf Wiederseh'n!" —

* * *

Schon kehren sie wieder, die Nebelnacht weicht,
Fernher rollt der Donner, Raketengeleucht
Verkündet und krachender Böllerknall,
Dass Rettung gekommen und — frei sind sie All!
.... Schon nahet mit mächtigem Bauche das Schiff,
Gott schützte sie Alle vor Strudel und Riff;
Und Einer, vom Sonnglut ganz braun verbraunt,
Grüsst fröhlichen Blickes den heimischen Strand.
Es fliegen die Locken, es blitzet das Aug':
„Sagt, Freunde, und lebt denn mein Mütterlein auch?!"
— — Da ist sie, da kommt sie, mit Thränen ja schon;
Die Arme gebreitet: „Mein Sohn, oh mein Sohn!"
Er presst sie um Busen und küsst sie gar heiss:
„Gott grüss' Dich, lieb' Mutter — wie bist Du so greis?!" —
.... Die Nacht ward gelichtet, im magischen Schein
Beleuchtet die Sonn' Kind und Mütterlein.
Die Winde zerstoben, die Nebel entfloh'n:
„Er lebet — er lebet! Oh göttlicher — Lohn!" —
So lallet der Mund, and um Busen so warm
Bricht's Mutterherz, in des Geretteten Arm! ....

Wiesbaden. **Wilhelm Ciebes.**

Heimfahrt.

Die Kellner gähnen, der Tanz ist aus,
Einsam selbander fahrn wir nach Haus.
Leeren Geklappers, halb Trab, halb Schritt,
Trottet die Droschke nach Moabit.
„'s war doch ganz nett heut, nicht wahr?"
„Ach ja!"
„Schade! Warum war der Max nicht da!"
„Max? Ach so! — Ja ja, ich versteh' ....
Seh'n wir uns morgen in Halensee?"
„Möglich." „Hm, hm! Na, ich hoffe doch!"
„Haben Sie auch meinen Fächer noch?"
„Selbstverständlich. Wird's Dir zu heiss?"
„Sind doch auf „Sie" noch, soviel ich weiss!"
„Leider, ja! Sie haben ganz recht!"
„Herrgott, fährt dieser Kutscher schlecht!" —
„Na, nur nicht böse, er meint es gut,
Denkt halt, er fährt so ein junges Blut,
Das, wie es dann und wann ja passiert,
Schon in der Droschke die Fassung verliert.
Und dann plötzlich nach heissem Kuss
Extra muros sich trennen muss.
Rosselenker, Sie irren sich,
Wir sind Freunde, Hortense und ich
Kennen uns wohl schon ein halbes Jahr,
Werden doch niemals ein Liebespaar.
Haben zusammen getanzt and gelacht,
Beide an ganz etwas Andres gedacht,
Hüllen uns steif in die Mäntel nun ein,
Denken: 's hätt können fideler sein,
Und so fahren wir, halb Trab, halb Schritt
Züchtig selbander nach Moabit.
Die Glieder müde, die Stimmung flau —
Wir sind zu Hause, gnädige Frau! —

Berlin. **Reimund Eckardt.**

Sommer.

Es war ein Sommertag
Voll Blüten, Duft und Licht.
Tief auf die Fluren neigte sich
Des Mittags Glutgesicht.

Zu sanften Wellen beg
Der Wind die Halmenflut;
Gleich roten Flammen nickte draus
Des Mohnes Scharlachblut.

Und dort am Kornfeldsaum
Sah ich die Armut steh'n,

„Herr gieb uns unser täglich Brot"
Die bleichen Lippen fleh'n. —

Und war ein Reifen rings
Im heissen Sommerland,
Darüber Gott unsichtbar hob
Die milde Segenshand.

Kottenhaide b. Schöneck i. V. Paul Heinicke

Edelfäule.

Ich schau Dich an — dies Haupt, so schön und kühl,
Drin wohl zu oft der Sinne Brand verlodert,
Umweht ein Hauch lustmüd und seltsam schwül,
Wie junges Laub, das in der Sonne modert.

Wohl allzu früh hat Dich des Schicksals Huld
Der Liebe heissen Strahlen preisgegeben,
Und aus dem Bad der Sünde und der Schuld
Stiegst Du geklärt, doch überreif ins Leben.

Zu bald von der Erkenntnis Frost verkühlt,
Begruhst Du lächelnd die erstorbnen Gluten;
Doch unter dieser Hülle, weltzerwühlt,
Fühl' seltsam warm ich echtes Herzblut fluten.

Und mächtig zieht's die Seele zu Dir hin,
Dass sie nach Deines Wesens Rätsel frage.
Ich schau Dich an — und plötzlich durch den Sinn
Geht mir ein Wort aus einer alten Sage:

Im Kloster zu Johannisberg am Rhein
Schien man dereinst des Weins nicht zu begehren,
Und als man endlich dann ihn sammelt ein,
Fand leicht man angefault die schönsten Beeren.

Und doch war jenem Jahr der Himmel hold,
Dass konnten Wunders wohl die Mönche sagen,
Denn nie zuvor hat solch ein tiefes Gold
Und solche Blume je ihr Wein getragen!

Seit jenem Herbst lässt man am bunten Strauch
Die Trauben hängen bis zur Überreife,
Und „Edelfäule" nennt nach diesem Brauch
Des Weines Blume man, die würzereiche.

..... Ich schau Dich an — ich hab das Gold erspäht
In Deines Herzens dunklem Heiligtume —
Der schwüle Hauch, der müd Dein Haupt umweht,
Er gleicht der Edelfäule seltner Blume. —

New-York. Konrad Nies

Es war einmal.

Es ging durch meine Nacht ein Traum:
Dich hatt' ich lieb, Du blonde Fee!
Nun steigt der Morgen auf am Saum,
Und leise weint mein Herz: Ade!

Als ich Dich sah im goldnen Haar,
All Deine holle Herrlichkeit —
Mir war's, als würd' ein Märchen wahr
Aus meiner schönen Jugendzeit.

Vorbei! Der stille Traum zerrann
Mir vor des Tages grellem Strahl —
Noch immer fangen Märchen an
So trostlos, ach: Es war einmal!

Berlin Paul Schettler.

Hochsommertag.

Noch wogt das Korn, noch fielen nicht die Garben,
Und doch, als wär die Flur des Prunkens satt,
Und finge an sich lässig zu entkleiden,
Fällt erstes dürres Laub auf staub'gen Weg.
Es ist, als ob Natur ein Fest gefeiert,
Das nun zu Ende ging im trüben Dunst
Des grau heraufgestiegnen Werkeltags.
Verstaubt, verwüstet liegt der weite Saal
Und all sein reicher Schmuck, so lang bereitet,
Daran viel tausend Kräfte emsig woben
Für eines einz'gen Tages kurzen Glanz.
Nun hängen welk die Kränze, fahl die Blüten,
Die Lichter sind zum Stumpf herabgebrannt,
Die letzten Gäste wankten gähnend heim,
Und aus den offnen Fenstern weht Verödung.
. . . Am Boden suchend will ich sammeln gehn
Die Blüten, die noch jung und frisch geblieben
Im Moder fortgeworfner welker Strässe,
Bevor der Sturm erwacht, der grimme Kehrer,
Und von den Dielen fegt die Festtagsspuren
Und in die Lüfte wirbelt Blatt und Blume.

Berlin. Paul Schettler.

Reue.

Mit irren Augen stiert es in die Nacht —
Ein Heulen, Lachen wie von tollen Hunden:
Die gierigen Hyänen sind erwacht
Rings um die Grüfte der gestorb'nen Stunden.

Wien Paul Wertheimer

Zu Ihr!

Fliehet, ihr Thäler,
Weichet, ihr Berge,
Hemmet mir nicht meinen eiligen Flug.
Peiniger, Quäler!
Seid ja nur Zwerge
Gegen des Herzens gewaltigen Zug.

Glaubt ihr zu mehren,
Wenn ihr mich haltet,
Noch meiner Sehnsucht verzehrende Glut?
Lasst mich gewähren!
Schöner gestaltet
Strahlt ihr mir wieder in dankbarem Mut.

Zähl' ich die Meilen,
Welche noch liegen,
Zwischen uns liegen, Du liebliche Maid,
Möchte ich eilen,
Möchte ich fliegen
Wohl mit der Sonne. — Wie kriechet die Zeit!

Könnt' ich dir reichen,
Einziges Leben,
Weit in die Ferne die grüssende Hand,
Braucht' ich nicht schleichen,
Liess' ich mich heben
Über die Ströme, über das Land.

Klinget, ihr Lieder,
Grüsset die Fromme,
Kommet den eilenden Winden zuvor;
Rauschet hernieder,
Jauchzet: ich komme!
Tönt es der Holden frohlockend ins Ohr.

Coblenz. Bruno Wolff-Beckh.



Die Nederlandsche Tooneelvereeniging.

Von Richard Wrede.

Gäste waren vom 23.—30. Juni im Deutschen Theater zu Berlin eingekehrt. Direktor L. H. Chryspins niederländisches Gastspielensemble. Still wie die Gäste kamen, sind sie wieder verschwunden. Keine pomphafte Reklame, kein Sich-Breitmachen in den Feuilletons unsrer Tagesblätter, keine enorm hohen Vorverkaufspreise, das Alles musste schon einen guten Eindruck machen.

Ein prachtvoller Junisonntagabend war's, an dem die Künstler ihr Gastspiel begannen; Anne-Mie, ein holländisches Sittenbild, wurde uns zunächst geboten.

Wenn man den Ausdruck Sitte so in dieser Zusammensetzung liest, so denkt man an etwas, was die Philistermoral unsittlich nennt. Nun so schlimm war's nicht.

Anna Marie, die Tochter eines reichen Bauern, hatte sich in einen Ingenieur verliebt, er liebt sie wieder, der Vater will der Tochter einen anderen Bauern aufdrängen, die übliche Anticipation der Hochzeitsnachtfreuden hat schon stattgefunden, der Vater wird wild und bringt mit seinem breiten Käsemesser den Verführer der Geliebten einen tüchtigen Blutigen bei.

Das ist der Inhalt des Vorspiels.

18 Jahre später. Der Vater Anne-Mies hat seine drei Jahre abgesessen, und ist etwas senil geistesgestört geworden. Anne-Mie ist Mutter einer Tochter geworden und um diese handelt es sich jetzt. Die Tochter wird umworben von einem Naturburschen und einem Intriganten. Es soll schon wieder mit Messern gestochen werden, da erscheint der Ingenieur-Vater, er war solange in Indien, Ost oder West, und löst den Knoten.

Die Eltern des Naturburschen wollten natürlich als echte und rechte Bauersleute keine mukeln ifte Schwiegertochter, der gehorsame Sohn will sich fügen, da erfolgt die Legitimation durch den exotischen Papa und — aus ist die Sache. Das Stück ist kein Kunst-, sondern ein Machwerk jämmerlicher Art, wie die Durchschnittsstücke des Münchener, Schlierseer und anderer.

Bauerntanz und Gesang, Kirmess, Fensterol, der ganze verwaschene Ausstattungskram einer Gott sei Dank vergangenen Zeit.

Weshalb das Stück „Sittenbild" heisst, und weshalb die Gäste sich damit einführten, ist mir anklar.

Am zweiten Abend folgte Erckmann-Chatriuns alte Komödie „Vriend Fritz".

Der epikuräische Junggesell und Rentner Fritz Kobus, der Rabbiner Sichel, der fürs Wohl des Vaterlandes schwärmt und intrigniert, wie ein Berliner titelsüchtiger Börsenjobber und so gut, so herzensgut ist, dass ich bei meinen vielen persönlichen Erfahrungen mit der jüdischen Durchschnittsgemeinheit ihn immer wieder für einen unmöglichen Charakter halten muss, und schliesslich die Suse, dieses naive Naturkind, so sehr Kind, dass wir an ihre Dummheit kaum glauben, das sind ja alles bekannte Gestalten, die aber dadurch, dass sie auch sprechen, noch kein Schauspiel zu Wege bringen.

Nun als gute Schauspiele sollten uns diese beiden Stücke wohl auch nicht vorgeführt werden. Wir sollten sehen, was die Gäste leisten können. Und da muss ich denn sagen, diese Leistungen waren sehr gut, und so lösten sich Anna-Maria und Freund Fritz in eine Reihe von teilweise vorzüglich gelungenen, genrehaften Szenen aus dem niederländischen und elsässischen Bauernleben auf.

Eine schwere Nuss war das dritte Stück: Gerhart Hauptmanns Einsame Menschen. An den beiden ersten Abenden hatte ich die Entdeckung gemacht, dass wer unser niedersächsisches Plattdeutsch versteht und an den Kölner Dialekt etwas gewöhnt ist, dem Dialog leicht folgen konnte.

Aber bei den „Einsamen Menschen" gehörte die gespannteste Aufmerksamkeit dazu, sich in der gewaltigen Stimmungsdichtung zurecht zu finden. Ich kenne die Einsamen Menschen aus wiederholter Lektüre, aus Aufführungen, aber trotzdem ist mir manches Einzelne entgangen.

Dagegen ist mir etwas Andres aufgefallen, und zwar wohl gerade wegen der unausgesetzten Aufmerksamkeit und weil die Feinheiten verloren gingen, nämlich eine sehr mangelhafte, fast rohe äussere Technik des Stückes: ein unmotiviertes Kommen und Gehen: jede Partei sagt ihr Sprüchlein auf und verschwindet, um der folgenden Platz zu machen. Die Aufführung selbst war teilweise gut, teilweise schlecht. Herr Direktor Chryspin, der den Johannes gab, bot eine feinsinnige Leistung, Fräulein Toornay war für die Rolle der Anna Mahr völlig ungeeignet.

Der vierte Abend war durch drei Einakter

ausgefüllt: unbedeutende Genresachen, die nur durch die Herren van Zuylen und Faassen gehalten wurden. Erster ist so eine Mischung von Mitterwurzer und Barnay.

Der Erfolg des Gastspiels war ein recht guter; die holländische Kolonie war in corpore vertreten, auch sonst hatte sich manch Einer eingefunden. Wir Deutsche waren vielleicht zu eifrig in unseren Beifallsbezeugungen, das fällt einem auf, wenn man der Vorstellungsabende in der durch die Zeit objektivierten Erinnerung gedenkt: wir sind nun einmal fremden Künstlern gegenüber galant. Doch wollen wir den Wunsch nicht unausgesprochen lassen: wenn unsere stammverwandten Gäste wiederkommen, so haben sie sich hoffentlich bessere Stücke ausgesucht; Stücke, die nicht nur einige dankbare Rollen aufweisen, sondern uns zeigen, dass es auch eine junge, zukunftverheissende niederländische Dichtkunst giebt. Und lauter Vollkünstler werden in den Stücken auftreten!



Litterarische Rundschau.

Alt-Heidelberg, die Feine, wie oft ist sie wohl in den Tagen vom 18. bis 23. Juli ds. Jahres angesungen, angefeiert, angetoastet worden. Die Deutschen Schriftsteller und Journalisten hielten dort ihren IV. allgemeinen Kongress ab. Warum es wirklich die Schriftsteller und Journalisten Deutschlands, die in der feucht-fröhlichen Neckarstadt versammelt waren? Wo waren die Sudermann, Hauptmann, Halbe, Fulda, v. Wildenbruch, v. Wolzogen u. a. m., wo waren die Vertreter der grossen Deutschen Zeitungen, wo die Feuilletonisten, wo? Nein, das war kein allgemeiner Deutscher Schriftsteller- und Journalistentag mehr; gewiss, es waren recht viele bekannte Damen und Herren da, aber wie man auch über die Leistungen der einzelnen durch ihre Abwesenheit glänzenden Herren denken mag, es ist ein Unrecht von ihnen gegen die Kollegen, dort zu fehlen, wo es einzutreten gilt für gemeinsame Ziele, hohe Ziele. Das hebt auch Martin Hildebrandt sehr treffend im „Recht der Feder" hervor. Das Fehlen dieser „Grössen" fällt immer unangenehm auf. Haben denn die Einzelnen so wenig Verständnis für die Interessen der Gesamtheit; sind sie so ideal veranlagt, dass sie um materielle und pekuniäre Fragen sich nicht kümmern? Nun Herr Hauptmann, Aktionär und Aufsichtsratsmitglied einer Wagenräderfabrik und Pachtkandidat des Theaters des Westens sollte doch etwas von Geldsachen u. s. w. verstehen.

Aber es ging auch so, und es ging recht gut — Arbeit und Feste.

Zunächst ist die Gründung des Allgemeinen Deutschen Journalisten und Schriftstellerverbandes zu verzeichnen. Achtzehn Vereine sind bereits dem Verbande beigetreten; darunter die Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, der Schriftstellerverband, die Gesellschaft Deutscher Dramatiker, sämtlich Berlin, sowie die Concordia Wien u. a. m.

Möge die Gründung dieses Verbandes den Segen bringen, den Alle von ihm erhoffen!

Des weiteren wurden noch Fragen des Press- und Urheberrechts erörtert.

An Vergnügungen boten sich, ein leider verregnetes Schlossfest, eine Fahrt nach Ziegelhausen mit Rückfahrt auf dem Neckar. Letztere erhielt einen hohen Reiz durch die feenhafte Beleuchtung der Schlossruinen und ein prächtiges Feuerwerk.

Zwei Vergnügen eigner Art waren die Festvorstellung über die an anderer Stelle berichtet wird und die Gedächtnisfeier für Gustav Freytag. Aber musste denn in diesem Jahre wieder A. von Hanstein der Totenredner sein? Sollte er darauf abonniert sein? Hanstein und Malkowsky sind so ein Paar litterarische F. von Schirp: sie machen Alles, und das grosse Publikum ist auch so ziemlich, die Damen sogar sehr zufrieden damit, aber hinter den geleckten und geschleckten Phrasen steckt nichts; es fehlt das congeniale künstlerische in der Betrachtungsweise, es fehlt die Persönlichkeit hinter dem Vortrage. Vortragsautomaten sinds! Wesshalb müssen nun solche Herren immer reden? Ich kenne Hauptmann nicht als Redner, aber ich meine, es hätte grosses Interesse erweckt, ihn als Schlesischen Landsmann des Toten einmal sprechen zu hören. War das unmöglich?

Am letzten Tage wurde ein Ausflug nach Baden-Baden unternommen. Die tollen Tage der sechziger Jahre sind ja für den Allerweltskurort vorbei, aber um so angenehmer und schöner und hervortretender waren die Gerüche, die Natur, Kunst und — Küche but.

Alt-Heidelberg und Baden-Baden, auch den Schriftstellern und Journalisten stehen stehen sie ins Herz geschrieben, gleich einer Braut!

Bei unserer Redaktion ist folgendes Schreiben eingelaufen, das wir gern zum Abdruck bringen:

Bollesó, 27. Juni 1895.

An die Redaktion der „Neuen Litterar. Blätter" in Berlin.

In Nr. 9 Ihres sehr geschätzten Blattes erfährt ein „Waschzettel", welcher durch die Expedition des Deutschen Dichterheims verschickt worden sein soll, eine abfällige und — wie ich gleich hinzufüge, durchaus gerechte Kritik.

Ich habe thatsächlich erst durch Ihre Notiz Kenntnis von der Existenz jenes Circulars erhalten, dessen Inhalt mich aufs Peinlichste berührte. Ich zog sofort Erkundigungen ein und erfuhr, dass ein poetisch angehauchter Expedient, welcher die gegenwärtig auf Urlaub

weilende Administration vertritt, aus eigenem Antriebe sich veranlasst fühlte, jenen ominösen Waschzettel zu verfassen und ihn zu versenden, ohne mir vorher den Text unterbreitet zu haben. Der Betreffende hat wegen seines eigenmächtigen Vorgehens eine strenge Rüge erhalten.

Nachdem ich selbst zu jenen gehöre, die gegen die Auswüchse des Waschzettel-Unwesens kämpfen, so bin ich der verehrlichen Redaktion für die energische Zurückweisung jenes, meinen Prinzipien durchaus zuwiderlaufenden Circulars, welches ich weder verfasst, noch inspiriert, noch sonstwie veranlasst habe, zu besonderem Danke verpflichtet.

Ich bitte, diesen Zeilen im Interesse der Wahrheit an entsprechender Stelle gütigst Aufnahme gewähren zu wollen und zeichne mit ausgezeichneter Hochachtung

v. Majerszky.

Ein höflicher Redakteur. Nachstehend die genaue Übersetzung eines Briefes, den ein chinesischer Redakteur einem Mitarbeiter schickte, dessen Manuskript er sich genötigt sah zurückzusenden: „Sich' Deinen Sklaven hingeworfen zu Deinen Füssen. Ich beuge mich nieder vor Dir und erflehe von Deiner Güte die Gnade, leben und sprechen zu dürfen. Dein geehrtes Manuskript hat geruht, das Licht seines hehren Inhalts auf uns fallen zu lassen. Hingerissen haben wir es durchflogen. Bei den Gebeinen meiner Ahnen, nie habe ich solchen Witz, solches Pathos, solch hohe Gedanken gefunden! Mit Furcht und Beben schicke ich Dir das Schreiben zurück. Denn wollte ich den Schatz, den Du mir gesandt, veröffentlichen, dann würde der Kaiser befehlen, man solle ihn zur Norm machen — nichts dürfte mehr veröffentlicht werden, ausser was ihm gleicht. Wenn man aber, wie ich, die Litteratur kennt, so weiss man, dass in zehntausend Jahren nichts erscheint, dem gleich, was Du geliefert hast. Darum sende ich Dir Dein Schreiben zurück. Zehntausend Mal flehe ich um Deine Nachsicht. Glaube mir, mein Haupt liegt zu Deinen Füssen. Mache damit, was Du willst. Deiner Sklaven Sklave, der Herausgeber." So versüsst man im Reiche der Mitte den lästigen Mitarbeitern — denn es giebt auch solche — die bittere Pille.

Sensationell!! Namhafter Schriftsteller hat an Schauspiel jüng. Kollg. infames Plagiat verübt! — Wer leiht 2—3000 Mk. bei pünktl. Rückz. zur Veröffentl. des Plagiats? Suchender ist unverheiratet. Gefällige direkte Offerten unter M. N. P. postlagernd Berlin N. 54 erbeten.

So lautete eine Anonce in der Nummer vom 4. Juli der Vossischen Zeitung. Hübsch, was?



Litterarische Zeitungsschau.

Das Juniheft der **Deutschen Rundschau** bringt die schöne Festrede, die Erich Schmidt bei der Gustav-Freytag-Gedenkfeier im Berliner Rathause gehalten. — In der **Deutschen Revue** (Juniheft) bespricht Berthold Litzmann die Entwickelung des Deutschen Romans und würdigt speziell Sudermann, dessen Werke Litzmann als die letzten Ausläufer der Gattung-Romane erscheinen, die in „Soll und Haben" ihren klassischen Ausdruck gefunden. — In Nr. 24 und 25 der **Gegenwart** berichtet Carl Busse von den letzten Werken der Norweger Knut Hamsun und Amalie Skram. Paul Ruché würdigt den holländischen Romanzier Louis Couperus. — In Nr. 38 der **Zukunft** fällt Paul Bourget ein ziemlich günstiges Urteil über das amerikanische Theater. — In Heft 5 der **Gesellschaft** finden wir eine mit trefflichen Beispielen belegte Studie Dr. S. Epsteins über Sinnesassociation und Sinnesvicariat in der Poesie. Die Dichterin M. Edelle Gracie erzählt ihren dichterischen Entwicklungsgang. — Das Ergänzungsfest zum „Euphorion" Band 2 ist völlig der Litteratur des XIX. Jahrhunderts gewidmet. Lebhaftes Interesse durfte Unbekanntes und Ungedrucktes von Ferdinand Freiligrath erregen, von Wilhelm Buchner aus alten Jahrgängen damaliger westfälischer Zeitungen gesammelt. Reinhold Steig bringt wertvolle ergänzende Mitteilungen zur Theodor Körners Leben und Dichten, Rudolf Krauss bringt etwas trockene „Studien zu Mörikes Gedichten". A. Kalischer legt Clemens Brentanos Beziehungen zu Beethoven dar. — **Die Nation** Nr. 36 enthält u. a.: Aus den Annalen des Ordens pour le mérite. (Interessante Briefe Humboldts an Uhland, um diesen zur Annahme des neulich auch von Pasteur und Spencer ausgeschlagnen Ordens zu bewegen.) Felix Poppenberg, Ein weltliches Heiligenbuch. (Kritik von Benno Rüttenauers jüngster Publikation: Heilige. Legenden in Prosa). — **Westöstliche Rundschau.** Heft 1—4, 1895. Oskar Mysing, Verbotene Frucht. (Novelle). Peter Somogyi, Budapester Musikleben. (Eingehende freimütige Kritik). Joseph Vessi, Die ungarische Presse. (Interessante Charakteristik der einzelnen Blätter und ihrer Redakteure). Heinrich Stümcke, Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Staat und Litteratur. (Historisch-kritischer Versuch.) — Dissidens, Von den Berliner Theatern. (Gesamtüberblick über die verflossene Saison. Kritik der einzelnen Theater und Direktoren.) Dr. V. Emericzy, Ein Deutscher Robert Burns im oberungarischen Hochlande. (Charakteristik des hervorragenden Dialekt-Dichters Ernst Lindner, Verfasser der „Fliegenden Blätter" in Zipser Mundart.) Georg Scheufler, Maurice Reinhold von Stern. (Eine gute psychologische litterarische Studie.) H. C. Alwin, die französische Frauen 1870/71. (Historische Plauderei)

— Im Juniheft des **„Zwanzigsten Jahrhunderts“** charakterisiert Fritz Lienhard den alten Joh. Michael Moscherosch und betont das deutsche Element in dem Schaffen des berühmten Satirikers. Unter dem Titel **„Ein Bismarckspeknlant“** wird Harden von einem Anonymus vermöbelt. — In Nr. 11 von **Jung-Deutschland** und **Jung-Elsass** erzählt Felix Lorenz den Lebenslauf Alfred Friedmanns. — In Nr. 19 von **„Bühne und Leben“** schildert Hans von Basedow, wie Charles Dickens beinahe Schauspieler geworden wäre. Dickens Sohn berichtet im Juniheft der **North American Review** über die letzten Augenblicke seines berühmten Vaters, der vor 25 Jahren während der Arbeit am Schreibtisch verschieden. — Anlässlich dieser 25. Wiederkehr von Dickens Todestage veröffentlichten die **„Nachrichten aus dem Buchhandel“** in Nr. 134 eine sehr fleissige Bibliographie aller seit 1870 in Deutschland erschienenen Gesamt- und Einzelausgaben der Werke von Ch. Dickens in englischer und deutscher Sprache. Im Juniheft der **„Allgemeinen deutschen Universitäts-Zeitung“** weist Heinrich Stümcke auf die Schädlichkeit der „unsittlichen Litteratur der Gegenwart“ hin, die auch sonst nicht prüde Schriftsteller wie Zola und Bahr, wie Stümcke durch Citate nachweist, verdammen. Von **„Pan“** ist das zweite Heft in grell rotem Umschlage erschienen. Leider sind sowohl im litterarischen, wie illustrativen Teil wieder mehrere bedauerliche Misgriffe, die den Gesamteindruck beträchtlich trüben. Die Schuldigen sind wieder im nächsten Freundeskreise der Redakteure zu suchen. Die Fortsetzung von Fontanes liebenswürdiger autobiographischer Plauderei wird jeder mit Vergnügen lesen. Von bekannten Poeten sind Liliencron, Rnyard Kipling, Max Halbe (über das intime Theater) gut, Nietzsche und Mäterlinck mit ziemlich schwachen Stücken vertreten. — Von der **„Kritik“** liegt aus Heft 35—40 vor. Der Herausgeber Carl Schmidt sucht in seinen Leitartikeln „Majestätsbeleidigung“, „Bruder Heinrichs Bruder“, „Zum Fall Friedmann“, „Der falsche Mellage“, „Friedenshoffnungen“ den sensationellen Tagesereignissen zu folgen. Max Stempel bringt 2 gepfefferte fingierte Interviews bei Bismarck und bei Gerhart Hauptmann. Brennende Fragen behandelt Martin Hildebrandt. Fort mit den Gefängnissen! und Rudolf Krafft: Der blaue Brief, ein Kapitel vom glänzenden Elend der Offiziere. — Von biographischen Studien seien Moritz Brasch's Charakteristik, Ludwig Feuerbachs und Ottomar Betas Vergleich Bismarcks mit Theodorich erwähnt. — Quantins neue Pariser Revue **„le monde moderne“**, hat mit dem reich ausgestatteten Juliheft den zweiten Band begonnen. Wir machen unsere Leser besonders auf die interessanten Artikel: les décors de Tannhäuser, le théâtre étranger A. M. Strindberg à Paris, Une visite à l'institut Pasteur, le théâtres forains aufmerksam. — Wertvolle Arbeiten über die Poesie bei den Battacks, über die Athmosphäre des Mars, über Ärzte und Chirurgen, Erinnerungen an Sedan aus der Feder von Spencer, Camille Flammarion, Archibald Forbes enthält das erste Juliheft der **Revue des Revues**. Ferner einen echten koreanischen Liebes-Roman. — In der **Nouvelle Revue** wird Paul Bourget als grosser Dilettant festgenagelt. Die **Revue des deux mondes** bringt einen umfangreichen Essay über Dr. Bruno Willes „Philosophie der Befreiung“. Im **Figaro** vom 13. Juli singt eine geistreiche Französin unter dem Pseudonym Ossit einen Hymnus auf Wilhelm II. als Friedensfürsten. Sie glaubt bei dem Kaiser Einflüsse Nietzsches und Wagners konstatieren zu können, vergleicht Wilhelm II. mit Parzival, Kaiser Friedrich mit dem Dulder Amfortas. Kaiser Wilhelm I. wird der alte Attila, der die Kornblumen liebte, genannt. — Die **Free Review** bringt eine Apologie des jüngst wegen schwerer sittlicher Vergehen zur Zuchthausstrafe verurteilten Dichters Oskar Wilde. Die Begriffe von Moral und Immoralität seien lediglich konventionelle. Wilde sei einer der grössten und erleuchtesten Geister unserer Epoche (??) Sein ästhetischer Geschmack sei unfehlbar (!) — Nach unserer Ansicht gehört Wilde als perverser Neurotiker allerdings nicht ins Zuchthaus und auf die Tretmühle, sondern in eine tüchtige Kaltwasserheilanstalt. In der Isolierzelle dürfte der an moral insanity leidende Dichter leicht wirklich blödsinnig werden. Vergleiche auch die Aufsätze Basedows und Bleibtreus in Nr. 36 und 37 der „Kritik“.



Eingesandte Neuerscheinungen.

Aus dem Verlage von Carl Rupprecht in München:

Konrad Telmann, Dunkle Tiefen. Geschichten.
Walther Siegfried, Ferment. Roman. 2. Aufl.
Juliane Déry, D'Schand. Volksstück in sechs Bildern.
Victor Hoeper, Gute schlechte Menschen. Novelle.
Leopold Weber, Gedichte.
August Krüger, Ernas Fehltritt. Roman. Zweite Auflage.
Edward Stilgebauer, Menschenschicksal. Novellen.
Josef Rüderer, Ein Verrückter. Roman. Zweite Auflage.
— Die Fahnenweihe. Komödie in 3 Akten.
H. Siegfried, Privatlevier Goethe'scher Aussprüche.
Ernst Ziel, Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemässe Betrachtungen.

Christian Morgenstern, In Phantas Schloss. Gedichte. Berlin. R. Fändler. 1895.

Dr. Wilibald Beyschlag, Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama. Halle a. S. Eug. Strien. (Sudermanns „Sodoms Ende“ und Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ vom Standpunkte der innern Mission betrachtet! Da bleibt freilich kein gutes Haar an den Sündern übrig. Immerhin glaubt der Hallenser Theologe, dass beide von den Schlacken der sittlichen Verderbnis sich noch reinigen werden. Vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet erkennt Beyschlag die Sicherheit der Technik im naturalistischen Drama bewundernd an. Die klaren objektiven Inhaltsangaben Beyschlags seien lobend erwähnt.)

Dr. Adolf Brodbeck, Ein Tag im Religionsparlament zu Chicago. (Bamberg, Handelsdruckerei. (Enthält die Reden des Haupttages, wo Männer von allen Nationen in allerhand Zungen von ihrem Gott redeten und zeugten wie weiland am Pfingsttage die Apostel in Jerusalem. Brodbeck, ein guter Kenner der morgenländischen Religionen, der Mitglied des Parlaments gewesen, macht in kleinen Kommentaren auf Gegensätze, Widersprüche und Übereinstimmungen zwischen den einzelnen Reden aufmerksam.)

Edwin Bormann, Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeares. Leipzig 1895. Bormanns Selbstverlag. (Bermann ist allen gegnerischen Einwänden zum Trotz unermüdlich, seine These von Bacons Autorschaft der Shakespearedramen durch neue Belege zu stützen. In dem neuen schön ausgestatteten Ergänzungsbande zum „Shakespearegeheimnis“ will er zeigen, dass die Anekdoten, die der Lordkanzler 1825 herausgegeben, sich bereits in der Foliogesamtausgabe der Dramen von 1625 finden. Manche Parallele können wir anerkennen, vieles ist aber recht weit hergeholt und hinein interpretiert. Auch dieses Werk setzt Burmanns Fleiss und Belesenheit ins schönste Licht, aber es thut uns leid, gestehen zu müssen, dass trotz alledem für uns kein Beweis für Lord Bacons Autorschaft der Dramen beigebracht ist. Alle diese zum Teil scheinbaren indirekten Beweise zerplatzen wie schillernde Seifenblasen.)

Dr. Franz Bley, Karl Henckell. Studie. Zürich. Schabelitz. (Dieser kleine Versuch zeigt, dass dem Verfasser sowohl Tiefe wie Weite des Blickes abgeht. Aus einer Studie über Henckell lässt sich doch mehr machen.)

Masi, Nietzsche-Kritik. Ebenda. (Ob diese kleine Schrift wirklich zur Kulturbeleuchtung (?) der Gegenwart beiträgt, wollen wir dahingestellt lassen. Zu dreiviertel ist sie Kompilation aus Nietzsches Schriften. Masi hat den Philosophen zwar verstanden, aber er versteht nicht zu disponieren und seine eigenen Anschauungen klar hervortreten zu lassen. In Summa nichts, was nicht schon von andern Kritikern Nietzsches gesagt wäre.)



Beurteilungen.

Neue Dramen.

Es ist kein Zweifel, dass wir in einer litterarischen Hausseepoche leben. Eine neue Weltanschauung bricht sich Bahn, neue Ideen gähren in Menschenhirnen und wollen künstlerisch gestaltet werden. Der ungeheure Aufschwung der Naturwissenschaften hat unser gesammtes öffentliches Leben umgestaltet, und mit diesem Aufschwunge ist auch eine Poesie herangewachsen, nicht als eine flüchtige Mode des Tages, wie einzelne Zöpfe den Philistern noch immer weiss machen wollen, sondern als eine notwendige Folge wissenschaftlicher Voraussetzungen. In der Lyrik hat die neue Geistesrichtung zuerst einen vollendeten Ausdruck gefunden; auf diesem Gebiete sind schon Dichtungen geschaffen worden für die Ewigkeit. Anders ist es mit dem Drama; beengt durch die Spekulationssucht geldgieriger Bühnenleiter und durch die Fesseln einer engherzigen Zensur, hat der Dramatiker immer einen schweren Kampf gehabt mit jenen Afterpoeten, die ihre Rechnung mit der Unvernunft, einer kritiklosen Menge zu machen verstehen. Um so freudiger müssen daher Werke begrüsst werden, die von einem hohen sittlichen Ernst durchdrungen sind, wenn sie auch oft nicht über das gewöhnliche Durchschnittsmass des Mittelmässigen hinausragen. Ein solcher Poet ist **J. Norden**. Seine Dramen „John Williams“, „Der Tugendbold“ und „Fesseln“ sind keine Offenbarungen, aber sie zeugen von feiner Beobachtung, welche allerdings der dramatischen Gestaltungskraft noch vielfach ermangelt. Das beste ist unstreitig der „Tugendbold“. Der Maler Felix Crahmer, welcher in Üppigkeit dahinlebend und um den Beifall der Menge buhlend, sein schönes Talent ruinirt, der Vampyr der Kunstwelt, Konrad Ringk, welcher sich mit dem sauren Schweisse hungernder Künstler mästet, der gewissenlose Kritiker Dr. Berg, dem die Kunst nichts, die Person des Künstlers alles ist: das sind Typen, wie sie unter der Herrschaft des allmächtigen Kapitals auf allen Gebieten unsers öffentlichen Lebens, wenn auch in anderer Form, so üppig gedeihen. Aber ebenso typisch ist der Künstlerproletarier Erich Hansen, der von dem Vampyr Ringk ausgesogen wird und unter den bescheidensten Verhältnissen sein Leben fristet. Keines der beiden anderen Stücke reicht an den „Tugendbold“ hinan. Ein sehr schwaches Werk ist „John Williams“, welches die verschrobenen

Ehrbegriffe des Offiziersstandes in tragischen Komplikationen zeigt. Dagegen weist „Fesseln", welches die Liebe eines Ehemannes zu seiner Stieftochter behandelt, manches interessante Detail auf. In allen drei Dramen hat der Verfasser den Mut, aus den Voraussetzungen die letzten Konsequenzen zu ziehen; er verschreibt sich nicht wie Sudermann einen Geldonkel aus Indien oder sonstwoher, welche das Stück am Ende, als Deus ex machina, zum Wohlgefallen der schönen Leserin einem ehelichen Abschlusse zuführt.

Solche Konzessionen macht auch **Richard Voss** nicht in seinem fünfaktigen Schauspiele „Arme Maria" (Philipp Reclam jun.). Allerdings ist seine Tragik mehr Effekthascherei als künstlerischen Motiven entsprungen. Überhaupt versucht Richard Voss immer zu blenden; er blendet durch die Musik seiner Sprache, durch die spannende Handlung und durch starke, oft sogar rohe Effekte. An Äusserlichkeiten haftend, vernachlässigt er in der Regel das, was das eigentliche Wesen des Dramas bildet: den Charakter. Frauengestalten wie Eva, Alexandra und auch die „arme Maria" sind psychologische Unmöglichkeiten. Damit soll aber keineswegs über den Dichter Voss ein absprechendes Urteil gefällt werden, denn obwohl seine Technik total veraltet ist, so war er doch einer der ersten, die ihre Stoffe der Gegenwart entnahmen und soziale Schäden mit mutiger Hand blosslegten. Sein „Schuldig!" und die „Neue Zeit" sind mehr als ephemere Erscheinungen. — An die bisher genannten Dramen reicht das vieraktige Schauspiel „Eifersucht" von **Hans von Reinfels** nicht hinan. Ich hätte mir von dem Autor viel mehr versprochen nach den günstigen Rezensionen, die ich seinerzeit über sein Schauspiel „Die Sitte" gelesen. Das vorliegende Werk ist nicht mehr, als ein mit einer gewissen bühnentechnischen Routine gemachtes Intriguenstück, über dessen Wertlosigkeit auch der moderne Firniss nicht hinwegtäuschen kann. Ungefähr auf der gleichen Stufe steht auch sein ebenfalls in Reclams Verlage erschienenes Festspiel „Der neue Herr". Derselbe zeigt von keiner grossen Erfindungsgabe und die Verse sind wenig schwunghaft. Anschliessend daran seien dem „Lutherfestspiel" von **Hugo Kegel**, dem Sylvesterscherz „Gespenster" von **Fritz Engel** und **Fritz Stahl** und dem Fastnachtsspiel „Karnevalszauber" von **Elisabeth Trenkler-Sieber**, welche sämtlich mit „Der neue Herr" in einem Bändchen erschienen sind, einige Worte gewidmet. Das erste führt uns das Werden der Reformation von Canossa bis Luther in lebenden Bildern, denen erläuternde Vorträge vorausgehen, vor. „Gespenster" ist ein recht schnurriger Sylvesterscherz, an den der „Karnevalszauber" nicht hinan reicht; Anspruch auf litterarische Bedeutung kann wohl keines der drei Stücke machen, aber ihren Zweck erfüllen sie.

Und nun müssen wir noch einige Stufen tiefer steigen, wo die Poesie ganz aufhört und die Geldspekulation und Politik ihren Anfang nimmt. Da haben wir zunächst den Einakter „Blau" von **Max Bernstein**, ein Produkt, das an litterarischem Unwert getrost mit den Schwänken unseres tantièmengesegneten Blumenthal konkurrieren kann. Das ist Spekulation. Was die Politik anbetrifft, so wird ihr in dem politischen Familiendrama „Die Jüdin" von **Thorolf Winter-Hjalm** (Kommissionsverlag von Oswald Mutze in Leipzig) Rechnung getragen. Ein romantischer Rührbrei mit philosophischer Sauce; von einer Beleuchtung der Judenfrage von sozialem Standpunkte ist natürlich keine Rede. Ungefähr auf der gleichen litterarischen Tiefe steht das fünfaktige Jambendrama „Herr und Diener" von **Friedrich Adolf Geissler** (Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt). Eine Verhimmelung Bismarck's, in welche, damit die schöne Leserin auch ihre Rechnung findet, eine Liebesgeschichte à la Romeo und Julia, allerdings diesmal mit günstigem Ausgange, eingeflochten ist. Es ist nur gut, dass der eiserne Exkanzler sich seinen Ruhm selbst begründet hat; Herr Geissler hätte ihm nicht einmal zu einer traurigen Berühmtheit verholfen.

Wien. **Joseph Schmidt-Braunfels.**

O. Panizza, Der Liebeskonzil. Eine Himmelskomödie. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Oskar Panizza ist nicht reiner Satiriker, nicht reiner Dramatiker — dazu ist er zu fanatisch, zumal auf dem Gebiete der religiösen Dogmen, das er in den verschiedensten Auslegungen — das Liebeskonzil ist eine solche — behandelt. Es ist etwas Satanisches in ihm, eine dämonische Ironie und Satire — und doch etwas Nüchternes. Es fehlt die Wärme, die innere Anteilnahme. Es ist kein Blut, kein Nerv da. Ein unerbittlicher Sezierer, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Operation, auf die Wunde richtet und sich durch Erregung der inneren Anteilnahme nicht stören lassen will, um nicht nebenbei zu schneiden. Ich muss gestehen, dass mir diese innere Anteilnahme fehlt, ich wünsche sie, auch wenn die Hand vor Erregung zittert und das Messer einmal daneben schneidet. Dass Panizza Arzt ist, spürt man an allen seinen Dichtungen. Dieser medizinische — eigentlich mehr chirurgische — Grundzug fehlt selbst seiner Lyrik nicht, obgleich da doch, namentlich in der ersten Sammlung, eine gewisse, recht tiefgehende Stimmung vorherrscht.

Der ironisch-satirische Grundgedanke des vorliegenden Werkes — der zum Thema die Erschaffung der Lustseuche, entstehend aus dem Weibe, das der Teufel mit Herodias zeugt auf Wunsch Gottes und der Jungfrau Maria, die ein Osterfest an dem sittlich geheissenen Hofe des Papstes Alexander Borgia, ein neotisches Osterfest, gesehen, um so die Liebe, d. h. die nackte Geschlechtsliebe, einzudämmen — kommt grell und scharf zum Ausdruck, oft aber in misslicher Weise, misslich desshalb, weil die Figuren Gottes, Christus und Maria nicht ironisiert sind, sondern karrikiert, und das nicht immer geistreich, denn der Verfasser karrikiert nicht Innerliches, sondern Äusserliches; damit

kann man wohl die Schwäche und Vergänglichkeit dieser Figuren andeuten, aber nicht die des Geistes, der ihnen innewohnt, nicht zu zeigen ist auf diese Weise, dass sie innerlich überwunden sind, sondern nur, dass ihnen eine Gebrechlichkeit innewohnt, die sich auf unschönste Weise äussert, nicht das Symbolische dieser Figuren, das Menschliche, was man um diese Symbolik gehängt, ist behandelt — und das erachte ich für falsch. Gerade die falsche Symbolik aufzudecken wäre verdienstlich gewesen.

Und doch geht ein grosser Zug durch das Werk, ein fanatischer Eifer gegen Dogmenwirtschaft und blinden Glauben — Geschäfts- oder Afterglauben kann man ihn oft nennen. Aber er ist ein Fanatismus ohne Leidenschaft, eigentlich ein Widerspruch, aber ein Widerspruch, der in Panizza wahr gemacht ist. Blut, Blut, Nerv, Nerv, fliessendes Blut, zuckender Nerv, — das war immer wieder mein Wunsch. Aber ich fand nur das kalte, stählerne, unerbittliche Skalpel — und nochmals, das ist der Fehler des sonst gross und kräftig gehaltenen Werkes, das zu den guten, den lesenswerten gehört — trotzdem.

Victor Hardung, „Die Wiedertäufer in Münster." Trauerspiel in 5 Akten. Glarus. J. Vogel.

Die Wiedertäufer — in der That ein Stoff, der zu dramatischer Gestaltung herausfordert. Ein souveräner Humor ist es, der Bedingnis ist — ihn zu bieten macht Victor Hardung die besten Anläufe, ohne sich jedoch ganz in diese reine Affaire emporschwingen zu können. Das giebt dem Werke etwas Unausgeglichenes, und dieses Unausgeglichene liegt auch in der Sprache. Sie ist teilweise schön, sehr schön und empfindungsreich — der Lyriker Hardung spricht da — und stark dramatisch, teilweise strotzt sie von falscher Kraftmeierei, wie sie Hamerling in seinem „Robbespierre" beliebt, wie sie in „Danton" Ausfluss der Persönlichkeit Büchners ist. Und das ist schade — Hardung hätte ein ganz hervorragendes Werk schaffen können, so ist es nur ein hoch interessantes und sehr viel versprechendes. Ja — sehr viel versprechendes, denn Hardung hat den scharfen Blick für das Dramatische, den Mut, das Breite und Abschweifende mit fester Hand abzuschneiden, so dass das Werk einen vollblutdramatischen Eindruck macht, einheitlich, komprimirt ist. Dazu kommt eine starke Charakterisierungsgabe, die mit wenigen Strichen eine Figur hinzustellen ermöglicht — wenn ich einen Vergleich mit der Malerei herbeiziehen darf, so will ich sagen: es ist etwas Niederländisches in ihm, Tenier, Ortade und Mirin. Und gerade das giebt den „Wiedertäufern" den Reiz. Wie schade, dass der Humor — wie eingangs erwähnt — kein freier ist. Er ist gezwungen und kraftmeierisch — eine gemachte wilde Genialität. Wozu das? Hardung hat so starke, so reine Kraft, dass er dieser Mache nicht bedarf, er hat so viel Natur, dass er eine unnatürliche Natur, eine Scheinnatur nicht zu schaffen braucht, er hat soviel Humor, dass er's nicht nötig hat, einen Similihumor herbeizuzwingen. Hardung ist, das ist zweifellos, berufen, auf dem Gebiete des historischen Dramas eine hohe Stelle einzunehmen, vielleicht, in mancher Hinsicht wenigstens, bahnbrechend zu sein — wenn er sich hindurchringt durch die öde Kraftmeierei — wenn er nicht dramatisch scheinen will, sondern dramatisch ist, wenn er nicht natürlich scheinen will, sondern natürlich ist. Dass er das Zeug zu Grossem hat, das hat er bewiesen in den „Wiedertäufern" — und deshalb achte ich das Buch hoch, sehr hoch trotz seiner Mängel.

Dessau. **Hans von Bassdow**

Neue Romane.

O, es ist bitter. Musste es sein? Musste er denn wirklich geschrieben werden, dieser Roman? Und wenn er schon geschrieben war, musste er wirklich gedruckt werden? So fragt man sich, wenn man als Rezensent Buch nach Buch kopfschüttelnd bei Seite legen muss, weil es halt wieder nichts war. So stattlich sah er aus, der Stoss von weissen, roten und gelben Bänden, und nun, da man, um die Spreu vom Weizen zu sondern, den Zephyr selbst der gelindesten Kritik durch den ganzen Haufen säuseln liess, hui, wie das losstob und aufflog, als solle rein gar nichts übrig bleiben; und was wirklich übrig bleibt, es ist wenig genug gegenüber der Unmasse des Minderwertigen, das oft des offiziellen Leichensermon nicht wert ist. An die Schlimmsten, die eo ipso Toten folgen in stattlicher Zahl die, so nicht leben und nicht sterben können, die Gespenster im Irrgarten der Litteratur — hierher rangieren zumeist die sogenannten „Familienschriftsteller", und endlich, die wenigen Auserwählten, sie die da Leben sind und von denen Lebendes kommt, die Dichter. —

Elsbeth Meyer verdient mit ihrem Buche „Das Drama eines Kindes" (Berlin, S. Fischer, 1895) warme Anerkennung. Die Seele des Kindes war von je das Gebiet, auf dem begabte Frauen ihre schriftstellerischen Triumphe feierten, und Elsbeth Meyers Leistung gehört mit zu den besten ihrer Art. In knapper, charakteristischer Sprache, mit männlicher Kraft, frei von jener Sentimentalität, die so oft weibliche Federn verhasst macht, entwirft die Verfasserin das trübe, verblichene Bildnis dieses armen, durch die trostlosen Verhältnisse im elterlichen Hause verzeitig gealterten Kindes, giebt sie die Schilderung seiner Seelenkämpfe, seiner Eifersucht auf das Weib, das den über alles geliebten Vater umstrickt hält. Von packender, erschütternder Kraft ist die Schlussszene, da das Mädchen, den Kopf des durch Selbstmord geendeten Vaters im Schoss haltend, hinausstarrt ins Dunkel, in das „Irrsal ihres Lebens". Das ist echt und wahr; wahr und trefflich ist auch die Schilderung des weiblichen Lehrkörpers an der höheren Töchterschule, vor allem die der verknöcherten Grossmutter. Kennt Elsbeth

Meyer Zola's „Ein Blättlein Liebe?" Da könnte sie noch lernen. Jedenfalls ist sie schon jetzt eine von den Frauen, denen man das Recht auf die Feder füglich nicht wird abstreiten können. — Und nun zu **Leopold Andrians** „Garten der Erkenntnis" (Berlin, S. Fischer 1895). Es weben um diesen Garten die Nebel des Symbolismus, trotz dreier als Weglaterne am Eingang angebrachte Mottos recht undurchsichtige Nebel leider Gottes! Was wollen alle diese rätselhaften, dem Helden überall begegneten Persönlichkeiten, sichtlich Symbole, eigentlich besagen? Ich vermag es nicht, mir darüber klar zu werden. Und dieser Held selbst, dieser unstäte, herumtaumelnde Décadenceprinz, was will er? Freilich — gewöhnlich glaubt der Mensch, sobald er Worte hört, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen — und so habe ich mir mein Teil gedacht; ob ich aber mit meinen Gedanken die des Verfassers traf, das ist was Anderes. Am Ende ist es nicht des Lesers Aufgabe, sich beim Rätsellösen den Kopf des Herrn Andrian zu zerbrechen. Ich sagte mir, der Prinz grübelt über den Sinn des Lebens; er vergisst, dass das Leben an sich gar keinen Sinn hat, dass wir es sind, die ihm Sinn verleihen müssen, indem wir arbeiten, kämpfen, ringen, uns bethätigen. Das ist meine Deutung; aber — ohne Garantie. Interessant war mir das „tiefsinnige" Buch um seines Styles willen, auf dessen Manieriertheit Hermann Bahr nicht ohne Einfluss geblieben sein dürfte; dieser Styl erinnert mich lebhaft an die quatrocentistischen Künsteleien unsrer modernen Maler — vor lauter Raffinement coquettiert man mit der Einfachheit. —

Der historische Roman im modernen Sinne des Wortes ist eine Erzählungsgattung, der eine grosse und glänzende Zukunft bevorsteht. Was wir von ihm verlangen müssen, das ist zweierlei: einmal genaueste Schilderung des historischen Milieus auf Grund eingehender Studien, und diese Forderung ist die leichter zu erfüllende. In der Beziehung haben wir auch an den Romanen der Dahn und Ebers wenig oder nichts auszusetzen. Nun aber zweitens — das Charakteristische, das, was den modernen historischen Roman ein für allemal von dem bisher üblichen trennt: die Menschen müssen im Geist ihrer Zeit denken, fühlen, sprechen und handeln. Das hört sich leichter an, als es ist. Es bedeutet die Anwendung der modernen psychologischen Analyse auf Personen, die eigentlich unserm Verständnis entrückt sind, und dazu gehört eine intuitive, dichterische Kraft, eine Stärke der Nachempfindung, die den wenigsten gegeben ist. In diesem Sinne kennen wir nur einen wahrhaft genialen, historischen Roman — das ist des grossen Flaubert „Salambo". Die machen sich die Arbeit zu leicht, die da Herrn Schulze oder Herrn Müller die Toga umwerfen und stolz ausrufen: ecce quirites! — Und nun — da habe ich drei Romane, die sich historisch nennen oder doch nicht wohl anders genannt werden können, und keiner erfüllt auch unentfernt die Forderungen, die wir als unerlässliche stellen mussten. Am redlichsten sich mit ihnen abzufinden, müht sich **Rudolf Braune** in „Die goldene Freiheit". (R. Braunes Verlag, Rossla 1895), und diese Bemühungen sind anerkennenswert, wenn auch des Verfassers Können nicht heranreicht zu der Höhe des Zieles, das er klar erkannt und sich gesteckt hat. Der Roman spielt in der Zeit der Bauernkriege, der Reformation, da die Freiheit überall an die Pforten der Klöster pochte. Wir vermissen bei dieser Fülle von lose aneinandergereihten Bildern eine scharfe Centralisierung der Ereignisse; es tummeln sich in den zahllosen Kapiteln allzuviel Personen, als dass Braune jeder hätte gerecht werden können. Weniger wäre da mehr gewesen. — Figuren wie Münzer und Jakob Oley sind nicht übel gezeichnet; ganz unwahrscheinlich mutet die plötzliche Umwandlung der dirnenhaften Gertraudis in ein „keusches Magedein", wie denn Braune mit den Frauengestalten seines Romans am wenigsten Glück hat. — Schlimmer steht es um die beiden folgenden Arbeiten, beides Rhapsodieen nebst daranf folgenden Apotheosen auf Persönlichkeiten, bei denen nach meiner Meinung nicht eben sonderlich viel Grund vorliegt, zu feiern und zu lobsingen. **Benno Garlepp** liefert eine zweibändige, vaterländische Erzählung „Am Hofe Friedrichs I. von Preussen" (Berlin, Otto Janke 1895), **Ludwig von Poyssl** einen Roman „Der Zar" (J. Bensheimer, Mannheim 1895), der keinen andern zum Gegenstand hat, als den in Gott ruhenden Autokraten Alexander III. Garlepps erster Band ist wenig anmutend, der zweite, was bei der Sprödigkeit des Stoffes kein Wunder, einfach langweilig. Überall Pappe und Koulisse — diese bis ins Endlose gezogene Kabale um den Sturz Wartenbergs, diese grausam stumpfsinnige Sophie Dorothea, and vor allem — der arme Liebreiz, was hat man aus dem gemacht! Poyssl verzichtet überhaupt auf jede Schilderung des Milieu und begnügt sich, allerhand Zeitungsnotizen zu dialogisieren. Sein Zar lässt bei jeder Gelegenheit, möglicher oder unmöglicher, einen politischen Speech vom Stapel; sogar ein Prestidigitateur in Kopenhagen muss komischerweise einen hochpolitischen Erguss über sich ergehen lassen. Neues erfahren wir bei alledem nicht. Das Ganze trieft von Sentimentalität. Ich bin kein Freund des toten Zaren, aber lieber ist mir der Muschik mit dem Eisenkopf und dem Brett davor immer noch in natura, als das himbeerfarbige Bild, das mir Poyssl von ihm giebt. Alexander III. eignet sich schlecht zum Helden eines Romans; zum mindesten ist er viel zu kurze Zeit tot, als dass er sich schon dazu eignen könnte.

An Wert mit diesen beiden letzteren auf gleichem Niveau — siehe Einleitung, Kategorie zwei, Gespenster — hält sich **U. v. Ecks** Roman „Zigeuner der Grossstadt" (Otto Janke, Berlin 1895). Eck erinnert mich in seiner ganzen Art an Hackländer, was mir bei Leibe

nicht als Kompliment gilt. Er hat die Fertigkeit mit diesem gemein, alle Probleme mit Glacéhandschuhen anzufassen, über alle Tragik den mildernden Schleier aristokratischer Delikatesse zu werfen, damit die Nerven seiner Zuhörer nur ja nicht allzuhart angegriffen würden. Das sind alles Lackstiefelzigeuner, diese Künstler, die in geheimrätlichen Familien verkehren, auf Kostumfesten lebende Bilder stellen und sich in höhere Töchter verlieben. Was wissen Herrn von Eeks Helden vom Leben der Bohème? Was von Hunger, Not und Elend, vom Kampf gegen Vorurteil und Beschränktheit, vom Ringen um Existenz und Ehre? Nur der Dichterling Gunnar passiert und Thoma, die Lehrerin; aber da, wo diese zum ersten Male dem Hunger in die starrenden Augen blickt, was furchtbarer Ernst werden soll, da kommt — deus ex machina — der Postbote mit dem berühmt-berüchtigten Einschreibebrief, dem fünfmal gesiegelten und siebenmal gesegneten. Wir haben eine erschütternde Darstellung der Bohémiens in der Kunst — das ist Zola's L'œuvre. Wir haben den Bohémien mehr als tragikomische Persönlichkeit aufgefasst in Murger's „Vie de Bohème" und neuerdings in Wolzogens prächtigem „Lumpengesindel". Das sind echte Schöpfungen. Was ich an dem vorliegenden Roman, der sich mit sozialen Parias befassen will, vermisse, das ist der wuchtige Ernst der Lebensauffassung, der statt ladies and gentlemen zu unterhalten, den Finger auf eine soziale Wunde legen will.

Interessant ist es zu sehen, wie die eigenartigen, psychologischen Probleme, mit denen sich unsere moderne Litteratur befasst, Wellen schlägt selbst bis in die sonst stagnierenden Tiefen unsrer Familienlitteratur. Eine Dame, **M. Stahl**, giebt uns in „Zwei Seelen" (Otto Janke, Berlin 1895) die Schilderung eines Weibes, das mit der sinnlichen Leidenschaft an einen Mann, mit der keuschen Liebe des Herzens an einen andern sich gefesselt fühlt. Ist es nicht komisch, dass der moderne Mann das Weib besser kennt, als eine unmoderne, sich mit papiernen Problemen befassende Schriftstellerin? Beim Manne ist eine solche Trennung möglich — vide Gerhardt Hauptmanns Bahnwärter Thiel. Wo aber das honette Weib mit dem Herzen liebt, da liebt es auch mit den Sinnen, und wo beim Weibe diese Verbindung zwischen Herz und Sinn unterbrochen ist, da hört eben auch das Honettsein auf; das war immer so und wird sich M. Stahl zu Liebe nicht ändern. Und zum Schluss **Olga Hallin** „Evas Sohn, eine psychologische Novelle" (Leipzig, Schaumburg-Fleischers Verlag). Ein Jüngling mit einer Weibsnatur, der bald Hosen, bald Röcke trägt und sich schliesslich in den Geliebten der Schwester verliebt — — ei, ei! Weiss Olga Hallin, dass sie uns da eine schauderhafte Perversität auftischt, so schauderhaft, dass sie kaum durch die schriftstellerische Impotenz der Verfasserin übertroffen wird. Hinaus mit solchem Schund aus der deutschen Litteratur!

Berlin. Paul Bornstein.

Varia.

In dem „Jahrbuch der französischen Litteratur" von Prof. Dr. **M. Mayr** (Zittau, Pahl'sche Buchhandlung) begrüssen wir den ersten Versuch, einen Überblick über die reiche Produktion auf dem litterarischen Gebiete in Frankreich zu geben. Wir hoffen, dass das Jahrbuch uns alljährlich über das litterarische Frankreich orientieren wird; kleine Mängel und Ungleichheiten in der Behandlung werden sich dann wohl auch verloren haben. Ein Autorensowie ein Werktitel-Verzeichnis erhöhen den praktischen Wert des Büchleins.

Felicies Ewarts Briefe an einen Arzt über die Emanzipation in der Ehe (Verlag von L. Voss, Hamburg und Leipzig) sind mehr oder weniger geistvolle Essays über interessante und aktuelle Fragen aus dem Frauenleben. Ein tieferer ethischer oder sozialpolitischer Wort ist den Briefen nicht beizulegen.

Die Reform Chinas von **Oscar Münsterberg** (Berlin, Hermann Walter) giebt in kurzen Zügen ein scharfes Bild von der historisch-politischen und volkswirtschaftlichen Entwickelung Ostasiens. Beginnend mit der Schilderung des tatarischen Krieges 1618—1640, werden wir durch die 3 Jahrhunderte bis auf die Jetztzeit geführt. Besonders beachtenswert sind die zum Schluss aufgeführten Thesen, denen wir voll und ganz zustimmen.

Den unter dem Namen: Narrenfest gesammelten Satyren und Burlesken von **Otto Ernst** (Hamburg, Conrad Kloss) können wir mehr Lob spenden, als seinem jüngst besprochenen Drama. „Der revolverische Journalistenunterricht" ist ein kleines Meisterstück. Ja, es ist eben mancher ein besserer Rezensent als Selbstschaffender! Das weiss ich wohl.

Der Kaiser und seine Ratgeber. Aus dem Tagebuche eines deutschen Staatsmannes (?) (Berlin, Litterarisches Institut Dr. R. Burdinski). Die Broschüre scheint etwas stark auf die Neugier und — Dummheit des grossen Publikums zu rechnen. Vielleicht aber doch vergebens. Und das schadet nichts. Denn ganz abgesehen von dem Gelehrten und Forscher, der absolut nichts Neues in dem Buche findet ausser einer aufgestellten Parallele zwischen Friedrich Wilhelm IV. und dem jetzigen Kaiser, eine Parallele, die indess vollkommen deplaciert sein dürfte, findet auch der sensationslüsterne Leser seine Rechnung nicht.

Ähnlich ist es auch mit **F. Dubois** Buch: die anarchistische Gefahr. (Verlag von A. Dieckmann, Amsterdam). Eine Menge Citate und Illustrationen aus anarchistischen Zeitungen und Broschüren werden ja gegeben, aber es fehlt das geistige Band und die künstlerische Darstellung. Der wichtigste Abschnitt: die Psychologie des Anarchismus, wird nur kurz berührt.

Eine Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen wird von der Hofbuchhandlung der Sozialdemokratischen Partei

herausgegeben. (J. H. W. Dietz, Stuttgart.) Der erste Band erster Teil behandelt die Vorläufer des neueren Sozialismus von Plato bis zu den Wiedertäufern. Die Darstellung Kautskys ist im Ganzen ziemlich objektiv, wenn wir auch hin und wieder den Pferdefuss durchblicken sehen. Wenn das Werk so fortgeführt wird, kann es ein wertvoller Beitrag zur nationalökonomischen Litteratur werden. Einzelne Ungenauigkeiten finden sich, so Seite 101 ist z. B. der Erfinder des Spinnrades Jürgen in Watenbüttel und ähnliches.

In der neuen, soeben zur Ausgabe gelangten Serie (Nr. 1077—1092) von Meyers Volksbüchern bietet die volkstümliche Sammlung eine treffliche Auswahl fesselnder Erzählungen. Schildert **Charles Sealsfield** in seinem Roman „Der Virey und die Aristokraten“ die Kämpfe, die sich im Jahre 1812 in Mexiko abspielten, so vertritt **André Theuriet** in seinen Erzählungen: „Die Tabakspfeife“ — „Die Aurikel“ — „Die Forelle“, Bilder aus dem Leben unsrer westlichen Nachbarn. **Wladimir Korolenkos** Studie „Der blinde Musiker“ entwickelt in ergreifender Schilderung die rührende Kindesgeschichte eines Blindgeborenen. **Ernst Pasqués** ansprechendes Erzählertalent wirbt mit der Novelle „Das Urbild des Fidelio“ am neue Freunde. Die weiteren Nummern der Serie enthalten **Vittorio Bersezios** graziöses Lustspiel „Eine Seifenblase“ in autorisierter Übersetzung von Johannes Scherpe, die Reichsverfassung (mit Anmerkungen und Sachregister von einem praktischen Juristen); ferner **Ernst Moritz Arndts** patriotische Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ und zwei Skizzen aus dem Gebiete der exakten Wissenschaften: „Grundzüge der Völkerkunde“ von **Friedrich Ratzel**, dem berühmten Leipziger Geographen und Anthropologen und „Die Erde im Weltraume“ aus „Neumayrs Erdgeschichte“.

Die Reclam'sche Universalbibliothek brachte in ihrer letzten Nummer zwei hübsche Novellen von **Hermann Heiberg**, eine Sammlung indischer Erzählungen und Sprüche betitelt Hitopadesa d. h. die freundliche Belehrung, der von Hertel übersetzte und mit Anmerkungen versehene Text liest sich recht gut.

Dr. Kohut giebt die Biographie Aubers, des feinsinnigen Komponisten von Fra Diavolo u. n. m. Zum Schluss noch einige nette Humoresken von A. Röhl.

Berlin. Richard Wrede.

Hieb und Stich.

Wild-West in Berlin. Seit einigen Wochen giesst ein unbekannter, aber wohl mehr kleiner als grosser Geist liebliches Wasser auf die Unterm-Strich-Mühle der Berliner Tageszeitungen und giebt so den Unterm-Strichlern manchen Sechser zu verdienen.

Immer und immer wieder müssen wirs lesen: das Theater des Westens ist gesichert. Nun wird ja eine Thatsache deshalb nicht wahrer, weil man sie so und so oft wiederholt, indess, wir wollen einmal annehmen, das Projekt würde so ausgeführt, wie es in den Zeitungen ausgeschrien wird.

Ist denn jene abgelegene Stelle auf Charlottenburger Gebiet wirklich ein geeignetes Terrain? Billig mag der Grund und Boden ja sein, aber es schwebt ein Unglücksengel darüber: der Engel der leerstehenden Wohnungen.

Eine Hoffnung wird sich auch bald als eitel erweisen, nämlich die, dass man Stücke, die in Berlin aufgeführt, für Charlottenburg „frei“ seien; ja noch sind sie es, aber wie lange?

Als Direktoren werden zwei Männer definitiv genannt: Die Herren Witte-Wild, der jetzige Direktor des Lobetheaters in Breslau, der frühere des Ostendtheaters in Berlin — also ein Zug nach dem Westen; und Paul Blumenreich. — —

Vorher munkelte man in eingeweihten Kreisen von Otto Neumann-Hofer, Gerhard Hauptmann; vielleicht, weil sie gerade in der Nachbarschaft wohnten.

Das neue Theater leistet sich noch den Luxus eines künstlorischen Beirates, bestehend aus E. v. Wildenbruch, F. v. Zobeltitz und Ludwig Fulda. Zobeltitz wählte man wohl des „von“ wegen, das Dramatikerchen Fulda hat einen recht guten Namensklang, und E. von Wildenbruch ist ja derartige Verwertung seiner Popularität wohl schon gewöhnt. Das hat er nun davon. Das Triumvirat ist nicht schlecht und 3 = 1; 1 = 3; aber was solls, was sollen die Herren machen? Die eingereichten Stücke lesen? Kaum. Den Namen hergeben? Das wird nichts nützen, wenn die Stücke und deren Aufführung schlecht ist. Also? Eine blosse Reklamemacherei mit grossen Namen. Statt dessen hätte man einen allseitig gebildeten Schriftsteller als eigenen Dramaturgen anstellen sollen, um so den Stücke einreichenden Dramatikern die Gewähr einer eingehenden und sachlichen Prüfung zu bieten.

Wir zweifeln nicht, dass der geniale Baumeister Sehring ein prächtiges Theater hinstellen wird, wir zweifeln aber, dass unter einer Direktion Witte-Wild-Blumenreich etwas auch nur mittelmässiges geleistet werden wird.

Wie wird die Telegramm-Adresse für das neue Theater sein: Wild-West in Berlin?

U. A. w. g. Verus.

Verantwortlicher Chefredakteur: Dr. jur. R. Wrede, Berlin NW 6.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig. Druck von Schumann & Grabo, Cöthen.

3. Jahrgang. Berlin, den 1. September 1895. Nr. 12.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** — Herausgegeben von **Heinrich Stümcke.**

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig.

Die „Neuen litterarischen Blätter" erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 4**, Einzelnummer **40 Pfg.** Anzeigen werden mit **30 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 36** die ganze Seite, mit **Mk. 20** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 20**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Allgem. deutschen litterar. Gesellschaft", deren Organ die „N. l. Bl." sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Mitteilungen der A. d. l. G." durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Entscheid über das Preisausschreiben.

Anlässlich unseres Preisausschreibens für psychologische Skizzen über hervorragende Dichter der Gegenwart liefen bis zum 1. Juli 1895 fünfzehn Arbeiten ein. In denselben wurden behandelt:

1. Björnsterne Björnson. 2. Alphonse Daudet. 3. Richard Dehmel. 4. Arthur Fitger. 5. Arthur Fitger. 6. Theodor Fontane. 7. Ludwig Fulda. 8. Arthur Pfungst. 9. Emil Ritterhaus. 10. M. R. von Stern. 11. Julius Sturm. 12. Heinrich Viorordt. 13. Adolf Wilbrandt. 14. Ein Zeitakkord. 15. Zwei Baumeister.

Als Preisrichter fungierten die Herren Franziscus Hähnel, Prof. Berthold Litzmann, Prof. Franz Muncker, Benno Rüttenauer, Heinr. Stümcke, Wilhelm Weigand und Ernst Ziel.

Leider ergab schon die äusserliche Prüfung des Umfangs der eingesandten Arbeiten, dass der Bedingung des Preisausschreibens:

„16 Spalten à 66 Zeilen Maximum des Umfangs" nur die Arbeiten über Fulda, Ritterhaus, Stern, Sturm, Wilbrandt, Ein Zeitakkord entsprachen, die andern aber mehr als $^1/_2$ Bogen, ja zum Teil 1—$1^1/_2$ Bogen Umfang im Format der „N. l. Bl." beanspruchen würden.

Was den litterarischen Wert der einzelnen Arbeiten anlangt, so geben sämtliche Herren Preisrichter in ihren ausführlichen Gutachten ihrem Bedauern darüber Ausdruck, dass die gehegten Erwartungen, durch dieses Preisausschreiben wertvolle litterarisch-psychologische Studien zu erhalten, so wenig erfüllt wurden. Weitaus der grösste Teil der Preisbewerber zeigte sich mit dem Wesen und der Aufgabe nicht nur des psychologischen Essays, sondern der litterarhistorischen Darstellung überhaupt mehr oder minder unbekannt.

Mangel an methodischer Schulung und kritischer Schärfe, Überwuchern des rein biographischen Elements, Unkenntnis der litterarischen Entwicklung und der gegenwärtigen litterarischen Zustände, unvollständige und oberflächliche Kenntnis der Werke des in der betreffenden Arbeit behandelten Poeten, schiefe Urteile und Vergleiche, deplacierte Begeisterungsfähigkeit oder unmotiviertes Absprechen, endlich salopper Schreibweise und selbst grobe stilistische Verstösse waren zu rügen. Als die relativ besten Arbeiten wurden von sämtlichen Preisrichtern die Arbeiten über **Richard Dehmel, Theodor Fontane, Arthur Fitgor** (Motto: Lieber noch ein wenig Zähneklappern) befunden. Obgleich einige Preisrichter sich gewissen Bedenken, einen noch so stark in gährender Entwicklung begriffenen Poeten wie Dehmel zum Gegenstand litterarhistorischer Betrachtung zu machen, nicht verschliessen konnten, wurde allseitig die Feinheit und Sicherheit der Charakteristik, die gute Beobachtung, die meist geistreichen und treffenden allgemeinen Bemerkungen anerkannt. Leider holt der Verfasser aber stellenweise viel zu weit aus und verrät in der weit ausgesponnenen Einleitung und in den stark anfechtbaren Beobachtungen über die Klangelemente in Dehmels Dichtersprache Lücken seiner litterarhistorischen Kenntnisse. Allein auch

abgesehen davon macht der Umstand, dass die Arbeit den vorgeschriebenen Maximalumfang um mehr als das doppelte überschreitet, uns Preiskrönung und Abdruck unmöglich. Wir erklären uns jedoch bereit, diese Arbeit für die „N. l. Bl." zu erwerben, wenn sie der Herr Verfasser unter Berücksichtigung von Dehmels jüngst erschienener Gedichtsammlung umarbeitet und auf das äusserste zulässige Maass von $^1/_2$ Bogen reduziert. —

Der Aufsatz über Fontane („Jedes Ding hat etwas Gutes an sich") charakterisiert sich als eine fleissige und der kritischen Schärfe nicht entbehrende Arbeit, aber Wärme und Farbe fehlt der Darstellung, der Leser erhält infolge zu reichlicher Aufzählung von Einzelheiten kein rechtes Bild. Die Romane Fontanes werden zu kurz und nur teilweise behandelt. —

Der Verfasser des Aufsatzes über Fitger mit dem Motto: „Lieber noch ein wenig Zähne klappen als Götzen anbeten" hat das Wesen des psychologischen Essays wohl erfasst, aber in seinem Bemühen, Fitgers philosophische Weltanschauung zu konstruieren, verliert er sich zu weit ins Abstrakte und Theoretische und die ästhetische Würdigung des Dichters kommt zu kurz. Im Einzelnen finden sich manche geistreiche und feine Bemerkungen, aber auch manche Irrtümer. Der Styl lässt manches zu wünschen übrig. Auch diese Arbeit überschreitet ebenso wie die über Fontane das zulässige Maximum des Umfangs.

Die ausgeschriebnen Preise konnten daher leider nicht zur Verteilung gelangen. Wir behalten uns vor, demnächst ein neues Preisausschreiben zu veranstalten mit modifizierten Bedingungen.

Die Herren Preisbewerber, die ihre Arbeit samt den programmmässig uneröffnet gebliebenen Couverts zurück zu erhalten wünschen, wollen diesbez. Mitteilung unter Beifügung entsprechenden Portos uns zukommen lassen. — Den Herren Preisrichtern sprechen Redaktion und Verlag für ihre Mühewaltung verbindlichsten Dank aus.

Berlin NW. 6, den 1. Sept. 1895.

Der Herausgeber der „Neuen litterarischen Blätter".



Pariser Brief.

Paris, August 1895.

Lieber Freund!

Kennen Sie den neuesten Ausdruck, mit dem die immer mehr um sich greifende Anglomanie den Pariser Wortschatz bereichert hat? „Paris se londonise" d. h. Paris wird London immer ähnlicher, in seinen Sitten, Gebräuchen und vor allem in seinen Moden — es schiebt seine „season" immer weiter hinaus — es fängt schon an den Hauptwellenschlag seines Lebens wie die britische Hauptstadt zwischen April und Juni zu konzentrieren.

Ausser der offiziellen Poesie des Frühlings giebt es in dieser Zeit noch die Poesie der neuen Toiletten, die der grossen Kunstausstellungen und — last not least — die der internationalen Rennen.

Da hat man die Auswahl. Wer sich für das Eine nicht begeistern kann, begeistert sich für das Andere. In Paris ist für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel gesorgt, und es ist im Grunde derselbe Gedanke, der in den Couplets von Yvette Guilbert, in den pompösen Louis XVI-Toiletten dieses Frühjahrs, in dem verführerischen Dialog von Mme. Jane Hading steckt, wenn sie die Mand in den Demi-Vierges von Prévost spielt — die Poesie des zu Ende gehenden Jahrhunderts, die Poesie der koketten, skeptischen lächelnden Seinestadt. — Nur ist dies Lächeln etwas müde, und die Koketterie ist nicht mehr jung.

Im Ernst, Paris hat in diesem Moment eine Krankheit. Es ist eine Krankheit, die auch in anderen Hauptstädten Europas herrscht, die mich aber in Paris ganz besonders schmerzlich berührt hat. Sie heisst der Amerikanismus ... Doch darüber später.

Es ist drollig, mit welcher Wut sich die Mode auf alles gestürzt hat, was vom Fin-de-Siècle des Rokokojahrhunderts überhaupt ausbeutungsfähig war. Toiletten à la Louis XVI, Direktorialklappen, Hüte à la Primerose (die Herren allerdings in den langen, bis über das Knie reichenden Röcken von 1830), das ist in Paris das Wort des Tages. Was die Form dabei verliert, gewinnt die Farbe. Und vielleicht sind diese Hüte und Roben des sterbenden ancien régime nicht so ungefährlich. Hüte sind schon oft die politischen Blitzableiter gewesen, die den Sturm herabzogen, wenn die Luft schwül war. Und wer genau zusieht, weiss, dass die Luft in Frankreich jetzt ebenso schwül ist wie damals, als Beaumarchais mit seinem sardonischen Lachen die alte Gesellschaft verhöhnte. —

Darin ist indess die moderne Gesellschaft fortgeschritten — man setzt heute dem Beaumarchais Denkmäler. Ich meine Emile Augier, dessen in grossen Dimensionen errichtetes Denkmal in den Champs-Elysées direkt neben dem Industriepalast neulich inauguriert worden ist. — Der satirische Dramatiker, der wie kein Andrer die Schwächen der modernen Bourgeoisie herausgefunden hat, kann jetzt noch nach seinem Tode Studien machen, wenn er die Pariser nach dem Salon wallfahren sieht ... Dies ist ein sonderbares Land, wo man Dichtern Denkmäler errichtet, und wo die Behörden ihre Einweihung feiern. In andern Ländern sind die einzigen Behörden, die sich mit Dichtern befassen, der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter. — In Frankreich hat man

aber von je die merkwürdige Marette gehabt, den Geist als solchen anzuerkennen ... Danken wir Gott, dass es bei uns nicht so ist.

Wenn Emile Augier den Salon gesehen hätte — oder vielmehr die Salons, denn wie München seine Sezession hat, so hat Paris seit einiger Zeit regelmässig seine beiden Salons: den der Champs Elysées, und den des Marsfeldes. Der erstere, das sind die Berühmtheiten, die Routine, die grossen Historien, die eleganten Porträts, die Meerbilder im Courbetschen Stile — der zweite, das sind die symbolistischen Landschaften (die indess auch beim ersten nicht ganz fehlen), die blaupunktierten Allegorien, die unmöglichen Heiligen- und Liebespaare, unter ebenso unmöglichen Bäumen und Wolken, aber auch mehr Frische und Unreife, mehr Berühmtheiten des Auslands und mehr Phantasie der Farbe. Im übrigen — auffallend wenige „Treffer" dies Jahr; kein Fortschritt, sondern ein Stillstand, der noch vor kurzem auf so glänzender Höhe stehenden französischen Malerei. Man sah auch dem Publikum an, dass es etwas enttäuscht war, mochte es aus Adrien Demons „Danaiden", Bougereaus „Amor und Psyche" oder Demon-Bretons „Stella Maris" bewundern. Als eigentlich interessante Bilder sind etwa Retrus „Nacht, die beim Anbruch des Tages flieht", „Bonaparte in Ägypten" und „Ein Abend bei Mme. Récamier" zu nennen. Speziell im Salon des Marsfeldes konnte man ein merkwürdiges Überwiegen der Landschaft über den Menschen, der Stimmung über den Thatsachen, der Legende über der Wirklichkeit konstatieren. Es ist, als ob die Maler des ausgehenden 19. Jahrhundert ganz in die dunkle Phantasiewelt mittelalterlicher Allegorien zurückkehren wollten — und die Farben! — Ein Chronikeur eines Pariser Journals, der seinen Besuch im Salon des Marsfeldes schildert, erzählt scherzhaft, wie Eva, im Vorzimmer auf einem Divan liegend, dem Berichterstatter entgegengegangen sei und ihm gesagt habe:

„Komm — hier kannst du grüne Frauen mit blauem Busen sehen!" —

Grüne Frauen! Mein Gott, es ist eben alles Stimmung. Und die Frauen sind noch immer in diesem fidelen Frankreich Eins und Alles, der Quell der Begeisterung und des Defizits, der Gegenstand der erhabensten Tragödien und der wahnsinnigsten Vaudevilles, wie des berüchtigten „Hotel du libre Échange" (man könnte etwa übersetzen: Hotel zur freien Auswahl — nämlich der Damen), das jetzt im Theatre des Nouveautés seiner zweihundertsten Aufführung entgegengeht — Ihr Götter! Ehe ihr Frankreich ganz in die Nebel Schopenhauers und Ibsens versenkt, ehe ihr das wüste, öde Strebertum des Amerikanismus ganz aufkommen lasst — eher müsset ihr ihm die französische Frau, die Pariserin, nehmen — und das wird schwer halten.

Da wir gerade von Stimmung sprachen — Wie vielfach hat man doch im Ausland die Stimmung missdeutet, die in diesem Frühjahr sich in Paris Bahn brach, die mit dem Erfolg des „Tannhäuser" begann, sich mit der plötzlichen Popularisierung der deutschen Kornblumen (bluets) fortsetzte, die zu Tausenden an den Boulevards verkauft wurden, und mit der Gefolgschaft nach Kiel endigte! Man sprach schon von Aussöhnung mit Deutschland, von Wiederanknüpfung, von endlichem Weltfrieden. —

Irrt euch nicht. Das ist keine Aussöhnung. Das ist ein einfaches Sich-Fügen in die Thatsachen, weiter nichts. Man konnte sich nicht länger gegen Wagner stemmen. Man durfte nicht länger allein stehen in Europa. Aber deshalb bleiben Elsass-Lothringen und Sedan und Gravelotte ewig unvergessen ..... Das grosse Geheimnis ist das: Frankreich ist müde, blutarm, politisch wie physisch — es kann uns einfach nicht entbehren.

Ich stand am 16. Juni, Sonntag, am Nachmittag gegen 5 Uhr auf dem Concordienplatz, wo die berüchtigte Strassburgstatue mit dem grossen Trauerflor steht, vor dem Frankreich seit nunmehr 25 Jahren seine ewigen Elegien singt ... In Kiel begannen die Zurüstungen zur Kanalfeier, man hielt es daher an dem Tage für nötig, zu demonstrieren. Ganz harmlos übrigens: kaum 200 Mann in geschlossenem Zuge, zwei Herren in Frack und Cylinder — schwungvolle Rede — auf der unteren Seite des Trottoirs; mehrere Kolonnen Sergeanten, die stark aufpassten. Alles verlief ruhig — Nur Einer, ein noch ziemlich junger Mann musste wegen ungebührlichen Lärmens und lauten Schimpfens arretiert werden. — Ich sah zu, wie man ihn fortführte. — Die Umstehenden hatten den Namen gehört, den der verhaftende Sergeant in sein Notizbuch schrieb, ich erkundigte mich danach.

„Bachmann". —

Ich musste unwillkürlich lachen. Der Demonstrant gegen das Deutschtum hiess Bachmann.

Und ich bin überzeugt, wenn man unter dem übrigen Haufen nachgefragt hätte, hätte man noch zwanzig bis dreissig deutsche oder halbdeutsche Namen gefunden.

Wie ist doch die Geschichte von dem römischen Cäsar, die Ammionus Marcellinus erzählt. Ein Cäsar der Decadenze — Er versammelt seine Heerführer, um sie zum Kriege gegen die Germanen, gegen den Reichsfeind zu führen — und als er sie anredet, fällt ihm bei ihren schönen, klangvollen Namen, die alle auf „ix" oder „ad" oder „er" endigen, ein, dass sie selbst sämtlich Germanen sind, dass Rom schon lange keine Heerführer, keine Helden mehr hervorbringt, dass die römische Wölfin kein Blut mehr in den Adern hat!

Ja, wenn sie uns nur entbehren könnten, uns Barbaren. —

Oskar Mysing.



Lindenbummler.

Von Hans von Reisfels.

O, wenn die alten und jüngeren Bäume der noch so verschönerungsfähigen Berliner Promenade „Unter den Linden" zu plaudern vermöchten! Es wäre entsetzlich. — Kaum wo anders dürften die Gegensätze in ihrer Allgemeinheit ein so erschöpfendes Spiegelbild der sozialen ganzen und halben Welt reflektieren, wie gerade in dieser Strasse unsrer deutschen Metropole. Gethsemane und Sodom und Gomorrha in traulichem Beisammensein. Von morgens früh bis wieder zum nächsten Morgen: Menschen — Menschen — Menschen! Perpetuum mobile. Dieses wirkliche Hasten und das scheinbare Eilen, diese natürliche Aufgeregtheit und die erkünstelte Verve, diese nonchalante Ruhe und die erheuchelte Gelassenheit, diese echte Schönheit und die abfärbende Frische, das mühsam auf Krücken schleichende Alter und die im Parkettschritt kokettierende alternde Jugendlichkeit, die strotzende Gesundheit und die auf Stelzen wankende Verwesung, der wahre Reichtum und die Dreimark-Tages-Wohlhabenheit, die blanke Armut und die pfandscheinverhüllte Not, die keusche, taufrische Tugend und die kurzröckige demi-vierge, das geschäftig hausierende Laster und die Mansethun-Jungfrau ohne Gewerbeschein, der vabunque-Roulettier und die Kirchbauloosspielende Witwe, die brutale Rohheit und die im Smoking Cigarretten rauchende Gesinnungslosigkeit, das stille sensitive Mitleid und die mit Aplomb Almosen tippende Wohlthätigkeit, die blinde Nächstenliebe im Arme der Tierfreundlichkeit und die nach Prozenten, Orden oder Staatsmedaillen lugende, nur zu helle Philantropie, der frei ausschauende, kravattenlose Verstand und die Monocle-Goldschnitt-Gelahrtheit — — dies und mehr, noch viel mehr, alles durcheinander, miteinander, gegeneinander, Tag für Tag, Nacht für Nacht, ungestört vom Lärm der Strasse mit Pferdegetrampel und Wagengerassel, ungestört von Militäraufzügen, Parademusik und Leichenkondukten. Ungestört? Wirklich ungestört? Scheinbar ja und auch ganz gewiss. Schein alles, nichts als Schein. Trügerische Irrlichter insgesamt. Was den Einen ergreift, lässt den Andern kalt und vice versa. Im eisigen Winter wie im heissesten Sonnenbrand gleich kalte Seelen, nur empfänglich für den so vielgestaltigen Genuss — des Augenblicks und sollte dieser den Genickbruch eines Dachdeckers bringen. Pause heisst es dann in der Komödie der Empfindungen, Schritt im kindlichen Wettlauf um Äusserlichkeiten und Stillstand im täppischen Blindekuhspielen für- und gegeneinander. Aber die Nerven sind starke Anspannungen gewöhnt, hohen Druck, Manometer 999. Es muss schon etwas Sensationelles Null-null-null sein, sonst bleibt die Betrugs-Maschine gelassen im alten Getriebe; sie drängt und wogt und schiebt wie vorher, hierhin und dorthin. Der Genuss des Augenblicks, das also ist der grosse Sauerteig, der diese brodelnde und trotz alledem so träge Masse in Gährung bringen kann. Ja, er ist es. Ihm sind sie ein empfänglicher Boden, alle, alle, alle. Er ist mit seinen Sporen, Bazillen oder Pilzen ein Hexenmeister, der überall Einschlupf hält, und die elementarste und unbändigste Seele gefügig macht, sei es durch das Locken einer Hand voll blauer Scheine, durch das Funkeln blitzender Ordenssterne, durch den Köder blätterteighohler Titel oder das bezaubernde Lächeln einer Grisette. Was fragen sie danach, ob und wie rasch die Scheine verfliegen, ob und wie lange die Ordenssterne ihren Kredit erhellen, ob und wie oft der Titel sie vor dem Gerichtsvollzieher schützt und ob und seit wann die Grisette auch Hacken in den Strümpfen besitzt. Sie fragen nichts danach, nichts nach Diesem oder Jenem in diesem Augenblick, im Augenblick des Genusses oder besser des stürmisch drängenden Geniessenwollens ...... Und auch sie machte keine Ausnahme, die ich seit Monden traf, wenn ich Nachmittags ins Café Bauer ging, um mit meinen Kollegen ein neues Kolumbusei auszubrüten. Wir sind bis heute noch nicht mit diesem Kunststück fertig geworden, aber um die neue Auflage einer alten Erfahrung ward ich seit kurzem reicher. Wieder las ich darin mit flammenroten Lettern, dass sie **alle** Sklaven im Dienste des „Genuss vom Augenblick" sind. Es muss nur der richtige Augenblick gekommen sein und es ist gewiss nicht leicht, seine Gegenwart bei Anderen zu erkennen, wenn man bedenkt, dass der Tag 24 Stunden, jede von ihnen 60 Minuten und jede dieser wieder 60 Sekunden zählt. Es gehört weniger Verstand als tierischer Instinkt dazu. Ich glaube, dass man auch dann noch nicht die Zahl der Augenblicke kennt, unter denen der „richtige" zu wählen ist, wenn man die Multiplikation von 24 mal 60 mal 60 ausgeführt hat. Also auch sie hatte ihren Augenblick und er — dieser vermaledeite „Er!" hat ihn erraten und zu benutzen gewusst. Und sie hatte doch eine kranke Mutter zu Hause und einen kranken Vater im Hospital und täglich weinte sie bitterlich aus Liebe zu ihren Eltern. Rührend war sie in ihrer Kindesliebe und dennoch — dennoch! Alles vergessen — Gott und die Eltern verraten — den Glauben und die Liebe verloren — aber Reue, Scham und Furcht gewonnen, durch und um ihn, den Allerweltssünder, den Genuss des Augenblicks. Und nun wusst ich es wieder und ganz bestimmt: Alle sind wir Sklaven des Augenblicks, ich so gut, wie auch sie es war. Sie — die Einzige unter den Lindenbummlern, welche mir gefeit zu sein schien. Vorbei der Traum. Ha, ha, ha, über mich selbst! Wie kann man mit vierzig Jahren aber auch noch träumen wollen!



Lieb' um Liebe.

Was in Liebe Du gesündigt,
Menschenseele, hier auf Erden,
Wird Dir einst — Gott hat's verkündigt —
Liebevoll vergeben werden.

Süss und selig tönt die Kunde,
Wie wenn Engelchöre singen;
Balsam giesst sie in die Wunde,
Weiss die Zweifel zu bezwingen.

— Wer geirrt im Liebesdrange,
Darf auf Gottes Gnade hoffen. —
Herz, mein Herz, nun sei nicht bange:
Dir auch steht der Himmel offen.

Salder in Braunschweig. Wilhelm Kunze

Fiat lux!

Es zieht ein grosses Mahnen
Durch alle Herzen hin,
Ein Hoffen und ein Ahnen,
Ein neuer, frischer Sinn.

Es fallen alte Schranken,
Erbaut von schwacher Hand;
Des Geistes Lichtgedanken
Erobern Land um Land.

Einst sind des Hasses Triebe
Gethan in Acht und Bann:
Dann lachen Lenz und Liebe
Die ganze Menschheit an.

Salder in Braunschweig. Wilhelm Kunze

Die Büsserin.

Aus „Asolklänge" theosophische und weltliche Lieder.

Einsam in lauschigen Gründen,
Fern vom Getriebe der Welt,
Reuig begangener Sünden,
Fleht sie zum himmlischen Zelt.

Fragt wohl die leuchtenden Sterne
Nach der erloschenen Pracht; —
Träumt von der glücklichen Ferne,
Büssend in duldender Nacht!

Schimmernde Augen erglänzen,
Selber wie Sterne so schön! —
Werden in kommenden Lenzen
Einen — sie wieder noch seh'n?

Nizza. C v. Blumenthal.

Mond-Nacht.

Aus „Asolklänge", theosophische und weltliche Lieder.

Lösender Schlummer!
Lauschende Nacht!
Vom Daseinskummer
Bin ich erwacht! —

Wallend umhüllt mich
Magischer Schein,
Labet und füllt mich
Im tiefsten Sein!

Aus dunkler Höhle
Schwebt das Gemüt;
Seele zu Seele
Liebend sich zieht.

Flutend entquellen
Dem Geisterreich
Strahlende Wellen,
Formlos und bleich.

Uralte Zeiten
Tauchen herauf!
Himmlische Weiten
Thun sich auf!

Irdisch Erlebtes
Schwindet mir gleich,
Geistig Erstrebtes
Dauert mir reich!

Seliges Ahnen!
Lauschende Nacht!
Leuchtende Bahnen
Führen mich sacht! —

Nizza. C. v. Blumenthal.

Das Nönnchen.

Sie kniet im Kirchenstuhl und betet still.
Sie betet? — Nein, sie hört die Vöglein singen,
Und die Gedanken, die sie sammeln will,
Entflattern ihr zu heitern Erdendingen.

Des Himmels Blau lacht in den düstern Raum,
Von Weidenflöten tönt ein Hirtenreigen,
Und ungeduldig klopft der Apfelbaum
Ans Fenster, mit den vollen Blütenzweigen.

„O, komm! O, komm! Die Welt ist zauberschön,
Die Liebe Gottes strahlt aus tausend Kelchen,
Aus Vogelkehlen jauchzt ein Psalmgetön — —
Du betest zu den Heiligen? Zu welchen?

Zu jenen, die aus braunem Altarbild
Dir winken, Martyrpalmen in den Händen?
O, komm ans Licht: Dein Gott ist gross und mild,
Er will Dir seines Segens Fülle spenden.

Ein tiefer Atemzug, ein Blick empor
In seines Frühlingshimmels klare Bläue,
Er gilt ihm mehr, als hier im Kirchenchor
Dein hastiger Schwur entsagungsvoller Treue.

O, komm! O, komm ..." Die Blütenkrone winkt,
Im Klostergarten leckt die goldne Sonne.
Sie stürmt ins Freie. Ihre Brust durchdringt
Ein Strom von Jugendkraft und Lenzeswonne.

Sie breitet ihre Arme wie berauscht,
Als wollte sie die ganze Welt umfassen — —
Da hallt ein Glöcklein. Sie erschrickt. Sie lauscht.
— Dann hat sie schlaff die Hände sinken lassen . . . . . .

Dresden. Alice Freiin von Gaudy.

Im Klostergarten.

Im grünenden Klostergarten geht,
Gefolgt von der Nonnen Reihen,
Die Frau Äbtissin von Beet zu Beet
Und forscht nach der Pflanzen Gedeihen.

Oft finstert sich ihr behaglich Gesicht,
Oft schürzt sie entrüstet die Brauen,
Wenn ihre Augen mit strengem Gericht
Schäden und Mängel schauen.

„Was soll das üppige Unkraut dort,
Zwischen den schwellenden Rüben?
Schwester Maria — wirf es fort.
Siehst Du es nicht? Dort drüben!"

Schwester Maria trat scheu herzu.
Es war, als ob sie erglühte.
Sie bückte sich tief. „Wie schön bist Du,
Schneeweisse Sternenblüte!

Wie hat mich Dein goldiger Kelch entzückt,
Da draussen — in freien Tagen,
Wie hab ich spielend Dein Krönlein zerpflückt
Zur Antwort auf tausend Fragen . . . ."

Sie hebt ihre Blicke. Sie bat noch nie —
Jetzt fleht sie mit schüchternem Beben:
„Ehrwürdige Mutter — Gott schuf auch sie,
Darf sie nicht weiterleben?"

„Ein Unkraut im Acker? Ich dulde es nicht,"
Tönt streng die Antwort, die schnelle.
Das Nönnchen gehorcht. Mit gequältem Gesicht
Stiehlt es sich fort zur Kapelle.

In schlichter Vase am Seitenaltar
Birgt es die Knospen und Sterne.
„Verwelke, lieb Blümlein! Vergiss, was war.
Entsagen ist hart. Das lerne!"

Dresden. Alice Freiin von Gaudy.

Beichte.

Komm, Kleine, komm und lass mich Deine Thränen
Dir von den weichen Wimpern küssen.
Dein Köpfchen lass an meine Schulter lehnen:
Du wirst mir heute beichten müssen.

Ich bin ein Beichtger, besser als zehn Pfaffen,
Ein Mann voll Duldung, hab Vertrau'n,
Mit Fanatismus hab ich nichts zu schaffen,
Lass mich in Deine Seele schau'n. —

Denn sieh mein Kind, auch ich hab viel gelitten,
Du darfst mirs glauben. — Sieh im Leben
Ist unser nichts, was wir uns nicht erstritten,
Wofür wir nicht das Herzblut geben.

Und haben wir den Preis errungen,
Ein reines Herz bewahrt, gefunden
Uns selbst, sind wir in uns gedrungen,
Dann finden Heilung unsre Wunden.

Und hast Du mir Dein Herzchen ausgeschüttet,
Der Seele Tiefen mir erschlossen,
Und mir vertraut, was Dir Dein Glück zerrüttet,
Den Wermut Dir ins Herz gegossen;

Dann will ich Dich auf Deine Stirne küssen,
Ans Herz Dich drücken, süsse Kleine,
Absolution werd ich Dir geben müssen,
Du Dulderin, Du himmlisch reine.

Denn Deine ganze Schuld war innig Lieben,
Und all Dein Fehl war Dein Vertrau'n,
Du wusstest's nicht, doch stehts geschrieben:
Dass man auf Flugsand nicht soll bau'n.

Berlin. Carl Emil Doepler.

Lustige Gesellschaft.

Juch Mai! wie tanzte der Schmetterling,
Juch hei, Juch heisa, juch he.
Am Rabensteine Franz Robert hing,
Juch hei, Juch he.
Franz Robert war ein Springinsfeld,
Juch hei, juch heisa, juch he,
„Hans Töffel's Liese mir wohlgefällt."
Juch he.

„Und ist die Liese Töffels Weib,
Ach was, was Mädel oder Weib,
Die Liese hat mich gefangen.
Und hat sie mein Herze, so will ich ihr's auch,
Das ist unter Liebesleuten der Brauch;
„Nun will ich die Liese mir fangen."
Hans Töffel kam vom Kirmesschmaus,
Juch hei, juch heisa, juch he,
Mit Singen, ein wenig beladen, nach Haus.
Juch hei, juch he.

„Was schleicht dort oben bei Liesen heraus,
Juch Bursche, du kamst wohl ins falsche Haus?"
Der Robert schlug zu, Hans Töffel fiel; —
Nun hängt er am Beinberg nach altem Stil.
Die Liese ist gangen ins Niederland,
Juch hei, juch heisa, juch he,
Weil hier sie keinen Liebsten mehr fand.

Der Frühling ist da, Schön König stolz,
Juch Mai, juch heisa, juch he,
Die Staare pfeifen im Galgenholz,
Juch hei, juch he.
Und wie ich am Beinberg vorüberging,
Juch he,
Juch Mai! da tanzte ein Schmetterling.

Leipzig. E. E. Köhler-Haussen.

Elfenreigen.

Leise schwirren Zauberweisen
Durch die monderhellte Nacht:
Zarte Elfchen, goldgeflügelt,
Singen summend süss und sacht.

Auf des Mondes Silberstrahlen
Tanzen sie im Ringelreih'n;
Glühwurm trägt des Festes Fackel,
Käfer spielen auf Schalmein.

Liebeflüsternd Elfenkönig
Um die stolze Rose schwebt,
Dass die hehre Königsblume
Leis' in Liebeslust erbebt.

Und gewährend nickt die Holde,
Nickt errötend von dem Strauch,
Sendet kosend dem Geliebten
Ihrer Düfte Wonnehauch.

Und der König beugt sich nieder,
Zu empfangen ihren Kuss —
Da verschwand des Mondes Scheibe,
Dem die Elfe folgen muss. —

Einsam trauernd blieb die Rose,
Golden stieg die Sonne auf,
Doch als sie die Blume küsste,
Lag ein blinkend Thränlein drauf.

Berlin. Harry Mayne.

Polemos Pater.

Und wenn ihr euch um euch selber dreht
Und mir noch so schlagend beweist,
Dass die Menschheit dort auf den Füssen steht,
Wo die Menschenliebe kreist,
Wo ein ewiger Weltfriede weht —
Ich glaub' euch nicht.

Und wenn ihr jede Urkraft bannt,
Die das Weltall im Gleichgewicht hält,
Und euren Friedenswagen bespannt
Mit allen Schrecken der Welt,
Dass selbst erzittert die mächtigste Hand —
Ich glaub' euch nicht.

Denn wer in die Werkstatt der Erde horcht,
Wo sie jegliche Kraft erneut —
Wo sie darbend von fremdem Safte borgt,
Wenn der Mensch sein Blut nicht streut —
Der weiss, wie sie dürstend sich weiter sorgt
Und glaubt euch nicht.

München. Ludwig Scharf.

Mein Schmerz.

Ja, nehmt mir,
Nehmt mir Alles,
Nehmt Geld und Gut,
Verlacht, verhöhnt, verspottet mich
Noch obendrein.
Ich bitt' Euch drum sogar.
Und wo Ihr könnt,
Da kränkt mich nur,
Kränkt tief mich.
Nur eines lasst mir, —
Lasst mir meinen Schmerz,
Den tiefen, wahren, reinen Schmerz:
Meines Wesens Wesen.
Mein Tröster, Glück und Heil.
In ihn mich zu versenken
Ist Erleichterung mir und Wonne;
Freude finde ich und Glück
Im Schmerz.
Und mich selber finde ich,
Ich finde mich wieder
Und freue mich des Wiederfindens,
Des Erkennens meiner Seele.
Wenn in dem lauten Schluchzen,
In den erstickten Thränen
Der Schmerz mich ganz erfüllt,
Dann, jo dann bin ich glücklich,
Bin ich selbst.
Drum nehmt mir,
Nehmt mir Alles,
Doch lasst mir,
Lasst mir meinen Schmerz.

Berlin. Richard Wrede.

Erdensein.

Aufgetaucht
In den Kreis zum Sein Erles'ner
Und hinweggehaucht
Zum Myriadenstrom Gewes'ner;
Für einen Augenblick des Lichts
Eine Ewigkeit des Nichts. —

München. Hermann Lingg.



Das Ende.

Eine psychologische Studie.

Von Paul Bornstein.

Bleich und verstört kam er nach Hause, und durch das Sausen vor den Ohren hörte er noch immer die rauschenden Klänge der Tänze, denn er kam vom Balle. Vor seinen Augen flimmerte es, wie greller Glanz von blitzenden, schwankenden Lichtern. Es war ein Wahnsinn, dass er gegangen war; aber er hatte sie noch einmal sehen wollen, er konnte dem Drange nicht widerstehen, der ihn als einen Willenlosen in ihre Nähe zog. So hatte er sich den Frack angezogen, die weisse Kravatte umgebunden und war gegangen.

Und nun, da er sie gesehen hatte, sie mit dem andern, dem sie sich verlobt, wie sie lachte und tanzte, ohne ihn eines Blickes mehr

zu würdigen, kam er zurück, bleich, verstört, das schauerliche Gefühl des Todes im Herzen. In seinem Leiden hatte er geschwelgt, mit gierigen Fingern gleichsam alles heranfgewühlt, herumgestochert in seinen Wunden, bis die Schmerzen heraufkrochen wie graue Spinnen aus dem Herzen ins Gehirn und von da mit kalten Schaudern den Rücken hinunter.

Sein Herz war wie tot; aber aus dem toten Herzen stieg Eiseskälte auf, floss mit dem Blut in alle Glieder, legte sich ihm wie ein glatter, eiserner Reifen um die Stirn und presste ihm den Kopf zusammen, dass es schmerzte. Sein Hirn fühlte er im Schädel mit dumpfem Druck, und in den Adern an den Schläfen tickte das Blut, wie feiner Hammerschlag.

Seine Bewegungen waren mechanisch, wie die einer eingerosteten Maschine — langsam, ganz langsam, wie aus einer unsäglichen Müdigkeit heraus, als wolle es jeden Augenblick aufhören und ganz verlöschen. So hatte er Licht gemacht, dann den Überzieher abgelegt und sich auf den Stuhl am Schreibtisch niedergesetzt. Da sass er nun still und stumm und sah mit tiefem, hohlem, geistesabwesenden Blick in die Flammen der Lampe, die leise zuckte und duckte. Nur einmal stöhnte er auf — ein unbeschreiblich grässliches Stöhnen. Der Arzt kennt den Laut. Es war, als gurgle das Blut durch die Luftröhre eines Erstickenden.

So sass er starr und bewegungslos, bis sein Blick in den Spiegel fiel. Da packt ihn ein Grauen vor sich selbst. Erst schrak er jäh zurück, wie vor einem Gespenst, und dann — mit einer seltsam unheimlichen Freude musterte er seine Züge, und deutlich sah er, wie seine Augen fiebrisch aus tiefen Höhlen mit müden Rändern brannten, wie bleich seine Stirn, wie wirr sein Haar, wie verzerrt der Mund, und so müde san er aus, so müde, leichenfahl und greisenhaft.

Ach, was sie aus ihm gemacht hatten, wie sie ihn gebrochen und zertreten hatten, mitten durchgeknickt, und dann hatten sie ihn bei Seite geworfen, ihn — ihn. —

Eine furchtbare Wut packte ihn; er knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust. Und er fing an sich zu schämen um seine Demütigungen. Aber das war ja alles dumm, bodenlos dumm — ihn konnte das doch gar nicht kränken. Pah, er musste sie eben verachten, die ganze Sippe. Er wusste ja, dort war alles glänzender Sumpf, hohl bis ins Mark — die Männer Schwächlinge, die Weiber glitzernde, weltlüsterne, vergnügungswütige Dirnen, und alle kannten nur einen Götzen, den sie anbeteten: das Geld. Dahinein war er geraten mit seinem tausendfach enttäuschten, ohnedies todesmüden Herzen, mit seinem Herzen, darinnen Reinheit war und brennende Sehnsucht nach einem einzigen Weibe, das tief und echt. Und sie hatten ihn hin- und hergezerrt, ihn besudelt, und dann — — Pfui, Verachtung, das war das Rechte, Verachtung für alle. —

Hahahaha! —

Er fuhr auf und blickte sich um. Kam dies grelle Lachen aus ihm?

Es war lautlos still im Zimmer. Nur die Lampe flackerte, und um ihn fluteten leise und singend die Töne der Nacht. Die Schatten der zuckenden Flamme haschten an den Wänden entlang und über die Decke hin. Oben gerade über dem Kreis des Cylinders trieben sie ein neckisches Gaukelspiel, als wollten sie einander haschen und fangen. Totenstille!

Also er hatte gelacht — sonderbar. Er wusste aber gar nicht, worüber er gelacht haben könnte, oder — oder doch. Und er erinnerte sich. In hastender Eile jagten die Gedanken vorwärts — er dachte an sie.

Sie war ihm gewesen, wie die reine Rose des Wassers, die im Schlamme wurzelt und doch weiss ist, wie der Schnee. An den Sonnenstrahlen seiner Liebe, glaubte er, hatte sie sich entfaltet. — Er hatte geglaubt an sie, wie an eine Heilige. Sie war das letzte Ideal, davor er gekniet, von ihr kam das letzte, arme Licht über seinem düstern Weg, denn er war einer von den Einsamen dieses Lebens. Aber das Licht war erloschen, das Götterbild lag in Scherben, und darüber hin wirbelte des Alltags grauer, toter Staub.

Natürlich, allezusammen hatten die Freunde ihm gesagt, vernünftig müsse er sein, vernünftig. Teufel, das sei ganz alltäglich. Ein Kerl, wie er — — es gebe doch mehr Weiber.

Ja, mehr Weiber. — —

Die mit Pöbelgesundheit, für die giebt es mehrere; eine ist ihnen, wie die andere. Er aber war anders, wie die anderen. Das wusste er. Er hatte nicht deren Pöbelgesundheit. Sie, gerade sie hatte er geliebt, gar nicht gewöhnlich geliebt — mit jener eigenartigen Liebe feiner, nervöser Naturen, die frei ist von aller Sinnlichkeit des Fleisches, die nur eine Sinnlichkeit des Geistes kennt. Ihre Seele hatte er in sich aufgesogen, und seine Seele hatte sich durchdringen lassen von der ihren bis in die feinsten Poren. Überall in ihm war sie. Getastet gleichsam hatte sein Wesen nach dem ihren und ihm faserfeine Fangarme entgegengestreckt. Und darum wusste er, dass er ihren Verlust niemals verwinden würde. Alles in ihm war zerrissen, er selbst nur mehr eine Ruine — und sie, sie hatte ihn vernichtet.

Warum hatte sie das gethan? Nun wars aus, zu Ende — die Saiten heulten zerrissen; mit schriller Dissonanz verklang das Lied seines unstäten Lebens.

Ein dunkler Schleier schlang sich um ihn; vor seinen Augen ward es tiefe, dunkle Nacht, dass er nichts mehr sah und nichts mehr dachte, als sei sein Ich hinabgesunken und ausgelöscht. Und dann wieder — jäh, mit einem Male brach durch den umhüllenden Schleier furchtbare, grelle Helligkeit, wie eine blutige Fackel, ein zuckender Blitz weithin durch düstere Nacht, und alles Helle lag in dem einen Gedanken, der immer deutlicher

und deutlicher wurde, und endlich dastand, wie in Marmor und Erz, scharf und klar:

Sterben! —

Und nun kam es über ihn, wie eine müde Ruhe, so ein tiefes Sehnen, als löste sich aller Krampf in weichem, stillen Todestraum. Er hatte an sich so gar nichts Schreckhaftes, dieser Gedanke, dass er sicher sterben müsse. Es war etwas darin, wie eine Erlösung, wie ein fernes, stilles, wehmütiges Lied — ein Gruss weisser Engel. Sterben, zur Ruhe eingehen, schlafen — nach all den Qualen schlafen — friedlich, traumlos — und nie erwachen. Das war keine Todesfurcht, nur eine wehe Sehnsucht, wie nach einem lieben Freunde. Er dachte wieder ganz ruhig und klar. Nur über allen Gedanken lag es wie ein feiner, dunkler Trauerflor von Wehmut, als grüsste ihn fern, fernher zum letzten Male mit traurigem Neigen ein längst entschwundenes Glück. Er stand auf und ging umher. Da stand ihr Bild. Ihm war, als schaute es ihn lebend an, so dass er immerfort darauf hinsehen musste — —

Wie schön sie war, wunderschön! Da — dieser stolze Kopf mit den grossen, ruhigen Augen und den züngelnden, dunklen Locken über weisser Stirn.

Und in stummer Zwiesprach wurde das Erinnern immer klarer und deutlicher. Die Vergangenheit, die er mühevoll zu Grabe getragen, feiert ein Auferstehen; alle Gräber in seinem Herzen brachen auf, und langsam erst, verworren, mit fernem, dämmernden Leuchten, dann aber schärfer sich lösend von dunklem Hintergrund, entstiegen ihnen Bilder, Bilder von unaussprechlichem Glück, über denen es lag, wie märchenhafter, goldner Schimmer — vergangener Stunden. Damals, damals war Leben in ihm, blühendes Leben, und alles Gute im Herzen ans Licht drängend, aufschiessend in toller Kraft —

Damals! — Zwei schwere Thränen rollten ihm die Wangen hernieder.

Da, jählings verzerrte sich sein Mund zu wildem Hohn. Grell und bitter lachte er auf; wieder überkam ihn ein wilder Zorn.

Auch noch weinen um das Weib, das sich verkauft und ihn schnöde verraten hatte. Sie putzte sich zum Fest, sie tanzte in ihrer Schande — und er — Narr, Narr, Narr. — Mit steigender Wut hatte er es gesagt, das letzte Mal mit knirschenden Zähnen, sich mit der geballten Faust vor die Stirn schlagend. Ohne recht zu wissen, was er that, packte er das Bild, riss es mitten durch und warf die Fetzen weit von sich ins Zimmer.

Nachdem der Paroxysmus sich gelegt, eine lähmende, traurige Niedergeschlagenheit. Die ganze Fülle seines Elends, der ganze Jammer seines verwüsteten, hoffnungslosen Lebens, dessen letzte Stütze sie gewesen, stürzte über ihn mit zerschmetterndem Druck. Mühsam nur konnte er sich zum Stuhl zurückschleppen, auf den er sich schwer, wie zerbrochen, niederfallen liess. Er schlug die Hände vors Gesicht, das Haupt sank auf die Platte des Schreibtisches. Er weinte bitterlich.

„Mutter — arme Mutter!"

Nur an sie dachte er noch, nicht an Vater und Geschwister — nur an die Mutter; es war der letzte Kampf und der schwerste. —

Er ward eisig ruhig, als er zu Ende. Es war, als habe ein fremder Wille von ihm Besitz ergriffen, der ihn zum Sklaven machte. Es war ein fremdes, unheimliches Etwas in ihm, das sich emporrichtete mit furchtbarer, dämonischer Kraft, etwas, von dem es ihm vorkam, als stamme es gar nicht aus seiner Seele.

Er zog einen Schubkasten des Schreibtisches auf und entnahm ihm einen Revolver. Wie abwehrend stierte er darauf hin. Der Lauf blitzte und gleisste. Unwillkürlich setzte er ihn an die Schläfe. Wie er kühlte, der kleine, glatte, eiskalte Kreis, den die Mündung bildete. Wie wohl das that. Er steckte die Patrone in den Lauf. Seine Finger zitterten leise vor Erregung, als seien sie selbstständige Organismen, denn in ihm zitterte nichts mehr. Fertig! — er hob den Lauf aufs neue.

Da — aus dem Herzen ein furchtbarer Schmerzenskrampf — jagende Pulse — rasendes Blut. Alles verschwimmend zu flammender, flimmernder Röte. Vor seinen Augen ein wildes, geiferndes Meer von Blut — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Man fand ihn auf der Erde lang hingestreckt. Aus der Wunde an der Schläfe träufelte langsam Blutstropfen nach Blutstropfen auf den Teppich. Die starren Finger umklammerten die Fetzen eines Frauenporträts. Er mochte sich im Tod zu der Stelle geschleppt haben, da sie lagen. Sein Antlitz war bleich, aber verklärt vom stillen Frieden des Todes.



Im Halbschlummertraume.

Von Richard Wrede.

Wie spät mag es wohl sein? Es ist noch ziemlich dunkel im Zimmer. Draussen alles grau in grau. Regen und Wind.

Ich sehe nach der Uhr. Sieben — und um fünf war ich nach Hause gekommen. Mich fröstelt.

Ich fahre mit den Händen über die seidene Steppdecke, will sie höher heraufziehen, da, das dumpfe und doch so sensitive Gefühl in den Fingerspitzen, wie es mir aus der Chloroformnarkose nur zu gut bekannt ist.

Ach, ich fühlte mich mal wieder recht unglücklich!

Weltschmerz ist's eigentlich nicht . . . es ist die ganz verdammte Stimmung nach durchsumpften Nächten . . . miseratio felium moralis . . . auch graues Elend genannt.

An Wiedereinschlafen ist da nicht zu denken.

Das Tapetenmuster ist mir widerlich langweilig — immer die alten Fratzen — hundertmal betrachtet und gedeutet.

Auf dem Nachttische liegt ein Buch; der neueste Decadence-Roman.

Ich habe drei Seiten gelesen — — — das Buch nähert sich rasch seinem früheren Platze — fast wäre die Uhr durch die unsanfte Berührung auf die Erde gefallen. — Drei Minuten nach sieben.

Es ist doch 'ne Schande für einen dreissigjährigen Menschen, noch so durchzugehen.

Früher, als Student, da log man sich vor — na, man glaubte es auch vielleicht — man wolle Menschenstudien machen.

Das war aber doch nun zur Genüge geschehen!

Was war mal wieder der Anlass gewesen? Natürlich 'ne Gesellschaft!

Was liegt nicht Alles in dem Worte „Gesellschaft“?

So ziemlich der „Gesellschaft“ ganzer Jammer. Unbequemlichkeiten für die Gastgeber ... erheuchelte und erlogene Freundlichkeit ... fade Seichtheit ... Klatschsucht ... widerliche Prüderie ... dreimal furchtbare, ewig entsetzliche Langeweile . . . und nun vom volkswirtschaftlichen Standpunkte . . .

Fünf Minuten nach sieben — und schon bei der Nationalökonomie angelangt.

Herr Gott, wie öde wars wieder gewesen! „Gnä'e Frau“, — „gnä'es Fräulein“, — „Rousseauinsel“, — „Schlittschuhlaufen“, — „Pensionat des jeunes filles à Lausanne“ — „Schauspielhaus“ „äh wirklich pyra ... äh, hm“ „Talisman“ — „Se. Majestät“ „gnä'e Frau“ — „gnä'es Fräulein“ — Zum Verre . . . .

Wirklich: Gott schütze mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden werd' ich mich schon selber schützen!

Und wer nicht in dieses öde Phrasenstereotypismenhorn mit seiner Männerstimme stösst, dass sie sanft melodisch heraustönt — der ist langweilig.

Ich war's gestern Abend auch gewesen — macht Nichts — mir war's ja egal; ich wollte keine Herzen erobern, keine Protektorin gewinnen — ich war ja nur froh, so rasch wie möglich raus aus d e r Gesellschaft des geistigen Kretinismus.

Den Abschiedshandkuss der Frau vom Hause auf die magere Rechte gehaucht — Gott sei Dank, die Qual war zu Ende.

Acht Minuten nach sieben.

Es regnet noch immer.

Die Cigarretten stehen auf dem Schreibtische — ch — aufstehen — neh, lieber nich!

Vielleicht schlafe ich doch noch etwas. Ich drehe mich um, der Wand zu, wickele mich fest ein.

Ich fange an zu zählen: bis hundert — wieder zurück. Es nützt nichts.

Aach, das Leben ist doch . . . .

Vielleicht, wenn man nicht so allein lebte. Heiraten?!

So Eine von gestern Abend?

Gott soll mich behüten und bewahren bis in das höchste Alter, aber —

Schliesslich: taugen thun d i e Mädels auch Nichts.

Man hat doch auch schon so seine Erfahrungen gemacht.

Wenn Mirus in seinem sächselnden Intrigantentone so sagte: „Wie ich die Weiber hasse!“

Ja, der kleine Mirus — und Löwen, wo die wohl jetzt sein mögen.

„Wie ich die Weiber hasse!“

Und einmal hatte ich doch Eine aus diesem Geschlechte geliebt.

Ach ja! — Damals — damals hätte Alles anders kommen können — aber es kam nicht anders, sondern so.

Was mag wohl aus ihr geworden sein? Ich hatte sie doch mal recht lieb gehabt. Glückliche Pennälerzeit im kleinen Harzstädtchen!

Wenn man den Homer für Lempel nicht präpariert hatte und dann doch gut durchkam.

Und dann Zeus, der oberste der Götter, mit seinem grossen Barte, ewigen Räuspern, und den abgeschriebenen Notizen zum Horaz hinten ins Buch eingeheftet, um sie unauffällig vorlesen zu können.

Und der Kollege Dschingistan mit seinem entsetzlichen Geschichtsunterricht und den zum Abitur in Gestalt von Privatstunden verkauften Examenfragen.

O, schöne Zeit, o, sel'ge Zeit!

Dann die verbotenen Bowlen und Hazardspielchen und Höheren-Töchterpoussaden.

Frieda, Trudel, Elsbeth, Lotti, Anna.

Ja, Anna, aahch.

Anna mit den grossen braunen Frageaugen, den prächtigen Zöpfen, dem Rosenmund . . . .

Hatte ich sie eigentlich geliebt, so geliebt, dass, wenn wir uns geheiratet hätten, wir immerdar glücklich gewesen wären?

Und nun sollte mir das Glück für immer versagt bleiben? War sie die Eine und Einzige gewesen? Giebt's überhaupt denn nur Eine? Was ist eigentlich Liebe? Ich hätte noch Psychologie und Physiologie studieren sollen — dann wüsst' ich's vielleicht . . . .

Aber es war auch so genug gewesen.

Die Prüfungsbonzen mögen schöne Augen gemacht haben, als sie damals in den Exmatrikeln lasen: Kunstgeschichte, Institutionen des römischen Rechts, Lehre vom Kontrapunkt, Pandekten, Horazinterpretationen und andere nicht brotstudienhafte Fachkollegia.

Zehn Minuten nach sieben.

Wenn jetzt noch mal die Zeit dieser Jugendliebe wäre, ich würde sie wahrscheinlich anders nutzen.

Dort, in der Laube unten im Garten, inmitten blühender Rosen, da sassen wir; in solchem Garten musste man sich ja verlieben.

Sie las Märchen oder lernte englische und französische Gedichte, und ich — ich repetierte Meere, Flüsse, Berge aller Zonen, lernte Koncilien, die zehn Gebote, Horazoden und den anderen Krimskrams, so man zum Examen braucht, und meine Gedanken flogen weiter

und weiter und trugen mich dahin in kühnem Zuge in die Gefilde der Zukunft, und — in drei Wochen war das Examen.

Wir sassen uns gegenüber und sahen uns kaum an, und es wurde dunkel, zum Lesen und Lernen zu dunkel, und wir sassen und sprachen nicht zusammen und küssten uns nicht.

Herr — Gott, was war ich doch für'n Schaf! Wenn ich's Ärgern mir nicht abgewöhnt hätte, hierüber könnt' ich's fast.

Die reizendste filia hospitalis — und — keinen Kuss.

Und wenn ich nur gewollt hätte — tja — ich hatte eben komischer Weise meine späteren Erfahrungen damals noch nicht gemacht.

Was für Studien in der Psychologie hätte ich da machen können — nein — Studien? — ich liebte sie ja — ja! — ohne phrasenhafte Zusätze, ich liebte sie.

Wusste ich denn als Primaner überhaupt, was Liebe war?

Die reine, wahre Liebe kannt' ich da wohl besser, als jetzt, an soviel Jahren, Erfahrungen und Sünden reicher. Ob sie mich auch geliebt hat? So wirklich von Herzen lieb gehabt? Ich bin sonst nicht neugierig, aber das hätte ich doch gern rausgekriegt — vielleicht später noch mal — oder — wenn ich sonst — oh, ihr Jugendträume — ein zweiter Goethe geworden, dann könnte es eine Doktorfrage werden für die kommenden Geschlechter, die Germanistik, brrr, studieren.

Ein fünfzehnjähriges Mädchenherz ist gar nicht so leicht zu ergründen.

Ja, ob sie mich geliebt hat?

Zu mir hatte sie es ja gesagt, es war am ...? am ...? doch vergessen!

Wie glücklich war ich da!

Es waren doch selige Zeiten!

Das waren Tage, die wohl nie wiederkehren werden.

So tiefer Frieden in der Brust; keiner Kreatur hätt' ich was zu Leide thun können.

Ja, was so ein „Ja“ nicht Alles machen kann.

Zwölf Minuten nach sieben. Die Uhr ist doch nicht stehen geblieben? Nein, es mag wohl stimmen.

Dieses Ja, dieses Ja!

Ganze Briefe habe ich drüber an Böhme geschrieben.

Wie's dem guten Kerl wohl mit seiner kranken Lunge gehen mag?

Er meinte, man müsste das Ja eben gehört haben.

Aber ich konnte das Ja doch ebenso wenig beschreiben und nachmachen, wie die Mutter Emilia Galotti's den Ton des sterbenden Appiani.

n' Phonographen hätt' ich aufstellen sollen. Sicherer ist sicherer.

Na, 's nächste Mal vielleicht machen wir's so.

Damals stand ich an einem Wendepunkte in meinem Leben.

Das „Ja“ hätte uns auf ewig verbunden, aber — — — sie verriet mich, tja, anders kann man's eigentlich nicht nennen.

Ganz schlicht und einfach verriet, verleugnete sie mich.

Wie sagt doch schon Wodan zu Lodfafner:
Trau nicht des Mädchens traulichem Wort,
Trau nicht des Weibes traulichem Wort,
Wunkelmut's Wohnung ist weibliche Brust,
Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad.

Den tiefen Widerspruch zwischen dem „Ja“ und dem „Nein“ hab' ich zu heben gesucht; hatt' ich nicht mal ...? ja richtig .. eine Novelle wollt' ich schreiben: Carmen oder Desdemona. Ach zum Teufel, raus aus dem Bett ..

Und doch, geliebt hab' ich sie und die Erinnerung an die Zeit ist schön.

Wenn sie mich da nun nicht verleugnet hätte, wie wäre es dann wohl gekommen?

Süsses Gatten- und Vaterglück ..... ach, vergessen, vergessen.

Ob ich mich mal nach ihr erkundige? Viel Zweck hat's auch nicht. Sie ist gewiss jetzt Frau Registratorin oder Gymnasiallehrerin — ach, vorüber, ihr Sehnfe, vorüber.

Was ist toller als das Leben,
Was ist toller als die Welt?

Recht hast Du, Bruder Grabbe.

Ein viertel acht, na da mach' ich noch das Urteil in Sachen: Stock gegen Stein; und dann hotte hüh, wieder in den Dienst.



Litterarische Rundschau.

Eine Unsterblichkeitsrundfrage enthült das Juliheft der im C. A. Schwetschke'schen Verlage in Braunschweig erscheinende Monatsschrift Sphinx: „Glauben Sie, dass der Mensch nach dem Körpertode mit Bewusstsein als Individualität fortlebt? Wie stellen Sie sich dieses Fortleben vor? Welche Gründe haben Sie für oder gegen den Unsterblichkeitsglauben in diesem Sinne? Nehmen Sie an, dass unsere Seele vor unserem Erdenleben vorhanden war? Was halten Sie von der Wiederverkörperungslehre, d. h. von dem Glauben an ein Körperleben vor unserem jetzigen Erdenleben und nach demselben? Wie beurteilen Sie die Tierseele und ihr Schicksal? Zweifellos hängt von der Antwort auf diese Fragen nicht nur unsere Stellung im Kampfe der Meinungen über die Welt, sondern auch unser Handeln ab. Der Buchstabenglaube des konfessionellen und naturkundlichen Materialismus hat aufgehört, ernste Menschen zu beruhigen; er mag denkfaulen und gesinnungsträgen Fanatikern, gemütlosen und phantasieplumpen Tierseelen und Heuchlern, die nur Vorteile von der Welt begehren, zur Seelenknechtung bequem sein. Mit Religion, wahrer Wissenschaft und Kunst hatte der Materialismus nie etwas zu thun,

sondern fristete immer nur ein Lügenleben, welches zeitweise die Menschenbildung vergittete. Die höhere Geisteskraft im Menschen überwindet immer wieder die Rückfälle in das Tierleben und befreit die Menschheit immer wieder vom Materialismus in Religions- und Wissenschaftslehren. Bei Beantwortung der gestellten Frage wäre eine Berücksichtigung von Nr. 1, 5, 6, 16, 20, 21 und 22 der im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zum Preise von à 20 Pfennig erschienenen „Theosophischen Schriften" insofern wünschenswert, als dadurch die Erörterung gewisser elementarer Grundsätze und ein Schwanken in der Definition grundlegender Begriffe vermieden wird. Die Beteiligung an der Unsterblichkeitsenquête ist hoffentlich um so lebhafter und ernster, als vor nicht langer Zeit ein auswärtiges Blatt in deutscher Sprache unter der Maske einer Unsterblichkeitsrundfrage einem seltsamen Häufchen deutscher und fremder Schriftsteller von scheinbar gutem Namen Veranlassung gegeben hat, die unwürdigsten, an Schwachsinn grenzenden Kindereien in der Äusserung von verblüffender Eitelkeit und widerlicher Frivolität zu verüben und mit diesen Narrheiten an dem grössten Bewusstseinsrätsel herumzuspielen. Die Antworten auf die oben gestellten Fragen werden durch kein räumliches Maass eingeengt. Es ist gleich, ob Kürze oder Ausführlichkeit der Darstellung die erforderliche Klarheit bringt. Citate aus bereits erschienenen Werken können eine neue Arbeit ersetzen, wenn der Verfasser die alte Form noch vertreten will.

Berlin, 15. Juni 1895. Dr. Göring.

Folgendes Circular wird von Verlag und Redaktion des „Geistigen Berlins", Berlin NW 6, Luisenstrasse 36 II, versendet: „Bei der stetig wachsenden Bedeutung Berlins für das gesamte geistige Leben Deutschlands, für welches es auf ziemlich allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft sich die Führerschaft errungen hat, macht sich für die gebildeten Kreise der Bevölkerung immer mehr das Bedürfnis nach einem Werke geltend, welches über alle jene Frauen und Männer Berlins, die durch Begabung, Talent oder Genie über das geistige Niveau des Alltagsmenschen sich zu erheben gewusst haben, Auskunft zu erteilen vermag. Die Unterzeichneten beabsichtigen nun unter dem Namen „Das geistige Berlin" eine grosse Encyklopädie des geistigen Lebens Berlins herauszugeben. Das auf das Vornehmste ausgestattete Sammelwerk wird in drei Bände zerfallen; der erste wird die Belletristen und verschiedenen Gruppen der Künstler, der zweite die Fachschriftsteller der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie (Geschichte u. s. w.), und der dritte die Fachschriftsteller auf dem Gebiete der Medizin und exakten Wissenschaften (Natur, Militär u. s. w.) enthalten.

Wir gestatten uns hiermit, Ihnen den Fragebogen zu dem ersten Bande zu überreichen, der die Mitteilungen über Leben und Wirken der Architekten, Bildhauer, Bühnenkünstler, Journalisten, Maler, Musiker, Schriftsteller und Zeichner enthalten wird, mit der höflichen Bitte, uns denselben recht bald ausgefüllt in beiliegendem Couvert zurücksenden zu wollen. Da wir uns nicht auf die einfache Wiedergabe trockener bio- und bibliographischer Daten beschränken wollen, so bitten wir ganz ergebenst, uns durch eine kurze selbstgeschriebene Lebensbeschreibung zu unterstützen. Wir bitten unsere Belästigung im Interesse der guten Sache gütigst entschuldigen zu wollen und verbleiben in vorzüglicher Hochachtung Ihre ergebenen Dr. jur. R. Wrede. Hans von Reinfels."

Association Littéraire et Artistique Internationale. Das Festprogramm für den vom 21. bis zum 28. September dauernden XVII. Kongress der Association dürfte sich nach den vorläufigen Beschlüssen des Dresdner Centralausschusses wie folgt gestalten: Am Sonnabend, den 21. September, feierliche Eröffnungssitzung im Saale des Gewerbehauses, der zu diesem Anlasse vom Festausschusse entsprechend dekoriert werden soll. Der Eröffnung geht im Kurländer Palais ein Rendezvous der Teilnehmer voraus. Am Abend: Galavorstellung im Königl. Hoftheater zu Altstadt. Die Entscheidung über die Wahl des aufzuführenden Stückes hat sich die Königl. Generaldirektion vorbehalten. Am Sonntag, den 22. September, findet ein Ausflug nach Meissen statt, und zwar zu Schiff und per Bahn. Auf dem Schiffe findet kleines Frühstück statt. In Meissen selbst: Konzert im Dom, Besichtigung des Albrechtsschlosses, am Abend Beleuchtung des Schlosses und Rückfahrt nach Dresden. Der Montag, 23. September, ist der Arbeit gewidmet. Die Association tritt in dem Saale des Kurländer Palais von 10 Uhr Vormittags zu ihren Beratungen zusammen, die mit Unterbrechung durch eine Mittagspause bis 5 Uhr dauern. Desgleichen ist der Dienstag, 24. September, der Arbeit gewidmet. Am Nachmittag findet grosses Banket im Gewerbehaussaale statt, das durch die zu erwartende Teilnahme hervorragender Persönlichkeiten, durch äusseren Aufwand und Gediegenheit der Leistungen den Glanzpunkt der Festlichkeiten bilden dürfte. Der Mittwoch, 25. September, ist Arbeitstag. Donnerstag, den 26. September, Ausflug nach der Bastei. Die Teilnehmer fahren per Bahn nach Wehlen, wandern von da auf die Bastei, woselbst Dejeuner stattfindet. Die Rückfahrt erfolgt per Schiff und wird durch die geplante Beleuchtung der Elbufer von Rathen bis Dresden besonders anziehend werden. Freitag, den 27. September, Arbeitstag. Für Sonnabend, den 28. September, ist der Ausflug nach Leipzig geplant. Dort findet der Schluss des Kongresses statt. Die Mitglieder der Association sind die Gäste der Leipziger Buchhändler. In der Buchhändlerbörse findet grosses Diner statt. — Das sind die allgemeinen Grundzüge des Festprogramms, für dessen glänzende Durch-

führung zu sorgen Staat und Stadt wie weite Kreise der Bürgerschaft mit einander wetteifern. Der Dresdner Ortsausschuss hat für sein unter dem Protektorate Sr. Majestät des Königs Albert stehendes Unternehmen auf allen Seiten die werkthätigste Teilnahme gefunden. Das Königliche Finanzministerium hat für die Fahrten der Festteilnehmer drei Sonderzüge, die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrts-Gesellschaft zwei Dampfer, die Direktionen beider Dresdner Strassenbahnen für die auswärtigen Gäste Freifahrtscheine, die Kaiserliche Oberpostdirektion Erleichterungen im Fernschreib- und Fernsprech-, wie im Postverkehr zugesagt. Die Königliche Generaldirektion der Hoftheater bethätigt ihr Interesse durch Veranstaltung einer Galavorstellung, die Königliche Generaldirektion der Königl. Sammlungen gewährt den auswärtigen Gästen freien Eintritt bezw. Führungen in den Sammlungen. Dass die Stadt für den Kongress die Summe von 6000 Mark bewilligt hat, sowie dass zahlreiche Herren durch Zeichnung eines hochansehnlichen Garantiefonds die finanziellen Grundlagen des Unternehmens gesichert haben, bietet die Gewähr dafür, dass Dresden die Ehre des ihm bevorstehenden Besuches hervorragender Vertreter der Litteratur, Kunst und Wissenschaft aus allen Kulturstaaten Europas vollauf zu würdigen weiss.

Der Preis der Teilnehmerkarte ist auf Mark 30 festgesetzt.

Auskunft erteilt Dr. E. Birey, Dresden, an den auch die Anmeldungen zu richten sind.

Ich möchte schon einmal wissen, was sich die Herren Theaterdirektoren so bei Beginn der Saison denken.

Man hat seine Waschzettel an die Presse versendet und so dem Publikum verkündet, was es im kommenden Winter zu erwarten hat.

Ich möchte doch das Publikum nicht sein! Aber es muss auch solche Käuze geben.

Dann liest man (nämlich der Herr Theaterdirektor) auch die Truppenberechnung der Gegner. Und nun geht's los. Erst einige Vorposten, erprobte Kämpfer älteren Jahrgangs werden ausgesandt, und dann, dann kommt der Kampf: Sieg und Verdienst, oder Niederlage und Konkurs. Als der erste auf dem Platze erschien der Direktor des „Nathan"theaters Dr. Blumenthal. Er verkündet, dass von Ernst von Wildenbruch ein dreiaktiger Schwank „Diogenes" zur Aufführung kommen wird, von Paul Lindau das dramatische Märchen „Die Venus von Milo"; von Felix Philippi ein dreiaktiges Schauspiel „Der Dornenweg", das inzwischen auch vom Hofburg-Theater zur Aufführung angenommen wurde. Von ihm selber wird das dreiaktige Lustspiel „Gräfin Fritzi" zur Darstellung kommen; von Wilhelm Henzen ein vieraktiges Schauspiel „Das neue Genie", von Richard Nordmann das Volksschauspiel „Die Überzähligen", von J. J. David das dreiaktige Lustspiel „Ein Regentag"; von Carl Laufs und Wilh. Jakoby ist der Schwank „Der grosse Komet" erworben worden und von Holger Drachman das Märchendrama „Es war einmal", das für die Weihnachtszeit bestimmt ist. Im Übrigen ist die Dramatik des Auslandes durch José Echegaray's Drama „Mariana", durch das dreiaktige Schauspiel „Die Wiederkehr" von François de Curel, durch den französischen Schwank „Cherchez la femme" von A. Hennequin und E. de Najac und durch E. Rostand's preisgekröntes Verslustspiel „Les Romanesques" vertreten, das unter dem Titel „Die Romantischen" von Ludwig Fulda frei übertragen worden ist.

Das königliche Schauspielhaus bringt zum Sedantage zum ersten Mal das patriotische Drama „1812", dessen Verfasser von der Pfordten, der Sohn des bekannten Staatsmanns ist. Der Hofschauspiellieferant Richard Skowronnek schreibt für das Schauspielhaus ein Lustspiel, dessen Titel noch nicht feststeht. Auch von Karl Niemann, dem Verfasser von „Wie die Alten sungen", wird ein neues Stück erwartet. Ein Dramolet — „Das grausame Glück" ist aus dem Englischen von Hamilton. Das ganze Stückchen besteht — aus einem Monolog. Ein junger Mann, der keinen Schilling mehr besitzt und von seiner Geliebten verlassen werden ist, beschliesst in den Tod zu gehen, wirft zuvor aber noch einen Blick auf sein ganzes verfehltes Leben. Er vergiftet sich und stirbt, während das Glück an seine Thür pocht. Die Geliebte kehrt zu ihm zurück und gleichzeitig trifft die Nachricht ein, dass er eine Erbschaft gemacht habe. „Hadasa" von Georg Engel erlebt ebenfalls seine Première. Auch soll das Märchendrama „Niemand weiss es"! von Theodor Wolff in Szene gehen.

Im „Deutschen Theater" will man bringen „Die Mütter" von Hirschfeld, von Ernst Rosmer (bekanntlich der Schriftstellername der Gattin des Münchner Rechtsanwalts Bernstein) eine Komödie „Te deum". Ludwig Fulda, oder: alle Jahr ein Stück, hoendet gerade ein vieraktiges Stück für das „Deutsche Theater", eine moderne Komödie. Ernst von Wolzogen schreibt für die Bühne in der Schumannstrasse ein Lustspiel. Von Arthur Schnitzler gelangt ein Schauspiel „Liebelei", welches auch am Wiener Burgtheater angenommen ist, zur Aufführung. Ein Drama Cavalotti's, des bekannten Crispigegners, „Das hohe Lied", ist von Ludwig Fulda in Versen übersetzt worden. Gott, was ist der Mann fleissig! Wilbrandt's „Meister von Palmyra" wird im „Deutschen Theater" seine Berliner Erstaufführung erleben.

Das „Residenz-Theater" bringt an Novitäten, rectius wohl Obscönitäten: „Hôtel zum Freihafen" (Hôtel du libre échange) von Georges Feydeau, übersetzt und bearbeitet von Benno Jacobson; „Der tapfere Lecardanois" von Bisson, ferner von demselben Autor „Ein Geniestreich", deutsch von Paul Block; „Ein verwickelter Fall" von Valabrègue, deutsch von Paul Block; von Valabrègue gelangen ferner „Die Marionetten" (Les pantins de Madame) zur Aufführung. Ausserdem werden noch gegeben „Villa Beaumignard" von Sonal und Gréhon, deutsch von Ludwig Fischl,

welcher Schwank soeben in Hamburg seine erfolgreiche Erstaufführung erlebt hat, und Léon Gandillot's „Associés“, deutsch von Max Schönau. Auch der Schwank „Ein Rabenvater“ von Fischer und Jarno wird hier seine Première erleben. An Einaktern hat das „Residenz-Theater“ erworben: „Der Eisbrecher“ von Felix Dörmann, „Aber die Ehe!“, Komödie von Paul Linsemann, einem jungen, eingebildeten Feuilletonisten, der hier mit seinem dramatischen Erstlingswerk vor das Publikum tritt, und „Fresch!“ von Benno Jacobsen.

Ein geradezu kolossales Programm hat das „Neue Theater“, die zweite Bühne Direktor Lautenburg's, aber nicht sein „Second théatre français“, wie der offizielle Titel des Pariser Odéen lautet. Von deutschen Autoren sind hier vertreten Richard Voss mit dem Schauspiel „Die neue Zeit“, Carl Costa mit dem Volksstück „Bruder Martin“, Max Dreyer mit dem Drama „Winterschlaf“ und Thilo von Trotha mit dem Einakter „So keck kann nur ein Leutnant sein!“ Ausserdem gelangt ein von zwei beliebten Berliner Autoren gemeinsam verfasstes Lustspiel — die Namen der Verfasser sind noch „Geheimnis“ — zur Aufführung.

Der neue Direktor des Berliner Theaters Herr Intendant Prasch hat seinen Winterspielplan noch nicht veröffentlicht.

Hauptmann, Halbe, Sudermann fehlen bis jetzt, werden Sie uns noch Gaben spenden oder werden Sie uns vor Enttäuschungen bewahren? Wir hoffen von ganzem Herzen, dass unter den Premièren, vor allem der dramatischen Neulinge, ein Werk eines — Dichters sein möge!

Das erste Werk, welches die Gesellschaft Deutscher Dramatiker zur Aufführung bringen wird, ist das dreiaktige Schauspiel „Der Tote“. Die Arbeit entstammt der Feder eines bisher als Bühnenschriftsteller unbekannten Berliner Autors und wurde von der fünfgliedrigen Jury der Gesellschaft einstimmig zur Aufführung empfohlen. Bekanntlich ist es Prinzip der Gesellschaft Deutscher Dramatiker, die Namen der Verfasser der von ihr zur Aufführung gebrachten Dichtungen erst nach stattgefundener Aufführung bekannt zu machen. Im September findet im Berliner Centraltheater die Première statt.



Eingesandte Neuerscheinungen.

A. Jost, Das Recht auf den Tod, soziale Studie. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

F. Paar, Déseré, Schauspiel. Fr. Luckhardt, Leipzig.

Juden und Christen, Skizzen aus dem modernen Geschäftsleben von Fr. Luckhardt. Heft 1. Fürst Bismarck und die „Berliner Bewegung“. Moderne Ehrenmänner.

Wendlandt, Alt Berlin, Schauspiel, A. Entsch, Berlin.

Beyerlein, Dämon Othello, Schauspiel, Constantin Wild, Leipzig.

F. Lienhard, Lieder eines Elsässer. Berlin, H. Lüstenöder.

R. Stratz, Die kleine Elten, Berliner Zeitroman. Berlin, F. Fontane.

Burchardt, Ästhetik und Sozialreform. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

v. Zobeltitz, Kronprinzenpassage, Roman. Jena, Costenoble.

W. Pastor, Stimmen der Wüste, Lieder. Leipzig, Kreisende Ringe.

R. Krafft, Glänzendes Elend. Ein Wort über Offizierkorps. Stuttgart, R. Lutz.

Meyer, Die wirtschaftlichen Einrichtungen des Altertums. Jena, Fischer.

* * *

Die **Zeitschriftenschau** hat nur eine geringe Auslese und wird im Oktoberheft erscheinen.



Beurteilungen.

Moderne Prosa.

Mir liegen vier Bände moderner Novellen aus dem rührigen Verlage des Hofbuchhändlers S. Fischer in Berlin vor. Ich glaube, dass er in dem Wettstreit, den Büchermarkt quantitativ zu bereichern, einer der ersten am Ziel ist. Das will viel besagen unter der grossen Zahl von Verlegern, welche, mit und ohne Honorar an die Autoren, ohne und mit Zuschuss von Seiten der Verfasser, alljährlich den Geist unserer Prosaisten, Dichter und Dichterlinge auf Papier gezogen zur Ausstellung bringen. Leider erhalten meist den Preis die Buchdrucker für die elegante Ausstattung von Satz, Druck und Papier und die Buchbinder für hervorragenden Einband und geschmackvollen Schnitt, die Herren, Frauen oder Fräulein Autoren gehen dagegen gewöhnlich leer aus und finden bis zur nächsten Thorheit Zeit, über den Unverstand und die Blindheit des Publikums nachzudenken, das noch nicht reif genug ist, sich zur Höhe ihres geistigen Schaffens emporzuheben und noch immer an blossen Äusserlichkeiten Gefallen oder Anstoss nimmt. Aber

endlich muss die Zeit doch kommen, wo man sich an die Brust schlagen und ausrufen wird: „Gott sei mir armen Sünder gnädig, der ich das hohe Genie dieses Verfassers bisher in meiner Blindheit nicht erkennen konnte!“ Dann — ja dann! Dann wird der Autor sich zu trösten wissen und grossmütig Denen verzeihen, welche so lange ihn am Wege liegen liessen. Manche glauben bereits einen solchen Standpunkt erreicht zu haben und für sie ist dann von hier bis zu jener Anschauung, dass sie jetzt blos noch zu produzieren brauchen, ohne Rücksicht auf Inhalt oder Gehalt ihrer Schöpfungen, nur noch ein Schritt. Hätten sie ihr Publikum nicht schon, das jetzt allerdings blindlings dem Namen vertraut, sie würden es kaum jemals verdienen. Die Kritik hat sich solchen Autoren gegenüber aber erst recht streng zu benehmen, um dieselben daran zu erinnern, dass es eine Deutsche Litteratur besitzt, die auch dereinst „Geschichte“ wird.

Otto Erich Hartleben. Vom gastfreien Pastor. Das Bändchen bietet in eleganter Ausstattung auf 142 Seiten drei Erzählungen und zwar: „Vom gastfreien Pastor“, „Der Einhorn-Apotheker“ und „Ich erbte“. Durch alle drei Erzählungen geht ein trivialer und verletzender ironisierender Zug. Was Humor sein soll, ist oft nicht mehr als banale Plumpheit und an die Stelle feiner Satyre tritt beleidigende Verhöhnung. Man kann, und das ist ja schon oft mit Erfolg geschehen, das Leben der Kleinstadt mit fein-humoristischen Pinselstrichen skizzieren und glossieren, aber die Manier, in welcher Hartleben Land und Leute von Stolberg malt, erinnert schon mehr an den Maurerpinsel. Überdies ist das Sujet seiner Erzählung „Vom gastfreien Paster“, soweit die Person des Verfassers und seine Freunde dabei ausser Frage stehen, nicht neu. Dieselbe Geschichte erzählt man sich seit mehr als 50 Jahren in München, als in einem dortigen öffentlichen Lusthause passiert. Besseres liefert der bekannte und verwöhnte Autor im „Einhorn-Apothekor“. Aber auch hier wird der Leser eine gewisse Unzufriedenheit nicht los, da man die Handlungsweise des Erzählers seinem simplen Freunde gegenüber niemals verteidigen kann. Der Grundsatz, die Kirsche zu pflücken, wo man sie findet, wird ja für viele stets Giltigkeit behalten, doch ich will nicht annehmen, dass der Verfasser diesem Grundsatze zu Liebe seine juristische Carriere aufgegeben hat, aus welcher ihm bewusst war, dass in gewissen Kreisen eine derartige Handlung als gegen die Straf-Gesetze verstossend betrachtet wird. Die letzte Erzählung „Ich erbte“ widert mich einfach an. Ich finde es im höchsten Grade verwerflich, einen talentlosen Menschen jeci causa eitel zu machen, bis zum Wahnsinn zu treiben und sich dann noch über ein solches Resultat seiner Handlung ruhmselig zu ergehen. Herr Hartleben mag sich mit diesem Vorwurf soweit abfinden, wie seine Erzählung Anspruch auf Wahrheit erhebt. Als blosse Erfindung würde ich diese Nichtigkeit einfach eine Geschmacklosigkeit nennen. Rühmenswert an allen drei Arbeiten ist die Gabe des Verfassers zu charakterisieren. Die Gestalten leben. Der Stil ist einfach und anspruchslos. Zu bemerken ist, dass nach dem Komparativ im Vergleich nie „wie“ sondern stets „als“ zu stehen hat und dass „angehen“ nicht den Dativ, sondern den Akkusativ regiert (cfr. p. 94, 96 etc.). Nicht viel mehr als Bahnhofs- oder Reiselektüre wie vorgenanntes Werk Hartlebens ist auch **Hans Land**, „Die Tugendhafte“. Die Sammlung kleiner Erzählungen steht litterarisch höher als die eben besprochene. Der Stil ist flüssig und gefällig, auch mutet der Inhalt, besonders der zweiten und dritten Humoreske „Pech“ und „Tante Arabella“, freundlich an. In der Erfindung einfach, sind die Probleme doch mit liebenswürdigem Humor behandelt und die agierenden Personen lebenswahr gezeichnet. Die erste Erzählung „Die Tugendhafte“ ist höchstens wegen der eben gewürdigten Kunst des Verfassers, zu perträtieren, erwähnenswert, inhaltlich ist sie unbedeutend, und die letzte Skizze „Ach so!“ stellt dem Leser ein Zeugnis von Armut an Erfindung, dagegen von Reichtum an Geduld aus. Der Name des Verfassers wird durch diese neue Kollektion Erzählungen kaum an Ruhm gewinnen. Seine Liebhaberei für das Wort „kriegen“ gönne ich ihm, ob es aber geschmackvoll ist, zu sagen „auf solche Weise von einem Mädel einen Refüs gekriegt zu haben“ oder „ach — ich kriegte beinabe die Gelbsucht“, erscheint mir zweifelhaft.

Carry Brachvogel, „Alltagsmenschen“. Der umfangreiche Roman soll das erste Werk einer Münchener Dame sein, welches sie an die Öffentlichkeit bringt. Dafür ist es in hohem Grade beachtenswert, denn es spricht aus ihm ein starkes Talent für psychologische Probleme. Dass es sich auch hier wieder um eine Ehebruchsgeschichte handelt, darf nicht Wunder nehmen, wird doch kaum jetzt noch etwas Anderes geschrieben als die Verherrlichung der erotischen Liebe. Die Heldin der Erzählung, Elisabeth, sündigt zwar nicht aus tiefinnerster Empfindung, sondern mehr aus Hang nach einem Abenteuer, da sie die Freuden der Flitterwochen an einem zweiten Manne noch einmal durchkosten möchte. Sie besitzt aus ihrer Ehe ein Kind und die gegenseitige Liebe der Gatten zu demselben ist schliesslich die Brücke, auf welcher der plötzlich zur Erkenntnis gekommene Mann und Vater und die zur Vernunft bekehrte Frau und Mutter sich die Hände reichen zu einem Kompromiss, bei einander zu bleiben. Um des Kindes Willen, das ihnen der Tod fast zu entreissen droht. Die Verfasserin schildert anschaulich und vertieft sich mit vielem Geschick in die Psychologie. So wenig sympathisch die Figur der Elisabeth dem Leser auch sein mag, so natürlich ist sie trotzdem. Es giebt Frauen, welche das ruhige Familienglück nicht vertragen können, oberflächlich in Allem, selbst in der Sinnlichkeit angelegt sind und dennoch, sei es auch nur wie hier, um die Langeweile zu vertreiben, sündigen müssen.

Tadelnswert an der Arbeit ist der Überfluss an fremdsprachlichen Ausdrücken, die zum Verständnis fast ein Lexikon notwendig machen, und die grammatikalische Loddrigkeit in der Behandlung der deutschen Sprache. Es ist das leider eine unbestreitbare Thatsache, dass viele unsrer zeitgenössischen, ich sage absichtlich nicht „modernen" Autoren, die deutsche Sprache immer mehr entwerten. Es wird bald dahin kommen, dass man Jemand, der falsch spricht und orthographisch falsch schreibt, damit entschuldigt, dass er deutscher Schriftsteller ist. Es ist aber auch die Verlagsanstalt zu tadeln, dass sie nicht Leute in ihrem Geschäft besitzt, welche den Verlag durch Korrekturen solcher Werke vor der öffentlichen Blamage schützen. Die besonders in Österreich gebräuchliche falsche Konjugationsform mit „sein" anstatt mit „haben" möchte ich nicht in die deutsche Schriftsprache übernommen wissen, obwohl sie leider auch schon in Süddeutschland sprachgebräuchlich geworden ist. Hier eine Blütenlese: p. 65. „Fast immer war er als einzig Nüchterner an einer lustberauschten Tafel gesessen", p. 69 „war lange bei ihr gestanden", p. 145 „an Hessling war sie ja nie sehr gehangen" u. s. w. „Dann aber schlimmere Verstösse, p. 26 heisst es: „Dann ging sie sich ihre Locken brennen", p. 34 „Wie ein böser Bann hatte die einsame Langeweile dieses Ballabends auf **ihn** gelastet;" p. 45 „Hesslings Huldigungen wurden immer wärmer, wenngleich er sie so diskret derbrachte, dass niemand etwas davon bemerkte, **ausser sie**, der sie galten;" p. 57 „und Elisabeth vergass fast eben so sehr **auf** ihren Tischherrn zur Linken, wie Max **auf** das Iphigeniengesicht zu seiner Rechten". Das ist ja entsetzliches Deutsch, wie es die ungebildetsten Ladenschwengel verzapfen. Wiederholt treffen wir als Komparativ von „bald" auf das geschmackvolle Wort „bälder", wie denn auch hier noch dem Komparativ meistens „wie" statt „als" gebraucht wird. Dass „brauchen" den Infinitiv mit „zu" regiert, scheint die Verfasserin auch nicht zu wissen. So heisst es p. 145 „was hatte denn der kommen brauchen" und p. 209 „dass ich Dir in Deiner Karrière nicht hinderlich sein brauche" und p. 225 „Herrn ... habe ich niemals mahnen brauchen". Daran genug. Es ist aber geradezu ein Verbrechen, wenn eine deutsche Verlagsanstalt ein so ungebildetes Deutsch einem gebildeten Publikum vorzusetzen wagt.

Das Beste aus der diesmaligen vierhändigen Gabe der Verlagshandlung ist **O. Gayer**, Esther. Auf 362 Seiten bietet die Verfasserin drei Novellen, nach deren erster das Werk seinen Titel bekommen hat. Es folgen dann noch „Ultima Thule" und „Der erste Schnee". Dem Buch ist ein Porträt der, wie ich höre, leider verstorbenen Verfasserin beigefügt. Nach diesem, wenn es aus den letzten Lebensjahren der Erzählerin stammt, ist sie ein noch ziemlich junges Blut gewesen, und man hat daher um so mehr Ursache, ihr frühes Hinscheiden zu beklagen, denn aus dem vorliegenden ersten Bande ihrer Arbeiten, welche S. Fischer in einer Gesamtausgabe erscheinen lassen will, spricht eine schöne, ja eine grosse dichterische Begabung. Ich muss gestehen, dass die Verfasserin mir bisher unbekannt geblieben ist, und ich weiteren Gaben ihrer Kunst gern entgegen sehe, um an solchen erforschen zu können, bis zu welcher Höhe sich das Talent der Dame ausgereift hat. Seelenvolle, ebenso prägnante wie stimmungsreiche Schilderung von Charakteren und Situationen, sowie reizvolle und anmutige Zeichnung landschaftlicher Bilder sind die Hauptvorzüge des Werks, das dadurch zu ergreifen und zu fesseln versteht. In den ersten beiden Arbeiten wird mit rühmenswerter psychologischer Schärfe das Wesen der Ehe zweier Paare zergliedert. Dass es in beiden Fällen die Frauen sind, welche unverstanden leiden, kann man der Autorin nicht so sehr verübeln, sie tritt eben für ihr Geschlecht ein. In der kleinen, den Schluss des Bands bildenden Novelle „Der erste Schnee" wird dem Leser ein harmloses aber freundliches Liebesidyll geboten. Man legt das Buch zufrieden aus der Hand. Ich empfehle es bestens allen denen, welche an einer Vertiefung von Seelenproblemen stilles Vergnügen finden. Leider tritt aber auch aus diesem Werk wieder eine mangelhafte Beherrschung der deutschen Sprache zu Tage. Da spricht die Verfasserin pag. 1 von einem „männlichen Bildnis". Demnach gebe es also auch ein „weibliches", vielleicht gar ein „kindliches" Bildnis. Pag. 9 heisst es an einer Stelle: „Der junge Mann dachte den Gedanken nicht zu Ende". Ich empfehle für die Neuauflage folgende Version: „dachte den Gedanken, den er dachte gedacht zu haben, nicht zu Ende." Das klingt jedenfalls noch schöner. Seite 19 liest man: „Du kannst auch für nichts und gar nichts weinen." Natürlich soll es statt **für** nichts heissen **um** nichts. Entschieden falsch und störend obendrein ist es, wenn man wie pag. 21 sagt . . . und sie würde an seinem Herzen erwachen, zu finden, dass sie . . . . Hier ist das Wörtchen „um" zwischen „erwachen" und „zu" einzuschalten oder einfach „und finden" zu setzen. Ja solche Sprachunrichtigkeiten oder Nachlässigkeiten dürften in Werken eines als geachtet geltenden Verlags unter keinen Umständen anzutreffen sein. Ich hoffe, wie der Leser gesehen hat auf solche und zwar in genügender Menge in allen vier Werken hingewiesen, welche mir gerade vorlagen. Es genügt hoffentlich, um Abänderung herbeizuführen.

Berlin. **Hans von Reinfels.**

Lyrik.

Gedichte von **W. Dietrich.** Berlin, W. Her (Besser'sche Buchhandlung).

Das Bändchen enthält die Kundgebungen einer feinen vornehmen Seele, welche einen grossen Schmerz erfahren hat. Der Verfasser besitzt Zartheit und Vielseitigkeit des Ausdrucks, einen gebildeten Geschmack, und auch genügende Selbstkritik, da er nirgends etwas Wertloses oder Unwichtiges seiner Sammlung einverleibt hat. Indes so rührend die Treue im Schmerze auch sein mag, so vertiefend and verklärend das wahre Leid wirkt, fast möchte man es doch bedauern, W. Dietrich's Leyer so ausschliesslich in Moll erklingen zu hören, und dass seine Muse sich immerdar nur mit Cypressen bekränzt. „Der Erlöser Tod“ ist der alleinige Held, die Sehnsucht nach dem Jenseits der Untergrund alles Empfundenen und Dargebotenen. Auf ähnlich gestimmte Gemüter werden W. Dietrichs poetische Klagen übrigens sicher ihre Wirkung nicht verfehlen, besonders da sie auch in sehr formvollendeter Gewandung sich geben:

„Mit Augen, die mich ewig binden,
Sieht mich das Jenseits schweigend an,
Mit Armen, die sich um mich winden,
Hält mich der Tod in seinem Bann.

An Lippen häng' ich, die nicht sprechen,
An einem Herzen, das nicht schlägt,
Und Ketten trag' ich, die nicht brechen,
So lange mich die Erde trägt.“

Ganz gewiss aber würde sogar recht hervorragende Begabung zum Humoristischen, leicht Gefälligen und Malerischen vorhanden sein, wenn solches nur überhaupt gewollt würde. Das beweisen die Gedichte „Theaterabend“ und „Am Bach“. Nach letzterem könnte man gleich ein sinnig Bildchen entwerfen. Eine hübsche Leistung ist auch „May's Band“. Den Schluss des Buches bilden einige Gesänge an Calderon, die Platen'schen Geist atmen und sehr schön sind. Namentlich im Bezug darauf rufen wir dem Dichter mit Überzeugung zu: „noch mehr . . . . recht bald noch mehr!“

Ausgewählte Gedichte von **Auguste Kurs.** Berlin, Vossische Buchhandlung (Strikker).

Diese Gedichte sind wesentlich anderen Genres, sie ziehen alle Register auf und entfalten ein vollstimmiges Orchester. Auguste Kurs ist eine ungewöhnlich begabte Dichterin, ihre Schöpfungen sind sämtlich poesiedurchdrungen, von hoher Objektivität, doch ohne dass die dichterische Individualität darunter gelitten hätte, denn eine interessante machtvolle Subjektivität ist und bleibt ja doch immer die Hauptsache des Lyrikers. In der Anschauung und Behandlung der Natur, des Frühlings u. s. w. erinnert sie zuweilen an Anastasius Grün; ganz besonders verdient aber ihr Versifikationstalent hervorgehoben zu werden, das seinesgleichen sucht. Die Klippen, die hierin allenfalls liegen könnten . . . . denn eine gar zu grosse Leichtigkeit des poetischen Ausdrucks führt kleinere Geister oft zu einer gewissen Überproduktion, wobei dem Nichtigen und Unbedeutenden der Empfindung zuviel Spielraum gewährt wird . . . . weiss Auguste Kurs mit feinem Instinkt und förmlichen Genie zu umschiffen. Nie kommt sie dem Gemeinplatz nah, was namentlich bei ihren „Sprüchen“, die sämtlich abgeschrieben zu werden verdienten, in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise zu Tage tritt. Denn des Lebens uralte Weisheiten können natürlich nicht im Handumdrehen bedingungslos verjüngt werden, aber wenn der Gedanke unserer Dichterin einmal gelegentlich auch schon Dagewesenes, Altbekanntes zu streifen nicht wohl zu vermeiden strebt, so trifft sie wenigstens bei ihren Auslassungen immer den Nagel auf den Kopf, die Fassung derselben ist so präzis and komplett, dass Alles, was sie sagt, Einem unwillkürlich flugs wieder ganz neu erscheint.

Auguste Kurs hat ihrerzeit — die Dichterin weilt leider nicht mehr unter den Lebenden — sehr schöne patriotische Gedichte gemacht, die bedauerlicher Weise in dieser „Auswahl“ keinen Platz gefunden haben. Der Deutsche — Goethe völlig entgegen — pflegt leicht eine Abneigung gegen Gelegenheitsgedichte zu hegen, und bei patriotischen Gedichten in Frieden meint er bestimmt, dass möglicherweise die Phrase auf Kosten der Poesie sich darin herverdrängen möchte. Wer von dieser Ansicht geheilt sein will, muss die patriotischen Gedichte von Auguste Kurs lesen, die Perlen ihrer Art sind, und wirklich nicht zuviel gesagt, eine Geschichte in Versen der letzten historischen Dezennien enthalten.

Berlin. **Arthur von Loy.**

Verein für freies Schrifttum.

Zwanzig Jahre sinds her, dass der „Allgemeine Verband für Deutsche Litteratur“ gegründet wurde. Treffliche Werke, meist wissenschaftlichen Inhalts, beliebter und hervorragender Autoren liefert er seitdem seinen Mitgliedern.

1891 erstand der „Verein der Bücherfreunde“, der auch belletristische Werke brachte and vor allen Dingen billiger war, denn man erhält für 15 Mark 8 Bände jährlich, wohingegen der „Allgemeine Verband“ für einen Jahresbeitrag von 16 Mark nur 4 Bände liefert. Zwölftausend Mitglieder zählt der Verein der Bücherfreunde — und da sagt man noch, dass die Deutschen keine Bücher kaufen!

Der im Oktober 1894 begründete „Verein für freies Schrifttum“ ist der Dritte im Bunde.

Drei Bände liegen bis jetzt von ihm vor,

fünf müssen noch erscheinen; Jahresbeitrag 12 Mark.

Für dramatische Werke will die „Gesellschaft Deutscher Dramatiker" etwas Ähnliches schaffen, wie die obigen Vereine; die sog. „Förderer des Deutschen Dramas" sollen auch für einen Jahresbeitrag von 10 Mark 6–8 dramatische Publikationen erhalten.

Aber ich wollte ja die bisher erschienenen Romane des „Vereins für freies Schrifttum" besprechen.

Mysings Bildungsmüden, die den Reigen eröffneten, sind hier ja schon gewürdigt (ich selber habe den Roman im Magazin für Litteratur 1894 Nr. 49 besprochen), können sich also mit einer einfachen Erwähnung begnügen.

Der zweite Roman hat die Ehre und das Vergnügen, aus dem Kopfe und der Feder Adalbert von Hansteins zu stammen: die Aktien des Glücks ist er benamset und als Untertitel steht noch zu lesen: humoristisch-satirischer Zeitroman. Das klingt fast stolz, wirkt aber lächerlich und erscheint dumm.

Der Autor versucht sich auf einem Gebiete, das ihm so fern liegt, wie nur etwas. Hanstein ist ein trefflicher Theaterkritiker, nach den Harts der beste in Berlin, aber darum versteht er noch nichts von der sozialen Frage, und das Göttergeschenk Humor ist ihm auch nicht zuteil geworden.

Maschinen, Denk- und Handlungsmaschinen sind die Personen seines Romans, fein ausgeklügelt laufen sie, vom Verfasser aufgezogen, durch das Buch.

Es ist ja schwer, den spröden Stoff der volkswirtschaftlichen Probleme zu bilden, und deshalb sind immer zwei Menschen mit derartigen wissenschaftlichen Romanen nicht zufrieden: den Fachgelehrten ists zu unwissenschaftlich und den Kunstfreunden zu unkünstlerisch. Ich habe beides empfunden. Einen solchen Roman kann heute nur Wilhelm Raabe schreiben.

Ich habe Hanstein vielleicht zu ungerecht beurteilt, denn eine Stelle ist in dem Roman, ein Wort von einer Empfindungstiefe und Geistesdemut vor wahrer Grösse, kurz, ein herrliches Wort, welches alle Schwächen des Romans vergessen lässt: „Wenn ein Genie an die Thüre der Gesellschaft klopft, so hat der Mann der Praxis nichts zu thun, als wie ein schweigender Pförtner die Thür des Lebens vor ihm aufzuthun und ihn einzuladen zum Eintritt." Das Wort ist allerdings nicht von Hanstein, sondern von Gutzkow.

Als drittes Werk erschien: Jules Vallès: Vingtras' junge Leiden. Der die Jugendjahre Vallès' umfassende Band des dreibändigen autobiographischen Romans ist von Karl Schneidt frei bearbeitet.

Man muss Schneidt für diese geistreiche Vermittelung Dank wissen, denn es ist in der That ein treffliches Buch, das er dem deutschen Publikum zugänglich gemacht hat.

Vingtras junge Leiden sind ein Buch, welches man öfter lesen kann, und deren giebt es nicht viele.

Wenn Herr von Hanstein es einmal lesen wollte, so könnte er sehen, was Humor und Satire ist. Sehen, aber nicht lernen.

Von den übrigen Werken darf man die Falkes und Bierbaums wohl mit Spannung erwarten.

Und nun zum Schluss noch eins. Weshalb bringt man nicht einmal vollkommen neue Autoren, junges frisches Blut? Die hier vertretenen sind schon mehr oder weniger bekannt und unerkannt, haben auch ihr gutes Ein- und Auskommen. Man sollte einmal junge Talente entdecken gehen.

Berlin. R. Wrede.

Varia.

Allerlei Liebenswürdigkeiten, die in Wirklichkeit ein Konglomerat von litterarischen Nichtigkeiten sind, benennt **Edwin Bormann** ein humoristisches Quodlibet in Wort und Bild, in Vers und Reim, in Ton und Farbe. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr nett, der Umschlag erinnert allerdings etwas an Geschäftskataloge. Der geistige Inhalt ist gleich Null. Bormann ist hier Verleger, aber nicht Schriftsteller, vom Dichter keine Spur, höchstens Versedrechsler.

Gern bin ich **Victor Ottmann** auf seinen Streifzügen in Toskana, an der Riviera und in der Provence gefolgt (Berlin, Verein der Bücherfreunde). Ein gesundes Auge für das herrliche Land Italien, ein feines Empfinden für Schönes und Hässliches, eine humoristische Auffassungsgabe und eine künstlerische Gestaltungskraft zeigt sich deutlich in dem Buche.

Wer einst in jenen Gegenden weilte, oder wer sie später aufsuchen will, beide werden dem Verfasser Dank wissen.

Max Dittrich giebt Gedenkblätter Deutschen Waffenruhmes aus dem Kriege 1870/71 heraus. (Leipzig, Gessner & Schramm.) Das mit 8 Illustrationen geschmückte Büchlein ist mit warmer Empfindung geschrieben und dürfte für Volks- und Schulbibliotheken sehr zu empfehlen sein.

Walhallas Weihe heisst ein Festspiel zur 25jährigen Jubelfeier des Jahres 1870/71 von **Wilhelm Clobes** (Wiesbaden, W. Zimmet) Die in schwungvollen Versen geschriebene Dichtung eignet sich trefflich zur Aufführung für die jetzigen Erinnerungstage.

Die Personen sind:

Ein deutscher Wappenherold.
Die Geschichte.

Schutzgeist der Hohenzollern.
Ein Barde.
Krieg
Friede
Kunst
Wissenschaft
} Genien.

Die Aufführung dürfte eine halbe Stunde dauern.

Kutschkes ausgewählte Gedichte (Breslau, Schlesische Buchdruckerei) verdanken ihre Ausgabe wohl auch den patriotischen Reflexionen an das Jahr 1870/71.

„Was kraucht dort in dem Busch herum", wer kennte es nicht, das sogen. Kutschkelied? Als sein Verfasser wird jetzt allseitig Gotthelf Hoffmann, Stationsassistent in Breslau, unerkannt. Sein Bild schmückt die Sammlung. Das patriotische Liederbuch, das eine Art poetischer Chronik des Krieges bildet, wird für alte und junge Krieger von Interesse sein.

Berlin. **F. v. Adeldegg**

Gerhard von Amyntor, Gewissensqualen. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Schall & Grund, Berlin.

Der Erzähler sitzt mit dem Verfasser der Novelle „Sturm naht" in einem Wirtshause an der Nordsee. Der Erzähler ist ein alter Matrose, der früher Kommis bei Otto Mühlfeld, einem Hamburger Millionär, war. Er liebte dessen Tochter Minnegard. Aber Mühlfeld bestimmt sie seinem Prokuristen und Minnegard gehorcht. Bei einem Verlobungsfest wird es plötzlich Nacht, (S. 31) der seltsame Vater lässt die drei allein in einem Boot dem grösserem Schiffe zurudern. Im Sturm schlägt das Fahrzeug um, der Liebende rettet die Geliebte, der Verlobte ertrinkt. Mit durch des andern Schuld. Nun tritt ein Reisefräulein zwischen die zwei am Leben Gebliebenen. Der Vater sendet seinen Kommis, den Retter seiner Tochter, nach Amerika. Aber Minnegard hält dem von vielen Schicksalen Verfolgten die Treue zehn Jahre. Der alte Bootsmann war inzwischen Taucher geworden und findet auf dem Boden des portugiesischen Meeres die Leiche seiner Jugendgeliebten, die — nach zehn Jahren — nun allein auf der Welt, grade in seine Arme eilen wollte. Man muss schon stark wahrscheinlichkeitsgläubig sein, um das zu glauben. Aber es entsteht nun während dieser Beichte der lange vorhergekündigte Sturm, der alte Bootsmann eilt hinaus, und rettet grade das feindselige Reisefräulein, während er — als Sühne für sein früheres Verbrechen, und obwohl er 30 Personen das Leben gerettet, selbst hier ertrinkt.

Alles das ist möglich, aber doch stets gewaltsam konstruiert. Dass „Eva das erste Kotelett gewesen, das dem Manne köstlich geschmeckt" (S. 12) ist nicht geschmackvoll, und „in jedem Unglück, das einem andern widerfährt, entdecken wir allzeit etwas, was uns nicht grade missfällt," hätte zwischen Gänsefüsschen stehen müssen, denn diese boshafte Wahrheit ist nicht von Herrn G. v. Amyntor, sondern von La Rochefoucauld. Was sind „stolz geschützte Lippen?" (S. 56).

Die zweite Novelle: Der Laryngologe, ist meiner Ansicht nach viel unwahrscheinlicher, obwohl noch mehr nach einer mathematischen Formel ausgerechnet. Ein junger Arzt versucht es, der mit bereits drei blonden Töchtern gesegneten Frau eines General a. D. eine Monatspension mehr zu retten, indem er den Zeiger der Uhr in der Sterbestunde vorrückt. Diese That, obwohl er selbst dem Fiskus das Doppelte durch Mehr-Steuer-Angabe erstattet, bildet die Gewissensqual seines Lebens. Der moralische Fehltritt bleibt. Das ist zuzugestehen. Dass aber nach 10 oder 15 Jahren die noch immer entzückende Frau sprachlos zu ihm kommt, dass wir alle modizinischen und klinischen Details nicht erspart bekommen, etwa, wie „Bitte, strecken Sie Ihre Zunge heraus, so weit als möglich und halten Sie dieselbe mit ihrer rechten Hand fest"; dass auf die glückliche Operation sofort eine gegenseitige Liebeserklärung folgt, während ein wirklich umsichtiger Arzt die blutende Frau zunächst schweigen lassen würde — das geht wider meine Möglichkeit und meinen Geschmack. Es macht Herrn von Amyntor vielleicht Freude, zu erfahren, dass ein andres Buch von ihm: Notizen zur Lebenskunst (?) von dem überaus geistreichen Anatole France in seinem Jardin d'Epicure angezogen wird.

Dagegen ist die Gelbe Rose, Roman von **Maurus Jokai**, ein echter Jokai. Nicht ganz umsonst widmet ein praktisches Volk, wie die Magyaren, seinem Dichter, eine Nationalspende von fl. 100000.

Die gelbe Rose ist eine Art Santuzza, die zwischen ihren zwei Anbetern, einem Pferdehüter und einem Hernviehhüter, eine ebenso spannende, wie ergötzliche Eifersuchtsgegnerschaftskomödie hervorruft.

Wir thun dabei intimste Einblicke in das Pustaleben, die Schilderung der Fata-Morgana, eines Rinderverkaufs und Raubs dürfen sich getrost den Veduten aus Sacher-Masochs Don Juan von Kolomea, seinem besten Werke, an die Seite stellen. Der in der deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, vorm. Hallberger, erschienene Roman ist ein ganz prachtvolles Gegenstück zu Vergas Sicilianischer Bauernehre.

Fred von Lensky, Kinder der Flamme. Verlag von Otto Janke. 3 Bände.

Dieser Roman ist recht gut, fliessend und verständlich geschrieben. Er führt uns eine Reise, eine Generation von Menschen vor, die

heiraten, und sich damit, den ruhigen Strand des Junggesellenstandes verlassend, in eine Welt von Sorgen und Leiden stürzen. Der junge Max Grotensberg z. B. heiratete eine „Chansonette“ (dies ist ein ganz falscher Ausdruck) und wir erfahren nicht, warum die keusche, spröde Pariser Sängerin grade einem Deutschen in ein philiströses Nest folgt? Aber grade die Pariserin, wie das deutsche Nest, sind vorzüglich gezeichnet, auch das deutsche steife Frauengegenbild, die Isidore. Die Kinder schlugen dann wieder den Eltern nach, sie streben wie die Motte zur Flamme, und sollte sie sie verzehren. Nach dem Goethe'schen Satz: „Was Einem angehört, wird man nicht los und wenn man es wegwürfe!“ oder dem Horazischen: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Beiläufig gesagt glaube ich nicht, dass eine Pariser Modistin in der fashionablen und teuren Rue Murillo, am Park de Monceau wohnt. Die Kirche St. Roch heisst nicht St. Roche und kein Pariser Kutscher, dem sein Fahrgast eine Adresse aufgiebt, sagt:

Eh bien, Monsieur.

Berlin. **Alfred Friedmann.**

Aus der Streusandbüchse. Gedichte von Ewald Müller. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1894.

Im Grossen und Ganzen ein liebes Buch, das einen echten und rechten Dichter verrät. Besonders Schönes enthült die Abteilung „Daheim und unterwegs“. Müller ist begeistert von seiner märkischen Heimat, er hängt mit Liebe an ihrem armen Boden und alles, was er zu ihrem Preise anführen kann, sucht er hervor. Seinem Auge erscheint die „Streusandbüchse des Reiches“ ein liebreizender Garten, ein Hort deutscher Grösse, zu dem die Welt bewundernd ihr Auge lenkt. Bald in kunstvoll gebauten Strophen voll dichterischen Schwunges und lodernder Begeisterung, bald in schalkhaften und schlichten Formen singt der Dichter seine treue Heimatsliebe jedem ins Herz, der ihm liebevoll lauscht. Auch die epischen Gedichte sind sehr gelungen. Müller steht auch dem Allgemein-Menschlichen und dem Heute nicht fremd gegenüber. Das beweisen seine Gedichte „Im Zeitenstrom“, in denen er uns manch packendes Bild entrollt.

Schade ist nur, dass der Dichter auch manches Minderwertige aufgenommen hat, wie es sich besonders in „Sinnen und Minnen“ und „Natur“ findet. Alle Korrektheit der äusseren Form kann nicht über den Mangel der wahrhaft poetischen Empfindung hinweghelfen.

Wird das Buch bei einer zweiten Auflage um solche Nummern verringert, so kann es nur gewinnen. Aber auch so gehört es jedenfalls zu den besseren Erscheinungen neuer deutscher Lyrik. **Karl Bienenstein.**



Hieb und Stich.

Versprechen müssen gehalten werden. In unserem Juliheft wurde versprochen, auf einen Artikel in Nr. 23 des Magazins für Litteratur zurückzukommen. So möge es denn geschehen.

Genannte Nummer enthielt einen Artikel: Rello Südheim.' Eine Tragikomödie aus den Niederungen der Berliner Journalistik. Von Max Kempner-Hochstädt. Dass ein bestimmter Herr gemeint ist, wird der Verfasser nicht leugnen können. Es kann auch durch Zeugen bewiesen werden.

Rollo Südheim, lassen wir den Namen, werden journalistisch unfeine, ja auch strafbare Handlungen vorgeworfen.

Der schwerste Fall sei hier erwähnt. Südheim soll bei dem Preisausschreiben einer von ihm redigierten Zeitschrift sich unter drei verschiedenen Namen um die drei Preise beworben und sie sich zuerkannt haben. Ob es wahr ist, weiss ich nicht.

Niemand wird so etwas beschönigen. Ein witziger Betrug bleibt immer ein Betrug — ein strafrechtliches Vergehen.

Ein litterarisches und kollegiales Vergehen ist dagegen der Artikel von Kempner-Hochstädt.

Die Fakta des Falles Südheim gehörten nicht, mit einer matten humoristischen Sauce übergossen, in eine ernste litterarische Zeitschrift als Sonderartikel.

Sie können eine Episode für einen Roman oder eine Komödie abgeben; mehr kaum.

Ein kollegiales Vergehen liegt in doppelter Hinsicht vor, einmal gegen Südheim: weshalb ihn maskiert angreifen, sodass doch gleich Jeder weiss, wer gemeint ist?

Zum Zweiten gegen den journalistischen Stand. Dass es Lumpe darin giebt, ist bekannt, aber wozu das immer an die grosse Glocke schlagen.

Der „Fall Südheim“ gehört vor ein Ehrengericht von Berufsgenossen, vorausgesetzt, dass Herr Kempner-Hochstädt Recht hat.

Denn der journalistische Stand soll nach Möglichkeit rein von unsaubern Elementen gehalten werden.

Scripsi et salvavi animam meam.

Verus.



Verantwortlicher Chefredakteur: Dr. jur. R. Wrede, Berlin NW 6.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig. Druck von Schumann & Graho, Cöthen.



